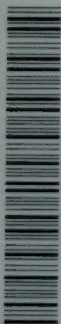
M. N. Rosanow

Jakob M. R. Lenz





JAKOB M. R. LENZ

der Dichter der Sturm- und Drangperiode

Sein Leben und seine Werke

Von

M. N. ROSANOW

Privat-Dozent an der Universität Moskau

Preisgekrönt von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg

---

Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Uebersetzung

Deutsch von C. von Gütschow



Leipzig

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

1909

Im Druck beendet März 1909.

Vorwort des Verfassers.

Das dem Urteile des Lesers hiermit unterbreitete Buch entsprang dem Wunsche, die Persönlichkeit und die literarische Tätigkeit eines der bedeutendsten deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts, eines der wichtigsten Faktoren der für die Literaturgeschichte so bedeutungsvollen Sturm- und Drangperiode klarzulegen. Jakob Michael Reinhold Lenz, seiner Abstammung nach ein Deutschrusse, der den gröſsten Teil sein Lebens innerhalb der Grenzen Ruſslands verbrachte, der sein so bewegtes und unglückliches Dasein in Moskau beschloſs, hat das vollste Recht auf die Beachtung des russischen Forschers. Als Freund von Goethe und Karamsin bildete er ein wichtiges, allerdings nur selten gewürdigtes Bindeglied zwischen der deutschen und russischen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Lenz war eine so ungewöhnliche und bedeutende Persönlichkeit, daſs in den Menschen, die sein wandelbares Geschick näher kannten, von selbst der Wunsch rege wurde, seine Biographie zu schreiben. Der Pastor Jerczembski, der die letzten in Moskau verbrachten Lebensjahre von Lenz aus eigener Anschauung kannte und das deutsche Publikum vom Tode des Stürmers, dessen Name einst mit dem eines Goethe genannt worden war, benachrichtigte, hat seine Absicht, eine Lebensbeschreibung des Dichters zu geben, öffentlich bekannt gemacht (Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung 18. August 1792 S. 820—821.) Und in seiner Selbstbiographie äuſsert Goethe, indem er Lenzens gedenkt: „Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgendeine Weise anschaulich zu machen“ (Dichtung und Wahrheit 14. Buch). Es ist nur zu beklagen, daſs dieser Wunsch unausgeführt geblieben ist; die Biographie Lenzens, geschrieben von der meisterhaften Feder seines groſsen Freundes, wäre ein wertvoller Beitrag zur Psychologie und Geschichte der Sturm- und Drangperiode.

Fast zu derselben Zeit, als Goethe die oben angeführten Zeilen schrieb, sammelte ein Landsmann von Lenz, Dr. Dumpf, sorgfältigst Material zu einer Biographie dieses Dichters. Der in der Stadtbibliothek zu Riga aufbewahrte umfangreiche Briefwechsel zwischen Dumpf und dem livländischen Schriftsteller Petersen, einem Freunde Shukowskijs, sowie mit vielen andern Personen bewegt sich fast ausschlieſslich um den von ihm

verehrten Dichter und legt Zeugnis davon ab, mit welchem Eifer er von allen Seiten her Handschriften und sonstiges Material zu seiner Biographie sammelte. Er wendete sich um Auskünfte an alle, die Lenz persönlich gekannt hatten, an seine Verwandten in Livland, an Karamsin und die anderen Moskauer Bekannten usw. Im Jahre 1819 veröffentlichte Dumpf die erste Ausgabe eines der interessantesten Werke von Lenz: die literarische Satire „Pandaemonium germanicum". Aus dem Briefwechsel mit Petersen ist zu ersehen, daſs Dumpf nicht nur den Plan zu seiner Lenzbiographie abgeschlossen, sondern auch bereits einen groſsen Teil derselben niedergeschrieben hatte. (Brief vom 14. Febr. 1816 an Petersen). Von den Handschriften Lenzens und seinem Briefwechsel hat Dumpf alles gesammelt, was er nur erlangen konnte. Unter anderem empfing er mehrere Materialien von Karamsin (vgl. Dumpfs Brief an Tieck vom 20. April 1821, abgedruckt in der „Baltischen Monatsschrift" 1899 April S. 316).

Als der berühmte Romantiker Ludwig Tieck, der in seiner Jugend Lenz ebenso wie Goethe verehrte, die Herausgabe der Werke dieses Stürmers plante, überlieſs ihm Dumpf in groſsherziger Weise alles so mühsam gesammelte Material (s. Briefwechsel Dumpfs mit Tieck in der Baltischen Monatsschrift, 1899 April S. 302—321). Nur mit Hilfe von Dumpf konnte im Jahre 1828 Tieck die erste und bis jetzt einzig gebliebene Sammlung aller Schriften von Lenz herausgeben (Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, Berlin 1828, 3 Bände). Leider bewahrte seine Begeisterung für Lenz den berühmten Romantiker nicht davor, seine Aufgabe sehr nachlässig durchzuführen. Abgesehen von kleinen Irrtümern genügt es anzuführen, daſs der Roman „Der Waldbruder", den Schiller, ebenfalls ein groſser Verehrer der Lenzschen Poesie, bereits im Jahre 1797 veröffentlicht hatte, in dieser Sammlung fehlt. Dagegen hat Tieck eine Reihe von Werken aufgenommen, die gar nicht von Lenz herrühren: so Klingers Tragödie „Das leidende Weib", die Abhandlung Häfelis „Über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und das Gedicht „Ode auf den Wein", das mit dem Jahre 1748 bezeichnet ist, während Lenz erst im Jahre 1751 geboren wurde.

Das Schicksal des handschriftlichen Nachlasses von Lenz war ebenso traurig wie das des Dichters selbst. Nach Dumpfs und Tiecks Tode ging das von beiden so sorgfältig gesammelte Material in verschiedene Hände über, wobei natürlich viel verloren ging. (Über den handschriftlichen Nachlaſs von Lenz siehe die Abhandlung von Georg Sivers: J. M. R. Lenz und eine Bitte um Materialien zu seiner Biographie in der „Baltischen Monatsschrift" Bd. XIII, S. 210—225, Riga 1866).

Nur allmählich erschienen Briefe von verschiedenen berühmten Persönlichkeiten an Lenz und von diesem an jene. Der elsässische Gelehrte August Stöber veröffentlichte Briefe an den bekannten Aktuar Salzmann, den Vorsitzenden des Goetheschen Zirkels, die für die Charakteristik Lenzens in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Straſsburg von groſser Bedeutung sind (Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842; Der Aktuar Salzmann, Goethes Freund und Tischgenosse in Straſsburg, Frankfurt a. M. 1855). Lenzens Briefe an Merck erschienen in der

Ausgabe von Wagner (Briefe an und von J. H. Merck, 1838), die an Herder in der Ausgabe von Düntzer (Aus Herders Nachlaſs, 1856), die an Lavater und Sarasin in der Ausgabe von Dorer-Egloff (Lenz und seine Schriften, Baden 1857) usw. Diese letzteren Schriften, sowie die erwähnten Arbeiten Stöbers vervollständigten sehr wesentlich die bis dahin in der Presse verbreiteten Kenntnisse über das Leben und Wirken des Dichters.

Auf Grund des inzwischen angehäuften Materials versuchte Professor Gruppe eine Darstellung des Lebens und Schaffens des Dichters in seinem Buche: „Reinhold Lenz, Leben und Werke“ (Berlin 1861) zu geben. Dieses Buch ist jedoch keine vollständige, gründlich ausgearbeitete Biographie, sondern eine Reihe von Studien über die verschiedensten Fragen aus Lenzens Leben und Schaffen. Auf Grund der damals vorhandenen gedruckten Unterlagen, die Gruppe ausschlieſslich benutzte, war eine eingehende Lebensbeschreibung wohl auch kaum möglich. Aus Mangel an Unterlagen nahm der Verfasser seine Phantasie zu Hilfe und so entstanden fast bei jedem Schritte Entstellungen und falsche Wiedergabe tatsächlicher Vorgänge. Gruppe nahm seinem Werke jede wissenschaftliche Bedeutung durch das übermäſsige Lob, das er dem Helden seines Halbromans spendete. Diese unkritische, jetzt ganz veraltete Arbeit war bisher die einzige ausführliche Monographie über Lenz.

In den sechziger und siebziger Jahren gelangte der handschriftliche Nachlaſs Lenzens in den Besitz dreier — nach der Bezeichnung Erich Schmidts — „Priester des Lenz-Kultus“, und zwar in den des Freiherrn Wendelin von Maltzahn in Weimar, von Georg Sivers in Riga und P. Th. Falck in Reval. Jeder von ihnen sammelte sorgfältigst alle Schriften Lenzens und alles, was zu seiner Biographie dienen konnte. Sie erfreuten sich ihrer Seltenheiten aber nur im stillen Arbeitszimmer und teilten dem Publikum sehr wenig von ihren Entdeckungen und von ihrem neuen Material mit. Maltzahn und Sivers beschränkten sich auf eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften. Erst nach dem Tode des letzteren erschienen vier seiner trefflichen Abhandlungen in einer gemeinsamen Ausgabe: „J. M. R. Lenz. Vier Beiträge zu seiner Biographie und zur Literaturgeschichte seiner Zeit“ (Riga 1879). P. Th. Falck verwendete das von ihm gesammelte Material teilweise zu einer Monographie: „Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland“ (Winterthur 1878).

Laut testamentarischer Verfügung Sivers’ ging das ganze von ihm gesammelte reiche handschriftliche Material in den Besitz des verstorbenen Germanisten Professor Karl Weinhold über. Erst von diesem Zeitpunkt an wurde ein streng wissenschaftliches Studium der literarischen Tätigkeit Lenzens ermöglicht. Den solidesten Grundstein desselben legte der ebengenannte hochgeehrte Berliner Professor. Auf der Grundlage der Handschriften gab er die im Nachlaſs des Dichters vorgefundenen wertvollen dramatischen Versuche und sämtliche Gedichte von Lenz heraus. (Dramatischer Nachlaſs von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Professor Karl Weinhold, Frankfurt a. M. 1884; Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn, herausgegeben von Professor Karl Weinhold, Berlin 1891). Von

ihm wurde auch die vom Professor Erich Schmidt aufgefundene interessante Lenzsche Handschrift: „Moralische Bekehrung eines Poeten, von ihm selbst aufgeschrieben“ (Goethe-Jahrbuch Bd. X. 1889) und die in Vergessenheit geratene Tragödie „Die Sizilianische Vesper“ herausgegeben. (Die Sizilianische Vesper. Trauerspiel von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Karl Weinhold, Breslau 1887).

Kurz vorher veröffentlichte Professor Urlichs das bis dahin ganz unbekannte „Tagebuch“ von Lenz, das Licht in seine Strafsburgischen Beziehungen bringt (Deutsche Rundschau 1877 Mai). Ferner ist noch die vorzügliche Ausgabe der Satire „Pandaemonium germanicum“ des Professor Erich Schmidt zu erwähnen. (J. M. R. Lenz, Pandaemonium germanicum. Nach den Handschriften herausgegeben und erläutert. Berlin 1896).

Spezielle Fragen behandelten auf Grund von Archiv-Forschungen die Bücher von Froitzheim: „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Strafsburg“, Strafsburg 1888 und „Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode“, Strafsburg 1888; ferner Rauch, „Lenz und Shakespeare“, Berlin 1892, Pfütze, „Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen“, Braunschweig 1890, Anwand, „Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz“, München 1897, Clarke, „Lenz' Übersetzungen aus dem Englischen“ in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge Bd. X, 1896, Siebs, „Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz“ in den „Preufsischen Jahrbüchern“, Juni 1897 u. a.

Bis in die jüngste Zeit wurden neue Briefe von Lenz herausgegeben. So veröffentlichte Hassencamp in der Zeitschrift „Euphorion“ 1896 interessante Briefe Lenzens an Sophie La Roche, Froitzheim solche an Röderer und von diesem an Lenz (Lenz und Goethe, Stuttgart 1891) u. a. m. Um in dem grofsen und weit zerstreuten Briefwechsel Lenzens zurechtzuweisen, veröffentlichte Waldmann sein Buch „Lenz in Briefen“ (Zürich 1894), das nicht immer eine gelungene Auswahl der entsprechenden Briefe aufweist.

Gegenwärtig liegt eine umfangreiche Literatur über Lenz vor — das Verzeichnis der Werke in dem „Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung“ von Goedeke, 2. Auflage, ist lange nicht vollständig. So umfangreich an Quantität aber, so sehr verschieden ist sie an Qualität.

Charakteristisch ist es, dafs in dieser Literatur zwei Hauptrichtungen erkennbar sind, von denen man die eine als anklagende, die andere als panegyrische bezeichnen kann. Lenz besafs eine so leidenschaftliche Natur und ein so einnehmendes Wesen, dafs Leute, die mit ihm verkehrten, sozusagen von seinem Temperament angesteckt wurden und sich ebenso leidenschaftlich zu ihm verhielten, ihn bald nach ihrem persönlichen Geschmack zur Zielscheibe von Anklagen, bald zum Gegenstande des Enthusiasmus erhoben. Die erste Gruppe der Kritiker, die sich auf die Goethesche Charakteristik Lenzens stützt, trug noch dunklere Farben auf und verwandelte ihr Urteil in ein strenges, strafendes Gericht über seine wirklichen und angeblichen Versündigungen. Die zweite Gruppe machte die äufsersten Anstrengungen, um den geliebten Dichter nicht allein zu rehabilitieren, sondern ihn noch mehr zu verherrlichen. Diese Lenzsche

andächtige Gemeinde, wie sie Erich Schmidt nennt, wurde in den letzten Jahren von seiten der Vertreter der modernen Richtungen in der deutschen Literatur wesentlich unterstützt. Im Jahre 1884 benutzte W. Arendt den immer volkstümlicher werdenden Namen Lenz, um für seine eignen Gedichte Propaganda zu machen, indem er sie als im Nachlasse des „berühmten Stürmers“ aufgefunden bezeichnete (Reinhold Lenz, Lyrisches aus dem Nachlafs aufgefunden von Karl Ludwig, Berlin 1884), und Max Halbe rühmte die dramatischen Schöpfungen Lenzens (Lenz als Dramaturg, in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“ 1892). Die „Sturm- und Drangperiode“ erfreute sich besonderer Sympathie unter den modernen Dichtern, die einen Zusammenhang ihrer eignen Bestrebungen mit den Idealen der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts herausfühlten (siehe besonders die Abhandlungen: Spanier, „Vom alten und modernen Sturm und Drang“, Berlin 1896, und Vollmoeller, „Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus“, Berlin 1897). Ein grofser Teil dieser Sympathie fiel auf Lenz.

Zu der einen oder der andern Richtung neigte die Mehrzahl der Kritiker und Literarhistoriker, und nur sehr wenigen gelang es, sich, wie Erich Schmidt, mit der nötigen wissenschaftlichen Objektivität, aber nicht auf eine leidenschaftslose Weise, über Lenz zu äufsern. Daher zählt die kurze Charakteristik Lenzens, die dieser hervorragende Gelehrte geschrieben hat, zu den besten Schilderungen, die wir haben (E. Schmidt, Lenz und Klinger, zwei Dichter der Geniezeit, Berlin 1878. Etwas über 50 Seiten sind Lenz gewidmet).

Eine objektive Darstellung des Lebens und der Werke des berühmten „Genies“ in Zusammenhang mit den Kulturströmungen und Eigentümlichkeiten jener Epoche habe ich auf Grundlage des Studiums aller Werke und des Briefwechsels von Lenz als Ziel meiner Arbeit angestrebt. Eine solche Erforschung war bei dem gänzlichen Mangel einer kritischen Ausgabe schwierig. Tiecks Ausgabe, in der er willkürlich den Text geändert hat, ist keine zuverlässige Quelle. Dieser Umstand zwang mich, auf die ersten Ausgaben der einzelnen Werke Lenzens, die noch bei seinen Lebzeiten erschienen waren und jetzt eine bibliographische Seltenheit sind, zurückzugreifen. Zur Erforschung dieser Ausgaben benutzte ich Exemplare der Strafsburger Universitätsbibliothek, der Königlichen Bibliothek zu Berlin und teilweise des Britischen Museums zu London. Einzelne Schriften von Lenz, die sich in keiner der mir bekannten öffentlichen Bibliotheken befinden und die auch in der Tieckschen Ausgabe nicht mit aufgenommen sind, wie „Meynungen eines Layen“ (1775), „Vertheidigung des Herrn W(ieland) gegen die Wolken“ (1776), „Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen“ (1780), entdeckte ich in der Privatsammlung von P. Th. Falck in Riga. Zugleich mufste ich mich auch mit dem ganzen handschriftlichen Nachlafs von Lenz bekanntmachen. Zu diesem Zwecke diente mir vor allem die Maltzahnsche Sammlung, die in den neunziger Jahren in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin übergegangen ist, und die Lenziana der Stadtbibliothek zu Riga. In der ersteren richtete sich mein Augenmerk

auf die Handschriften von Lenz, die im Vergleich zu den gedruckten Texten viele Abweichungen aufweisen. Dergleichen Handschriften sind die vom „Hofmeister“, „Pandaemonium germanicum“, „Die Soldaten“ und einzelne Aufsätze seines Strafsburger Aufenthalts. Der Vergleich dieser Handschriften mit den schon bekannten Redaktionen brachte einiges Licht über die Schaffensweise des Lenzschen Geistes. Ein grofses Interesse beanspruchten die noch nicht veröffentlichten Schriften Lenzens, aus denen Bruchstücke in der Beilage C abgedruckt sind, und Lenzens Briefe an H. C. Boie (siehe Beilage A). Die Lenziana der Rigaischen Stadtbibliothek bestehen fast ausschliefslich aus Briefen, die den letzten Lebensjahren Lenzens hauptsächlich entstammen. Nach den Handschriften dieser Bibliothek (teilweise auch denen der Königlichen Bibliothek zu Berlin und der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga) sind in den Beilagen A und B einige noch nicht veröffentlichte Briefe von Lenz aus den Jahren 1765—1785 und seiner bedeutendsten Korrespondenten: Herder, Merck, Wieland und Kayser, abgedruckt.

Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Professors Weinhold in Berlin wurde mir die Möglichkeit geboten, einzelne ihm gehörige, fast ganz unbekannte Handschriften (aus der Siversschen Sammlung) aus den letzten Jahren von Lenzens Aufenthalt in Moskau einsehen zu können. Auch das Lavater-Archiv des inzwischen verstorbenen Dr. Finsler in Zürich ist mir zugänglich gewesen.

Um den Eindruck kennen zu lernen, den Lenzens Werke auf seine Zeitgenossen hervorbrachten, habe ich zahlreiche Rezensionen aus den verschiedensten Zeitschriften jener Tage gelesen. Hervorragende Sammlungen dieser letzteren fand ich in der Universitätsbibliothek zu Strafsburg und in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Zum besseren Verständnis der literarischen Tätigkeit Lenzens habe ich es für nötig gehalten, ihm den ihm verwandten französischen Stürmer und Dränger Sébastien Mercier, der ja auch sein Scherflein zur geistigen Bewegung in der „Sturm- und Drangperiode“ beigetragen hat, gegenüberzustellen. Die Nationalbibliothek in Paris hat mir ein reiches Material zur Erforschung der vergessenen und heutzutage seltenen Werke dieses originellen und wenig erforschten Schriftstellers erschlossen.

Selbstverständlich habe ich auch die ganze umfangreiche Literatur über Lenz, aus der ich die wichtigsten Schlufsfolgerungen gezogen habe, zu meinem Studium herangezogen.

Zum Schlufs halte ich es noch für meine Pflicht, meinen aufrichtigsten Dank der Moskauer Universität auszusprechen, der ich sowohl die notwendige wissenschaftliche Vorbildung als auch die Mittel zur Reise ins Ausland und zum Druck dieses Buches verdanke.

Erstes Kapitel.

Grundlagen und Entstehung der Sturm- und Drangperiode.

Fast im Leben eines jeden Menschen gibt es eine Zeit der glühenden Begeisterung für Ideale, eine Zeit des eifrigen Bemühens, sich eine Weltanschauung zu bilden, und der Versuche, diese sofort dem Leben anzupassen — eine Zeit der wilden und leidenschaftlichen Jagd nach dem Ideale. Diese Gärung der jugendlichen Kräfte hielt Bjelinski für „einen unentbehrlichen Augenblick in der sittlichen Entwicklung des Menschen“, und er sprach die Meinung aus, dafs derjenige, der nicht geschwärmt, der in der Jugend nicht den Idealen der Vollkommenheit, der Wahrheit und des Guten nachgejagt sei, „sich ewig im Schmutze der groben Körperbedürfnisse und des kalten Egoismus mit unedler Seele herumwälzen werde.“ [1]).

Diese Bemerkung des russischen Kritikers ist augenscheinlich nicht blofs auf einzelne Persönlichkeiten, sondern auch auf ganze Gesellschaftsklassen und Völkerschaften anzuwenden, die ebenfalls Zeitabschnitte des Brausens und Gärens durchleben müssen: Zeiten sittlicher Gewitterstürme, welche die Atmosphäre der Gesellschaft reinigen und einen hellen und klaren Tag der friedlichen Kulturarbeit verkünden.

So mufste es auch Deutschland in dem beachtenswerten Momente seiner kulturellen und literarischen Entwicklung, die unter dem Namen „Sturm- und Drangperiode“ bekannt ist. Diese Periode, die die siebziger und teilweise achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts umfafst, fällt mit der Jugendzeit dreier grofser Schriftsteller Deutschlands zusammen: Herder, Goethe und Schiller traten als die originellsten, leuchtendsten und talentvollsten Verkünder der neueren Richtung auf und rissen die Menge ihrer Zeitgenossen, die sich nach einer kulturellen und literarischen Umgestaltung sehnten, mit sich fort. [2]) Niemals vorher war eine junge Generation in Deutschland so kühn und entschieden

an die erste Stelle getreten, noch niemals hatte sie sich in so herausfordernder Weise an die Spitze einer neuen Kulturbewegung gestellt. Dem „Sturm und Drange“ schlofs sich hauptsächlich die Jugend an, es ist der leidenschaftliche Ausbruch neuer Gefühle und Bestrebungen einer empfindenden und talentvollen Jugend, die es noch nicht gelernt hat, ihrem Willen, ihrem Herzen und ihrem Geiste die Schranken zu ziehen, welche mafsvolle Einsicht oder ein nüchterner Verstand ihnen auferlegen. Diese Periode und ihre Literatur ist ein lebendiges Bild edlen, jugendlichen Aufschwungs und Sichhinreifsenlassens, sie ist von unverwelklicher Schönheit. Anderseits finden wir in gewissem Mafse in dieser Eigentümlichkeit der genannten Epoche den Schlüssel zum Verständnis ihrer dunkeln und negativen Seiten, die ihr nicht fehlen konnten, da ihre Hauptzüge heftige Leidenschaftlichkeit und stürmischer Überschwang waren.

Die Sturm- und Drangperiode ist keineswegs ausschliefslich eine literarische Erscheinung, eine vorübergehende Episode in der Geschichte der deutschen Poesie, ein Übergang zu den grofsen und reifen Schöpfungen Goethes und Schillers; sie war vielmehr eine wichtige allgemeine Kulturerscheinung, die auch andere, nicht blofs rein literarische Elemente in ihren Kreis gezogen hat. [3])

So müssen wir in ihr zweierlei Strömungen unterscheiden: eine kulturhistorische und eine literarische Strömung; beide sind eng miteinander verbunden und stehen in fortwährender Wechselbeziehung.

Vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Sturm- und Drangperiode die Vollendung der „Aufklärungsepoche“ mit ihren befreienden Tendenzen, die in der Lehre J. J. Rousseaus einen so anziehenden Ausdruck gefunden haben. Sie ist der leidenschaftliche Kampf um die Rechte der menschlichen Persönlichkeit, um die ungehinderte und allseitige Entwicklung jeder einzelnen Individualität und aller ihr zugehörigen Kräfte und Fähigkeiten, unter denen das Gefühl nicht den letzten Platz einnehmen soll. Die „Aufklärer“ der ersten Generation, an deren Spitze Voltaire stand, schätzten das Gefühl gering; sie setzten ihre ganzen Hoffnungen auf den Verstand, der in allen Lebensfragen der oberste Richter sein sollte. Rousseau trat für das Gefühl ein und war geneigt, die Herrschaft des Verstandes durch die Herrschaft des Herzens zu ersetzen. Die Sturm- und Drangperiode war somit auch ein Aufstand des heifsen Gefühls gegen die despotischen Ansprüche des kalten Verstandes und ein Versuch, unter den verschiedenen seelischen Kräften des Menschen Harmonie und Gleichgewicht herzustellen. Die Vertreter dieser Periode strebten darnach, ihre ganze Persönlichkeit, ihr eignes Ich frei hervortreten zu lassen, sie waren Individualisten. Sie bildeten so-

zusagen eine Verschwörung des Individuums gegen die schweren und veralteten Lebensformen, und wenn auch keine offene, so doch eine versteckte Opposition gegen die bestehende politische und soziale Ordnung. Ihre Bestrebungen waren ein leidenschaftlicher Protest gegen die damaligen unerfreulichen deutschen Zustände, die fast an gänzlichem Mangel irgendwelcher allgemeiner Interessen krankten, an einer die Menschenwürde verletzenden Kleinkrämerei, an der Beschränktheit spiefsbürgerlicher und philisterhafter Anschauungen und an der erniedrigenden Lage der Persönlichkeit, die der Willkür von Kastenvorurteilen und sozialer Ungleichheit preisgegeben war. Zu gleicher Zeit war diese Bewegung ein Einspruch gegen die von der europäischen Zivilisation künstlich geschaffenen Verhältnisse und ein Mahnruf zur Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit.

Drei Elemente oder Tendenzen liegen dem Sturm und Drang als Kulturerscheinung zu Grunde: der Kultus der Persönlichkeit (Individualismus), der Kultus des Gefühls (Sentimentalität) und der Kultus der Natur (Naturalismus im weitesten Sinne). Nicht eine einzige dieser drei Tendenzen ist eine originelle und selbständige Schöpfung der deutschen Stürmer und Dränger; im Gegenteil, jede von ihnen hatte eine längere Geschichte in früheren Zeiten aufzuweisen. Aber in der gleichzeitigen Vereinigung dieser drei Elemente und in den stürmischen Bemühungen, sie zur Geltung zu bringen, liegt der eigenartige Zug der Sturm- und Drangperiode in Deutschland.

Die Tendenz des Individualismus geht wie ein roter Faden durch die Sturm- und Drangperiode hindurch: man kann diese Zeit die individualistischste in der deutschen Geschichte überhaupt nennen, denn, abgesehen vielleicht von der Epoche des Humanismus, hat die Persönlichkeit nie ihre Rechte so geltend gemacht und sich in solchen Gegensatz zur Gesellschaft gestellt wie damals. Die Persönlichkeit wird zu einem Gegenstande der Vergötterung, eines wahren Kultus. Indem die Stürmer und Dränger die charakteristischen Züge ihres eignen Seelenzustandes hervortreten liefsen, wendeten sie diesen Kultus vor allen auf sich selbst an, dann übertrugen sie ihn aber auch auf andere Persönlichkeiten, in denen nach ihrer Meinung eine helle Flamme eigenartiger Individualität loderte. Alles Individuelle, alles Originelle und Eigentümliche in der Persönlichkeit, alles über die gewohnten Schranken der Schablone und der Mittelmäfsigkeit Hinausgehende wurde über Gebühr geschätzt. Die Verehrung der „Kraftgenies“ bildete sich zu einem wahren Heroenkultus heraus. Lange vor Carlyle war die Frage über das Verhältnis der Menge zu den Heroen der Menschheit zu Gunsten der letzteren von ihnen gelöst. Die Stürmer und Dränger waren geradezu rasende Verehrer der Genialität, hielten sich selbst

für auserwählte Werkzeuge der Vorsehung, „Dichter von Gottes Gnaden", für Genies und gaben sich gegenseitig diesen Ehrennamen mit derselben Leichtigkeit und naiven Einfalt, mit der Puschkin in seinem Fragment „Mozart" den Komponisten im Gespräche mit Salieri über Beaumarchais sagen läfst: „Er ist ja ein ebensolches Genie wie Du und ich."

Die Tendenz der Empfindsamkeit unterscheidet die Stürmer und Dränger von den Individualisten früherer Zeiten, von den Humanisten. Von den zwei Seiten der seelischen Natur des Menschen: der denkenden und der fühlenden, geben sie der letzteren entschieden den Vorzug. Den rationalistischen Kultus des Verstandes vertauschen sie mit dem Kultus des Gefühls, des Herzens, das in ihren Augen zur regelnden Kraft im sittlichen Dasein des Menschen wird. Mit Mifstrauen sich zum Denken verhaltend, ergeben sie sich ganz der elementaren Macht des Gefühls. Das Herz ist ihr Herrscher. Aufmerksam lauschen sie auf seine Schläge und halten die Befriedigung aller seiner Wünsche für ihre heiligste Pflicht. Das Herz ist die Quelle all ihrer Glückseligkeit und ihrer Qualen, all ihres Kummers. Sie pflegen ihr Herz „wie ein krankes Kind", „schläfern es ein und liebkosen es."

Die dritte Grundtendenz der Sturm- und Drangperiode kann man im weiteren Sinne des Wortes Naturalismus nennen, indem man hiermit kein literarisches Prinzip, sondern die Kulturerscheinung bezeichnet, die durch den Ruf nach Rückkehr zur Natur hervorgerufen wird, oder, mit anderen Worten, die seelische Stimmung, die alle Lebensereignisse auf das Prinzip der Annäherung an die Natur im Gegensatze zu den von der Zivilisation geschaffenen künstlichen Bedingungen zurückführt. Das Wort „Naturalismus" fassen wir hier im weiten Sinne der Weltanschauung auf, deren Ausgangspunkt die Natur in ihrer ganzen Zusammensetzung und Allgemeinheit ist. Es ist der wahre Kultus der Natur, die sowohl im Sinne ihres geheimnisvollen Wesens und der Gesetzmäfsigkeit alles Bestehenden als auch im Sinne ihrer äufseren Mannigfaltigkeit und der Schönheit der Welt Gottes zu verstehen ist. Als leitendes Prinzip erscheint hier die „Stimme der Natur" oder, wie man sich im 18. Jahrhundert auszudrücken beliebte, der „Schrei", das „Stöhnen der Natur" („cri de la nature" — „cry of nature" usw.).

Die Natur ist vollkommen. Nach Rousseau ist alles schön, was unmittelbar aus ihr hervorgeht; alles wird durch Menschenhand entstellt.[4]) Den „Eingebungen" und „Befehlen" der Natur mufs der Mensch in allen Lebenslagen folgen. Der ganze Gang der Zivilisation ist als eine traurige Abweichung von den wahren Grundforderungen der Natur anzusehen. Die „Rückkehr zur Natur" ist die Losung in

allen Fragen des gesellschaftlichen und individuellen Lebens. Infolge dieser Verehrung alles „Natürlichen" zeigt sich auch ein grofses Mitgefühl gegenüber allem, was der Natur nahe steht, dem Ursprünglichen, Wirklichen, Unmittelbaren und allem, was als solches erscheint. Hieraus entstand das Interesse für die unteren Stände, für die einfachen Leute, für die Bauern, von denen man annahm, dafs sie keinen Grund hätten, mit einzustimmen in die Klage des intelligenten Mannes, die in den Worten des schottischen Dichters Burns zum Ausdruck kommt:

O weh! mit der Natur ist unser Band
Auf ewig längst ja schon zerrissen . . .

Das „Band mit der Natur" wird bei diesen einfachen Menschen noch vorausgesetzt, ihr Leben für normaler, für übereinstimmender mit der „Stimme der Natur" gehalten als dasjenige der höheren Klassen, die durch die künstlichen Fesseln der Zivilisation umstrickt und entkräftet sind. Hieraus entspringt auch die Liebe zu den Urvölkern, zu den fernen Zeiten der eignen nationalen Geschichte, die von dem Gifte der sich von der Natur abwendenden Zivilisation weniger angesteckt waren. Ebenso drückt sich der Naturkult im Interesse und in der Liebe zu den ästhetischen Schönheiten der umgebenden Natur, zu der Schönheit der Landschaft, zum kunstvollen Aufbau des Weltalls — mit einem Worte — in dem Erwachen der Liebe zur Natur aus, die den Stürmer und Dränger aus der dumpfen und verderbten Stadt hinaustreibt. Hier findet der Naturalismus nahe Berührungspunkte mit der Sentimentalität, er geht in sie über und vereinigt sich mit ihr. Der Naturkult in allen seinen mannigfachen Erscheinungen nimmt eine ausgesprochen sentimentale Färbung an, wodurch er sich auch vom heidnischen Naturalismus unterscheidet. Der Naturalismus des 18. Jahrhunderts schliefst sich an die Entwicklung des Gefühls an, wird durch die von Liebe erfüllten Regungen des weichen und mitfühlenden Herzens milder gestimmt und kann daher als „sentimental" bezeichnet werden.

Vom literarischen Gesichtspunkt aus betrachtet ist die Sturm- und Drangperiode, wie Goethe bereits bemerkt hat, ein Zeitabschnitt der literarischen Revolution [5]), d. h. eine heftige Verwerfung aller früheren literarischen Autoritäten, aller früheren literarischen Theorien, die Epoche eines stürmischen Versuches, mit der despotischen Macht des Pseudoklassizismus zu brechen und an seine Stelle eine neue, der menschlichen Seele und dem menschlichen Herzen mehr zusagende, einen treueren und vielseitigeren Spiegel der Wirklichkeit darstellende Poesie zu setzen. Wir müssen darauf hinweisen, dafs diese „literarische Revolution" sich auf der Basis und im Namen aller

dieser allgemein-kulturellen Prinzipien des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus vollzog. Als Grundstein im Gebiete der Literatur erscheint hier der dreifache Kultus der Persönlichkeit, des Gefühls und der Natur.

Die befreienden Tendenzen, die für die verlorengegangenen Rechte des Individuums in allen Lebenslagen eintraten, waren leicht auch auf das Gebiet der Kunst und der Literatur zu übertragen. Die Stürmer und Dränger verkünden die volle Freiheit des künstlerischen Schaffens. Alle Dogmen, Regeln, Gesetze und Theorien der Kunst werden, als den freien Aufschwung der wahren und natürlichen Begeisterung hemmend, verworfen. Die Schöpfungsgabe ist ein Geschenk des Himmels; die sie besitzen sind Genies. Die Gröfse des Genies wird durch den Grad seiner angebornen Originalität und seiner Selbständigkeit bestimmt. Der Kultus der Persönlichkeit führt dazu, dafs auch in der Kunst das Individuelle, Eigentümliche, Selbständige am meisten geschätzt wird. Infolgedessen wird als unerläfsliche Bedingung für alle künstlerischen Schöpfungen die Individualisierung aller Charaktere gefordert. Dieser selbe Kultus der Persönlichkeit führt auch in der Literatur eine Vorliebe für starke und mächtige Charaktere, als höchste Vertreter des Prinzips der Individualität, herbei; Goethe rief mit der Gestalt seines Götz von Berlichingen zahlreiche Nachahmungen in der deutschen Literatur hervor. Aber gleich der Gestalt des „Kraftmannes“ ist die Gestalt des „Kraftweibes“ volkstümlich geworden. Das Prinzip des Individualismus lenkt denn die Aufmerksamkeit auch auf die innere Welt des Menschen und führt zur psychologischen Gestaltung in den mannigfachsten Formen.

Weiter drückt auch der Kultus des Gefühls, die Sentimentalität, der Literatur ihren eigentümlichen Stempel auf. In den Aufwallungen des Gefühls verschwimmen alle realen Umrisse der Gegenstände, der Situationen und Motive. Die Empfindsamkeit erscheint wie ein allumfassendes Element, dem nicht zu entrinnen ist. Auf alle ihn umgebenden Erscheinungen des Lebens blickt der Stürmer und Dränger durch das „Prisma seines Herzens“ und spiegelt sie so in seinen Werken wieder. Werther wird zu dem getreuen Urbilde eines modernen, empfindsamen Menschen, zu einer wirklichen Apotheose der Sentimentalität. Alles Augenmerk wird ausschliefslich auf die Darstellung des intimen Seelenlebens gerichtet. Es entsteht die innige Lyrik des Herzens.

Schliefslich bestimmt das dritte Prinzip, der Naturalismus, die weiteren Anschauungen über die Kunst und die an sie zu stellenden Forderungen. Die Poesie mufs „natürlich“ sein, d. h. mit der Natur übereinstimmend, mufs einfach und wahr sein. Die künstliche, die „Salon“-

und „Treibhaus“-Poesie hatte nie erbittertere Gegner als die Stürmer und Dränger. Nach ihrer Meinung war nur die Kunst gut, die der lebendigen Quelle der Unmittelbarkeit entsprang, die sozusagen der Natur abgelauscht oder von ihr zugeflüstert war. Daher waren sie leidenschaftliche Verehrer der ursprünglichen Volkspoesie. Die Bibel, Homer, Ossian erregten in ihnen eine fast andächtige Begeisterung. Der Ruhm Shakespeares in der Sturm- und Drangperiode gründete sich auf die allgemeine Überzeugung, dafs durch den Mund des englischen Dramatikers die Natur selbst rede, die ihm ihre Geheimnisse offenbart habe. Der Kultus der Natur fordert auch von der Kunst volle Wahrhaftigkeit und treue Wirklichkeit, die Grundlagen des Prinzips des Realismus und des Naturalismus im Gebiete der Poesie.

So spiegelten sich in der literarischen Bewegung des Sturmes und Dranges die in jener Periode herrschenden Tendenzen des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus wieder. Die gleichzeitige Vereinigung so verschiedenartiger Prinzipien verleiht der Epoche eine wichtige literarhistorische Bedeutung. Hier finden wir die Keime und die Samenkörner der folgenden literarischen Richtungen, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland einander ablösten. Sowohl das klassische Zeitalter der deutschen Literatur, das durch die grofsen Schöpfungen Goethes und Schillers seinen Ruhm gewann, als auch die auf der Scheide zweier Jahrhunderte entstandene deutsche romantische Schule sind weitere Entwicklungen dieser oder jener Tendenzen und Elemente der Sturm- und Drangperiode. Weder Goethe noch Schiller hätten die Höhe ihrer dichterischen Vollkommenheit erreicht, wenn sie nicht durch diese leidenschaftliche Periode hindurchgegangen und diese stürmische Gärung an sich selbst erlebt hätten. Das Geisteskind dieser Periode war das gröfste Werk Goethes, sein unsterblicher „Faust“. Die deutschen Romantiker erkannten das feste literarische und psychologische Band, das sie mit den Stürmern und Drängern verknüpfte und sahen in ihnen ihre Vorgänger. Ausserdem müssen wir auch in der Sturm- und Drangperiode die fernen Anfänge jener realistischen Richtung suchen, die später an Stelle der Romantik trat. [6])

Den Sturm und Drang kann man nur dann verstehen und historisch richtig schätzen, wenn man diese Periode nicht nur an sich, wie es meist zu geschehen pflegt, betrachtet, sondern im Zusammenhange mit den ihr entsprechenden Erscheinungen der französischen und englischen Literatur. Im Lichte der aufserhalb Deutschlands zu Tage getretenen parallelen Strömungen wird vieles klar werden und seine richtige Bedeutung auch in der deutschen kulturellen und literarischen Bewegung der Stürmer und Dränger gewinnen. Hierbei werden sich zwei Hauptpunkte herausstellen: die Ideen und Tendenzen des Sturmes

und Dranges waren, wie bereits erwähnt, keine originale Entdeckung und Errungenschaft des deutschen Volkes, sondern stellten nur eine weitere Entwicklung einzelner Tendenzen der gesamteuropäischen Kultur und Literatur des 18. Jahrhunderts dar; die Bewegung des Sturmes und Dranges in ihrem Grundwesen ist nicht Deutschland allein eigen, sondern trägt einen gesamteuropäischen Charakter, wenn sie auch in andern Ländern schwächer hervorgetreten ist. Sie erscheint ihrem Wesen nach als ein Abglanz jener Gärung, die der grofsen französischen Revolution voranging und die führenden Nationen Europas in der Opposition gegen die alte politisch-soziale und literarische Ordnung vereinte.

Bei Betrachtung der gesamteuropäischen kulturhistorischen und literartheoretischen Entwicklung, welche die Sturm- und Drangperiode vorbereitete, müssen wir zunächst darauf hinweisen, dafs die Tendenz des Individualismus ihr als Erbschaft früherer Zeiten überkommen ist. Die ganze neuere europäische Geschichte weist auf ein allmähliches Wachsen der Persönlichkeit hin. Das erste klare und beachtenswerte Hervortreten der Tendenz des Individualismus zeigt sich in der Epoche der Renaissance, die selbst wieder die Folge des durch das Fortschreiten der Kultur bedingten Wachsens der Persönlichkeit ist, die sich aus dem Zwange des Schraubstockes, in dem sich die mittelalterliche Entwicklung befand, herausgerissen hatte.[7]) In dem eigentlichen Begründer des Humanismus, im „ersten Menschen der neuen Zeit“, Petrarca, offenbart sich schon markant hervortretend jenes Moment der Kultur der Renaissance, das Burckhardt so treffend die „Entdeckung des Menschen“ nennt. Petrarca folgen andere. Es ist ja bekannt, welch' reiche Galerie scharf gekennzeichneter Individualitäten die italienische Renaissance aufweist. Es genügt, an Leone Battista Alberti, Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II.), Machiavelli, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Benvenuto Cellini, Ariosto und viele andere zu erinnern.[8]) Das Ideal einer freien und vielseitigen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit, welches die Köpfe der deutschen Jünglinge der Sturm- und Drangperiode erfüllte, wurde zuerst von den italienischen Humanisten aufgestellt und gestaltet. Die Stammväter der europäischen Renaissance traten energisch für die Verteidigung der uralten Rechte der menschlichen Persönlichkeit ein und bekämpften die mittelalterliche Kulturordnung ebenso wie die Stürmer und Dränger die „alte Ordnung“. Die gleiche individualistische Grundtendenz kennzeichnet auch die Epoche des Humanismus und der Renaissance in Deutschland, Frankreich und England. Das Wachsen und Kämpfen der sich selbst erkennenden Persönlichkeit offenbart sich schon bei Petrarca in seiner Polemik gegen die Vertreter der mittelalterlichen Gelehrsamkeit,[9]) in dem satirischen Bilde der damaligen Zeit, das von der Meisterhand des Erasmus

von Rotterdam entworfen wurde, in dem leidenschaftlichen Kampfe für die neuen Ideale des jugendlich-regen, nach Idealen strebenden Ulrich von Hutten, in der schonungslosen Verleugnung der veralteten Lebensnormen durch François Rabelais und in ihrer gründlichen und vielseitigen psychologischen Zergliederung durch Shakespeare.

Im Kultus der Individualität, im Bestreben, die Persönlichkeit über alles emporzuheben, erscheint das revolutionäre Zeitalter der Aufklärung als eine direkte Fortsetzung der Renaissance und der Periode der Reformation. Das Individualitätsprinzip geht durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch. Die aufklärende Philosophie erstrebte die Befreiung der Persönlichkeit aus der Bevormundung der Kirche, des Staates und der Gesellschaft als altes, angeborenes Recht. In Frankreich ist der individualisierende Charakter der Aufklärung trefflich durch die Grunddevise des Revolutionszeitalters: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" hervorgehoben. [10])

Die beiden andern Grundrichtungen der Sturm- und Drangperiode, die des Gefühls- und Naturkultus, sind in ihren Keimen auch bereits im italienischen Humanismus zu erkennen. Schon Petrarca zeichnet sich durch eine tiefinnerliche Entwicklung des Herzenslebens aus; schon er fühlt sich enttäuscht von der Unmöglichkeit, die Forderungen desselben, andere glücklich zu machen, zu erfüllen. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs dieser erste Individualist und Verkünder des intimen Herzenslebens unter den Stürmern und Drängern sehr beliebt war. Seine „Acedia" verkündete im voraus ihren „Weltschmerz". [11]) Von dem tiefen Interesse, das die Humanisten dem innern Seelenleben entgegenbrachten, zeugt u. a. der erste in Europa erschienene psychologische Roman „Fiametta" von Boccaccio.

Ein der „Entdeckung des Menschen" gleichwertiges Moment der Renaissance war die „Entdeckung der Welt" nach der Bezeichnung Jakob Burckhardts. Unter dieser Bezeichnung darf man nichts anderes verstehen als die Erweckung eines grofsen Interesses für die äufsere Welt, die den Menschen umgibt, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit. Das „Naturgefühl", die heifse Liebe zur Natur, das Entzücken über ihre Schönheit, oft mit einer gewissen religiösen Andacht verbunden, erwacht. Der unwiderstehliche Trieb, die Natur zu erforschen und sich an ihr zu erfreuen, weckt die Lust zum Reisen. Es entsteht die Idee von einer gewissen wechselseitigen Beziehung der Natur zum Menschen und von einer Abhängigkeit des letzteren von ihren Gesetzen. In dem Streben, das Fleisch zu emanzipieren, im Kampfe gegen die asketischen Ideale des Mittelalters stützen sich die Humanisten

auf das Prinzip der Notwendigkeit, alle dem Menschen von der Natur verliehenen Bedürfnisse und Instinkte zu befriedigen. [12])

Aber der Kultus des Gefühls und der Natur erreichen ihre Höhe besonders in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die stark ausgeprägten Tendenzen der Sentimentalität und des Naturalismus verbinden sich mit dem aus den früheren Jahrhunderten überkommenen Wachsen der Individualität und bilden so die sittliche Atmosphäre, in der die Jünger der Sturm- und Drangperiode atmen und leben.

Versuchen wir die Entwicklung dieser Tendenzen in der Kultur- und Literaturbewegung Englands, Frankreichs und Deutschlands kennen zu lernen.

Der erste Platz gebührt England, da es in dieser Beziehung dem übrigen Europa voranging. Um die kulturelle Wandlung, die dieses Land im 18. Jahrhundert durchmachte, verstehen zu können, sind einige Bemerkungen über die politische und soziale Lage desselben in jenem Zeitabschnitte unerläſslich.

In politischer Beziehung hatte England Frankreich und Deutschland längst überflügelt. Seine Regierung, seine konstitutionelle Staatsverfassung, die sich nach der Revolution von 1688 endgültig gefestigt hatte, bildeten einen Gegenstand des Neides für die politischen Denker des Kontinents, die geneigt waren, die beschränkte englische Monarchie für die beste Staatseinrichtung zu halten. Für die Geltendmachung der Individualität bot kein europäischer Staat einen so geeigneten Boden als England. Durch eine Reihe von politischen Aktenstücken, von der „Habeaskorpusakte“ 1679 an, bis zu der „Bill of rights“ 1689, waren die Rechte des Individuums und die Freiheit der Person, die nirgend auf dem Kontinent eine ähnliche Würdigung fanden, gewährleistet. Auch in sozialer Beziehung war das England des 18. Jahrhunderts eine ganz besondere Erscheinung. In Deutschland und Frankreich kennzeichnete sich die „alte Ordnung“ durch den monarchischen Absolutismus — den einfachen oder den aufgeklärten — und durch die ständischen Vorrechte, vornehmlich die Herrschaft des Adels über die Bürgerschaft und das Volk. Daher fand in diesen Ländern ein sozialer Kampf der Bürger gegen den Adel und dessen Vorrechte statt, um die Rechte, die sich das französische Bürgertum (das deutsche nur teilweise) im Laufe des 18. Jahrhunderts, das englische weit früher, errungen hat. Im 18. Jahrhundert steht das englische Bürgertum gleich dem Adel am Ruder der Regierung und das Parlament ist in den Händen sowohl des erblichen Grundbesitzes als auch der neuen Geldaristokratie. Dabei wächst das Ansehen des Bürgertums fast mit jedem Jahre im Verhältnis zu dem Fortschreiten der englischen Industrie und des englischen Handels,

die im 18. Jahrhundert nicht von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde emporwuchsen. Hinter der vornehmeren drängt sich auch die niedere Bürgerschaft immer mehr als tonangebender Faktor hervor. [13])

Ein Umschwung in der Literatur war unvermeidlich. Das wachsende Ansehen des englischen Bürgertums verkündeten zuerst die sogenannten „moralischen Wochenschriften“ Steeles und Addisons, die einen grofsen Einflufs auf die ganze europäische Literatur, einschliefslich der russischen satirischen Blätter zur Zeit Katharinas II., ausübten. Steele und Addison wendeten sich ausschliefslich an das bürgerliche Publikum; ihre berühmte Zeitschrift „The Spectator“ verkündete bereits die bevorstehende Entwicklung des englischen Familienromans, der eine neue Epoche in der Geschichte des Romans selbst eröffnete. Es ist kein blofser Zufall, dafs dieser von Richardson begründete Roman gerade in England zuerst auftrat; es war dies ein Zeichen, dafs das englische Bürgertum sich auf eigne Füfse gestellt und Anspruch auf allgemeine Achtung erworben hatte. So fing der Demokratisierungsprozefs der englischen Literatur an. In dieser neu entstehenden englischen Literatur erkennt man sowohl das Interesse für die Individualität des Menschen, eine besondere Beachtung des intimen Lebens des menschlichen Herzens, als auch das Streben, die Kunst durch die Rückkehr zur Natur umzuformen. Mit einem Worte: wir begegnen hier schon den Grundideen der späteren Sturm- und Drangperiode.

Früher als in allen andern europäischen Staaten zeigte sich in England die Reaktion des Gefühls gegen die Vernunft, der Sentimentalität gegen den Rationalismus, die Liebe zur Natur, das Prinzip der „Rückkehr zur Natur“ und die Erscheinung des Individualismus.

Der Rationalismus in England bekundete sich hauptsächlich in dem religiösen Freidenkertum, das unter dem Namen Deismus bekannt ist und danach strebte, die Religion ausschliefslich auf Verstandesgründe aufzubauen sowie aus ihr alles zu entfernen, was der Vernunft widersprach. Aber der Deismus, obwohl er eine so hohe Bedeutung in der Geschichte des europäischen Geisteslebens gewann, war in England nicht volkstümlich. Alle hervorragenden Schriftsteller des Jahrhunderts: Swift, Steele, Addison, Richardson, Fielding, Defoe, verhielten sich ablehnend zu ihm. Im gegebenen Falle drückten die erwähnten Schriftsteller nur die allgemeine Stimmung aus. [14]) Aufserdem hielt die Entwicklung des englischen Deismus ziemlich zeitig inne, schon vom Anfange der vierziger Jahre ab bemerkt man seinen gänzlichen Verfall. [15])

Die Abneigung der Masse gegen den Rationalismus in der Religion bezeugt der ungeheure Erfolg der Predigten des John Wesley (1703—1791), des Begründers der Methodistensekte und des Leiters der Reaktion gegen die Vernünfteleien in Glaubenssachen. Er lehrte,

dafs der Verstand weder Glauben noch Hoffnung, noch Liebe zu Gott und den Nächsten hervorbringen, folglich auch nicht ein Born der Tugend sein, daher auch nicht glücklich machen könne. Er nannte seine Lehre die „Religion des Herzens" und gründete die Religiosität nicht auf die Betrachtung, sondern auf „das Gefühl der Seele", auf die „religiöse geistige Empfindung jeder Seele", die nach seinen Worten „von Gott geboren" sei. [16])

So war die durch Wesley hervorgerufene religiöse Reaktion, die der Geschichtschreiber des englischen Geisteslebens im 18. Jahrhundert, Leslie Stephen [17]), „in vielen Beziehungen die wichtigste Erscheinung des Jahrhunderts" nannte, aufs engste mit der Reaktion des Gefühls gegen den Verstand, der Sentimentalität gegen den Rationalismus verknüpft. Der Methodismus spielte eine gewisse, nicht unwichtige Rolle in der Entwicklung der englischen Sentimentalität im 18. Jahrhundert.

So trat die Sentimentalität zuerst auf religiösem Boden auf und war mit der Erweckung des religiösen Gefühls aufs engste verbunden. Bei den Hauptvertretern der Sentimentalität in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Thomson, Richardson und Young, steht die Religiosität an erster Stelle. Die „Jahreszeiten" Thomsons sind voll von Hymnen an den Schöpfer, die einem gerührten Herzen entstammen; Richardson erscheint in seinen Romanen als ein Prediger der Frömmigkeit und stellt sich „die Einführung des christlichen Glaubens in die Herzen" zur Hauptaufgabe; endlich sind die „Nachtgedanken" Youngs eine ununterbrochene Predigt, das Stöhnen einer Christenseele, die von der Vergänglichkeit dieser Welt durchdrungen ist und nach der Seligkeit im Jenseits dürstet. [18])

Auf religiösem Boden entwickelt sich auch das „Naturgefühl", das bei Thomson, einem der eifrigsten Verkünder desselben, nichts anderes ist als eine andächtige Bewunderung der Allweisheit des Schöpfers, ein gottesfürchtiges Entzücken über die Wunder und Schönheiten des Weltalls und alles Geschaffenen. Es ist eine Umdichtung des biblischen Textes über die Lilien auf dem Felde, mit denen selbst König Salomo in aller seiner Herrlichkeit sich nicht vergleichen konnte. In demselben Verhältnis zur Natur steht auch Young, nur mit dem Unterschiede, dafs der Verfasser der melancholischen „Nachtgedanken" sich ausschliefslich an den Bildern der Nacht, die entweder in volles Dunkel gehüllt oder nur durch die bleichen Strahlen des Mondes erhellt sind, entzückt, während Thomson sich an allen Naturerscheinungen begeistert.

Richardson dagegen konzentrierte seine Gedanken auf die menschliche Seele mit ihren Empfindungen, Leidenschaften, Freuden und Sorgen. Er war einer der talentvollsten und einflufsreichsten Verkünder der Reaktion des Gefühls verbunden mit der Tendenz der „Rückkehr zur Natur". Der sentimentale Naturalismus zeigt sich in

seiner „Pamela“ und „Clarissa“, die in ganz Europa verschlungen wurden, in allen seinen wesentlichen Zügen.

Dieser Naturalismus war mit der Emanzipation des Gefühls und der Verteidigung der Leidenschaften aufs engste verknüpft. Richardson strebte danach, „dem Gefühle eine achtbare und nützliche Bestimmung zu geben, zu zeigen, dafs es nicht blofs zum Steine des Anstofses und der Verführung, sondern auch zum Grundpfeiler der Tugend werden könne.“ [19]) Nach Samuel Johnson „lehrte Richardson die Leidenschaften durch die Tugend zu beherrschen“. [20]) Indem er die verschiedenen menschlichen Leidenschaften ausführlich beschrieb, sie oft, selbst dann, wenn sie einen heftigen, stürmischen, ja einen lasterhaften Charakter annahmen, sich der regulierenden Kontrolle der Tugend entzogen, „mit verführerischer Lebendigkeit“ zeichnete, trug Richardson viel dazu bei, im europäischen Publikum die Anschauung zu festigen, dafs die von der aufklärenden Verstandes-Philosophie geringgeschätzten Gefühle und Leidenschaften an sich eine grofse sittliche Macht darstellen, die der Macht des Verstandes gleichkommt. So wurde der Emanzipation der Gefühle und Leidenschaften die Bahn geebnet.

Noch weiter ging Lawrence Sterne, der, wie Hettner richtig bemerkt, „vor Allen ein Ahn der grofsen Sturm- und Drangperiode ist“. [21]) Tatsächlich wetteiferte der Einflufs Sternes im Deutschland jener Tage mit dem Rousseaus: vereinte in sich von allen englischen Schriftstellern die meisten wahren Elemente des Sturmes und Dranges.

Vor allem war Sterne ein Muster jener ausgesprochenen Individualität, die von den Stürmern und Drängern so hoch geschätzt wurde. Die eigne Person, die eigne Stimmung erscheint bei Sterne als Achse, um die sich das Weltall dreht. Letzteres ist im wesentlichen für Sterne nur bemerkenswert, soweit es mit seiner Person, seiner innern Welt zusammenhängt. Auf seine Umgebung sieht er, durch die rasch veränderliche Brille seiner subjektiven Stimmung, die im höchsten Grade launenhaft, eigensinnig und wetterwendisch ist, herab. Sterne wühlt immer in seiner Seele herum, zergliedert sein Herz, geht mit ihm wie mit einem kranken Kinde um, dient ihm, wie Puschkins geiziger Ritter dem Golde diente — „wie ein algerischer Sklave, wie ein Kettenhund“. Alles dies verleiht ihm eine so hohe Empfindsamkeit gegenüber kaum fafsbaren, kleinen, ja kleinlichen Regungen der Seele, des Herzens, der Stimmung, in deren Wiedergabe er keinen ihm ebenbürtigen Künstler findet. Er ist ein feiner Psychologe, der den Nachweis zu führen versteht, dafs im menschlichen Herzen sich zu gleicher Zeit die verschiedensten Bestrebungen, die eigentümlichste Mischung von Gut und Böse, Engelsreinheit und Teufelsschlauheit, Selbstlosigkeit

und Egoismus miteinander vertragen können. Sein eigentlichstes Gebiet sind vorüberfliegende Gefühle, momentane Eindrücke, rasch vergehender Kummer und Freude, instinktive Triebe, launenhafte Seelenstimmung, feine Empfindungen. Seine Seele gleicht einer empfindlichen photographischen Platte, die mit der gröfsten Sicherheit die kleinsten Striche von Licht und Schatten, das feinste Spiel vorüberfliegender Sonnenstrahlen wiedergibt. Er sieht durch ein Vergröfserungsglas in seine Seele, sein Herz, durch ein Verkleinerungsglas auf alles übrige. Das eigne Ich ist für ihn ein Gegenstand des Kultus, der Bewunderung und des Interesses; die kleinlichsten Ereignisse seiner innern Welt sind bedeutend in seinen Augen, viel wichtiger als alle andern, selbst die politischen und öffentlichen Fragen. Er ist der Begründer der originellen „Religion des eigenen Ich“. [22])

So ist Sterne ein krasser Egoist, der für die menschliche Persönlichkeit vollste Freiheit der Gefühle und Handlungen fordert. Die Reaktion gegen den Rationalismus trat bei ihm heftig zu Tage. Er rühmte sich, kein Verstandesmensch, sondern ein leidenschaftlicher Gefühlsmensch zu sein. Der Verstand war in seinen Augen nichts anderes, als halb und halb Gefühl. Richtig denken könne kein Mensch, solange er in der körperlichen Hülle stecke, „da er notwendig durch die ihm eigentümlichen Launen verblendet und durch zu schlaffe oder zu straffe Fasern nach verschiedenen Richtungen hin zu Abweichungen genötigt werde.“ [23])

In der Person Sternes erscheint die Sentimentalität in ihrer ausgeprägtesten Form, genügt sie sich selbst. Die Sentimentalität ward für Richardson zur sittlichen und religiösen Erhebung, die Erbauung stand bei ihm an erster Stelle. Sterne dagegen hatte keinerlei sittliche Ziele. Ja er glaubt nicht einmal an ein zuverlässiges Sittengesetz, an die absolute Verbindlichkeit der sogenannten moralischen Gesetze. Er hat keinerlei sittliche Prinzipien im Auge, sondern nur sozusagen eine moralische Stimmung, eine elementare Liebe zum Guten, eine angeborne Empfindsamkeit des Frauenherzens.

Karamsin [24]) nennt Sterne „einen zärtlichen Maler der Empfindung“. Seine Werke waren nach den Worten eines Zeitgenossen „ein wahrer Festtag für empfindsame Herzen“. [25]) „Er zwingt uns zum Weinen,“ sagt einer seiner Verehrer, „aber diese Tränen sind süfser als Tautropfen.“ [26]) Die Empfindsamkeit wird für ihn selbst zur Quelle des Vergnügens. „Herrliche Empfindsamkeit!“ ruft Sterne aus; „Du bist der unversiegbare Born unserer vollkommenen Genüsse und unseres brennendsten Kummers“. [27]) Er fand Wonne im Kummer. Es war kein stilles, friedenbringendes Gefühl, ähnlich dem „hellen Kummer“ Puschkins, sondern geradezu ein „Genufs im Kummer“ — the joy of grief.

Aber nicht immer verblieb Sterne in einer so gedrückten Stimmung; die Einförmigkeit seiner Sentimentalität wurde durch ein Richardson fremdes Element, den Humor, unterbrochen. Dieser Humor aber ist ebenso eigensinnig, launenhaft, unfafsbar, dünn und leicht wie Spitzen oder Spinngewebe. Für den Leser unserer Tage ist dieser Humor eine anziehende Eigenschaft Sternes, aber die Leser des 18. Jahrhunderts verwickelten sich gänzlich in die Netze dieses „Lachens mit weinenden Augen“ und verstanden den Humor nicht. Selbst der scharfsinnige Diderot, der Sterne in seinem Romane „Jacques le fataliste“ nachahmte, verstand diesen Humor nicht. [28]) Man verstand ihn meistenteils auch in Deutschland nicht, wo man sich über alle Eigenschaften Sternes mit Ausnahme des Humors erfreute. Sein äufserster Individualismus, seine Sentimentalität übten einen grofsen Einflufs auf alle hervorragenden Vertreter der Sturm- und Drangperiode aus. [29])

Nicht minder bezaubernd wirkte sein Naturalismus. Die „teure Natur“ ist seine einzige Autorität, die über alle Zweifel erhaben ist. „Aber ich habe keine Schulden,“ sagt er im „Tristram Shandy“, „als die Schuld der Natur; und ich werde ihr jeden Pfennig bezahlen, den ich ihr schuldig bin, sie soll sich nur noch ein wenig gedulden.“ [30]) Sich selbst nannte er ein „Schofskind der Natur“ und rief aus: „Lafst uns von der Natur lernen, wie man leben soll! Mag sie uns ein Alchimist werden, der alle Lebensgüter in einem Heiltrank vereinigt.“ [31])

Dasselbe Prinzip wendet er auch auf das Gebiet der Kunst an, welche „die Natur nicht verunstalten soll“. Im „Tristram Shandy“ fleht er Apollo um einen Tropfen Humor und einen Funken Begeisterung an, um alle Regeln und Vorschriften aus dem Gebiete der Literatur „zum Teufel zu jagen“. [32]) Jeder Plan, jede Logik wird von ihm verworfen; er rühmt sich dessen, dafs er, wenn er eine Zeile schreibe, noch keinerlei Ahnung habe, was er auf die nächste Zeile schreiben würde. „Meine Methode, Bücher zu schreiben,“ so versichert er selbst, „ist die gottesfürchtigste, denn wenn ich eine Zeile geschrieben habe, stelle ich mich für die zweite Gottes Willen anheim.“ [33]) Denjenigen, die ihm viele Abweichungen vorwarfen, antwortete er: „Macht das mit meiner Feder ab, sie lenkt mich, nicht ich sie.“ [34]) Er verachtet alle literarischen Normen und erscheint sozusagen als literarischer Diogenes. Ein förderndes Beispiel war er auch in dieser Beziehung für die deutschen Stürmer und Dränger.

Die Grundtendenzen des Sturmes und Dranges erscheinen in etwas veränderter Zusammensetzung bei dem gröfsten Romanschriftsteller des 18. Jahrhunderts, bei Fielding. Wenn bei Richardson die moralisierende Sentimentalität, bei Sterne der launenhafte, sentimentale Individualismus an erster Stelle stehen, so tritt bei Fielding der gesunde, nüchterne

Naturalismus hervor. Die künstlich aufgebaute Vorstellung vom sittlichen Ideale diente Richardson zum Ausgangspunkt, Sterne stützte sich auf die unzuverlässigen Triebe des empfindsamen Herzens, Fielding nimmt die leidenschaftslose Erforschung der menschlichen Natur mit allen ihren Mannigfaltigkeiten zu seiner Grundlage. Er ist nicht ganz frei von gelegentlichen sentimentalen Anwandlungen, vom Didaktischen, war aber im Grunde genommen ein echter Realist. Ein sorgfältiges Studium der menschlichen Natur mit allen ihr innewohnenden Eigenschaften, Naturtrieben, Leidenschaften veranlafst ihn, Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit und Naturtreue zu predigen.

Dieselben Prinzipien wendete er auch auf die Kunst an. Im „Tom Jones“ widmet er mehrere durch Scharfsinn hervorragende Kapitel den Fragen der Kunst und tritt darin dem Pseudoklassizismus und den ultrasentimentalen Entstellungen des wirklichen Lebens entgegen, er fordert künstlerischen Realismus auf dem Gebiete des Romans. Gleich Sterne verachtet Fielding alle „Regeln“ und „Vorschriften“ auf dem Gebiete der Poesie und erscheint als einer der Begründer der Lehre von dem angebornen Genie, das sich keinem anderen als dem eignen Antriebe unterwirft. [35])

Diesen Anschauungen der Vertreter der englischen Literatur müssen wir auch die entsprechenden Strömungen der englischen Kritik des 18. Jahrhunderts zur Seite stellen.

Obgleich am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts England die ruhmreichen Traditionen seiner literarischen Vergangenheit, die durch die Namen Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton u. a. m. gekennzeichnet ist, vergessen und in der Person Drydens und seiner Nachfolger dem Einflufs des französischen Pseudoklassizismus nachgegeben hatte, so errang dieser letztere in England doch lange nicht die niederdrückende Bedeutung wie in den andern europäischen Ländern und in Frankreich selbst und wurde niemals eine allgemein anerkannte Erscheinung, der man sich ohne Widerspruch unterwarf. Im Gegenteil, verschiedene literarische Parteien, die in ihrem Ursprung auf das 17., ja 16. Jahrhundert zurückgingen, bekämpften sich beständig. [36]) Am Anfange des 18. Jahrhunderts zeichneten sich in der englischen Kritik deutlich zwei Strömungen ab, von denen die eine die neoklassische, die andere aber die romantische genannt werden kann. Die erstere leitete ihren Ursprung auf Ben Jonson zurück und schlofs sich dem französischen Pseudoklassizismus und dessen Theorien an. An ihrer Spitze stand der berühmte Verfasser des „Versuch über den Menschen“ (Essay on man), Alexander Pope. Die zweite, die romantische Strömung konzentrierte sich in den erwähnten moralischen Wochenschriften, besonders in der besten derselben, im „Spectator“. Ihre Hauptvertreter waren Steele

und Addison. Diese Richtung schlofs sich an die alten englischen Dichter, besonders an Milton, Spenser und Shakespeare an.

Unter den zahlreichen Anhängern dieser und jener Richtung tobte ein heftiger Kampf, in dem um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Sieg sich schon augenscheinlich den „Romantikern" zuneigte. Die Neoklassiker wichen Schritt auf Schritt, wobei sie sich allmählich von den strengen Forderungen ihres Katechismus lossagten. [37]) Selbst Pope, der Hauptvertreter des französischen Pseudoklassizismus auf englischem Boden, konnte seine Anschauung nicht in vollem Umfange aufrecht erhalten; er mufste Shakespeare als Genie anerkennen, und die damals herrschende Sentimentalität, der er sich nicht entziehen konnte, schwächte seinen Klassizismus ab.

Die Tendenzen der Sentimentalität und des Naturalismus lagen auch den theoretischen Anschauungen der Romantiker zu Grunde. Richard Steele war der Stammvater der englischen Sentimentalität. [38]) Der im Entstehen begriffene Kultus des Gefühls veranlafste die Anhänger der romantischen Richtung, sich von den rationalistischen Kunstgriffen der pseudoklassischen Kunst abzuwenden und gröfsere Wahrhaftigkeit, gröfsere Anlehnung an die Natur zu fordern. Steele war der erste Verkünder jenes Prinzips der „Rückkehr zur Natur", das eine so wichtige Rolle in der Kulturbewegung des 18. Jahrhunderts zu spielen bestimmt war. [39]) Mit seinem Freunde Addison zugleich legte er der Volkspoesie, als einer „natürlichen", elementaren Macht des Schaffens, besonders hohen Wert bei. Dem „Spectator" gebührt das Verdienst, die Volkspoesie, die den besten Erzeugnissen der Kunstpoesie an die Seite zu stellen er sich nicht scheute, zuerst kritisch gewürdigt zu haben. Addison begeisterte sich an alten Balladen; Steele ging noch weiter und nahm keinen Anstand, ein kleines lappländisches Lied zu preisen, indem er behauptete, dafs es jeden Vergleich mit den besten Erzeugnissen der altgriechischen und römischen Literatur aushielte. Unter Steeles und Addisons unmittelbarem Einflusse gab ein Mitarbeiter an ihren Zeitschriften, Philips, bereits im Jahre 1723 eine Sammlung altenglischer Balladen heraus (A collection of old ballads, collected from the best and most ancient copies extant). Dies warme Eintreten für die Volkspoesie veranlafste den schottischen Dichter Ramsay, den Vorgänger Robert Burns, zwei Sammlungen alter schottischer Volkslieder herauszugeben: „The tea table miscellany" (London 1724) und „The ever green" (Edinburg 1725). [40]) Beide Dichter waren Vorgänger des Bischofs Percy, der durch sein berühmtes Sammelwerk „Relics of ancient english poetry" (1765) den Grund zum ernsteren Studium der Volkspoesie legte und ein mächtiges Interesse für sie in ganz Europa, besonders in Deutschland, erregte. Kurz vorher veröffentlichte Mac-

pherson Werke des mythischen schottischen Dichter Ossian (1760), die von den Kritikern der romantischen Richtung Grey und Blair begeistert aufgenommen wurden und auch in Frankreich und Deutschland Lorbeeren einheimsten.[41])

Zu gleicher Zeit erwachte auch ein lebhaftes Interesse für die alten Denkmäler der Urpoesie anderer Völker. Lowth sah in der Bibel ein poetisches Denkmal voll wahrer Eingebung (De sacra poesia Hebraeorum, 1753). Durch seine Schrift „Über die Originalität des Genius von Homer“ trug Wood viel zum Kultus des Sängers der Ilias bei.

Zu gleicher Zeit versetzten die romantischen Kritiker dem Pseudoklassizismus Schlag auf Schlag. Im Jahre 1756 veröffentlichte Joseph Warton eine kritische Abhandlung über Pope, in der er diesem jedes dichterische Talent absprach und seine Schule verurteilte.[42]) Zwei Jahre später veröffentlichte Young, der Verfasser der „Nachtgedanken“, eine kleine Schrift unter dem Titel „Conjectures on original composition. In a letter to the Author of Sir Charles Grandison“ (London 1759), die zur Hauptquelle der Dichtkunst der französischen und deutschen Stürmer und Dränger wurde.[43])

Betrachten wir den Inhalt dieser jetzt äufserst seltenen Abhandlung, der die Literarhistoriker viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken, etwas näher. Young unterscheidet zwei Kategorien von Schriftstellern: Erstens, die Originalschriftsteller und zweitens, die Nachahmer. Die ersteren ahmen der Natur selbst, die zweiten — andern Schriftstellern nach. Die ersteren „sind grofse Wohltäter; sie erweitern die ‚rempublicam litterarum‘ und fügen ihrer Herrschaft neue Gebiete zu“, die zweiten „vergröfsern nur die Anzahl der Bücher und geben uns eine Art Duplikate von Sachen, die wir möglicherweise viel besser besitzen“.[44]) „Das Originalwerk besitzt sozusagen eine wachsende Natur, es entsteht selbsttätig aus den schöpferischen Wurzeln des Genies; es wächst und wird nicht gemacht.“ — „Nachahmungen“ sind eine Art Fabrikerzeugnisse, die aus bereits vorhandenen Stoffen entstehen.[45]) Die Literatur wimmelt von „Nachahmungen“, Originalwerke gibt es nur wenige.[46]) Man darf aber nicht glauben, dafs es nicht mehr Originalwerke geben könne, dafs die menschlichen Fähigkeiten für dieselben erschöpft sind, dafs die alten Dichter die ganze Ernte wahrer Begeisterung, ohne auch nur einen Halm stehen zu lassen, eingeheimst hätten. Die jetzige Schöpfungsarmut ist aus den falschen Beziehungen zu den alten Schriftstellern entstanden. „Ahmt ihnen auf alle Weise nach, aber ahmt ihnen richtig nach. Nicht derjenige, der die Ilias nachahmt, ahmt Homer nach, sondern derjenige, der die Methode Homers nachahmt, um ein so grofses Werk schaffen zu können. Tretet in seine Fufstapfen zu dem einzigen Bronn

der Unsterblichkeit, trinkt da, wo er trank, am wahren Helikon, das ist am Busen der Natur! Ahmt nach, aber ahmt dem Menschen, nicht dem Werke nach." [47]) Originalwerke sind Erzeugnisse des Genies. Das Genie ist der Meister, Wegweiser, die Gelehrsamkeit blofs ein sehr wertvolles, wenn auch nicht ein nicht zu entbehrendes Werkzeug. Unter Genie müssen wir „nichts anderes verstehen als die Fähigkeit Grofses zu schaffen, ohne dazu diejenigen Mittel, die für unumgänglich zur Erreichung dieses Zieles gehalten werden, zu benutzen". „Das Genie unterscheidet sich vom grofsen Verstande wie ein Zauberer von einem Baumeister; ersterer richtet sein Gebäude durch unsichtbare Mittel auf, letzterer mittels gewöhnlicher Werkzeuge. Daher wurde dem Genie immer etwas Göttliches zugeschrieben: Nemo unquam vir magnus fuit, sine aliquo afflatu Divino." [48])

Die Gelehrsamkeit ist eine grofse Freundin von Regeln und die preisende Verkünderin der von ihr verehrten Beispiele, sie legt oft der Freiheit des Schaffens, der das Genie seine Vorzüge verdankt, drückende Fesseln an. „Regeln gleichen Krücken, die dem Lahmen unentbehrlich, ein Hindernis für den Gesunden sind." Dem Genie mufs man den freien Aufflug seiner Begeisterung gestatten, denn in der Poesie liegt etwas über die prosaische Vernunft Erhabenes; es sind Geheimnisse, die nicht erklärt, sondern bewundert werden müssen". [49])

Das Verhältnis zwischen Genie und Gelehrsamkeit ist dasselbe wie zwischen Tugend und Reichtum. Reichtum erwerben meist diejenigen, die am wenigsten Tugend besitzen; so streben diejenigen nach Gelehrsamkeit, denen das Genie fehlt. Wie die Tugend auch ohne Reichtum uns glücklich machen kann, so kann das Genie auch ohne grofse Gelehrsamkeit Ruhm verleihen. [50]) Das Genie ist göttlichen, die Gelehrsamkeit menschlichen Ursprungs. Die letztere erhebt uns über die einfachen, ungebildeten Leute, das erstere über alle Gelehrten und Gebildeten. „Die Gelehrsamkeit ist erworbenes und nachgeahmtes Wissen, das Genie ist angeboren und nur uns selbst zugehörig." [51])

Gegen die Nachahmung in der Kunst ist noch folgendes anzuführen: sie stellt die schönen Künste in eine schlechtere Lage als die, in welcher sich die mechanischen Künste befinden; bei den letzteren handelt es sich darum, die Vorgänger zu übertreffen, bei den ersteren nur ihnen zu folgen; durch den Nachahmungstrieb setzen wir uns in direkten Widerspruch zu den Fingerzeigen der Natur, die uns alle als Originale auf die Welt bringt, und nicht ein einziges Gesicht, nicht einen einzigen Verstand dem andern gleichmacht; die Nachahmung zwingt uns, wenig zu denken und viel zu schreiben, während das Umgekehrte wünschenswert ist. [52])

Man trifft Genies öfter an als man denkt. Man darf nicht behaupten, dafs unsere Zeit ganz arm an ihnen wäre, dafs es keine auf Erden mehr gäbe. Richtiger wäre es, zu sagen, dafs sie im geheimen bestehen, sich nicht offenbaren können, weil ihnen die unumgänglich notwendigen günstigen Umstände fehlen. „Wie die Früchte des Baumes von Regen und Sonnenschein abhängen, so hängen auch die Früchte des Genies von äufseren Umständen ab.“ [53]) Man kann Genie besitzen, ohne es selbst zu wissen, da wir nicht allein die Grenzen der menschlichen Vernunft im allgemeinen, sondern auch die unserer eignen nicht kennen. Der Mensch kann in derselben Unkenntnis der ihm innewohnenden Kräfte bleiben wie eine Auster über die in ihrer Schale enthaltene Perle oder ein Felsen über den in ihm eingeschlossenen Diamanten. Der Mensch kann schlummernde Fähigkeiten in sich tragen, ohne ihre Gegenwart zu ahnen, solange nicht glückliche Umstände sie offenbaren. [54]) Den Menschen, die nicht in Unkenntnis über das ihnen innewohnende Genie bleiben wollen, empfiehlt Young zwei Regeln an: Erstens, „Erkenne Dich selbst“ und zweitens, „Achte Dich selbst“. Die Befolgung der ersten Regel kann zur Entdeckung des Genies, „das wie die Sonne im Dunkel des Chaos erglänzt,“ in uns selbst führen. Die Achtung vor uns selbst bewahrt uns vor dem Befolgen anderer Beispiele, vor dem Unterwerfen unter andere Autoritäten und vor dem Mifstrauen in die eignen Kräfte. Man darf sich nicht auf anderer Urteile verlassen, sondern nur auf die Eingebungen des eignen Genies, das man verehren mufs, „wie der Indier die Sonne verehrt“. [55]) Ein solches Genie ist ein von „Gott begeisterter Enthusiast“, er steht soviel höher über dem „gründlichen Gelehrten“, als der blendende Schein der Sonne leuchtender ist wie das Licht des Morgensterns. Der Schriftsteller, der diese beiden erwähnten Regeln verachtet, wird niemals vereinzelt bleiben; er gerät unter den Haufen und befindet sich mit seinen Gedanken „in traurigem Einklang“ mit der Menge. Das echte Genie vermeidet die allgemein betretenen Pfade, „es geht auf frischem, unbetretenem Boden“, sich selbst den Weg bahnend; der Nachahmer aber „folgt den geheiligten Spuren grofser Vorbilder mit derselben blinden Andacht, mit der ein Fanatiker den Pantoffel des Papstes küfst“. [56])

Grofse Vorbilder müssen zum Wetteifer, aber nicht zur Nachahmung reizen. England darf sich über den Mangel an Genies nicht beklagen; es hatte einen Bacon, Newton, Shakespeare und Milton. Young hält Milton dem „göttlichen“ Homer gleich, besonders aber begeistert er sich an Shakespeare, den er als „Bruder und Ebenbürtigen“ der grofsen alten Schriftsteller bezeichnet. Shakespeare brauchte keine Gelehrsamkeit, „da er zwei Bücher auswendig wufste, das Buch der Natur und das Buch des Menschen, und viele der

bemerkenswertesten Seiten derselben hat er in seine unsterblichen Werke übertragen".[57])

Alle diese Gedanken Youngs wiederholen sich beständig in den Schriften der Stürmer und Dränger.

Die literarische Bewegung in England, geleitet von den Grundtendenzen des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus, verlief folgerichtig und beharrlich im Laufe des ganzen Jahrhunderts. Die Frage einer literarischen Reform wurde dort theoretisch und praktisch früher als in andern Ländern aufgeworfen und gelöst. Auf dem Gebiete des Romans erfolgte die Lösung schon in den vierziger Jahren durch die Werke Richardsons und Fieldings. Die theoretischen Anschauungen in der Literatur wurden um die Mitte des Jahrhunderts durch die kritischen Abhandlungen von Young, Warton, Blair u. a.[58]) umgestaltet; schliefslich trat im letzten Drittel auch die neue Dichtung in den Werken von Robert Burns, William Cowper und George Crabbe hervor, die einen allgemeinen Umschwung in der Literatur herbeiführten.

Die Generation, der die drei letztgenannten Dichter angehörten, war die Altersgenossin der deutschen Stürmer und Dränger und glich ihr in sehr vielen Stücken. Cowper war ein eifriger Verkünder des Rousseauismus in England, Crabbe war der Vorkämpfer des Realismus in der Dichtung; in Burns verkörperte sich jene aus der Seele dringende, innige, von den Stürmern und Drängern[59]) schwärmerisch verehrte Lyrik.

So sehen wir, dafs England einer literarischen Revolution mit so jähen Übergängen von einer Richtung zur andern durchaus nicht bedurfte. In Übereinstimmung mit dem Charakterzuge der englischen Nation, der den ganzen Gang der englischen Geschichte beeinflufste, der Neigung zu Kompromissen, die es gestattete, notwendige Reformen ohne gewaltsame Erschütterung durchzuführen, ging auch die literarische Umwälzung allmählich vor sich, bis die Erfolge der Burnsschen Dichtungen den Beweis erbrachten, dafs die Umwälzung im literarischen Geschmack schon beendet sei. Der Pseudoklassizismus, der von aufsen eingedrungen war und nicht zum allgemeinen Charakter der bereits eine ruhmreiche Vergangenheit aufweisenden Nationalliteratur pafste, verschwand in England und machte andern Richtungen Platz.

Der friedliche Verlauf der literarischen Reform unterscheidet England von Deutschland, wo diese Bewegung den Charakter einer Revolution annahm. Anderseits war in England die literarische Bewegung viel weniger an politisch-soziale Bestrebungen geknüpft als in Frankreich. Diese Bestrebungen, die den höchsten Grad der Spannung in Frankreich, wo die „alte Ordnung" besonders schwere und lästige Formen angenommen hatte, erreichten, fanden kein „raison d'être"

in England. Wir sahen bereits, dafs England damals eine dauerhafte parlamentarische Regierung besafs, und die soziale Ungleichheit verbunden mit Standesprivilegien dort viel weniger ausgeprägt war, als auf dem Kontinent. Alle politischen Ideen der Engländer des 18. Jahrhunderts vereinigten sich auf die Frage der parlamentarischen Reform; folglich drehte sich alles blofs um Verbesserung der alten Ordnung, nicht wie in Frankreich um Errichtung einer neuen. Daher konnte sich auch der soziale Kampf nicht so zuspitzen wie in Frankreich; die englische Bürgerschaft war seit langem nicht mehr rechtlos und die soziale Nebenbuhlerschaft wurde durch die ökonomische ersetzt, durch den Kampf der Reichen gegen die Armen, der Besitzenden gegen die Besitzlosen.

Infolge aller dieser erwähnten Ursachen kam also England im 18. Jahrhundert ohne gewaltsame Erschütterungen davon, hatte es weder eine politische noch eine literarische Revolution durchzumachen.

Anders war es in Frankreich, wo die der englischen analoge Kulturströmung immer mehr den Charakter eines politisch-sozialen Kampfes angenommen hatte.

Die englische Sentimentalität und der englische Naturalismus fanden zu ihrer Entwicklung einen dankbaren Boden in Frankreich, der bereits durch eigne Anfänge in diesem Sinne gut vorbereitet war. [60]) Unter dem Einflusse Richardsons und Sternes stand Diderot, der wiederum von allen französischen Schriftstellern, mit Ausnahme Rousseaus, die deutschen Stürmer und Dränger, die nach Goethe in ihm eine „nahe genug verwandte Natur“ erblickten [61]), am meisten beeinflufste. Sein sentimentaler Naturalismus, sein Kultus des Gefühls und der Leidenschaften, sein Verkünden der sittlichen Freiheit, sein Entzücken über die Idee der Rückkehr zur Natur in allen Lebenslagen, seine Begeisterung für alles Natürliche und Unmittelbare, sein Kampf gegen alles Künstliche, Unwahre, Unnatürliche und Gespannte — alles dies berührte verwandte Saiten in der Seele der Stürmer und Dränger, ganz abgesehen davon, dafs seine begeisterte und heftige Opposition gegen die pseudoklassische Richtung in Kunst und Literatur ihren literarischen Theorien die Bahn ebnete. [62])

Aber ihre vollkommenste Verkörperung fanden die einzelnen Strahlen der modernen Richtung des Jahrhunderts in Rousseau, der alle verwandten Stimmungen der englischen Vertreter des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus in sich vereinte. Die Reaktion des Gefühls gegen den Verstand, das Prinzip der Rückkehr zur Natur, das „Naturgefühl“, die Erhöhung des Individuums auf Kosten der Gesellschaft, die in Ströme von Tränen übergehende Empfindsamkeit — alles dies gewann einen neuen, leidenschaftlichen Charakter in den Verkündigungen Rousseaus. Die Elemente, aus denen

sich die Lehre Rousseaus zusammensetzte, war nicht neu; neu nur war ihre Zusammenstellung, ihre vollendete Ausgestaltung, ihr Ebenmaſs — neu war das sengende Feuer und der wilde aggressive Charakter seiner politisch-sozialen Lehre. Soziale Tendenzen hafteten der englischen Sentimentalität zwar gleichfalls an, aber letztere hatte doch einen friedsameren Charakter. Welch ein Unterschied zwischen Sterne und Rousseau! Sterne beweinte die einzelnen Unglücklichen, er war zum Mitleiden fähig, aber die Abhängigkeit des Wohlbefindens des einzelnen von den gesellschaftlichen Umständen entging seiner Aufmerksamkeit vollständig. Das Verständnis der Übel, die das allgemeine Wohlbefinden niederdrücken, fehlte ihm; er empfand kein Bedürfnis nach gründlichen sozialen Änderungen.[63]) Bei Rousseau dagegen hing seine demokratische politisch-soziale Tendenz aufs engste mit seinem Kultus der Natur, des Gefühls und der menschlichen Persönlichkeit zusammen. Ebenso übertraf er durch sein stark entwickeltes Naturgefühl seine englischen Vorbilder bei weitem, alle Leidenden weist er darauf hin, in der Natur Trost zu suchen, in deren Namen er auch eine völlige Umwälzung des individuellen und gesellschaftlichen Lebens herbeisehnte.[64])

Ein streng persönlicher Zug geht wie ein roter Faden durch die ganze Lehre Rousseaus hindurch. Er selbst war eine äuſserst eigentümliche und originale psychologische Erscheinung. „Ich bin anders geschaffen," sagt er nicht ohne Berechtigung am Anfange seiner „Bekenntnisse", „als die andern Menschen, denen ich begegnet bin und gleiche ihnen in keinen Stücken." Er ist stets geneigt, sich an den individuellen Zügen seiner eignen Persönlichkeit zu erfreuen und zu entzücken. Das Herauskehren der Persönlichkeit schätzt er auch bei andern, ja er schätzt sie nicht nur, sondern er fordert sie und beklagt bitter den Mangel daran. Eine seiner Hauptanklagen gegen die kulturelle Gesellschaft ist, daſs sie dem Menschen die Persönlichkeit raube, alle wertvollen Züge seiner angebornen Selbständigkeit wegwische und glätte, alle in eine gleiche Form zwänge und sie in traurige Marionetten verwandle.[65])

Auf dem Grunde der Persönlichkeit beruht die Erziehungstheorie Rousseaus. Ihre Grundlage ist das Prinzip einer freien Selbstentwicklung der Persönlichkeit des Schülers mit allen seinen individuellen Neigungen und Naturanlagen.[66])

Als reiner Individualist bekundet sich Rousseau auch auf dem Gebiete der Moral, die er auf der „angebornen Neigung zu allem Rechten und Guten", auf dem instinktiven Triebe der „schönen Seele", auf der subjektiven „Stimme des Herzens" aufzubauen gedenkt. „Ein Mensch, der eine solche Seele besitzt, darf nur seinen eignen Wünschen gehorchen, sich nur seinen eignen natürlichen Neigungen hingeben."[67])

Der allmählich in die Weltanschauung der europäischen Gesellschaft eindringende Kultus der Persönlichkeit, des Gefühls und der Natur fand in Rousseau sein vollständigstes, leuchtendstes, leidenschaftlichstes und einflufsreichstes Vorbild. Unter seinem unmittelbaren Einflusse bildeten sich die deutschen Stürmer und Dränger, die in der „Neuen Heloise“ und im „Emile“ ein wahres „Evangelium der Natur“ erblickten.

Als ebensolche Stürmer und Dränger erwiesen sich tatsächlich auch die französischen Verehrer von Rousseau, die eine ziemlich beachtenswerte Gruppe bildeten und ihren Genossen jenseit des Rheins in ihren Richtungen, ihrem Geschmack und ihren Idealen ähnlich waren. Die historische Lage ist bei beiden dieselbe: diese wie jene spiegeln die leidenschaftliche Gärung des der Revolution vorhergehenden Zeitabschnittes wieder, der Gärung, die das Schlufsresultat der Ideen der aufklärenden Epoche in ihrer neuen Wandlung war, der man die Bezeichnung „Rousseauismus“ geben kann.

Unter dem Banner Rousseaus wurde der Kampf gegen die politische, soziale und moralische Gesellschaftsordnung, die unter dem Namen „ancien régime“ bekannt ist, geführt.

In den Bestrebungen dieser wie jener, das Bestehende zu reformieren, sind zwei Richtungen zu erkennen: die eine gegen die politische und soziale „alte Ordnung“, die andere gegen die alte literarische Ordnung, die durch die pseudoklassischen Sympathien gekennzeichnet wurde. Beide Richtungen sind sowohl bei den französischen als auch bei den deutschen Stürmern und Drängern vertreten, aber ihre gegenseitigen Beziehungen zueinander und die gröfsere oder geringere Bedeutung der einen wie der andern sind in beiden Ländern verschieden. In Frankreich herrscht entschieden die politische und soziale Tendenz, die in den wilden Strom der Revolution überleitet, vor. Die literarische Richtung ist in Frankreich viel schwächer ausgeprägt. Ein ganz umgekehrtes Verhältnis läfst sich in Deutschland beobachten: infolge der wenig entwickelten politischen Reife dieses Landes und einiger eigentümlicher sozialer und kultureller Umstände, traten die politischen und sozialen Bestrebungen unendlich schwächer auf, die literarischen Fragen rückten an die erste Stelle. Daher endet die Gärung der der Revolution vorangehenden Epoche in Frankreich mit der politisch-sozialen, in Deutschland nur mit der literarischen Umwälzung.

Die pseudoklassische Literatur war in Frankreich ein Gegenstand des Nationalstolzes, weil sie in vielen Beziehungen dem nationalen Charakter und den der lateinischen Rasse eignen Anschauungen über die Kunst entsprach. Man wollte vor allem Schönheit der Sprache, Vortrefflichkeit des Stils, Regelmäfsigkeit und Einfachheit des Entwurfs und des Aufbaues. Solche Schriftsteller wie Corneille, Molière,

Racine, die einen Bestand der Weltliteratur bildeten, konnten ihren Ehrenplatz im eignen Vaterlande nicht ohne heifsen und hartnäckigen Kampf räumen. Der Pseudoklassizismus herrschte noch Mitte des 18. Jahrhunderts in der französischen Literatur, indem er Halt und Stütze an Voltaire fand.

An Stelle der mächtigen romantischen Strömung, die in England herrschte, sehen wir in Frankreich nur vereinzelte Proteste gegen die Auswüchse der pseudoklassischen Richtung. Auch diese Proteste erfolgen nur unter dem Einflufs der englischen Literatur, deren Bekanntwerden in der französischen Gesellschaft jener Zeit stetig zunimmt. [68])

Die Versuche einer literarischen Reform beschränkten sich in Frankreich blofs auf das Theater. Houdart de la Motte wandte sich als erster gegen die pseudoklassische Tragödie. In seinen „Discours sur la Tragédie“ trat er gegen die berühmten drei Einheiten von Zeit, Ort und Handlung, gegen die Unvermeidlichkeit der Verse in der Tragödie, gegen die allzulangen Erzählungen der Vertrauten usw. auf. [69]) Nivelle de la Chaussée führte in die Literatur die sogenannte „Comédie larmoyante“ ein. [70]) Marmontel vertritt teilweise neue Anschauungen. [71]) Aber als gröfster und mächtigster Gegner des pseudoklassischen Theaters trat Diderot in Frankreich auf. Gegen alles Falsche, alle Lüge, gegen alles, was den Forderungen des Realismus, der seine leidenschaftliche und doch nüchterne Natur kennzeichnete, sehr empfindlich, empörte er sich wider die Tragödien Corneilles und Racines, wagte er es, die Hand gegen diese Götter des französischen Parnasses zu erheben, indem er neue Bahnen für das Drama suchte. [72])

Die Frage der literarischen Reform erhielt durch die Ideen Rousseaus eine wenn auch indirekte, so doch mächtige Unterstützung. Sein feuriges Predigen der Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit und Wahrheit veranlafsten von selbst, auch an eine Literatur zu denken, in der mehr Raum für das Leben des Herzens und des Gefühls vorhanden, in der die Interessen des ganzen Volkes mehr gewahrt würden.

Einer der leidenschaftlichsten Anhänger Rousseaus, Sebastien Mercier, machte den Versuch, die Literatur in diesem Sinne zu reformieren. Auf seine Ideen, die nicht ohne grofsen Einflufs auf die deutschen Stürmer und Dränger geblieben sind, werden wir noch zurückkommen.

Lange nicht so deutlich traten die Tendenzen des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus in Deutschland vor Beginn der Sturm- und Drangperiode zu Tage.

In der Reaktion des Gefühls gegen den Verstand spielte hier wie in England das religiöse Element eine wichtige Rolle. Die weite Verbreitung des Pietismus mit seiner sentimentalen Anspannung des religiösen Gefühls in der deutschen Gesellschaft bereitete die Herzen

zu einer „empfindsamen“ Stimmung vor. Auf dem Boden des Pietismus stand auch Gellert, wohl der volkstümlichste und einflufsreichste deutsche Dichter der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Seiner Richtung nach glich er am meisten Richardson; er war derselbe sentimentale Moralist wie der Verfasser der „Clarissa“. Sich an Richardson und den diesem geistesverwandten Schriftstellern begeisternd, rückte Gellert das „gute, empfindsame Herz“ an die erste Stelle. Er war der einflufsreichste Führer der gemäfsigten und vorsichtigen Reaktion des Gefühls gegen den Rationalismus der „Aufklärung“. [73])

Eine gröfsere Höhe erreicht die Empfindsamkeit in ihrer Verschmelzung mit der Religiosität bei Klopstock. Die englische Literatur ist auch für ihn der Ausgangspunkt. Young, der Sänger der „Nachtgedanken“, begeistert ihn besonders. Herder nennt Klopstock „den ersten deutschen Gefühlsdichter“. Dieses Gefühl zeichnet sich bei ihm durch höheren Schwung und edle Gesinnung aus. Nur „auserwählte Gefühle und veredelte Leidenschaften“ rufen sein Mitgefühl hervor. Das machte ihn zum vorbildlichen Vertreter der „idealistischen Empfindsamkeit“. [74])

Der Einflufs der englischen Literatur war eine Tatsache von gröfster Wichtigkeit für Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Richardson wurde dort bereits zeitig zum Gegenstand eines besonderen Kults und fand unzählige Nachahmer. Auch alle die andern obenerwähnten englischen Schriftsteller erfreuten sich in Deutschland eines grofsen Erfolges. Allmählich verbreiteten sich durch Übersetzungen und Nachbildungen die diesen Schriftstellern eignen Tendenzen, deren Erscheinungen wir verfolgt haben, in der ganzen deutschen Gesellschaft. [75]) In den sechziger Jahren trat noch der Einflufs Rousseaus hinzu, dessen Werke einen geradezu verblüffenden Erfolg in Deutschland errangen. [76])

Unter dem unmittelbaren Einflusse englischer und französischer Vorbilder erstand so auf deutschem Boden eine neue kulturelle Strömung, die der Sturm- und Drangperiode den Boden bereitete. Wie in England und Frankreich führte diese Strömung auch zu literarischen Reformversuchen, die endlich in die „literarische Revolution“ der siebziger Jahre ausliefen.

Noch als die pseudoklassische Schule Gottscheds, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die deutsche Dichtkunst beherrschte, in vollster Blüte stand, erschollen schon die Protestrufe der sogenannten Schweizerschule, an deren Spitze Bodmer und Breitinger standen. Im Gegensatz zu Gottsched, der Boileau, Racine und Corneille bevorzugte, brachten die „Schweizer“ der englischen Literatur entschiedene Sympathien entgegen. Nach dem Muster der von Steele und Addison herausgegebenen englischen Zeitschriften veröffentlichten

Bodmer und Breitinger im Jahre 1721 in Zürich die „Discourse der Mahlern". Addison hatte unter anderem versucht, die Aufmerksamkeit der Engländer auf ihren seit der Zeit der Restauration zu Unrecht vergessenen grofsen Dichter Milton zu lenken. Dieser Anregung folgend las Bodmer Milton; er fühlte eine unbegrenzte Hochachtung vor dem Genie des Schöpfers des „Verlornen Paradieses" und begann dieses berühmte Buch ins Deutsche zu übersetzen. Das Erscheinen dieser Übersetzung (1737) und zweier theoretischer Traktate Bodmers und Breitingers gab den Vorwand zu einem tatsächlichen Kriege mit den Anhängern Gottscheds, der über zehn Jahre dauerte und eine grofse literarhistorische Bedeutung hat. Die „Schweizer" trugen dazu bei, die deutsche Dichtung aus dem Joche der Regeln zu befreien und ihr einen weiteren Gesichtskreis zu eröffnen. [77]).

Gottscheds Schule selbst zerfiel; einzelne seiner Jünger trennten sich von ihm und gründeten in Bremen eine eigne Zeitschrift unter dem Namen „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes" (1744) und es gelang ihnen, angesehene zeitgenössische Schriftsteller, wie Rabener und Gellert, zu Mitarbeitern heranzuziehen. Ihren theoretischen Anschauungen nach gehörte die Zeitschrift der französischen Schule an; in einigen Beziehungen näherte sie sich aber den Ansichten der Schweizer und teilte ihr Interesse für die englische Literatur.

Bald darauf wurde auch der deutsche Milton geboren, auf dessen Erscheinen Bodmer so sehnsüchtig gewartet hatte.

Es war Klopstock, ein zweifellos grofses poetisches Talent, der sich schon früh von den theoretischen Anschauungen der „Schweizer" und ihrer religiös-patriotischen Stimmung angezogen fühlte. Sein „Messias", eine Nachbildung von Miltons „Verlornem Paradiese" und seine religiös-patriotischen Oden waren die ersten echt nationalen Erzeugnisse der deutschen Literatur seit dem Zeitalter der Reformation und brachten einen tiefen Eindruck auf die Gesellschaft, die sich bereits an der kalten Einförmigkeit der pseudoklassischen Muse zu langweilen begann, hervor. In seinen Werken erblickten die Schweizer die Verwirklichung ihrer literarischen Bestrebungen. Klopstock gelang es aber aus verschiedenen Ursachen nicht, eine literarische Reform zuwege zu bringen: einerseits war sein Talent zu einer solchen Heldentat, die nur den stärkeren Schultern einer gröfseren Begabung gelingen konnte, zu schwach; anderseits war Klopstocks Gedanke, eine nationale Literatur nur durch persönliche Anstrengung, ohne die historischen Bedingungen, die ein langsames Fortschreiten bei einem solchen Versuche erheischten, weiter zu beachten, grundfalsch; er hatte absolut keine klare Vorstellung über das Wesen der Reform, was aus seinem Versuche, in der Poesie die alte Mythologie

durch die nordische zu ersetzen, d. h. an Stelle einer Überlieferung eine andere zu setzen, klar hervorgeht.[78])

An eine literarische Reform dachte auch Wieland keineswegs, der seiner Richtung nach sowohl sittlicher als auch literarischer Antipode des Dichters des „Messias“ war. Er dachte nicht daran, dem französischen Geschmack zu widersprechen; im Gegenteil war er bemüht, sich diesem Geschmack unterzuordnen, was ihm auch gelang. Indem er auf diese Weise die deutsche Literatur der französischen wieder annäherte, machte er anscheinend einige Schritte zurück; anderseits aber war er der erste deutsche Schriftsteller, der über einen eleganten, oft hinreifsenden, schönen Stil verfügte. Er verbreitete in der deutschen Gesellschaft den Geschmack am Lesen und erhöhte in den Augen seiner Landsleute, die sich bis dahin blindlings vor der französischen Literatur gebeugt hatten, die Bedeutung der deutschen.[79])

Schliefslich erschien in der Person Lessings ein Mann, der mit der kritischen Schärfe der Vernunft eine grofse Fähigkeit zu dichterischem Schaffen verband, der seinen kritischen Ideen durch eigne poetische Versuche im neuen Stile Nachdruck verschaffen konnte. Dieser Umstand war von gröfster Bedeutung. Lessing beendigte, was die „Schweizer“ und Klopstock begonnen hatten. Seine Hauptschläge führte Lessing gegen das französische pseudoklassische Theater und es gelang ihm in kurzer Zeit dasselbe in Deutschland ganz um sein Ansehen zu bringen. Vom Beispiel Lillos und Moores, den Begründern des „bürgerlichen Trauerspiels“, und den theoretischen Anschauungen Diderots hingerissen, schrieb Lessing seine „Mifs Sara Sampson“ (1755), das erste bürgerliche Trauerspiel in deutscher Sprache. In seinen „Briefen die neueste Literatur betreffend“ (1759—60) begann er seinen Feldzug gegen das pseudoklassische Theater. Drei Jahre später schrieb er „Minna von Barnhelm“. Endlich fällt in die Zeit von 1767—68 seine „Hamburgische Dramaturgie“, die dem Pseudoklassizismus in Deutschland den Todesstreich versetzte.

Hier stehen wir schon auf der Schwelle der Sturm- und Drangperiode. Gleichzeitig mit der „Hamburgischen Dramaturgie“ erschienen die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ Herders, des ältesten Vertreters der jungen, erst entstehenden literarischen Partei, die leidenschaftlich darnach strebte, die von Lessing begonnene Reform zu Ende zu führen. Die letzten Jahre des grofsen Kritikers reichten schon in die volle Blüte der neuen Bewegung hinein. Die seine theoretischen Anschauungen stützende Tragödie „Emilia Galotti“ erschien erst im Jahre 1772, als „Götz von Berlichingen“, das erste künstlerische Erzeugnis der jungen Partei, bereits vollendet in Goethes Mappe ruhte. Lessing konnte beobachten, wie die Bewegung, die er

selbst gewissermaſsen hervorgerufen, vor seinen Augen wuchs und sich weit über die Grenzen der von ihm als notwendig erkannten Reform erstreckte. [80])

* * *

Das waren die grundlegenden Tendenzen, die die Gärung der Sturm- und Drangperiode vorbereitet haben.

Am Leben und an den Werken eines der vorbildlichen Vertreter des „jungen Deutschland" des 18. Jahrhunderts wollen wir nun die Hauptmomente des kulturellen und literarischen Kampfes, soweit er seinen Teil daran hatte, betrachten.

Zweites Kapitel.

Im Elternhause in Livland.

O, ich schmeichelte mir viel,
Als nur dunkles Morgenrot
Von dem braunen Himmel um mich lachte.
Lenz.

Im Gegensatze zu den hauptsächlichsten Vertretern der deutschen Sturm- und Drangperiode, den Deutschen von Geburt, die von Kindheit an unter dem Einflusse der Kulturbestrebungen ihres Vaterlandes standen, war Lenz ein Ausländer und unter tatsächlich andern Verhältnissen aufgewachsen. Er war ein Deutschrusse. Sein Geburtsland ist das von den Zentren der deutschen Kultur weit abgelegene Livland, das seit Peter dem Groſsen einen Bestandteil des russischen Reiches bildet. Hier verlebte er die ersten siebzehn Jahre seines Lebens, Jahre der unverwischbaren kindlichen Eindrücke, der Charakterbildung und der ersten jugendlichen Ideale, hier unter dem „braunen Himmel" des russischen Grenzlandes ging ihm die „Morgenröte" seiner Poesie auf.

Der Kulturzustand Livlands im Anfange der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war kein beneidenswerter. Der tonangebende Stand war der Adel, der an seinen Privilegien festhielt und auf Kosten seiner leibeignen Letten und Esthen lebte. Die üblichen Schrecknisse des Leibeigenschaftsrechts traten hier um so stärker auf, als Herren und Sklaven verschiedenen Nationalitäten angehörten, wobei die Nationalität der Sklaven in den Augen der Herren ebenso verächtlich wie niedrig erschien. Die Adligen sahen auf ihre leibeignen Letten und Esthen wie auf eine minderwertige Rasse herab, die nur erschaffen war, um ihnen als Arbeitskraft zu dienen. Die Lage dieser Leibeignen war sehr traurig. Zu allen Beschwerden ihres bettlerhaften Daseins traten häufig noch die Grausamkeiten seitens der Gutsherren hinzu.

Das Kulturniveau des Adels war nicht hoch. Die leitenden Kreise desselben, die höhere Aristokratie, die sich in Petersburg herumdrückte und unter dem Einflusse des dortigen Hoflebens stand, litt an der Frankomanie. Man las in der vornehmen Welt die Schriften Voltaires und der Enzyklopädisten und ahmte auf den Stammschlössern die Lebensweise des Petersburger und Versailler Hofes nach. [1])

Die Vertreter des mittleren Adels standen gewöhnlich im russischen Militärdienst; wenn sie nach Livland zurückkehrten, lebten sie auf ihren Gütern und gaben sich wie ihre Ahnen nur wenig geistigen Interessen hin. Mit der französischen Literatur waren sie wenig bekannt; was die deutsche betrifft, so war die in Deutschland beginnende Renaissance ihrer Interesselosigkeit entgangen. Die Führer derselben, Klopstock und Lessing, waren ihnen unbekannt geblieben und sie fuhren fort, sich an den vergilbten Blättern der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts zu ergötzen. Selbst in den achtziger Jahren noch wurde von manchem livländischen Adligen beim trüben Scheine einer Talgkerze der vorsintflutliche „Simplicissimus" von Grimmelshausen mit Interesse gelesen. [2]) Und das zu einer Zeit, wo ganz Europa schon den „Werther" und die andern Werke der Sturm- und Drangperiode verschlang. Die Bewirtschaftung ihrer Güter und die Jagd, die kleinlichen Ereignisse in ihrem Kirchspiel und Kreise absorbierten das Interesse ihres ganzen Lebens. Die geistigen Bedürfnisse wurden durch die allsonntäglichen Unterredungen mit dem ortsansässigen Pastor befriedigt.

Ihre Ideale und Bestrebungen erstreckten sich nicht über die Grenzen Livlands. Für alles, was südlich von Riga und nördlich von Dorpat geschah, herrschte nur das verworrenste Verständnis. So verharrte der Adel in stumpfer Gleichgültigkeit und verbrachte die Tage in Trägheit, von der einzigen Sorge beseelt, daſs keine freche Hand an den Fundamenten ihres kummerlosen Daseins rüttle. Selbst mit den andern baltischen Provinzen, mit dem benachbarten Esthland und Kurland, unterhielten die Livländer nur wenig Verkehr. Es gab damals keine Zeitung im Lande; von dem, was in der weiten Welt vorging, gelangte nur selten eine Kunde durch die aus Deutschland einwandernden „Hofmeister" (Hauslehrer) und Pastoren zu ihnen; auch verbreiteten die aus dem russischen Dienste in die Heimat zurückkehrenden Beamten zuweilen Neuigkeiten aus Petersburg und Moskau. [3])

Nächst dem Adel erfreute sich in Livland die Geistlichkeit des gröſsten Ansehens. Wirtschaftlich gut gestellt, im Besitz leibeigner Bauern, wetteiferte sie im Wohlleben mit dem Adel, tat sich aber durch sittliche Eigenschaften nicht hervor. Trunkenheit, Sittenlosigkeit, Gewinnsucht, Amtsmiſsbrauch waren häufige Erscheinungen, die

fortwährend disziplinarische Rügen, selbst Dienstentlassung zur Folge hatten. Besonders häufig war der Mifsbrauch der Gewalt über die leibeignen Bauern. [4])

Ihren esthnischen oder lettischen Beichtkindern gegenüber verhielten sich die Pastoren mit derselben hoffärtigen Verachtung wie die Gutsbesitzer. Durch vermögensrechtliche Interessen mit letzteren eng verknüpft benahmen sich die Pastoren wie die Herrscher ihrer leibeignen Gemeinde und konnten den religiösen Ansprüchen derselben nicht genügen. Hieraus läfst sich der ungewöhnliche Erfolg der Sekte der Herrnhuter in Livland erklären. Die ersten Herrnhuter Prediger, vom Grafen Zinzendorf selbst entsandt, erschienen 1729 in Livland. Sie kamen gewöhnlich als Handwerker, siedelten sich unter dem gemeinen Volke an und verstanden es, sich in kurzer Zeit das Vertrauen desselben zu erwerben. Im Anfange der dreifsiger Jahre zählten ihre Anhänger schon nach Tausenden. Zinzendorf, der zu Besuch nach Livland kam, wurde überall mit offenen Armen empfangen. Die Zahl der Anhänger des Herrnhutertums wuchs bis zum Jahre 1742, wo die durch den ungewöhnlichen Erfolg erregte Geistlichkeit das Verbot der Herrnhuterversammlungen erreichte. Die Ausbreitung des Herrnhutertums wurde aber im geheimen weiter betrieben, bis im Jahre 1765 ihre Sendboten infolge Ukas der Kaiserin Katharina II. wieder Zulafs fanden. [5])

Der Erfolg der Herrnhuter erbrachte den Beweis, dafs das religiöse Leben in Livland einer Erneuerung bedürfe und dafs es an lokalen Kräften dazu fehle.

Die eigentlichen Pioniere des geistigen Lebens dieser Gegenden waren tatsächlich die deutschen Einwanderer, die als Hauslehrer oder Pastoren hierher kamen. Sie brachten einige neue Kulturströmungen ins Land. Zuerst trat dies auf dem Gebiete des religiösen Lebens zu Tage. Die neu herangezogenen Pastoren gehörten zwei entgegengesetzten Richtungen an: die einen waren Rationalisten, die andern Pietisten.

Die ersteren kamen in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach Livland. Mit den Ideen der aufklärenden Philosophie ausgerüstet, waren sie von den besten Absichten in bezug auf die geknechtete Volksmasse erfüllt und taten alles, was in ihren Kräften lag, um das traurige Los derselben zu mildern. Sie erkannten, dafs die Leibeigenschaft das gröfste Unglück der livländischen Bevölkerung sei und machten sich daher vor allem ihre Bekämpfung zur Aufgabe. Diese Richtung ihrer Tätigkeit entwickelte sich allerdings erst zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts zur vollen Blüte. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts, um die es sich jetzt handelt, hatten die Pietisten die Oberhand. Diese letzteren konnten sich um

so eher mit der bestehenden Sachlage versöhnen, als ihr Bestreben hauptsächlich auf die Verbesserung der Sitten, auf Erhebung der Seelen gerichtet war, aus der Sphäre des religiösen Lebens also nicht heraustrat. Zwischen der Lehre der Pietisten und der der Herrnhuter bestanden viele innere Berührungspunkte, daher waren die pietistischen Pastoren der Sekte des Grafen Zinzendorf meistenteils sehr gewogen.[6])

Ein solcher deutscher Einwanderer war Christian David Lenz, der Vater unseres Dichters. Als Sohn eines Kupferschmiedes im Jahre 1720 zu Köslin in Pommern geboren, hatte er eine strenge Lebensschule, die seinem ganzen späteren Leben ihren Stempel aufdrückte, durchzumachen. In der ehrsamen Familie eines bescheidenen Handwerkers aufgewachsen, wurde Christian Lenz, vom Wissensdurste getrieben, mit seinem fünfzehnten Lebensjahre Student an der Universität zu Halle. Ohne einen Heller in der Tasche, ohne Unterstützung von seiten seines Vaters, auf die er auch nicht rechnen konnte, fristete er sein Leben durch Erteilung billiger Unterrichtsstunden und erprobte an sich selbst die ganze Wandelbarkeit eines solchen ungesicherten, halbsatten Daseins.[7]) Die hallische Universität war damals der Hauptherd des deutschen Pietismus, als dessen Begründer gewöhnlich Phil. Jakob Spener genannt wird.[8]) Es ist daher nicht zu verwundern, dafs der junge Student der Theologie ein eifriger Pietist wurde.[9])

Im Jahre 1740 verliefs Chr. Lenz Deutschland, um die Stellung eines „Hofmeisters“, d. h. eines Hauslehrers in Livland anzutreten. Eine adlige Familie, die in der Nähe von Wenden begütert war, hatte sich ihn aus dem Auslande verschrieben.[10]) Mit der Stellung eines Hofmeisters begannen in der Regel alle eingewanderten Deutschen, die in Livland als Pastoren angestellt zu werden wünschten.

Die Stellung eines Hauslehrers in einer adligen Familie ermöglichte ihnen die Erlernung der lettischen oder esthnischen Sprache, ohne die eine geistliche Karriere unmöglich war. Die livländische Geistlichkeit bestand zur Hälfte, wenn nicht zu zwei Dritteln, aus solchen eingewanderten Deutschen, Zöglingen deutscher Universitäten, vornehmlich der zu Halle. Die materiell günstige Lage der livländischen Pastoren zog sie heran. Jeder Pastor erhielt gewöhnlich gröfseren Grundbesitz, der durch die ihm zugeschriebenen Leibeignen bestellt wurde. Alle Zweige des landwirtschaftlichen Betriebes standen ihm offen. Als Besitzer schuldenfreien Grund und Bodens war er finanziell oft besser gestellt als der mittlere Adel, dem er in sozialer Hinsicht gleichgestellt war.[11])

Nach zwei Jahren wurde der junge Hofmeister Pastor zu Serben. So begann Christian Lenz seine geistliche Laufbahn, die ihn in der Folgezeit (1779) zu der hohen Würde des General-Superintendenten von Livland führte. Mit Dorothea Neoknapp, der Tochter des Pastors zu

Neuhausen, vermählt, wurde er der Stammvater der livländischen Familie, die eine ganze Reihe begabter Männer hervorgebracht hat.

In dieser Pastorenfamilie, die kurze Zeit zuvor nach dem kleinen Pfarrdorfe Sefswegen (im jetzigen Walkschen Kreise) verzogen war, wurde am 12./23. Januar 1751 Jakob Michael Reinhold Lenz, der spätere hervorragende Vertreter der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur, geboren. *)

Der Vater, der persönlich das Kind taufte, fügte der Beurkundung im Kirchenbuche ein vorbedeutungsvolles Gebet für das Kind bei. [12]) Das Vaterherz schien zu ahnen, dafs sein zweitgeborner Sohn der göttlichen Gnade in besonderem Mafse bedürfen würde, um sein leckes Schiff durch die Sturmeswogen des Lebensmeeres zu steuern!

Das Emporwachsen der Familie, die Notwendigkeit, den Kindern einen geordneten Unterricht zukommen zu lassen, bewog den Sefswegener Pastor, sich um eine Pfarre in der Stadt zu bewerben. Eine derartige Stelle bot sich ihm in Dorpat, wohin er Anfang 1759 mit seiner Familie auch übersiedelte. Jakob war damals acht Jahre alt.

Dorpat, in der Lenz seine Kindheit und Jugend bis zum Besuch der Königsberger Universität verlebt hat, war damals ein kleines Städtchen von 3000 Einwohnern, unter denen sich viele Esthen befanden. Die Stadt besafs einige lutherische und zwei griechisch-orthodoxe Kirchen, die den religiösen Bedürfnissen der hier lebenden russischen Kaufleute und Handwerker genügten. Die Selbstverwaltung Dorpats war derjenigen Rigas nachgebildet, zuweilen erschien sie aber blofs als eine prätentiöse Parodie auf die kommunalen Einrichtungen der reichen Seestadt, die die Wiege des livländischen Bürgertums war. Die Bürgerschaft nahm hier eine viel weniger dominierende Stellung als in Riga ein, und mufste mehr mit dem mächtigen Einflusse des umliegenden begüterten Adels rechnen.

Nichtsdestoweniger war dieses Städtchen nächst Riga das andere geistige Zentrum Livlands, mit andern Worten: nur in diesen beiden Städten überhaupt war ein geistiges Leben zu verspüren. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts konzentrierte sich dieses Leben in einzelnen Privatkreisen. Ein solcher fand sich in Riga im Hause des hochgebildeten Grofskaufmanns Behrens. Die gröfste Zierde dieses Kreises war Herder, der fünf Jahre (1764—69) in Riga zugebracht hat. Ab und zu kam der Lehrer Herders, der „Magus im Norden“ Hamann, den man zuweilen als den „Urheber der Sturm- und Drangperiode“ bezeichnet, zu Besuch. Diesem Kreise gehörten

*) Der älteste Vertreter dieser Epoche, Herder, wurde 1744, der jüngste, Schiller, 1759 geboren. Die Lenz am nächsten kommenden Altersgenossen waren Goethe (geb. 1749), Müller (1750) und Klinger (1752).

auch Hamanns Freund Lindner und der Buchhändler Hartknoch, der intelligente Verleger der Werke von Kant, Hamann und Herder, an.

Der Dorpater Kreis konzentrierte sich um den bekannten livländischen Geschichtsschreiber und Juristen F. C. Gadebusch, einen Landsmann und Altersgenossen (geb. 1719 auf der Insel Rügen) von Christian Lenz, der gleich dem letzteren in seiner Jugend in Livland als Hauslehrer eingewandert war. [13]) Aufser Lenz gehörten diesem Kreise noch der Pastor und geistliche Dichter Oldekop, ebenfalls ein Zögling der Hallenser Universität, sowie der Philologe und Rektor der Dorpater Schule, Martin Hehn, u. a. an. [14])

Die Richtungen der beiden Kreise, des Rigaer und des Dorpater, unterschieden sich vollständig. Der Behrenssche Kreis war aufklärend liberal, teilweise zum Rationalismus hinneigend, der Kreis von Gadebusch und Lenz dem Vater zeichnete sich durch einen strengkonservativen und pietistisch-religiösen Charakter aus. Ersterer neigte mehr nach Westen; der letztere blieb den alten Überlieferungen des livländischen Lebens treu und trat in den Kampf gegen den Rationalismus ein. [15])

Beide Kreise standen sich aber doch nicht so diametral gegenüber, wie man es wohl anfangs annehmen durfte. Die Beteiligung Hamanns am Rigaer Kreise beweist, dafs in ihm Tendenzen herrschten, die nicht immer mit aufklärenden und rationalistischen Ideen in Einklang zu bringen waren. Der Rigaer Kreis neigte immer mehr dem Kultus des Gefühls zu, ohne sich jedoch von den Ideen der aufklärenden Philosophie ganz loszusagen; die Mitglieder des Dorpater Kreises aber standen gleichfalls auf dem Boden des Gefühls, nur dafs es mehr nach der religiösen Seite hin ausgeprägt war.

Die zahlreichen theologischen Schriften Christian Lenzens waren hauptsächlich gegen den Rationalismus gerichtet, der, wie wir gesehen, auch in die baltischen Provinzen Eingang gefunden hatte. [16]) Gegen die „Neologie“, wie man es damals nannte, kämpfte Lenzens Vater unentwegt; es bereitete ihm später grofsen Schmerz, dafs sein Sohn Jakob, vom Zeitgeist fortgerissen, sich von den strengen Normen der lutherischen Orthodoxie lossagte. [17])

Die pietistischen Einflüsse, denen Lenzens Vater in Halle unterworfen gewesen, waren nicht ohne Folgen geblieben; sie offenbarten sich in einigen Eigentümlichkeiten seiner seelsorgerischen Tätigkeit und riefen zahlreiche Vorwürfe und Unzufriedenheit in seiner Gemeinde als auch bei den ihm abgeneigten Persönlichkeiten hervor. Als Pietist war er streng und anspruchsvoll gegenüber seinen Pfarrkindern; er legte der Predigt eine besondere Bedeutung bei und war hauptsächlich bemüht, die Gläubigen bis in den Grund der Seele zu rühren, in ihnen eine geistige Wiedergeburt unter den Tränen der Reue und Zer-

knirschung zu erwecken. Häufig beklagten sich seine Pfarrkinder über die Länge seiner Predigten, die oft über anderthalb Stunden währten; auch wurde ihre Unzufriedenheit durch den zu anhaltenden und strengen Konfirmationsunterricht der Jugend genährt. [18]) Lenzens Vater liebte ernste und zornige Bufspredigten. Eine solche war seine bei Gelegenheit der grofsen Feuersbrunst in der Stadt Wenden gehaltene und im Geburtsjahre seines Sohnes, des Dichters, unter dem Titel „Das schreckliche Gericht Gottes über das unglückselige Wenden“ in Riga im Druck herausgegebene Predigt. Lenz trat in derselben als Prophet auf und eiferte so mafslos gegen die „sündhaften“ Wendener, die sich den Zorn Gottes zugezogen hätten, dafs die armen Abgebrannten den Pastor bei Gericht verklagten, der ihnen an Stelle christlicher Trostworte nur strengen Tadel zu erteilen und ein göttliches Strafgericht zu verkünden wufste. [19])

Der hervorragende Vertreter des Pietismus und angesehene theologische Schriftsteller Livlands im 18. Jahrhundert, Christian Lenz, zeigte sich somit als ein leidenschaftlicher unduldsamer Verfechter der Pflichten seines geistlichen Standes und der in ihm aufgestapelten religiösen Überzeugungen. „Mein Vater ist Pietist und der vollkommenste Mensch unter der Sonne“ äufsert sich später Jakob Lenz über seinen alten Vater. [20]) Diese Äufserung des Sohnes wird durch das Urteil der Zeitgenossen bestätigt [21]), die den persönlichen Eigenschaften des strengen Religions- und Sittenlehrers ihre Hochachtung nicht versagten; obwohl von Natur der Herzenswärme nicht entbehrend, war er doch ein Fanatiker seiner Ideen, seiner Überzeugung und seiner ganzen Lebensanschauung. Mit der Schonungslosigkeit eines unentwegten Eiferers geifselte er jede Abweichung von den Lebensnormen, die er als notwendig für die Menschheit hielt. In diesem Charakterzuge des Vaters Lenz liegt auch der Grund zu den späteren traurigen Zerwürfnissen mit dem talentvollen Sohne, dessen Natur sich nicht in den engen, schablonenhaften Rahmen einzwängen liefs, den der starre Wille des pietistischen Greises ihm vorgezeichnet hatte.

Von ganz anderem Schlage war die Mutter des Dichters. Körperlich schwach und kränklich, neigte sie zu melancholischer Schwärmerei und zeichnete sich durch Gefühlstiefe aus. [22]) Sie war eine jener zarten Frauenseelen, deren Sentimentalität in den Werken Gellerts und ähnlicher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts reichliche Nahrung fand. Ihr einziger Brief an den Sohn, der uns erhalten blieb, ist von mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit erfüllt. [23])

Von ihr hatte der Knabe den schwächlichen Körper und die äufserst empfindsame, zartfühlende und melancholische Seele geerbt;

vom Vater dagegen augenscheinlich die leidenschaftliche Beweglichkeit und Nervosität seines ganzen Wesens.

So wuchs der Knabe in der streng pietistischen Familie auf, die bescheiden und anspruchslos in allen ihren Wünschen, berechnend und praktisch vernünftig im Leben war. Seine ersten Eindrücke waren mit dem geistlichen Stande seines Vaters, eines guten Kanzelredners, verknüpft. In einer seiner Erzählungen führt später Lenz sich selbst in dritter Person vor: „Seines Vaters Predigten schrieb er aus eigenem Antriebe nach und trug sie insgeheim bei verschlossenen Türen, nachdem er seines Vaters Perücke aufgesetzt und seinen Mantel umgetan, dem Perückenstock und Kleiderschrank wieder vor. Er fiel halb ohnmächtig nieder, als sein Vater mit einer grofsen Gesellschaft von Landpfarrern ihn einmal belauscht hatte und die Türe plötzlich mit dem Hauptschlüssel aufmachte. Von Kindheit an waren alle Ergötzungen, die er suchte, die Ergötzungen eines alten Mannes, und nichts war ihm lieber als in einer Gesellschaft zu weilen, wo Tabak geraucht und über gelehrte Sachen disputiert wurde.“ [24])

Zu den Eindrücken des Familienlebens gesellten sich die des Dorpater Lebens. Der Knabe war Augenzeuge der grofsen Feuersbrunst, die Dorpat im Jahre 1763 fast vernichtete. Die Bilder des entfesselten Feuers und des herrschenden Elends prägten sich seinem Geiste unauslöschbar ein und spiegelten sich in seinem bedeutendsten Jugendwerke, der Dichtung „Die Landplagen“, wieder. [25]) Lenzens spätere Neigung zum Kriegshandwerk und zu den Kriegswissenschaften findet ihren Ursprung in den unmittelbaren Eindrücken seiner Kindheit, in deren Jahre die von Katharina II. angeordneten Befestigungsarbeiten in Dorpat, das zu einer starken Festung umgewandelt werden sollte, fielen. So erklärt es sich, wie Lenz dazu kam, in Strafsburg Unterricht in der Fortifikationslehre zu erteilen, und dafs das liebste Ziel seiner Spaziergänge die Festungswälle der alten elsässischen Stadt waren. [26]) Der Wunsch, persönlich die Befestigungsarbeiten von Dorpat zu inspizieren, war der Grund, dafs die Kaiserin Katharina II., die im Jahre 1764 die Ostseeprovinzen bereiste, diese Stadt besuchte. Mit besonderer Feierlichkeit nahm Riga die junge Kaiserin auf. Als Herder einige Monate darauf dorthin kam, „war in Riga Alles voll von diesem bedeutsamen Ereignifs; denn seit Peter den Grofsen hatte kein Kaiser die Stadt betreten; der Enthusiasmus, mit welchem die Bevölkerung der Kaiserin entgegen gekommen war, hatte gleichsam das letzte Siegel auf die Eroberung gedrückt.“ Am Schlusse seiner Einführungsrede erinnert Herder an jene Tage, da die Monarchin „als Huldgöttin vom Throne stieg, unser Riga segnete, unser neues Haus des Gerichts einweihte und uns neuen Jubel in den Mund gab.“ [27]) Am 18. Juli 1764 kam Katharina II. mit einem glänzenden Gefolge nach Dorpat,

wobei Lenzens Vater, der damals bereits Oberpastor war, die Huldigungsrede hielt. Sein Sohn, der spätere Dichter, verfaſste zu Ehren der Kaiserin einen nicht gerade sehr sinnreichen, aber gefühlvollen Vierzeiler. [28]) So wurde schon in den Kinderjahren der Grund zu dem späteren fast andachtsvollen Gefühl gelegt, mit dem der erwachsene Lenz zu der Philosophin auf dem Kaiserthrone emporsah. Zum zweitenmal sah er Katharina II. nach vielen Jahren, als sein stürmisches Leben sich schon dem Untergange zuneigte, in St. Petersburg wieder. Sein Brief an Lavater ist ein Beweis dafür, daſs seine Begeisterung für die „nordische Semiramis“ nicht abgenommen hatte. [29]) Der Regierungsantritt Katharinas II. brachte einen frischen Zug in das stockende Leben Livlands. Im Jahre 1765 wurde von ihr die Frage der Beschränkung des Leibeigenschaftsrechts und der Verbreitung gröſserer Bildung unter den Bauern, der Begutachtung des livländischen Adels vorgelegt. [30]) Zwei Jahre später erschien ihre berühmte, zu gleicher Zeit in russischer und deutscher Sprache gedruckte Instruktion [31]), in welcher sie vom Throne herab die humanen Ideen einer aufklärenden Philosophie verbreitet. Über die Tätigkeit einer Kommission zur Ausarbeitung der neuen Gesetze erfuhr Lenz aus den Erzählungen des Mitgliedes derselben, Gadebusch [32]); in den Rigischen Anzeigen las er die begeisterten, Katharina II. gewidmeten Oden Herders. In einer derselben: „Zur Thronbesteigung Katharinas“, redet nach den Worten seines Biographen „der ehrlichste Enthusiasmus die Sprache der ausgesuchtesten Schmeichelei“. [33]) Der junge Lenz widmete ihr das bereits erwähnte Gedicht, das er 1769 in Königsberg drucken lieſs, eine Ode zu Ehren der Kaiserin voranschickend. [34])

Seine Bildung erhielt der talentvolle Knabe auf der „Lateinischen Stadtschule“, an deren Spitze der uns bereits bekannte Martin Hehn stand. [35]) Von seinen Fortschritten in der Schule zeugt eine noch erhaltene Rede „Über die Zufriedenheit“, die Lenz am 1. Januar 1765 bei Gelegenheit einer Schulfeier gehalten hat. [36]). Einen gröſseren Einfluſs auf den Knaben als die Schule hatte augenscheinlich der Verkehr mit den Mitgliedern der väterlichen Tischrunde. Als ein Eingeborner des öden Livlands war Lenz so glücklich, mit den aufgeklärtesten Männern seines Vaterlandes verkehren zu können. Dieser Umstand trug selbstverständlich nicht wenig zu seiner frühen Entwicklung bei.

Gadebusch besaſs eine umfangreiche und gut zusammengestellte Bibliothek; er versorgte den begabten Knaben mit Büchern. [37]). Dieser besuchte gern das Gadebuschsche Haus; er nannte Gadebusch seinen „Wohltäter“ und hegte gegen ihn ein unendliches Dankgefühl. *) Der

---

*) Siehe Beilage A Nr. 1 (nach der der Rigaer Geschichts- und Altertums-Gesellschaft gehörenden Handschrift).

streng pietistischen und einförmigen Atmosphäre seines väterlichen Hauses entrückt, schien er hier leichter und freier atmen zu können. Wenn er dem Vater das Interesse an theologischen Fragen, das sich in einer Reihe Werke theologischen Inhalts offenbart, schuldet, so verdankt er Gadebusch seine Anteilnahme an der Geschichte seiner Heimat, die sich besonders in der letzten Periode seines Lebens nach der Rückkehr aus Deutschland kundgibt. Später wurde dieser der erste Biograph seines jungen Freundes.[38]) Er war mit einer Französin, einer geborenen Ferrier, verheiratet. Diese brachte dem talentvollen Knaben das gleiche Wohlwollen entgegen und gab ihm Gelegenheit, die französische Sprache praktisch zu üben. Ihr verdankt Lenz vielleicht auch seine erste Bekanntschaft mit der französischen Literatur. Übrigens wurde das Studium der französischen Sprache auch vom Vater, der seine Kinder zwang, der Übung wegen französische Briefe an ihn zu schreiben, gefördert. Einige dieser Briefe befinden sich noch unter den Lenziana der Rigaer Stadtbibliothek; jeder derselben wurde von der Hand des Vaters, der augenscheinlich die französische Sprache gründlich beherrschte, korrigiert. Später schrieb Jakob Lenz viel und gerne Französisch.

Da er eine grofse Sprachfertigkeit besafs, so konnte Lenz bereits als Kind etwas Russisch.*) Es ist leicht möglich, dafs er auch die englische Sprache sich noch in seiner Heimat angeeignet hat. Sein poetisches Talent offenbarte sich schon früh. Sein Erstlingswerk ist wahrscheinlich das handschriftlich in der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrte Gedicht „Neujahrs-Wunsch", das an den Vater gerichtet ist. Das Gedicht ist mit gotischen Buchstaben sorgfältigst auf einen Foliobogen geschrieben und mit komplizierten Ornamenten verziert, die dem Knaben augenscheinlich viel Mühe gemacht haben. Der Inhalt unterscheidet sich nicht von dem anderer, von Kindern bei ähnlicher Gelegenheit den Eltern dargebrachter Gedichte. Sein Vater, der der Poesie wenig zugetan war, konnte dem Sohne bei den poetischen Versuchen wohl auch kaum förderlich sein. Auch später äufserte er sich ziemlich abfällig über die schriftstellerische Tätigkeit des Sohnes, in dessen Beschäftigung mit der Poesie er nur ein Abirren von dem rechten Lebenswege sah.

Der erste, der die poetischen Versuche des begabten Knaben würdigte, war der bereits erwähnte Pastor Oldekop. Nachdem Oldekop zwei kleinere Gedichte des Knaben gelesen, erkannte er dessen poetisches Talent und munterte ihn auf, seine Kräfte in einer „höheren Gattung der Poesie" zu versuchen. Eine Antwort auf diese

---

*) „In meiner Kindheit lernte ich ein wenig Russisch" schrieb Lenz später aus Moskau (Brief an Brauer, Rigaer Stadtbibliothek).

teilnahmvolle Aufforderung war Lenzens Gedicht: „Der Versöhnungstod Jesu Christi". Mit aller Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, dafs die Idee hierzu dem Knaben von Oldekop eingegeben war. Der Dorpater Pastor-Mäcen liefs dieses Gedicht in der Zeitschrift „Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766" (S. 50—60) abdrucken und fügte ein kurzes Begleitwort (datiert 8. März 1766) hinzu, in dem er versichert, dafs der „Plan und die Ausführung", nicht die Idee, dem fünfzehnjährigen Dichter angehörten. „Nur an wenigen Stellen habe ich mich veranlafst gesehen, geringfügige Änderungen zu machen" setzt er hinzu. Durch die Behauptung: die „Klopstocksche Muse" hätte den Dichter begeistert, gab Oldekop dem Werke die zu jenen Zeiten beste Empfehlung mit auf den Weg. Das Begleitwort schlofs mit den Worten: „Ein solches seltenes Genie verdienet alle Aufmunterung. Ich hoffe, die Leser werden mit mir wünschen, dafs die dichterischen Gaben dieses hoffnungsvollen Jünglings sich immer mehr zur Ehre unseres Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen". [39])

Zum erstenmal wird hier Lenz „ein Genie" genannt, also gerade mit der Bezeichnung belegt, die sich später die Stürmer und Dränger selbst beizulegen pflegten, welche eine ganze Lehre von der „Genialität", deren Träger sie sich dünkten, aufgebaut hatten. Es ist dabei ferner nicht aufser acht zu lassen, dafs das erste gedruckte Werk Lenzens in derselben Zeitschrift erschien, zu deren angesehensten Mitarbeitern Herder, damals Pastor in Riga, zählte. Dieser veröffentlichte im selben Jahre seine berühmten „Fragmente", aus denen schon ein neuer, den kommenden „Sturm" verkündender Geist wehte. Herder, einer der wichtigsten Geistesführer dieser Periode, und Lenz, ein hervorragender Vertreter derselben, begegneten sich auf den Seiten einer und derselben Rigischen Zeitschrift. [40])

Eins der ersten poetischen Werke, die der Knabe las, war der „Messias" von Klopstock — ein Buch, das sich in der frommen Pastorenfamilie eingebürgert hatte. Die streng religiöse Bildung, der es an Härte und Trockenheit nicht fehlte, erhielt jetzt in den Augen des Knaben eine poetische Beleuchtung. Der „Messias", der der Gemütsstimmung der ganzen Familie, in der er aufwuchs, der ganzen Atmosphäre, die ihn von der Wiege an umgab, so ganz entsprach, mufste auf den nervösen und exaltierten Knaben einen mächtigen Eindruck machen, das in ihm schlummernde Talent erwecken. Klopstock wurde sein Lieblingsdichter wie derjenige fast aller seiner Altersgenossen in Deutschland, denen die Poesie des Dichters des „Messias", der Ergufs eines innern Gefühlslebens als eine wahre Offenbarung der Seelenwelt erschien. Alles was von der trockenen, lehrhaften Poesie

der Aufklärungsperiode ermattet und unbefriedigt war, trank jetzt mit Gier aus dieser Quelle wahrhafter Begeisterung.

Die Generation, der Lenz angehörte, wuchs auf unter dem Sinnenrausch der erhabenen religiösen Poesie Klopstocks, der damals im Zenith seines Ruhmes stand. Über den mächtigen Einflufs Klopstocks, den er noch in seiner Kindheit empfunden, schreibt Goethe am Schlufs des zweiten Buches seiner Selbstbiographie: „Abgesehen vom Vater, der als ein typischer Verehrer der Aufklärungs-Literatur den „Messias“ grundsätzlich verwarf, lasen alle anderen Familienmitglieder ihn im geheimen. Er selbst hatte sich wohl gehütet dieses Werk anzuschaffen, aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu. . . . . Auf diesen geschäftstätigen Mann, welcher wenig las, hatte der „Messias“ gleich bei seinem Erscheinen einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten liefs, hatten den übrigens trockenen Geschäftsmann so gewonnen, dafs er die zehn ersten Gesänge — denn von diesen ist eigentlich die Rede — als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete, und solches alle Jahre einmal, in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wufste, für sich im Stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte.“

Solcher Leute gab es in Deutschland nicht wenige; gleich wie Schneider rechneten sie den Dichter des „Messias“ zu den Heiligen. „Wir Geschwister,“ fährt Goethe fort, „bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtnis zu fassen.“ [41])

Den stärksten Einflufs brachte der „Messias“ auf Schubart hervor: „Es wandelte ihn die gröfste Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopstock nannte; er glaubte, ein Engel hätte sich auf unsere Welt verirrt und nenne sich so. Den Messias lernte er fast auswendig und weinte, zitterte, schauderte vor Freude, wenn er einzelne Stellen desselben vortrug.“ [42])

Der Einflufs Klopstocks war die erste Tatsache von entscheidender Bedeutung für die literarische Entwicklung Lenzens. Anfänglich schätzte er in Übereinstimmung mit seiner pietistischen Umgebung in Klopstock das religiöse Element am meisten. Später allmählich verweltlichten sich seine Gefühle und Gedanken, es überwiegt daher in seiner Wertschätzung Klopstocks das rein menschliche Element, die Darstellung des vertrauten Seelenlebens, die Tiefe des Gefühls. „Der Versöhnungstod Jesu Christi“ ist eine getreue Nachbildung des „Messias“. Der

junge Dichter begeistert sich nicht blofs an Klopstock, entnimmt ihm nicht nur den Stoff, sondern ahmt auch die Versbildung, die Auswahl der Worte und ihre grammatikalische Folge nach. Schon Lenzens erste Verse führen uns in die von Klopstock erwählte Welt mit allen Kunstgriffen und Hilfsmitteln der Ausdrucksweise ein:

„Zeit, sey mir heilig, den Sohn im Leiden des Todes zu singen,
Tränen fliefst in die Lieder, die ich dem Blutigen weihe“ usw.

In der Auswahl der Worte, in der Satzbildung, in den poetischen Bildern stofsen wir bei jedem Schritt auf eine getreue Nachbildung von Klopstock, das ganze 328 Zeilen lange Gedicht hindurch. Lenz verfuhr hier ebenso wie später Lermontow in seiner Jugend, der die Dichtungen Puschkins in seinen Versen nachahmte. Bei Lenz begegnen wir derselben Abhängigkeit des Schülers vom Lehrer, der die Phantasie des Schülers so beherrscht, dafs dieser nur in der Welt der von jenem geschaffenen Bilder lebt, in der Welt der Töne, die gegen seinen Willen alles überstimmen, wenn die Saite der poetischen Empfänglichkeit des Dichters nur leise berührt wird.

Gleiches beobachten wir auch in dem Stil des Lenzschen Gedichtes. Auch in den von ihm angewendeten Vergleichen erscheint er als Schüler Klopstocks. Nach den Beobachtungen von Franz Muncker gebraucht Klopstock die Vergleiche nicht, um etwas augenscheinlicher, plastischer darzustellen, wie es Homer tut, sondern sieht darin nur ein Mittel, auf die Empfindung des Lesers zu wirken. Infolgedessen zieht er beispielsweise oft Vergleiche aus dem Reiche des Seelenlebens heran, das einer sichtbaren Vorstellung nicht zugänglich ist. Ebenso verfährt auch Lenz.[43])

Auch die rhetorische Färbung bei Lenz ist von Klopstock entlehnt, obwohl die Rhetorik an sich von der des Sängers des „Messias“ abweicht. Bei Klopstock hat diese Rhetorik einen künstlerischen Aufbau; das Lenzsche Epos aber ist oft weiter nichts als die Predigt eines protestantischen Pastors in Hexametern. Das hatte der Knabe dem Vater abgelauscht, der einzelne seiner Predigten: „Über Leben, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt“ in seinem Buche: „Amor meus crucifixus! Betrachtungen auf alle sieben Tage der Woche“ (Königsberg 1756, 485 S.) im Druck herausgegeben hatte. Man darf die Einwirkung dieses Buches des Vaters auf die ersten Gedichte des Sohnes voraussetzen.[44])

Lenz ahmte Klopstock auch im Versmafse, dem Hexameter, nach.[45])

Nicht allzuweit von Klopstock und seinen geistlichen Gedichten hat sich Lenz in zwei lyrischen, im Geiste des Pietismus gehaltenen Gedichten entfernt. Beide Gedichte sind von Falck unter den Titeln:

„Das Vertrauen auf Gott“ und „Das Leben in Gott“ veröffentlicht worden. Später verarbeitete sie Lenz, da sie einander dem Inhalt und ihrer pietistischen Tendenz nach sehr ähnlich waren, zu einem unter dem Titel: „Das Vertrauen auf Gott.“ [46])

Dieses Gedicht kann man als „typisches Muster der wässerigen kirchlichen Poesie“ bezeichnen. Der Inhalt ist dürftig, eine Folgerichtigkeit fehlt ganz, die Strophen sind beliebig verstellbar; ja man kann sie vom Ende an lesen, ohne den Sinn irgendwie zu schädigen. Auch die äufsere Form und die Reime gehören nicht zu den besonders gelungenen. [47]) Nichtsdestoweniger gefielen die Gedichte und steigerten den Ruf des jungen Dichters.

Im selben Jahre, 1766, schrieb Lenz sein erstes dramatisches Werk: „Der verwundete Bräutigam“.*) Es ist ein Gelegenheitsstück, das auf Bestellung verfafst wurde. Von einer freien dichterischen Begeisterung kann darin allerdings keine Rede sein; aber es ist höchst interessant zu sehen, wie der fünfzehn Jahre alte Dichter die ihm zugewiesene Aufgabe gelöst hat. Das Gerippe des Stückes entspricht einer tatsächlichen Begebenheit.

Am 15. Juli 1766 feierte Baron Igelström auf dem Gute Moiseküll bei Dorpat seine Verlobung mit der Jungfrau Helene Lauw. Im Zorn über seinen Diener, der sich drei Tage lang nicht hatte sehen lassen, hatte der junge Baron seinen Stock auf des Dieners Rücken zerschlagen. In der nächsten Nacht drang der Diener in das Schlafzimmer seines Herrn ein und versuchte ihn zu ermorden. Der Baron wurde nur leicht verwundet, der Verbrecher ergriffen und, nachdem er vom Gericht verurteilt worden war, später nach Sibirien verschickt. Der Bräutigam genas bald und die Hochzeit wurde auf den 25. August auf dem Gute des Brautvaters, dem Schlosse zu Oberpahlen, angesetzt.

Am Vorabende der Hochzeit wurde das Stück unseres jungen Poeten vor einer aristokratischen Gesellschaft aufgeführt. [48])

Baron Igelström hatte am Siebenjährigen Kriege teilgenommen. Er kämpfte zuerst in den Reihen des russischen Heeres gegen Friedrich II., später aber, als nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth Peter III. der Tschernitschewschen Armee befohlen hatte, dem preufsischen Könige zu Hilfe zu eilen (Juni 1762), an der Seite des letzteren. [49]) Sich der Tapferkeit des russischen Offiziers entsinnend hatte ihm Friedrich einen Orden verliehen und diesen mit einem eigenhändigen Briefe übersandt.

Damit beginnt die erste Szene des vieraktigen Stückes, das im Hause des Barons Schönwald spielt. Seine Braut Lenchen, die von

---

*) Der verwundete Bräutigam. Von J. M. R. Lenz. Im Manuskript aufgefunden und herausgegeben von K. L. Blum (Berlin 1845).

der tiefsten Dankbarkeit gegen den „grofsen Friedrich, das Wunder der Welt“, erfüllt ist, teilt mit ihm die Freude über den erhaltenen Orden. In den angeführten Worten ist sicher die persönliche Bewunderung Lenzens vor dem Genie des grofsen preufsischen Königs ausgedrückt. Gleichwie Katharina II. hatte sich dieser aufgeklärte Monarch die Sympathien des Jünglings erobert.

Das freudige Ereignis dient Anselmo, dem Vater Lenchens, zum Vorwande, deren Hochzeit mit Baron Schönwald zu beschleunigen. Indessen kehrt der Diener des Barons, Tigras, der einige Tage verschwunden war, nach Hause zurück. Er ist ein äufsert händelsüchtiger und dabei selbstbewufster Mensch, der stolz darauf ist, ein freier Mann, kein Sklave zu sein. Seine Geliebte, die Jungfer Laura, sucht ihn zu beruhigen, aber vergeblich. Der erregte Diener wird frech gegen seinen Herrn und dieser schlägt ihn; Rache sinnend entfernt sich Tigras.

Der zweite Akt spielt im Schlafzimmer des Barons, in das der Diener mit der Absicht, seinen Herrn zu töten, eindringt. Es entspinnt sich ein verzweifelter Kampf zwischen dem unbewaffneten Opfer und dem Mörder. Nachdem Tigras seinen Herrn verwundet, entflieht er. Auf das Hilfegeschrei des Barons, der mittlerweile das Bewufstsein verliert, kommen die Hausgenossen und die Dienerschaft herbeigelaufen und alle Mittel werden angewendet, um den Baron wieder zum Leben zu erwecken. Alle halten ihn für tot.

Der dritte Akt spielt im Schlosse der Braut zu Oberpahlen. Das traurige Ereignis wird der Braut verheimlicht. Laura verplappert sich zuerst, indem sie das Schicksal ihres verbrecherischen Bräutigams zu mildern bestrebt ist. Lenchen fällt vor Schrecken in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kommt, fleht sie ihren Vater an, mit ihr nach dem Gute des heifsgeliebten Bräutigams zu fahren, damit sie sich von der traurigen Wahrheit überzeugen und dann sterben könne. Im letzten Auftritte beruhigt sie der Vater und beide fahren nach dem Schlosse Schönwalds.

Der vierte Akt spielt sich am Krankenbette des Verwundeten ab. Lenchen wirft sich an die Brust ihres Bräutigams, den sie für tot hält. Als sie seine Stimme hört, flieht sie erschrocken, da sie ihren Ohren nicht traut. Die zärtlichen Worte Schönwalds überzeugen sie aber bald, dafs er kein Gespenst, sondern ein lebendes Wesen sei. Die Braut und ihr Vater erfahren zu ihrer grofsen Freude, dafs die Wunde nicht nur nicht tödlich war, sondern auch nicht die mindeste Gefahr böte, so dafs der Baron das Bett wieder verlassen könne. Gegenseitige Gefühlsergüsse. Die überglückliche Braut fordert alle Anwesenden auf, der allgütigen Vorsehung zu danken, die einen so freudigen Ausgang herbeigeführt habe. Der Vorhang fällt. [50])

Da das Stück einen fünfzehnjährigen Jüngling zum Verfasser hat, so entsteht von selbst die Frage, welche literarische Hilfsmittel er benutzt hat, um den Stoff, der auf wirklichen Tatsachen beruhte, zu verarbeiten.

Nach Gruppes Ansicht [51]) hat Lenz „Minna von Barnhelm“ zum Vorbilde genommen. Aber dieses Lessingsche Lustspiel, im Jahre 1763 verfaſst, erschien erst 1767 im Druck, also ein Jahr nach der Aufführung des „Verwundeten Bräutigams“. Falck ist geneigt, es dem besondern Einflusse Shakespeares zuzuschreiben, mit dem Lenz nach Falcks eignen Worten sich bereits in der Heimat vertraut gemacht hat. [52]) Der Wahrheit näher kommt Erich Schmidt, der im „Verwundeten Bräutigam“ Anklänge an den französischen Geschmack findet. [53]) Tatsächlich weist die französische Literatur des 18. Jahrhunderts viele derartige Gelegenheitsstücke auf. Der Stoff ist von dem jugendlichen Verfasser nach der Schablone eines sentimentalen Lustspiels verarbeitet. Wenig Handlung, aber Gefühl und Deklamation mehr als nötig. Alle auftretenden Personen mit Ausnahme des Tigras weinen beständig, bald vor Freude, bald vor Schmerz. Der greise Vater Anselmo, der verabschiedete tapfere Offizier Schönwald, das zärtliche Fräulein Lenchen, die Jungfer Laura usw., alle wetteifern miteinander in der Menge der vergossenen „süſsen“ und „bittern“ Tränen. Beständig fällt jemand in Ohnmacht und wird für tot gehalten. [54])

Mit einem Wort: Das ganze Rüstzeug eines weinerlichen Lustspiels ist hier ins Treffen geführt. Anders konnte es ja auch gar nicht sein — der junge Verfasser, fast ein Knabe noch, konnte nicht anders, als sich an die Muster von Lustspielen, die damals die Bühne beherrschten, anlehnen.

Bei aller Armut der Charaktere, bei allem Wortschwall und aller Gefühlsduselei des Stückes ist in ihm doch die Befähigung, sich mit dem gegebenen Stoffe zurechtzufinden und die Dialoge durchzuführen, ersichtlich. Begabung zum dramatischen Schaffen bei dem jungen Dichter ist nicht zu verkennen. [55])

In engem Zusammenhange mit diesem Stück steht das „Festlied“ zur Hochzeit ebendesselben Baron Igelström. [56])

In ihm wird zuerst der Mordversuch auf den Bräutigam erwähnt und seine Rettung dem Einschreiten der Vorsehung zugeschrieben:

„Genug versucht, genug! sprach Gottes Donnerstimme
Vom heiterern Olymp herab:
Schmerz, Angst und Tod entweicht!“ Und mit ohnmächtgen Grimme
Entwich der schwarze Tod, der Schrecken fand sein Grab.

Weiter wird die Freude und das Glück der Neuvermählten beschrieben, dann bringt der Dichter nicht ganz passend die Rede auf den Tod, der sie im Alter zu gleicher Zeit abrufen werde:

Wenn einst, vom Alter matt sich deine Augen schliessen,
Gemach dem Leib dein Geist entflieht,
Dann drücke deine Braut mit heissen, treuen Küssen
Dein brechend Auge zu, das starr noch nach ihr sieht.

Hier macht sich wieder der Einfluſs Klopstocks bemerkbar, bei dem Selmar den Himmel beschwört, ihn zugleich mit seiner geliebten Selma sterben zu lassen (Ode „Selmar und Selma“). [57]) Einen ähnlichen Gedanken sprach später Lenz in seinem Gedicht „An mein Herz“ aus. [58]) In der äuſseren Form lehnt sich dieses „Festlied“ an die Ode Kleists „An die preuſsische Armee“ an. [59])

Ein anderes Gedicht verfaſste Lenz gleichfalls zu einer bevorstehenden Hochzeit. Diesmal handelte es sich um den ältesten Bruder unsers Dichters, der im März 1767 die Pfarre zu Tarwast erhalten und sich einige Monate später mit Christiane Kellner, der Tochter eines Revaler Pastors, verlobt hatte. Aus Anlaſs dieses freudigen Familienereignisses sandte Lenz dem Bruder am 11. Oktober aus Dorpat ein Glückwunschschreiben in Prosa und Versen. *)

Im Briefe sowohl wie in dem Gedicht treffen wir wieder auf die Manie Lenzens, überall Todesgedanken einzuflechten. Im Briefe schreibt er dem Bruder ganz in der Art und Weise seines sentimentalen Stückes, von dem die Rede war: „So sind denn nun deine Wünsche erfüllt: so schmeckest du nun zum erstenmal alles Süſse, alles Entzückende einer Liebe, die keine Angst, kein Kummer, keine Träne verbittert. So belohnt denn die ächte, die reine, die wahre Zärtlichkeit endlich einmal ein Herz, das nur für sie geschaffen war und das schon von Jugend auf sich heimlich nach einem Gegenstande hat sehnen müssen, dem es sich ganz überlassen könnte. O gütige Vorsicht! So erhöre denn alle unsere Wünsche, alle unsere Tränen für dis Paar, das du selbst durch wunderbahre Wege geknüpft hast.“ Er wünscht dem Bruder ungetrübtes Glück, frohes Leben: „Jedes eurer Jahre müsse so heiter hinflieſsen, wie ein Bach, der durch Rosen flieſst . . . Eure Liebe sey so feurig, so rein, aber auch so unauslöschlich, wie das Feuer der Vesta; sey so dauerhaft, als ein Felsen, auf den das Meer vergeblich lossstürmt.“ So schüttet er sein Bruderherz aus, „das von Seufzern und Tränen wallet“. Aber er muſs auch des Todes gedenken: „Ihr werdet zwar sterben, aber

*) Siehe Beilage A Nr. 2 (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

eure Liebe wird so wie eure abgeschiedenen Seelen ewig währen, sie wird um euer Grab wachen."

Das dem Briefe beigelegte Gedicht schildert das künftige glückliche Leben des Tarwaster Pastors mit seiner jungen Frau. Die Ehe wird mit Nachkommenschaft gesegnet werden, die zur Freude „unserer greisen Ältern" aufwachsen wird. Aber der Gedanke an den Tod verläfst ihn auch hier nicht, er kehrt mit fast denselben Worten wie im Festliede wieder:

Und werden einst . . . Gedank voll Bitterkeit! . . .
Und werden einst sich eure Augen schliessen,
(Doch dann erst, Gott! wenn sie das Alter halb schon schliesst)
Dann drückt mit traurigen und doch noch traurig süssen
Und euch im Tod noch angenehmen Küssen
Euch eure Augen zu. —

Diese traurigen Motive in der Lyrik des jungen Dichters sind sehr beachtenswert, sie zeigen uns nicht allein den poetischen Einflufs, unter dem Lenz stand, sondern offenbaren uns auch seine Charakteranlage, deren hervorragendster Zug tiefe Melancholie war. Diese Melancholie, die oft seiner Leier zarte und gefühlvolle Töne entlockte, war für ihn eine verhängnisvolle Gabe des Schicksals, die später seine Seele umnachtete. Zuweilen aber schlug die melancholisch-sentimentale Stimmung des jungen Dichters auch in eine sorglos heitere und lebhafte um. Im letzteren Tone ist der Brief an seinen Bruder bei Gelegenheit des Geburtstages von dessen junger Frau geschrieben. *)

Dem Briefe lag ein Glückwunschgedicht bei. Dieses Gedicht gleicht sowohl nach Umfang wie allgemeinem Charakter dem zur Hochzeit des Bruders verfafsten. Beide sind in „vers irréguliers", der beliebtesten Dichtungsform der französischen Anakreontiker und ihrer deutschen Nachahmer gehalten. [60]) Der heitere Ton des Geburtstagsgedichts aber atmet zugleich die anakreontische Stimmung und weist keinerlei so traurige Gedanken auf wie die vorhergehenden poetischen Versuche Lenzens.

„Das an Empfindungen reiche Leben des jungen Lenz war arm an Ereignissen". Anfangs November 1767 reiste er mit seinem ältesten Bruder nach Tarwast. In einem Briefe vom 9. November an seine Eltern schildert er seine ersten Eindrücke und das Leben des jungen Pastors. **) Bei der Beschreibung der Witwe des früheren

*) Siehe Beilage A Nr. 5 (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

**) Siehe Beilage A Nr. 3 (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

Pastors und ihrer „wunderbar ungezogenen“ Töchter offenbart Lenz bereits eine grofse Beobachtungsgabe und die Neigung, die komischen Seiten hervorzuheben; hier ahnt man schon den Darsteller komischer Typen. Aus diesem Briefe ersehen wir auch, dafs Lenz in Tarwast eine Kur gebrauchen sollte; er schreibt: „Ich werde meine Kur erst mit der künftigen Woche anfangen und mache mir deswegen in der jetzigen bisweilen eine Motion mit Reiten und Spazierengehen.“ *) In einem andern Briefe an den Vater vom 24. November berichtet Jakob über die Erfolge seiner Kur. **)

Das poetische Schaffen Lenzens in seinen Kinder- und Jünglingsjahren, die er in der Heimat verbrachte, beschränkte sich nicht auf die obenerwähnten Schriften. Nach den Mitteilungen Gadebuschs, der mit Lenz gut bekannt war, hat dieser vor seiner Abreise nach Deutschland eine Tragödie geschrieben, die als Handschrift verbreitet worden ist. [61]) Diese Tragödie ist jetzt nicht mehr vorhanden, aber im Jahre 1820 war der erste und zweite Akt in den Händen Dumpfs, des begeisterten Verehrers der Lenzschen Poesie, wie aus einem Briefe desselben an Petersen vom 4. März 1820 zu ersehen ist. ***) Diese Tragödie behandelte einen biblischen Stoff unter dem Titel „Dina“. †)

Solche biblische Stoffe bearbeitete in seiner Jugend auch Goethe. Beide waren zweifellos durch das Beispiel des geliebten Klopstock angeregt worden, welcher die Vorbilder solcher Werke schuf. [62])

Mit ziemlicher Bestimmtheit kann man behaupten, dafs Lenz bereits vor seiner Abreise nach Königsberg einen Teil seines Gedichts „Landplagen“, das er 1769 in Königsberg herausgab, verfafst hat. Damals waren wahrscheinlich die dem Gedichte beigefügten Anlagen (siehe nächstes Kapitel) bereits geschrieben. Seiner Livländer Zeit kann man wohl auch den ersten Entwurf der Kantate „Auferstehung“, die er der Herderschen Kantate vom Jahre 1766 und einer Klopstocks (siehe dessen Geistliche Lieder) und Ramlers nachgebildet hatte, zuschreiben. [63])

---

*) Nach einigen Tagen schon berichtet Friedrich Lenz dem Vater: „Jakob mediciniert schon 2 Tage und befindet sich dabei recht gut.“ (Brief vom 13. November 1767, Rigaer Stadtbibliothek Nr 368).

**) Siehe Beilage A Nr. 4 (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

***) „Dieses Trauerspiels erster und zweiter Akt ist . . . unter den meinigen Papieren.“

†) Im selben Brief schildert uns Dumpf den Inhalt: „Die Tochter Jakobs, Dina, verliebt sich in Sicham, Hamors Sohn, und bleibt bei ihm. Bald sucht sie des Vaters Verzeihung und Seegen. Hamor erbittet ihn und tritt zum Glauben. Indess aber haben ihre Brüder Rache genommen an ihrem Volk ob ihres vermeinten Raubes. Daraus entspinnt sich allerlei Unglück usw.“ (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

Das waren die Schöpfungen der drei ersten Jahre, 1766, 1767 und 1768, der literarischen Tätigkeit Lenzens. Diese drei Jahre sind in der deutschen Literatur durch einige wichtige Erscheinungen bemerkenswert, die eine grofse Rolle in der Sturm- und Drangperiode spielen. Herder, dessen Oden und Kantaten dem jungen Dichter als Muster dienten, hatte im Jahre 1766 in Riga seine „Fragmente“ herausgegeben. In ihnen entwickelte er, einige Winke des geheimnisvollen Hamann benutzend, eine Reihe tiefer Gedanken über den Ursprung der Poesie, über ihre Entwicklung im Zusammenhange mit der Geschichte der Sprache, über die wahren Handgriffe bei der kritischen Wertschätzung literarischer Erzeugnisse, über die Nachbildung in der Literatur und über die Bedeutung der Volkspoesie bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Diese Fragmente begeisterten die Jünger der Sturm- und Drangperiode. Es ist wohl kaum anzunehmen, dafs sie dem jungen Lenz, der viel las und sich zeitig entwickelt hatte, wie auch dem Dorpater Kreise von Literaturfreunden wie Gadebusch und Oldekop, die mit dem Behrensschen Kreise in Riga lebhaften Verkehr unterhielten, unbekannt geblieben sein sollten. Im Jahre 1766 erschien auch Lessings „Laokoon“, dem bereits 1767 das berühmte Lustspiel „Minna von Barnhelm“ folgte. Im letztgenannten Jahre begann Lessing seine „Hamburgische Dramaturgie“, die er 1769 beendigte. Anderseits kam die aus England stammende Richtung zu klarem und bedeutungsvollem Ausdruck. Gerstenberg legte mit seinem „Gedicht eines Skalden“ den Grund zu jener Schwärmerei für den Gesang der Barden, die in den Oden Klopstocks und seiner zahlreichen Nachahmer widerhallte; mit seinem „Ugolino“ wurde Gerstenberg der Vorläufer der Tragödie à la Shakespeare, die in der Sturm- und Drangperiode erblühte. Im selben Jahre begann der deutsche „Ossian“ zu erscheinen. Die berühmte Nachbildung Macphersons übte einen sinnberauschenden Eindruck auf die Deutschen aus; sie liefsen sich von Ossian gleichwie von Homer hinreifsen und schwärmten für ihn. Im Jahre 1768 erschien in England Sternes „Empfindsame Reise“ und die deutsche Übersetzung derselben von Bode (1768—69). [64])

Alle diese erwähnten Werke, die innerhalb eines so kurzen Zeitraums erschienen, scheinen jene Atmosphäre erzeugt zu haben, unter deren Druck die deutsche Jugend der letzten sechziger und der beginnenden siebziger Jahre an der Spitze der literarischen und gesellschaftlichen Bewegung stand.

Das waren die Haupterscheinungen der deutschen Literatur zur Zeit, da Lenz sich anschickte, die Universität zu beziehen. Dem jungen Dichter, dem Sohne des öden Livland, mangelte noch die

unmittelbare Bekanntschaft mit der westeuropäischen Kultur. Jetzt öffneten sich ihm die Pforten der Königsberger Universität.

Im August 1768 bestiegen Jakob Lenz und sein Bruder Christian in Reval das Schiff, das sie nach Königsberg bringen sollte. Christian sollte Jurist werden, aber den talentvollsten seiner Söhne, den jungen Dichter Jakob, hatte der Vater zum Theologen bestimmt, da er in ihm seinen würdigsten Nachfolger erblickte. [65])

So legte die liebende Hand des Vaters unbewufst den Grund zu dem traurigen Geschick des Sohnes. Die Wahl einer Fakultät, die den deutlich zu Tage tretenden poetischen Neigungen des jungen Mannes widerstrebte, war der erste verhängnisvolle Schritt zu einem Leben voller Mifserfolge.

Drittes Kapitel.

Die Studentenjahre in Königsberg.

Gut ist mein Herz, schwach meine Kenntniss . . .
Lenz.

Im September 1768 liefsen sich Jakob und Christian Lenz an der Königsberger Universität, ersterer als Theologe, der andere als Jurist immatrikulieren. [1])

Königsberg war die erste bedeutendere Stadt, die der junge Dichter zu sehen bekam. Aus dem abgelegenen Dorpat, das damals noch nicht durch die erst viel später errichtete Universität belebt wurde, gelangte er in eine grofse Hafenstadt, einen wichtigen Handelsplatz mit seiner mannigfaltigen Bevölkerung. [2]) Der Jüngling geriet nicht in den alles in sich einsaugenden Sumpf einer kleinen deutschen Stadt mit ihrem öden Philistertum, sondern in eine Stadt mit einem verhältnismäfsigen reichem und vielseitigem Leben. Königsberg trug viel dazu bei, den geistigen Horizont Lenzens zu erweitern, seine Erfahrung zu bereichern, seiner Beobachtung eine weites Gebiet zu erschliefsen.

Er lebte hier in ziemlich beschränkten Verhältnissen, da er nur aus „der Armenkasse“ seiner Heimat ein Stipendium von 20 Rubel auf das Jahr *) und einen kleinen Zuschufs vom Vater erhielt. Dieser

---

*) „Siehe die bis jetzt unbekannte Anmerkung Gadebuschs in seiner „Dörpatische Nebenstunden“ bezeichneten Handschrift, die in der Bibliothek der Historischen Gesellschaft zu Riga aufbewahrt wird. Wir lesen daselbst im ersten Bande S. 55 § 7: Der junge Bresinski und des Hrn. Propstes Lenz Sohn geneusst

letztere verspätete sich oft und beide Brüder mufsten nicht selten das Allernotwendigste entbehren. Sie bestürmten dann den Vater mit Bitten um Zusendung von Geld. *)

Einzelne Züge aus dem Leben Lenzens in Königsberg teilt uns sein Universitätsgenosse Reichhardt mit. Nach dessen eignen Worten war der junge Student stets in die verschiedenartigste Lektüre oder eigne poetische Versuche vertieft; diesem oder jenem gab er sich jedesmal leidenschaftlich hin, so oft es ihm gelang, sich in die Einsamkeit seiner Kammer zurückzuziehen. Doch wurde ihm diese Flucht in die Einsamkeit erschwert. Er wohnte in einem engen Hause, das von seinen Landsleuten, lustigen und übermütigen Liv- und Kurländern, überfüllt war; diese lärmten Tag und Nacht, indem sie sich dem Kartenspiel und der Völlerei hingaben. Sie zogen ihn oft vom Arbeitstische in ihre Gesellschaft hinein. Aber auch mitten im Lärm der Gelage blieb Lenz oft in seine poetischen Gedanken vertieft und gab durch seine Zerstreuung rüden Burschen zuweilen Veranlassung zu bösartigen Scherzen, die er mit bewundernswerter Geduld ertrug. Nur am Gesange, den er von ganzer Seele liebte, beteiligte er sich mit Vergnügen. Auch das Spiel auf der Laute bereitete ihm Genufs. [3])

Die Vorlesungen besuchte der junge Student nur selten. So hörte er im Herbstsemester 1769 nur zwei Professoren der Theologie: Lilienthal und Reccard. Die übrigen Vorlesungen hielt er nicht der Beachtung wert, wie er überhaupt von den Königsberger Professoren, mit Ausnahme weniger, keine allzuhohe Meinung hatte. **) Dafür

---

ein Stipendium. Ein jeder hat drey Jahre und also 60 Rubel genossen. Jakob Michael Reinhold Lenz hat dieses Stipendium von 1769 bis 72 empfangen. Es wird allezeit aus dem Armenkassen bezahlet."

*) So schreibt Christian unter dem 14. Oktober 1769: „Ich komme, bester Papa, auf die eigentliche Absicht meines Briefes, nehmlich Sie gehorsamst zu bitten, die Remittirung des Geldes, welches Sie mir aus Ihrer Güte, auf dieses halbe Jahr zugedacht, gütigst, so bald es Ihnen möglich ist, zu beschleunigen" (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek, Beleg Nr. 372). Seinerseits schreibt Jakob Lenz dem Vater: „So sehr ich Ihnen für die gütige Besorgung eines Theils meines jährlichen Fixi verbunden bin, so sehr sehe mich genöthigt, Sie nochmals gehorsamst um die sovielmöglich baldige Beförderung dessen, was Ihre Gütigkeit zu unserer Kleidung bestimmt hat, zu bitten. Praenumeration ist nothwendig, wenn ein Student gut wirthschaften will und also ist ihm im Anfange des Jahrs immer Geld unentbehrlich" (Brief aus Königsberg vom 14. Oktober 1769). Am Schlusse des Briefes kommt Lenz wieder auf die Geldfrage zurück: „Vergeben Sie unser öfteres unverschämtes Geilen nach Geld: die Noth lehrt hier beten und betteln. Gegen den Winter kommen viel neue Ausgaben: Holz, ein neuer Schlafrock . . ." (nach der in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift).

**) Im Oktober 1769 schreibt er dem Vater: „Ich werde dieses halbe Jahr, ausser den Philosophischen und andern Collegiis, von Theologicis das Theticum bey D. Lilienthal und ein Exegeticum über die Ep. Pauli an die

aber besuchte er philosophische Vorlesungen und hörte Logik und Metaphysik bei dem „Magister“ Kant.*)

Reichardt bezeugt, dafs Lenz ein eifriger Besucher der Vorlesungen des berühmten Königsberger Philosophen gewesen ist.[4]) Aufser diesem Zeugnis beweist die von Lenz verfafste Ode an Kant, welchen tiefen Eindruck der spätere Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft“ auf den talentvollen Jüngling hervorgebracht hat. In Anbetracht dieser beiden Tatsachen mufs man den Schlufs ziehen, dafs Kant einen starken Einflufs auf den gemüt- und talentvollen Jüngling, der für das lebendige Wort so empfänglich war, gehabt haben mufs. Lenz stand in dem Alter, in dem beim Menschen sich die Weltanschauung bildet, die ihren Reflex auf das ganze Leben wirft und die Richtung des ganzen zukünftigen Daseins bestimmt.

Als Lenz im Jahre 1769 die Vorlesungen Kants zu hören begann, erfreute sich dieser schon einer solchen Berühmtheit, dafs bereits zwei Universitäten, Erlangen und Jena, ihm eine ordentliche Professur angetragen hatten. In kurzer Zeit fügte es sich, dafs sich Kant die Möglichkeit einer gesicherten Stellung in Königsberg selbst bot, wo er immer noch das Amt eines Privatdozenten bekleidete. Im März 1770 wurde der Lehrstuhl für Logik und Metaphysik frei. Diese Professur wurde jetzt Kant verliehen, der den Universitätsstatuten gemäfs aus dieser Veranlassung eine Dissertation öffentlich zu verteidigen hatte. Diese „Über die Form und Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt“ handelnde Dissertation stellt eine bemerkenswerte Erscheinung in der Kantschen Philosophie dar: in ihr treten zuerst die Grundsätze jener kritischen Philosophie auf, die er zehn Jahre später in der „Kritik der reinen Vernunft“ darlegte. So hatte das Jahr 1770 eine wichtige Bedeutung im innern und äufsern Leben Kants.[5]) Zu jener Zeit war Kant noch nicht der Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft“, er hatte sich aber schon durch eine Reihe von Aufsätzen gegen die Metaphysik einen Namen gemacht. Es war die skeptische Periode seiner Philosophie, aber der Ausgangspunkt seiner Reform der Wissenschaft leuchtete schon klar heraus: die freie Erkenntnis des Menschen, seiner Bestimmung, der Ursachen und Ziele seines

---

Römer bey D. Reccard hören. Die andern theologischen Collegia bedeuten in diesem halben Jahr nicht viel. Ueberhaupt wenn man nebst einigen wenigen Professoren die Magister von Königsberg nähme, würde die Akademie wenig oder gar nichts werth seyn“ (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

*) Christian Lenz schrieb gleichzeitig mit dem Bruder an den Vater: „Ich werde, in diesem halben Jahre, Logic und Metaphysik bey H. Mag. Kant repetiren, und das Jus elementare bey H. Criminalrath Jester continuiren“ (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

Daseins, der ihm verliehenen Kräfte und der Stellung, die ihm die Natur bestimmt hatte . . .[6])

„Die Erkenntnis der Natur und des Menschen," das war der Inhalt aller Vorlesungen Kants. Diese Idee mufste auf Lenz einen grofsen Eindruck hervorbringen. Sie entsprach ganz und gar seiner natürlichen Neigung zur realen Erkenntnis der Tatsachen, eine Neigung, die selbst die pietistische Erziehung im Elternhause nicht zu unterdrücken vermocht hatte. Lenz offenbart stets einen gewissen Durst nach Erkenntnis des Lebens, selbst in allen unbedeutendsten Erscheinungen.

Die Vorlesungen Kants, der auf die Notwendigkeit des sorgfältigsten Studiums der Natur und vor allem des Menschen drang, konnten selbstverständlich nur eine günstige Wirkung auf das Talent Lenzens, der von Natur realistisch veranlagt war, ausüben, indem sie der einseitigen sentimental-nachdenklichen Richtung seiner frühen Jugendjahre ein ausgleichendes Gegengewicht boten.

Herder und Lenz waren die einzigen hervorragenden Vertreter der Sturm- und Drangperiode, die den unmittelbaren Einflufs Kants an sich erfahren hatten. Wir wissen, mit welcher Begeisterung beide an ihrem Professor hingen, beide standen unter dem Zauber dieses mächtigen Geistes, beide erhielten den ersten Antrieb zu einem tieferen Studium der Natur und des Menschen im besondern von diesem Giganten des Denkens, der die früheren Lehren der Metaphysiker über den Haufen warf. Kant erkannte keinen Lehrsatz an, ohne ihn einer sorgfältigen und selbständigen Analyse zu unterziehen. Die kritische Richtung seiner Philosophie offenbarte sich schon zeitig. Dieser Geist der Analyse und der Kritik bildet auch den Hauptzug der Sturm- und Drangperiode, die von dem früheren Gebäude der literarischen und gesellschaftlichen „alten Ordnung" Deutschlands keinen Stein auf dem andern liefs. Die Richtung dieser Bewegung war tatsächlich ebenso revolutionär wie die Philosophie Kants, die bis in ihre innersten Tiefen revolutionär war und einen radikalen Umschwung in der Weltanschauung seiner Zeitgenossen hervorgebracht hatte. Die Philosophie Kants wie auch das Streben der Stürmer und Dränger entsprangen ein und demselben Geiste der Kritik und der Analyse, der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu regen beginnt und dieses mit erstaunlicher Schnelligkeit zu einer wissenschaftlichen und literarischen Wiedergeburt führt.

Dieser grofse Geist, der bei Kant in die engen Fesseln eines streng logischen und unbestechlichen Denkens geschlossen, bei Lessing in seiner ruhigen Strömung durch den Einflufs seiner Begeisterung für die Antike begrenzt war, gewinnt einen stürmischen und heftigen Charakter in dem Kreise der talentvollen Jünglinge, die anfangs der

siebziger Jahre hervortraten. Die bedächtige Arbeit des ruhigen philosophischen Geistes ist ihnen verhafst und ihre jugendliche Leidenschaftlichkeit hält sie fern von dem innern Gleichgewicht, wie es der Antike eigen ist, von dem der klare Geist Lessings erfüllt war und dem wir später auch an dem zum Manne gereiften Goethe, der die Harmonie seines Geistes unter dem Einflusse der Antike herangebildet hat, begegnen.

Aber auch Goethe war in seiner Jugend anders geartet, gleich dem ihn umgebenden Haufen leidenschaftlicher Altersgenossen. Hier war alles stürmisch, heftig, voll ungeduldigen Strebens, weit entfernt, die Tagesfragen ruhig zu erörtern. Der Geist der Kritik und der Analyse, der sich in Deutschland schon eingebürgert hatte, fand hier eine fieberhafte Steigerung und war nicht allein auf die abstrakten Probleme der Kardinalfragen des Lebens, sondern auf die gewöhnlichsten Erscheinungen der Alltäglichkeit gerichtet. Die aufbrausende Jugend war zu ungeduldig, um sich mit der theoretischen Entscheidung der sie bewegenden Fragen zu begnügen; sie glaubte an die Möglichkeit, ihre Lieblingsideen geradezu und unmittelbar ins Leben einzuführen.

Hierin liegt der Berührungspunkt der Stürmer und Dränger mit Kant.

Kant war ein eifriger Verehrer von Rousseau. In allem methodisch bis zur Pedanterie, vertiefte er sich, wie bekannt, einst dermafsen in das Lesen der „Neuen Heloïse“, dafs er darüber seinen täglichen Spaziergang vergafs — ein ganz ungewöhnlicher Fall in seiner täglichen, streng geregelten Lebensweise.

Die ersten Schöpfungen Lenzens weisen noch nicht den geringsten Einflufs Rousseaus auf den jungen Dichter auf. Man kann mit Gewifsheit behaupten, dafs Lenz in Livland Rousseau noch nicht gekannt hat. Die leidenschaftlichen oder revolutionären Schriften des Genfer Philosophen pafsten nicht in die Stimmung jenes pietistischen, konservativen Kreises, in dem Lenz in der Heimat verkehrt hatte.

Der Einflufs der Werke Rousseaus drückte den Vorlesungen Kants einen gewissen Stempel auf und konnte daher unmöglich ohne indirekte Wirkung auf Lenz bleiben. Wenigstens darf man die Behauptung aufstellen, dafs gerade Kant in der Seele Lenzens den für die Aufnahme und Aneignung der Rousseauschen Ideen günstigsten Boden vorbereitet hat, die bald die Grundlage der ganzen Weltanschauung nicht nur Lenzens, sondern auch der anderen Jünger der Sturm- und Drangperiode bildeten.

Es ist wohl auch kein blofser Zufall gewesen, dafs Lenz in Königsberg die Übersetzung des „Essay on criticism“ von Pope begann. Pope und Haller waren die Lieblingsschriftsteller Kants, der die in seinen Vorlesungen ausgeführten Gedanken durch Zitate aus diesen beiden Schriftstellern zu bekräftigen liebte. [7]) Eine derartige

Vorlesung hatte in Herder, der in den Jahren 1762—64 Kant hörte, eine solche Begeisterung erweckt, dafs er nach Hause eilte, um seine ihn erfüllenden Gefühle in Verse zu kleiden. Am andern Tage schon übergab er die eben erst vollendete Ode dem geliebten Professor, der sie sofort dem versammelten Auditorium vorlas und sich in den allergünstigsten Worten über sie ausliefs.[8])

Wir täuschen uns daher wohl kaum, wenn wir es auch dem Einflusse Kants zuschreiben, dafs Lenz die Übersetzung Popes begann.

Die Ode an Kant unterstützt unsere obenerwähnten Behauptungen. Aus Veranlassung der Disputation Kants am 21. August 1770 überreichten ihm die an der Universität Königsberg studierenden Liv- und Kurländer eine Gratulations-Ode, die in Folio auf weifsen Atlas gedruckt war.[9]) Lenz war der Verfasser. In derselben wird Kant als Gelehrter und als Mensch gefeiert, wobei sich der Einflufs des berühmten Philosophen auf den jungen Dichter kundgibt.

Nach den Worten des Dichters erscheint Kant als ein Mann, auf den Deutschland stolz sein kann:

Ihr Söhne Frankreichs! schmäht denn unser Norden,
Fragt ob Genies je hier erzeuget worden:
Wenn Kant noch lebet, werdt ihr diese Fragen
Nicht wieder wagen.

In diesem „Lehrer der Menschheit“ vereint sich die Weisheit mit der Tugend; sein Leben weicht nicht von seiner Lehre ab:

Mit ächterm Ruhme wird der Mann belohnet,
In welchem Tugend bey der Weifsheit wohnet,
Der Menschheit Lehrer, der, was er sie lehret,
Selbst übt und ehret.

Weiter verherrlicht der Dichter die Kritik Kants zu seiner Umgebung, sein treffendes Urteil, seinen sicheren Blick, sein Verständnis, die Dummheit und Laster verhüllende Maske herunterzureifsen.

Aus diesen Worten ersieht man klar, welch starken Eindruck die Kantsche Philosophie, die damals schon sich in der ihr eigentümlichen kritischen Richtung bewegte, auf Lenz gemacht haben mufs. Aber dieser Einflufs auf Lenz beschränkte sich nicht auf das abstrakte Gebiet der Gedanken, sondern trug auch praktische Folgen im Leben:

Schon vielen Augen hat er Licht gegeben,
Einfalt im Denken und Natur im Leben
Der Weifsheit Schülern, die er unterwiesen,
Mit Ernst gepriesen.

Die Gedanken und das Leben Kants mufsten ihnen und andern zum Muster dienen:

Stets wollen wir durch Weifsheit Ihn erheben,
Ihn unsern Lehrer, wie er lehrte, leben
Und andre lehren: unsre Kinder sollen
Auch also wollen.

In den Reihen derer, denen Kant die Augen geöffnet und den Weg „zur Einfachheit im Denken und der Natürlichkeit im Leben“ gewiesen, befand sich augenscheinlich auch Lenz, der seiner tiefen Dankbarkeit gegenüber dem vergötterten Lehrer durch eben diese Ode Ausdruck gab.

Indem wir all das Gesagte zusammenfassen, kommen wir im Gegensatze zu Weinhold *) zu der Überzeugung, dafs Lenz Kant vieles zu verdanken hatte. Letzterer führte ihn in den Ideenkreis Rousseaus ein, er trug wesentlich zur Entwicklung der realistischen Seite seines Talents bei, und weckte in ihm den Geist der Kritik und der Analyse: in die Hauptrichtung der Zeitepoche.

Aufser Kant lebte auch Hamann, der „Magus im Norden“, der Lehrer und Begeisterer Herders, damals in Königsberg. In der literarischen Tätigkeit Hamanns war zu jener Zeit ein plötzlicher Stillstand eingetreten. Nach den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ (1759) und den „Kreuzzügen eines Philologen“ (1762), die einige originelle Gesichtspunkte enthielten, gab er innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren fast nichts heraus.[10]) Wufste wohl Lenz irgend etwas über Hamann? Kannte er ihn überhaupt? Hat Hamann irgend einen Einflufs auf ihn gehabt? Das sind wichtige, schwer zu beantwortende Fragen.

Wir wissen, dafs Lenz später in Briefwechsel mit dem „Magus im Norden“ stand. Das bezeugt uns Hamann selbst.[11]) Wann aber dieser Briefwechsel begonnen hat und ob Lenz Hamann persönlich gekannt, wissen wir nicht; eine persönliche Bekanntschaft beider, noch in Königsberg selbst, ist aber wohl anzunehmen.[12])

Wenn auch nicht persönlich, so konnte Hamann doch durch seine Schriften in gewisser Beziehung auf Lenz einwirken.

Gleich seinem Freunde Kant war der „Magus im Norden“ ein eifriger Verehrer Rousseaus und seiner Haupttendenzen.[13]) Rousseau im Verein mit denselben englischen Schriftstellern, die wir bereits im ersten Kapitel angeführt haben, bildete den Ausgangspunkt der Hamannschen Anschauungen. Indem er sich an Youngs „Conjectures on original composition“ begeisterte, verkündete Hamann als Erster in Deutschland die Lehre von der Genialität, die den, der sie

*) Gedichte von Lenz, Vorwort, S. 9.

besitze, von jeden Regeln der Dichtkunst befreie.[14]) Den Spuren Blackwells und Lowths folgend begeisterte er sich an der Bibel und Homer.[15]) Seine Begeisterung für die Volkspoesie hängt ebenfalls mit den Sympathien der englischen Kritiker aus der romantischen Schule zusammen.[16])

Eine ganz besondere Eigentümlichkeit Hamanns war seine Beziehung zu Shakespeare, dem er eine besondere Verehrung entgegenbrachte. Alle seine Werke sind mit Zitaten aus Shakespeare angefüllt.[17]) Als Apologet des Gefühls und der Leidenschaft, als Verehrer der Schaffensfreiheit mufste sich Hamann von dem englischen Dramatiker hinreifsen lassen, sah er doch in ihm vor allem den genialen Maler der menschlichen Gefühle und Leidenschaften, den genialen Dichter, der alle Fesseln der Regeln und Schulpoetik abgestreift hatte. Seinen Enthusiasmus teilte er auch Herder mit, der Shakespeare in Königsberg unter seiner Leitung las.[18])

Die in Königsberg im Jahre 1769 gedruckten Arbeiten Lenzens bekunden es deutlich, dafs er schon damals einzelne englische Schriftsteller, besonders Young und Thomson, gut gekannt hat. Anderseits ist es sehr wahrscheinlich, dafs er bereits in Königsberg die Übersetzung von Shakespeares „Love's labour 's lost" begonnen hat. Es ist leicht möglich, dafs in dem Enthusiasmus Lenzens für Shakespeare, in seiner Bevorzugung der englischen Schriftsteller sich ein gewisser Einflufs der Schriften Hamanns oder sogar der persönliche Verkehr mit diesem in Königsberg geltend gemacht hat.[19])

Kehren wir zu den Schöpfungen des jungen Dichters während seiner Studienjahre zurück.

„Die Landplagen, ein Gedicht in sechs Büchern nebst einem Anhange einiger Fragmente," so lautete der Titel eines Buches von Lenz, das 1769 in Königsberg erschien und der Kaiserin Katharina II. gewidmet war. Ein reich eingebundenes Exemplar desselben schickte er seinem Vater nach Dorpat zur Übermittelung an die Kaiserin in Petersburg.[20]) Dem Gedicht schickte er eine „Ode an Ihro Majestät Catharina die Zweite, Kaiserin von Rufsland" voraus.

Bei seinem Vorhaben, die Kaiserin Katharina durch seine Verse zu verherrlichen, liefs sich Lenz durch das Beispiel Herders leiten, der bereits im Jahre 1765 zwei Oden zur Verherrlichung der Kaiserin: „Lobgesang am Neujahrsfeste" und „Ode auf Katharinas Thronbesteigung" in der von uns bereits erwähnten Rigischen Zeitschrift, die zwei Jahre später in ihre Spalten auch die Erstlingswerke Lenzens aufnahm, veröffentlichte.[21]) Die Begeisterung Herders für die Philosophin auf dem Kaiserthrone hielt lange an. Im Juni 1769 verliefs Herder Riga, um eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. An Bord des Schiffes brachte er den Entwurf zu einem gröfseren Werke unter dem Titel:

„Über die Kultur der Völker, besonders Rufslands“, zu Papier. Als ein jugendlich gesundes Land erregte Rufsland das besondere Interesse Herders. Es scheint ihm, dafs man durch Einführung einer auf wahren Grundlagen beruhenden Bildung, in der man das russische Volk nach den Ideen Montesquieus und Rousseaus erzöge, so glänzende Erfolge, wie sie im übrigen schon allzualten Europa undenklich wären, erzielen könnte. „Die Ukraina,“ so phantasiert er, „wird ein neues Griechenland werden: der herrliche Himmel, unter dem die Menschen da leben, der fröhliche Geist, der bei diesem Volke herrscht, sein angebornes musikalisches Talent, der fruchtbare Boden usw. werden gemeinsam den wohltätigen Einflufs ausüben, um aus denselben kleinen, wilden Stämmen, welche auch einst Griechenland bevölkerten, zivilisierte Nationen zu bilden. Der Geist der neuen Kultur, der in Rufsland erstehen wird, wird auf Europa, das im Schlafe versunken ist, übergehen und es seiner Herrschaft unterwerfen.“ Herder denkt daran, die russische Kaiserin durch seine Ideen mit fortzureifsen, ihr Berater in Reformversuchen zu werden und durch sie eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.[22])

Zur selben Zeit schrieb Lenz in Königsberg seine Ode zu Ehren Katharinas II. Abgesehen von dem fördernden Beispiele Herders, dessen Oden eine starke Beeinflussung durch Klopstock aufweisen, ahmte Lenz diesem letzteren unmittelbar nach, insbesondere den drei Oden Klopstocks: „Friedrich der Fünfte“, „Für den König“, „Rothschilds Gräber“. Ohne sklavisch nachzubilden entnahm Lenz jeder dieser Oden einzelne Gedanken.[23])

Der jugendliche Dichter verherrlicht die Kaiserin wegen ihrer weisen und gerechten Regierung, wegen der Friedenslorbeeren, die sie zu winden versteht. Er widmet ihr seine Dichtung über die Landplagen in der Überzeugung, dafs sie ihrem Auge „eine göttliche Thräne“ entlocken wird, da sie selbst ja den Krieg mit allen seinen Schrecken verabscheut.[24])

Sein Enthusiasmus für die Kaiserin, der vieles mit dem Herders gemein hat, erreicht seinen Gipfelpunkt in der folgenden Strophe, in der Katharina die „Mutter der Welt“, von der „das Wohl der Völker“ abhängt, genannt wird; der Gottheit an Huld gleichkommend, mufs sie auch unsterblich wie diese sein:

Lebe, Mutter der Welt! siehe, der Völker Wohl
Fleht, es fleht Ihr Gebet, still in die Nacht geschluchst:
Lebe! die Du an Huld gleichest der Gottheit, sei
An Unsterblichkeit auch ihr gleich.

Der Gedanke an den Tod tritt auch in dieser Dichtung wie in den bereits früher besprochenen hervor und erweckt eine düstere

Stimmung: „Schluchzen und Heulen“ wird „vom Belt bis zum Schwarzen Meere“ über ihrem Grabe ertönen.[25])

Die Molltöne herrschen, wie wir gesehen haben, in den Werken des jungen Dichters vor; seine Phantasie ist düster und traurig veranlagt; selbst in die Gedichte, die ihrem Inhalte nach im Durton gehalten sein müfsten, bringt er elegische, traurig-melancholische Elemente hinein. Der ewige Gedanke an den Tod, der Zug der Trauer charakterisierte den Dichter-Knaben wie den Dichter-Jüngling. Diese ihm angeborne Neigung zur Melancholie wurde durch den Einflufs der ihn von Kindesbeinen an im Elternhause umgebenden pietistischen Atmospäre verstärkt. Dazu kam bald der literarische Einflufs des Engländers Young, des Verfassers der „Night-thoughts“, der in Deutschland bereits in Aufnahme gekommen war, und dessen Einflufs selbst ein Klopstock erlag, während die junge Generation mit unverhüllter Bewunderung zu ihm aufblickte.

Aufserdem waren die Eindrücke aus der Kindheit bei Lenz keine erfreulichen. Als der Vater nach Dorpat übersiedelte, lag dieses fast ganz in Trümmern; es hatte sich von den ihr am Anfange des Jahrhunderts durch das russische Heer zugefügten Schäden und von der grofsen Feuersbrunst im Jahre 1755 noch nicht aufzurichten vermocht. Eine zweite Feuersbrunst äscherte im Jahre 1763 ein Viertel der Stadt vor den Augen Lenzens ein. Zu diesen Verheerungen traten noch die fast alljährlichen Überschwemmungen durch den Embach hinzu.[26]) Alles dies erklärt genügend den Versuch Lenzens, die „Landplagen“ zum Gegenstand eines grofsen Gedichtes zu machen. Nicht ohne Einflufs mufsten hierbei die noch nicht erloschenen Erinnerungen an das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 bleiben, das ganz Europa in Schrecken versetzt hatte, sowie auch der russisch-türkische Krieg, der im Jahre 1768 begann.

Mit fast absoluter Sicherheit ist anzunehmen, dafs Lenz dieses Gedicht bereits in der Heimat konzipiert und teilweise schon vor seiner Abreise nach Königsberg, wo er es umarbeitete und vollendete, verfafst hat. Im Nachworte zu seinem Gedicht bemerkt Lenz, dafs er es wiederholt überarbeitet habe.[27])

Es liegt keine Veranlassung vor, an der Wahrheit dieser Erklärung Lenzens zu zweifeln. Die „Landplagen“ bildeten den Schlufs der ersten Periode seiner literarischen Tätigkeit, die noch nicht von den „stürmischen Bestrebungen“ beeinflufst war. Der literarische Gesichtskreis Lenzens erweitert sich, sein Talent erstarkt, er entsagt der ihm nicht aus sich selbst entströmenden, sondern von aufsen eingeflöfsten religiösen Poesie und betritt den ihm näherliegenden Pfad der Darstellung der realen Wirklichkeit.

Das Gedicht zerfällt in sechs Abschnitte, von denen jeder irgend

eine Landplage beschreibt, und zwar: den Krieg, die Hungersnot, die Pest, die Feuersbrunst, die Überschwemmung und das Erdbeben.

Getreu den pietistischen Anschauungen seines Vaters und ganz in dessen Sinne sah Lenz in allen diesen Heimsuchungen die Strafe Gottes für die Sünden der Menschen.[28]) Vergessen wir nicht, dafs im Geburtsjahre Lenzens sein Vater eine Predigt unter dem Titel: „Das schreckliche Gericht Gottes über das unglückselige Wenden an dem Bilde des ehemals zerstörten Jerusalems“ herausgegeben hat.

Wenn das erste gedruckte Gedicht Lenzens eine genaue Nachahmung Klopstocks war, so zeigen „Die Landplagen“ die deutlichen Spuren seiner Begeisterung für Young, einem der einflufsreichsten Dichter des 18. Jahrhunderts, der das Entzücken des ganzen lesenden Europa hervorrief.

Edward Young (1684—1765) ist am meisten berühmt durch seine „Nachtgedanken“ („Night-thoughts“), die er in den Jahren 1742—44 durch schwere Familienereignisse, den Tod seiner Frau, seiner Tochter und deren Bräutigam veranlafst, veröffentlicht hat. Die deutsche Übersetzung von Ebert in 5 Bänden erschien in Braunschweig in den Jahren 1760—71, die französische Übersetzung von Letourneur in 2 Bänden im Jahre 1769.[29])

Das Gedicht Lenzens war eine der ersten Nachbildungen der „Nachtgedanken“ Youngs, die eine so grofse Wirkung in ganz Europa hervorgerufen hatten.

Nach Ansicht Hettners ist dieser gewaltige Erfolg von Youngs „Nachtgedanken“ in den geschichtlichen Umständen, unter denen sie entstanden, begründet. „Nach langer Winterszeit waren sie wieder der erste und erquickende Frühlingstag. Überall war Gemachtheit und Künstelei, nur kahle Verstandesdürre; Young sang wieder aus der Tiefe und Inbrunst des eignen Herzens. In einer Zeit der allgemeinsten Nachahmung wagte er es, wieder ursprünglich und selbstschöpferisch zu sein.“ [30])

Die von einer tiefen und düsteren Melancholie erfüllten „Nachtgedanken“ sind die herzzerreifsende Klage eines sechzigjährigen Greises, der über die Geheimnisse des sich vor ihm öffnenden Grabes nachdenkt. Wahre und aufrichtige Seelenergüsse, bedrückt von den ewigen Problemen des Lebens und des Todes, erschütterndes lyrisches Pathos vereinte sich in diesem Gedicht mit donnerähnlicher und hohlklingender Rhetorik und krassen äusseren Zutaten. Young schrieb seine „Klagen“ („The Complaint or the Night-thoughts“) nachts beim trüben Scheine einer Lampe, die in einem Menschenschädel glimmte. Der Friedhof war das bevorzugte Ziel seiner Spaziergänge, das Grab der liebste Gegenstand seiner Betrachtungen. Von dorther entstammt seine Grabesphilosophie und seine Unterwürfigkeit vor der

Allmacht des Todes. Er ist ein echter Sänger des Todes. Es ist nicht schwer, mit wenigen Worten den Inhalt seines langen Poems darzulegen. Zum Ausgangspunkt dienen Young die Worte des Psalmisten über die „Eitelkeiten der Weltkinder" und die Hamletsche Charakteristik des Menschen als „Quintessenz des Staubes". Es gibt nichts Sicheres und Beständigeres auf der Welt — sicher und beständig ist allein der Tod. Das stete Gedenken an die Todesstunde mufs unserem ganzen irdischen Leben, das an sich nichtig ist und nur die Vorbereitung für das Leben jenseit des Grabes bildet, die Richtung geben:

All, all on Earth is Shadow, all beyond
Is Substance; the Reverse is Folly's Creed:
How solid all, where Change shall be no more?
(Night-thoughts, Deutsch von A. Ebert, Braunschweig 1760, I 28.)

„Alles, alles auf der Erde ist Schatten, alles über ihr ist Wesen; das Gegentheil ist der Thorheit Glaubensbekenntnifs. Wie wahr und fest mufs alles seyn, wo keine Veränderung mehr seyn wird!"

Der Tod herrscht über das Weltall, er besitzt alles, er besiegt die Reiche, verlöscht die Sterne; ohne seine Erlaubnis kann die Sonne nicht scheinen, der auch das allgemeine Los droht: [31])

Life makes the Soul dependent on the Dust;
Death gives her Wings to mount above the Spheres.
(Ebenda I 270.)

„Das Leben macht die Seele zum Sklaven des Staubes; der Tod giebt ihr Flügel, sich über die Sphären zu schwingen." Es folgte in wahrer Hymnus auf den Tod, eine Lobrede auf das Nichtsein:

Death is Victory;
It binds in Chains the raging Ills of Life:
Lust and Ambition, Wrath and Avarice,
Dragg'd at his Chariot-wheel, applaud his Power . . .
(Ebenda I 278.)

„Der Tod ist ein Sieg; er schlägt die wütenden Plagen des Lebens in Ketten; Wollust und Ehrsucht, Zorn und Geiz, werden an den Rädern seines Triumphwagens fortgeschleppt, und verherrlichen seine Gewalt" . . .

And feel I, Death! no Joy from Thought of Thee?
Death, the great Counsellor, who Man inspires
With ev'ry nobler Thought, and fairer Deed!
Death, the Deliverer, who rescues Man!
Death, the Rewarder, who the Rescu'd crowns! . .
. . . Death is the Crown of Life . . .
Death gives us more than was in Eden lost.
(Ebenda I 280, 282, 284.)

„Und sollte ich denn, o Tod! von dem Gedanken an dich keine Freude fühlen? Der Tod ist der grofse Rathgeber, welcher den Menschen mit jedem edlern Gedanken, und mit jeder vortrefflichern That begeistert! der Tod der Befreyer, welcher den Menschen errettet! der Tod der Vergelter, welcher den Erretteten krönt! . . . Der Tod ist des Lebens Krone: . . . Der Tod giebt uns mehr, als in Eden verlohren ward."

Mit der Apotheose des Todes vereint sich völlig natürlich die Liebe zur Grabesstille der schwarzen Nacht. [32]) Young brachte den zitternden, rätselhaften Schein des bleichen Mondes noch lange vor den deutschen Romantikern in Mode. [33])

Young ist dennoch kein scharf gezeichnetes Vorbild eines echten Pessimisten und Misanthropen. Er leugnet die hehren Seiten der menschlichen Natur nicht, doch bemüht er sich, den Hochmut des Menschen zu brechen, indem er ihn an seine Nichtigkeit erinnert. [34])

> The Spider's most attenuated Thread
> Is Cord, is Cable, to Man's tender Tie
> On earthly Bliss; it breaks at ev'ry Breeze.
>
> (Ebenda I 36, 38.)

„Der Spinne dünnster Faden ist ein starker Strick gegen das zarte Seil, welches den Menschen mit irdischer Glückseligkeit verknüpft; es bricht von dem geringsten Hauche der Luft." Aber die Seele ist unsterblich, das zukünftige Leben ewig:

> Ev'n silent Night proclaims my Soul immortal:
> Ev'n silent Night proclaims eternal Day.
>
> (Ebenda I 26.)

„Selbst die stille Nacht verkündigt die Unsterblichkeit meiner Seele: Selbst die stille Nacht verkündigt einen ewigen Tag."

Darum müssen alle Bestrebungen des Menschen auf das Heil seiner Seele und ihrer Rettung gerichtet sein. Die „Nachtgedanken" sind eine lange, tiefdurchdachte Predigt, die von einem berufenen Manne gehalten worden ist, — Young war Geistlicher. Sie ist an seinen Freund Lorenzo gerichtet, den er vom sündigen Leben abzuziehen und zu einem christlichen Sterben vorzubereiten sich bemüht.

Die Stärke Youngs war seine Fähigkeit, allgemein bekannte, tausendmal wiederholte Gedanken in markige, leidenschaftliche und schöne Worte zu kleiden, die trotz ihres unangebrachten Pathos und der ordnungslosen Abwechslung poetischer Formen zuweilen einen tiefen Eindruck auf das Gefühl des Lesers hervorbringen . . . Gedanken, die in den trockenen Predigten und den verblafsten Lehren einer erbaulichen Literatur bereits langweilig geworden waren, erhalten hier eine neue, kräftige Färbung, tauchen in wunderlichen Formen aus dem nebligen Traumreiche auf, in dem schon die traurigen

Melodien der zukünftigen Romantik erklangen; „zarte, melancholische, frauenhaft-schöne Mondscheinmotive“ schimmern durch das „wilde, mit buntschillernden, unordentlich herumgestreuten Phantasieblumen aller Schattierungen und jedes möglichen Aromas durchsetzte Unkraut der Gedanken hindurch“.[35])

Aber das ist noch nicht alles. Die Poesie Youngs enthielt neue Elemente, die sie der jungen Generation besonders wert machten. Er ist ein Vorgänger Rousseaus in der Gegenüberstellung des „l'homme social“ und des „l'homme naturel“. Das ist die Grundidee seiner „Nachtgedanken“.[36]) Er ist ein Verehrer der Natur, der Einfachheit, der Natürlichkeit, der bescheidenen Verhältnisse:

The cobweb'd Cottage, with its ragged Wall
Of mould'ring Mud, is Royalty to me!

(Ebenda I 36.)

„Nature's law“, „Nature's voice“ wiederholen sich beständig bei ihm. Die Natur lehrt uns Barmherzigkeit:

To teach us to be kind
That, Nature's first, last Lesson to Mankind;

(Ebenda I 56.)

Es ist unvernünftig, sich gegen die Naturgesetze aufzulehnen:

Ah! how unjust to Nature, and Himself
Is thoughtlefs, thanklefs, inconsistent Man!
Like Children babbling Nonsense in their Sports,
We censure Nature for a Span too short;

(Ebenda I 106.)

„Ach! wie ungerecht gegen die Natur, und gegen sich selbst, ist der gedankenlose, undankbare, unbeständige Mensch! Gleich den Kindern, die in ihren Spielen Unsinn schwatzen, schelten wir die Natur einer zu kurzen Spanne wegen.“

In der Natur liegt alle Wahrheit und alle Weisheit, nicht in den Büchern:

I send thee not to Volumes for thy Cure;
Read Nature; Nature is a Friend to Truth;
Nature is Christian; preaches to Mankind;
And bids dead Matter aid us in our Creed.

(Ebenda I 416.)

„Ich will dich nicht zu Büchern hinsenden, um dort für dich Hülfe zu suchen; lies die Natur durch; die Natur ist ein Freund der Wahrheit; die Natur ist ein Christ; sie predigt dem ganzen menschlichen Geschlechte; und heifst die todte Materie unser Glaubensbekenntniss erläutern.“

Humble Love,
And not proud Reason, keeps the Door of Heav'n;
Love finds Admission, where proud Science fails.

Man's Science is the Culture of his Heart;
And not to lose his Plumbet in the Depths
Of Nature, or the more Profound of GOD.
Either to know, is an Attempt that sets
The Wisest on a Level with the Fool.

(Ebenda IV 250, 252.)

„Die demüthige Liebe, nicht die stolze Vernunft, verwahret die Pforte des Himmels; die Liebe findet einen Zutritt, wo die stolze Wissenschaft abgewiesen wird. Des Menschen Wissenschaft besteht in der Besserung seines Herzens; und nicht darinn, dafs er seinen Bleywurf in die Tiefen der Natur versenkt, oder in den noch tiefern Abgründen Gottes verliert. Beide zu messen, ist ein Unterfangen, das den Weisesten zum Thoren herabsetzt."

„Not deeply to Discern, not much to Know,
Mankind was born to Wonder, and Adore."

(Ebenda IV 254.)

„Der Mensch ward gebohren, nicht um tiefe Einsichten zu erwerben; nicht, um Vieles zu wissen; sondern um zu bewundern, und anzubeten."

Gleiche Ideen bildeten das Credo der deutschen Sturm- und Drangperiode. [37])

Aber die Poesie Youngs enthielt noch eine andere Tendenz: die Aufforderung zum Mitleid, zum Erbarmen, zur Hilfeleistung für bedrängte, unglückliche, arme Menschen. Alles bestehende Schlechte entsteht aus der menschlichen Bosheit, Verstocktheit und Sündhaftigkeit. Die Natur lehrt uns nur das Gute, in ihr liegt die gröfste Moral. Ihren Befehlen nachzugehen ist ein Gesetz für denjenigen Menschen, der Mensch sein will.

The selfish Heart deserves the Pain it feels.
More gen'rous Sorrow, while it sinks, exalts;
And conscious Virtue mitigates the Pang.

(Ebenda I 56.)

„Das eigennützige Herz verdienet seine Pein. Eine edlere Betrübnifs erhöhet uns, indem sie uns niederdrückt; und die innerlich gefühlte Tugend lindert die Quaal."

Wieviele der Leidenden, Mühseligen und Beladenen!

God's Image disinherited of Day,
Here, plung'd in Mines, forgets a Sun was made.
There, Beings deathlefs as their haughty Lord,
Are hammer'd to the galling Oar for Life;
And plow the Winter's Wave, and reap Despair.
Some, for hard Masters, broken under Arms,

In Battle lopt away, with half their Limbs,
Beg bitter Bread, thro' Realms their Valour sav'd,
If so the Tyrant, or his Minion, doom.

(Ebenda I 48, 50.)

„Hier liegt Gottes Ebenbild, des Tagelichts enterbt, in tiefe Klüfte der Berge versenkt, und vergifst, dafs eine Sonne geschaffen worden. Dort sind Wesen, welche gleich ihrem hochmütigen Beherrscher, unsterblich sind, auf lebenslang ans blutige Ruder geschmiedet; durchpflügen die Winterwellen, und erndten Verzweiflung ein. Andre, die, für harte Herren, unter den Waffen entnervet, und in Schlachten verstümmelt sind, müssen, mit der Hälfte ihrer Gliedmaafsen, in Ländern, die ihre Tapferkeit errettet hat, sich bittres Brodt erbetteln, wenn der Wütrich, oder sein Günstling, sie dazu verurtheilen." Daher wendet er sich an die „in Seide gekleideten Kinder der Wollust" mit dem Vorwurf:

Ye silken Sons of Pleasure! since in Pains
You rue more modish Visits, visit here,
And breathe from your Debauch: Give, and reduce
Surfeit's Dominion o'er you: But so great
Your Impudence, you blush at what is Right.

(Ebenda I 50, 52.)

„Ihr weichlichen Söhne der Wollust! da ihr doch voller Quaal Besuche verwünscht, die mehr nach der Mode sind, so legt hier eure Besuche ab, und erholt euch einmal von euren Unordnungen: Gebt diesen Elenden von eurem Ueberflusse, und sucht dadurch des Eckels Herrschaft über euch einzuschränken, so ihr euch durch Unmäfsigkeit zugezogen habt: Aber so grofs ist eure Unverschämtheit, ihr erröthet über alles, was recht ist!"

Solche Verse waren nach dem Geschmacke Rousseaus und seiner Anhänger. Die „Nachtgedanken" wirkten in demselben Sinne wie die Predigt Rousseaus. Die Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit, die Apotheose des Gefühls im Gegensatze zum kalten Verstande, das Vorherrschen der Empfindsamkeit und der demokratischen Tendenzen sind hier schon sehr ausgeprägt zur Geltung gebracht. Das ist die Ursache, die Young zum Lieblingsschriftsteller der jungen Generation in Frankreich, Deutschland und Italien machte. Young gewann noch mehr an Bedeutung dadurch, dafs er, wie wir gesehen haben, auch der Verfasser einer kleinen Schrift: „On the original composition" war, die einen grofsen Einflufs auf die literarischen Theorien jener Epoche erlangte. Diderot und Mercier in Frankreich, Hamann, Herder und Lenz in Deutschland benutzten sie als eine der wichtigsten Quellen zur Reform der Literatur.

Französische Übersetzungen der „Nachtgedanken" Youngs erschienen bereits von 1760 an. Trotz der warnenden Stimme Voltaires hatten sie auch hier auffallenden Erfolg.[38]) Mercier rechnet Young zu den wenigen englischen Dichtern, die die Jahrhunderte überleben werden, er stellt ihn Milton, Shakespeare und Richardson gleich.[39]) „O Nachtgedanken Youngs! O Milton! O Shakespeare!" ruft er an einer Stelle aus; er scheut sich nicht diese Namen zusammenzunennen und gerät in gleiches Entzücken über alle drei.[40])

In der Revolutionszeit waren die „Nachtgedanken" Youngs das von Robespierre gelesenste Buch; Camille Desmoulins las sie am Abende vor seiner Hinrichtung.[41])

Noch mehr Entzücken rief Young in Deutschland hervor, wo seine Worte auf einen vom Pietismus vorbereiteten Boden fielen. Seinem Einfluſs unterwarf sich auch Klopstock, der mit ihm in Briefwechsel stand und seinen Tod in einer besonders zu dieser Gelegenheit verfaſsten Ode betrauerte.[42]) Er nannte Young seinen Lehrer, seinen ihn begeisternden Genius, seinen „Heiligen" und sein Gedicht die vielleicht einzige Schöpfung der heiligen Poesie.[43]) Der Göttinger Dichterbund, der Klopstock vergötterte, teilte seine Bewunderung Youngs.

Auch Hamann brachte Young ein Gefühl der Andacht entgegen. Er entzückte sich an seiner tiefreligiösen Begeisterung und an seiner streng sittlichen Richtung. Hamann gestand offen, daſs „alle seine eignen Ansichten die Geisteskinder der ‚Nachtgedanken'" seien und daſs „seine Phantasie mit von Young überkommenen Bildern" erfüllt sei. Die Verteidigung der Leidenschaft, der wir bei Young begegnen, muſste ihm sympathisch sein.[44])

Dem Einfluſs dieses „Sängers des Nordens" erlag auch Lenz. Der Übergang von Klopstock, den Lenz, wie wir gesehen, seit seiner Kindheit verehrte, zu Young, fiel ihm leicht, da ja auch der Dichter des „Messias" ein begeisterter Bewunderer der „Nachtgedanken" war. Der Einfluſs Klopstocks beginnt zurückzugehen. Nur in der äuſseren Form der Dichtung, in den Eigentümlichkeiten der Sprache und dem Ausdrucke, in dem rhetorisch-pathetischen Stile bleibt Lenz ihm treu.[45]) In seinen „Landplagen" finden wir noch einige Anklänge an die Klopstocksche Poesie[46]), aber Young beherrscht schon mehr die Phantasie des jungen Poeten, verleiht ihm den Impuls und zeichnet ihm den Inhalt und einzelne Gedanken vor.

Das Lesen der „Nachtgedanken" beeinfluſste Lenz bei seinen „Landplagen". Auf den ersten Seiten seines Gedichts zählt uns Young die Plagen auf, die die Menschen treffen:

War, Famine, Pest, Volcano, Storm, and Fire,
Intestine Broils, Oppression, with her Heart
Wrapt up in triple Brass, besiege Mankind.

(Night-thoughts I 48.)

„Krieg, Hungersnoth, Pest, Feuerschlünde, Sturm und Flamme, innerliche Zwietracht, und die Tyranney mit ihrer von dreyfachem Erzt bepanzerten Brust, belagern die Menschen."

Der Beschreibung aller dieser auf der ersten Zeile angeführten Plagen widmet Lenz sein Gedicht, das er in sechs Abschnitte, fast in derselben Reihenfolge wie bei Young, teilt: Krieg, Hungersnot, Pest, Feuersnot, Wassersnot, Erdbeben. Alle diese Plagen betrachtet Young als Strafen Gottes, die dieser über die Menschen wegen ihrer Sünden verhängt:

When Heav'n's inferior Instruments of Wrath,
War, Famine, Pestilence, are found too weak
To scourge a World for her enormous Crimes,
These *) are let loose, alternate: Down they rush,
Swift and tempestuous, from th' eternal Throne,
With irresistible Commission arm'd,
The World, in vain corrected, to destroy,
And ease Creation of the shocking Scene.

(Ebenda IV 24. 26.)

„Wann der Himmel die geringern Werkzeuge seines Grimms, Krieg, Hunger und Pestilenz, zu schwach findet, eine Welt für ihre ungeheuren Frevel zu geifseln, so werden jene wechselsweise losgelassen: Mit unaufhaltbarer Gewalt bewaffnet, fahren sie mit schnellem Ungestüme vom ewigen Throne herab, um die vergebens gezüchtigte Welt zu vertilgen und die Schöpfung von dem abscheulichen Anblicke zu erlösen."

Demselben Gedanken begegnen wir im Lenzschen Gedichte:

Die ihr sicher in Sünden dem Zorn des Ewigen trozzet,
Zittert, hartnäkkige Thoren! Er spricht, dann wandeln die Plagen
Über das Antliz der Erde; er winkt, dann fliehn Elemente
Aus ihren Grenzen, zerstören und tödten. **)

Die Verheifsung Youngs hat sich ihm tief in's Herz gegraben:

Be Death your Theme, in ev'ry Place and Hour . . .

(Night-thoughts II 118.)

The Thought of Death, shall, like a God, inspire . . .

(Ebenda I 252.)

---

*) Deluge and Conflagration. **) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold. S. 65.

„O lafst doch den Tod, an jedem Orte, in jeder Stunde eure Betrachtung seyn“ . . . „Der Gedanke des Todes wird dich wie ein Gott begeistern.“

Gleich Young hält er den Tod für den Lehrmeister des Lebens und verurteilt diejenigen, die ihn nicht zum Gegenstande ihrer Gedanken machen.[47]) Gleich Young weist Lenz oft darauf hin, dafs die Menschen ihr sündiges Leben fortsetzen, ohne die ihnen von Gott dafür auferlegten Strafen zu beachten.[48])

Auch blieb Lenz nicht taub gegen die Ermahnung, Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen zu haben, die durch die „Nachtgedanken“ hindurchklingt. In den Verszeilen 292—302 seines Gedichts gedenkt Lenz ihrer.[49])

Neben den Nachtgedanken beeinflufsten Lenz auch die Satiren Youngs, die im Jahre 1769 in deutscher Übersetzung erschienen. Ihnen entnahm Lenz einzelne Empfindungen und Gedanken, so den Hafs gegen die Eroberer, seine Abneigung gegen den Krieg usw.[50])

Das ist alles was Lenz Young verdankt. Bei aller Ähnlichkeit im Grundgedanken und in der allgemeinen Stimmung unterscheiden sich „die Landplagen“ doch sehr wesentlich von den „Nachtgedanken“. Die letzteren sind weiter nichts als lyrische Seelenergüsse, eine Reihe pathetischer Predigten ohne jeden realen oder objektiven Inhalt. Das Gedicht Lenzens dagegen ist vor allem beschreibender Art. Es ist eine Reihe von Bildern, die aufeinander folgen und nur durch einen allgemeinen Gedanken zusammenhängen. Bei Young tritt das Allgemeine, die Idee, bei Lenz das Spezielle, das Faktum in den Vordergrund. In den „Landplagen“ kommt Lenz ein bedeutendes Stück dem Realistischen im Schaffen entgegen; er schildert Menschen, ihre Leidenschaften, Sünden, ihren Schmerz und ihre Freude. Sein Talent forderte eine plastische Darstellung, eine Art Kleinmalerei. In diesem Falle genügte ihm die Führerschaft des Dichters des „Messias“ mit seinen seraphischen Träumen und unfafsbaren Schatten und des Verfassers der „Nachtgedanken“ mit seinen „Mondschein-Melodien“ und seiner „Grabes-Philosophie“ nicht. Er mufste das wirkliche Leben beobachten, und er tat es. Er mufste seine Zuflucht zu Dichtern nehmen, die der Wirklichkeit näher standen als Klopstock und Young. Solche Dichter fand er hauptsächlich in Thomson und Kleist.

James Thomson (1700—1748) war Young zuvorgekommen, indem er die frühere kalte Verstandespoesie im Geschmacke Popes, durch einen neuen, frischen Hauch belebte. Seine „Jahreszeiten“ erschienen in den Jahren 1726—1730 und gewannen bald eine grofse Popularität. „Alle seine Schilderungen,“ schreibt Hettner, „sind frisch und lebendig, voll warmer Begeisterung, oft von er-

greifender Schönheit. Wie blüht und duftet sein Frühling gleich einem blumenprangenden Wiesenteppich, wie liegt über seinem Sommer der heiſse Himmel und die grüne Üppigkeit der schönen Augusttage, wie senken die herbstlichen Felder und Bäume und Rebstöcke ihre fruchtbeladenen Häupter, und wie fühlen und hören wir das unheimliche Ächzen und Knarren des winterlichen Eises, gleich als raffe die ersterbende Natur noch einmal ihre gesamte Kraft auf, um sich zu dem Keimen und Knospen eines neuen Frühlings zu verjüngen." [51]) Biese erkennt in Thomson den gröſsten Darsteller der Natur, der die innige Liebe zu ihr mit sentimentaler Schwärmerei, Religiosität und elegischer Moralität verbindet. [52]) In den beiden letzten Eigenschaften nähert Thomson sich Young. Der Grundakkord der verschiedenen Melodien ist das Lob des Allerhöchsten. [53]) Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Bruchstück aus den „Jahreszeiten":

Der Jahreszeiten Lauf verkündet Gott,
Von seiner Güte ist das Jahr erfüllt.
Erwache, Welt! Mein Lied durchdring' die Schöpfung
Und preise laut des Wunderbaren Werke!
Anbetend und zu seinem höchsten Ruhm
Erschüttre unser Sang des Himmels Wölbung.
Im Waldesschatten rausche Liebe ihm
Der duft'ge Windhauch, der um Blumen flattert.
Ihr Tannen, von dem grünen Haupt der Felsen
Euch niederbeugend zu dem flurumgrünten Strom,
Begrüſst Ihn mit geheimnisvollem Dunkel!
Ihm singe brausend Lob, du wilder Sturm,
Wenn von der Wogen Prall das Ufer zittert
Und waldentriss'ne Blätter wirbelnd jagen. —

Mit Harfenklang vereine sich die Orgel;
In Dörfern, auf den Bergen und in Wäldern
Tön' Hirtenflöte und der Mädchen Cymbelklang
Und zu dem Schall der Hörner hohes Lied,
Sodaſs des Hymnus Nachhall: Ruhm verkünde.
Ein jeder Hügel werde zum Altar,
Zum Tempel werde jeder Schattenhain,
Wo sich der Schöpfung Fürst im Dunkel birgt,
Und Ihn im Duft die Seraphim umschweben,
Und wo den Blick zum Himmelsdom erhoben,
Der durch der Zweige schwankes Netzwerk blaut,
Des Sängers Auge Wonnetränen netzen.

Diese religiöse Stimmung bei Thomson und Young hat ihren Ursprung in Milton, der für beide der Inbegriff des echten Dichters war.

Aufser der tiefen Religiosität, dem innigen Pathos des Glaubens und der Hoffnung kann man in den Dichtungen dieses begeisterten Sängers und dieser starken Persönlichkeit zwei Grundgedanken unterscheiden: Erstens, die Liebe zur Natur und das Verständnis sie zu beschreiben, zweitens, die Neigung zum Gram und zur Schwermut, die sich ebensowohl im „Verlorenen Paradies“ als auch in dem kleinen, aber anmutigen Gedicht: „Il Penseroso“ kundgibt.[54])

Alle diese Elemente der Miltonschen Dichtung sind von Thomson und Young, wenn auch nicht mit gleicher Stärke und in so hohem Grade nachgebildet. Während bei Thomson in erster Linie die Beschreibung der Natur mit dem Lobe des Allerhöchsten und andern elegischen Motiven hervortritt, herrschen bei Young das religiöse Gefühl und die tiefe Melancholie vor; der Naturbeschreibung räumt er nur wenig Platz ein.

Im übrigen gleichen sich beide Dichter ganz und gar. Ganz im Sinne Youngs ruft Thomson aus:

Ach, kommt nicht bald die letzte bittre Stunde,
Die endlich die ersehnte Ruhe kündet? —
O, zieh vorüber, dunkler Zweifelsschatten!
Werd' offenbar, Gestade der Zerstreuten,
Und du, o Friedenshütte, zeig dich mir!

Auch die Vorstellung Youngs über den strafenden Zorn Gottes, der die Menschen noch bei Lebzeiten trifft, ist Thomson nicht fremd:

Dem Knecht der Sünde tönt der Donner schrecklich.
. . . . Der Rache Bote sendet
Die Strafe aus den dunkeln Höhn herab!

Auch Thomson geht gleich Young nicht „an diesen Geringen“, den Mühseligen und Beladenen vorüber, ohne das Mitleiden des Lesers anzurufen; er sieht sich

. . . in den vergess'nen Wohnungen des Leidens,
Wo Sorg und Armut hausen, wo das Schicksal
Verzweiflung prägt auf das entstellte Antlitz —

um, dorthin will er Worte der Tröstung bringen.

Wie bei Young so treten auch bei Thomson bereits alle Elemente, aus denen sich die Lehre Rousseaus zusammensetzt, deutlich zu Tage.[55]) Die erste französische Übersetzung der „Jahreszeiten“ Thomsons erschien im Jahre 1759 und hatte grofsen Erfolg. Er fand viele französische Nachahmer, von denen einige aber das Wesen seiner Poesie gar nicht begriffen — so Saint-Lambert.[56])

Talentvollere Nachahmer fand Thomson in Deutschland in Klopstock, Haller und besonders in Kleist.

Ewald Christian von Kleist (1715—1759) war ein leidenschaftlicher Verehrer der Miltonschen und Thomsonschen Poesie. Dem Beispiele Thomsons folgend schrieb er ein Gedicht „Der Frühling", das von den Kennern der deutschen Literatur hochgeschätzt wird.[57])

Als ein Verehrer Thomsons eignete sich Kleist alle Vorzüge der Poesie des Verfassers der „Jahreszeiten" an, hier finden wir gottesfürchtigen Schwung, die Liebe zur Natur, zum Landleben und tiefmelancholische Gedanken: „Der Fruchtbaum trau'rt, die Halme bücken sich, Der Weinstock stirbt von räuberischen Streichen."

Ja, Welt! Du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizt mich auch ein heifser Trieb zur Tugend,
Vor Wehmut rollt ein Bach die Wangen ab;
Ein wahrer Mensch mufs fern von Menschen sein.[58])

Wie von Young und Thomson so liefs Lenz sich auch von Kleist hinreifsen. Die „Nachtgedanken" Youngs, die „Jahreszeiten" Thomsons, der „Frühling" Kleists spiegeln sich alle drei auf die eine oder andere Weise in den „Landplagen" wieder. Gleichwohl verdankt Lenz Thomson nur wenig.[59]) Thomson wirkte auf Lenz nur mittelbar durch Kleist, dessen Einflufs auf die „Landplagen" ziemlich scharf ausgeprägt ist.[60])

Ähnlich wie Kleist wendet Lenz oft Vergleiche an, übertrifft darin aber nicht selten seinen Lehrer.[61]) Lenz gleicht Kleist im Mangel jeglichen strengen Zusammenhanges und der Folgerichtigkeit.[62]) Bei aller Nachahmung Kleists aber war Lenz doch bestrebt, diesen wenigstens in einer Hinsicht zu übertreffen, indem er sich die Winke Lessings im „Laokoon" zu nutze machte. Der grofse Kritiker hob bekanntlich alle Mängel der sogenannten beschreibenden Dichtung, die mit der Malerei wetteifern wollte, wo doch ihre Aufgaben so wesentlich anders lägen, scharf hervor. Er hat das grofse Gesetz gefunden, dass die Malerei, als im Raume darstellend, das Neben- und Ineinander, die Darstellung des Körpers zum Gegenstand habe, während die Dichtung als in der sich zeitlich fortbewegenden Sprache, das zeitliche Nacheinander, d. h. die Darstellung der lebendig fortschreitenden Handlung, erstrebt — „Von dem Herrn von Kleist," bemerkt Lessing, „kann ich versichern, dafs er sich auf seinen ‚Frühling' das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung aufs Geratewohl, bald hier bald da gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und aufeinander folgen lassen wollte. Er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine

mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben". [63])

Diese Bemerkung Lessings hatte Lenz sicher im Auge, als er seine „Landplagen" dichtete. Im Vergleich zu Thomson und Kleist bemühte er sich, mehr Empfindungen einzufügen. Er will die Vorzüge Thomsons mit den Eigentümlichkeiten Youngs, die Herrlichkeit der Kleinmalerei mit dem Pathos def erschütterten Seele, bildliche Darstellungen mit tiefempfundenen Eindrücken verbinden. Die letzteren spielen bei ihm zweifellos eine weit gröfsere Rolle als bei Thomson und Kleist. Die Wahl des Stoffes, die Plagen, die die Menschen heimsuchen, gestaltet sein Werk dramatischer. Während wir bei Thomson und Kleist eine Anzahl nur zufällig auf einen von der Jahreszeit abhängigen Faden gerichtete Bilder erblicken, ist bei Lenz der Inhalt konzentrierter, bestimmter, durch eine allgemeine Idee, einen Rahmen begrenzt, weniger verschwommen und zufällig. Man könnte behaupten, dafs bereits in diesem Gedicht der reformatorische Geist Lenzens hervortritt; er begnügt sich nicht, sklavisch nachzuahmen, sondern bemühte sich, etwas Neues zu schaffen. Es ist ein bescheidenes Präludium zu den späteren stürmischen Ausbrüchen seines Talents, seinen revolutionären Tendenzen auf dem Gebiete der Literatur und Ästhetik.

Die ersten Kritiker des Gedichtes „Die Landplagen" waren Studenten, die Königsberger Studiengenossen Lenzens, die sich nach den Mitteilungen Reichardts ablehnend zu dem Werke verhielten. [64])

Von den neueren Kritikern unterzogen das Gedicht vor allem Gruppe, Falck und besonders Anwand einer Beurteilung. [65]) Der letztere weist nach, dafs Lenz trotz seiner Abhängigkeit von Young, Klopstock und Kleist kein sklavischer Nachbildner gewesen sei. [66]) Lenz benutzt schon seine eignen Beobachtungen und versteht es, die besten und wichtigsten hervorzuheben. So bietet ihm die Dorpater Feuersbrunst vom Jahre 1763 den schönsten Stoff zum vierten Buche seines Poems: Die Feuersnot, V. 823 ff. [67]) Einzelne Episoden machen einen tiefen Eindruck. So die Erzählung von dem Jüngling Lamon, der bei einem Erdbeben unter den Trümmern eines Gebäudes lebendig begraben wird, bis ihn sein Vater aus der schrecklichen Lage befreit. [68]).

Die erwähnten Vorzüge verleihen diesem Jugendwerke, mit dem der Dichter selbst, wie aus dem Nachwort ersichtlich ist, unzufrieden war, Interesse; bildet es doch zweifellos eine neue Stufe in der poetischen Entwicklung Lenzens. Sein literarischer Geschmack, seine Sympathien nehmen einen gröfseren Umfang an; aufser Klopstock dienen ihm Kleist, Thomson und Young zu Mustern. Die erste bestimmte Hinneigung zur englischen Literatur offenbart sich. Besonders bekundet sich der Einflufs Youngs, der Lenz in die der Sturm- und

Drangperiode eigentümliche Interessensphäre und Geschmacksrichtung einführt. Zu gleicher Zeit tritt eine gewisse Säkularisation der Gedanken des jungen Dichters ein: die rein religiösen Motive treten gewissermafsen vor den realen Tatsachen der Wirklichkeit zurück, wie es schon im Drama „Der verwundete Bräutigam“ der Fall gewesen war.

Als Beilage zu den „Landplagen“ veröffentlichte Lenz drei Bruchstücke: „Fragment eines Gedichtes über das Begräbnis Christi“, — „Schreiben Tankreds an Reinald, den Rittern, die ihn ins Lager vor Jerusalem herabholeten, mitgegeben“, — „Gemählde eines Erschlagenen“ —.

Das erste Gedicht ist das umfangreichste; es enthält 143 Verszeilen. Von vielen Forschern wurde es wegen der Ähnlichkeit der Titel als zu dem bereits gedruckten Werke Lenzens „Der Versöhnungstod Jesu Christi“ gehörig, angesehen.[69]) Es steht auch zweifellos fest, dafs das von Lenz als Beilage zu den „Landplagen“ veröffentlichte Fragment „Über das Begräbnis Christi“ im engen Zusammenhang mit dem Gedicht „Versöhnungstod“ steht. Vielleicht waren beide für ein gröfseres Epos bestimmt, dessen Ausführung unterblieb.[70])

So mufs das „Begräbnis Christi“ früher als die „Landplagen“ entstanden sein. Tatsächlich kann man dieses Fragment als die letzte Gabe der Lenzschen religiösen Poesie, die noch in der Heimat entstanden ist, ansehen. Er hat es augenscheinlich mitdrucken lassen, weil er nicht mehr hoffen durfte, ein Werk solchen Inhalts beendigen zu können, da die Stimmung, die es hervorgerufen, im Schwinden war.

Die Auffassung Anwands, dafs diese beiden Gedichte nicht in einer und derselben Zeit entstanden sein können und ein Zeitraum von mindestens einem Jahre zwischen ihnen liegen müsse, erscheint durchaus richtig.[71]) Man kann aber jedenfalls annehmen, dafs, wenn das „Begräbnis“ zu gleicher Zeit mit dem „Versöhnungstod“ geschrieben sein sollte, ersteres vor seiner Drucklegung im Jahre 1769 gänzlich umgearbeitet worden ist; der grofse Unterschied zwischen beiden Gedichten berechtigt zu dieser Annahme.

Hier steht noch Lenz ganz und gar unter dem ausschliefslichen Einflusse Klopstocks. Im Jahre 1768 erschien der dritte Band von dessen „Messias“, der über die Ereignisse unmittelbar nach dem Kreuzestode des Heilandes berichtete. Hier im XII. Gesange bringt Klopstock auch den Schmerz Marias um ihren göttlichen Sohn zum Ausdruck.[72]) Diese Klage begeisterte Lenz zu seinem Fragment. So darf man behaupten, dafs das „Begräbnis“ vor dem Jahre 1768 nicht entstanden sein kann und folglich den Jahren 1768—69 zuzuschreiben ist.

Nach wie vor ahmt Lenz die Phraseologie Klopstocks nach, aber

verschiedene Abweichungen, Anläufe zur Wiedergewinnung der Selbstständigkeit, werden bereits bemerkbar. Der Stil wird ruhiger, das rhetorische Element ist weniger ausgeprägt. [73])

Die zweite Beilage zu den „Landplagen" war das 117 Verszeilen lange Gedicht „Schreiben Tankreds an Reinald". Dasselbe ist eine Art „Heroide", eine Nachbildung der Ovidschen Heroiden. Zum Muster haben Lenz vielleicht die „Héroides" des Sébastien Mercier (1760—1765), eines ihm geistesverwandten Schriftstellers, der einen grofsen Einflufs auf ihn gehabt hat, gedient. Der Stoff ist Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem" entlehnt.

Es ist nicht schwer zu erraten, wodurch Tasso sich die Sympathien des jungen, für Klopstock und Young begeisterten Dichters erworben hat. Der Grund liegt in der streng religiösen Richtung des italienischen Gedichts und der christlichen Bedeutung des Stoffes. Obzwar Tasso vielfach Ariosto nachahmt, unterscheidet er sich doch wesentlich von dem Schöpfer des „Orlando furioso" durch den streng sittlichen Grundzug seiner Persönlichkeit und seine ernsten Forderungen an die Poesie. Ariosto ist ein Sohn der Renaissance, ungläubig und leichtlebig, der nach dem treffenden Ausspruche des Fraters De Sanctis nur die eine noch in Italien geltende Gottheit, die Kunst, anbetete. Tasso ist der Vertreter der katholischen Reaktion und der Erneuerer der ernsten Beziehungen zu den höheren Problemen des Lebens. Die allgemeine Richtung seines Werkes wird am Anfange des Poems klargelegt, wo der Dichter sich nicht an die heidnische Muse, sondern an die christliche wendet, die „mitten unter den Chören der Engel, mit der goldenen Krone der ewigen Sterne geschmückt, thronte":

O Musa, tu, che di caduchi allori
Non circondi la fronte in Elicona,
Ma sù nel Cielo infra i beati cori
Hai di stelle immortali aurea corona;
Tu spira al petto mio celesti ardori,
Tu rischiara il mio canto, e tu perdona
S' intesso fregi al ver, s'adorno in parte
D'altri diletti, che de'tuoi le carte.

(Canto I st. 2.)

O Muse, die mit welken Lorbeerkronen
Nie auf dem Helicon die Stirn umflicht,
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch' in die Brust mir Glut aus Himmelszonen!
Erleuchte Du mein Lied; und zürne nicht,
Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Teil mit anderm Reiz, als Deiner Klarheit.

Tasso war gleich Milton ebenfalls ein Vorbild Klopstocks. Daher ist Lenzens Hinneigung zu ihm erklärlich.

Ob Lenz das „Befreite Jerusalem“ im Original oder in der deutschen Übersetzung von Koppe gelesen hat, ist schwer zu entscheiden. Zweifellos konnte Lenz später Italienisch und übersetzte Petrarca aus dem Original, ob er es aber schon in Königsberg gekonnt hat, ist unbekannt geblieben. Die von Anwand angeführten Beweise für die deutsche Übersetzung sind nicht überzeugend genug. [74])

Im XII. Gesange des „Befreiten Jerusalem“ wird Tankreds Zweikampf mit einem heldenhaften Weibe beschrieben. Als er es tödlich verwundet, erkennt Tankred zu seinem grofsen Schrecken in ihr die von ihm leidenschaftlich geliebte Klorinde. Sie fleht ihn an, sie vor ihrem Tode zu taufen:

Amico hai vinto; io ti perdon, perdona
Tu ancora al corpo nò, che nulla pave,
All'alma sì: deh per lei prega, e dona
Battesmo a me, ch'ogni mia colpa lave.
(Canto XII st. 66.)

Du siegst, Freund, ich verzeih's; auch Du verzeihe —
Dem Leibe nicht, der keiner Furcht mehr fröhnt —
Der Seele nur; für diese bet' und weihe
Mit Taufe mich, die meine Schuld versöhnt.

Nachdem Tankred aus einer benachbarten Quelle Wasser in seinem Helme herbeigeholt, tauft er Klorinde. Diese stirbt. Tankred ist untröstlich:

Jo vivo? io spiro ancora? e gli odiosi
Rai miro ancor di questo infausto die?
Dì, testimon de'miei misfatti ascosi,
Che rimprovera a me lè colpe mie.
Ahi man timida e lenta, or che non osi
Tu, che sai tutte del ferir le vie,
Tu ministra di morte, empia ed infame.
Di questa vita rea troncar lo stame?
(Ebenda St. 75.)

Ich leb', ich atme noch? Noch mufs ich schauen
Den Unglücksstrahl, der in mein Auge brennt,
Den stummen Zeugen meiner Tat voll Grauen,
Der mir die Schuld mit ew'gem Vorwurf nennt?
Ha! feige Hand, willst Du Dir nicht getrauen,
Du, die sonst aller Wunden Wege kennt,
Du Dienerin des Tod's und alles Bösen,
Von diesem schuld'gen Dasein mich zu lösen?

Das Gedicht Lenzens ist weiter nichts als ein Nacherzählen dieser und der folgenden Achtzeiler (75—83), die durch die aus andern Stellen der Dichtung entnommenen Erzählungen von den gegenseitigen Beziehungen zwischen Tankred und Klorinde vervollständigt sind. Beachtenswert ist, daſs unter den Händen Lenzens Tankred viel sentimentaler geworden ist wie bei Tasso; der Ausdruck der Herzensleiden entspricht vollständig der weinerlichen Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts. [75])

Die dritte Beilage zu den „Landplagen“ trägt die Überschrift „Gemählde eines Erschlagenen“ und besteht aus 22 Zeilen. Ihr Inhalt besteht in der Beschreibung der Leiche eines im Walde erschlagenen Mannes, die von Jägern gefunden und der „untröstlichen Wittwe“ gebracht wird. [76]) Dieses Fragment ist äuſserst interessant durch die realistische, dem 18. Jahrhundert unbekannte Darstellungsweise, die an die Erzeugnisse der neuesten naturalistischen Schule erinnert. Lenz schreckt hier nicht vor der Schilderung der schauderhaften Einzelheiten zurück, und vergiſst selbst die allerrealistischsten Kleinigkeiten nicht:

Blutige Lokken fallen von eingesunkenen Wangen;
Furchtbar, zwischen Hülfe rufend geöfneten, schwarzen
Lippen laufen zwey Reihen scheuſslicher Zähne, so ragen
Dürre Beine aus Gräbern hervor; die gefalteten Hände
Dekket Blässe, die unter zersplitterten Nägeln zum Blau wird . . .

Der Young-Klopstocksche Einfluſs verlor sich aber nicht mit einem Male und offenbart sich noch besonders stark in „der Ode auf den Tod der Pastorin Sczibalski“, die im Jahre 1771 geschrieben worden ist. [77]) Dieser Hymnus auf den Tod ist ganz im Geschmack Youngs verfaſst:

Mit jedem Tage lernt man klärer,
Daſs nur der Tod der groſse Lehrer
Der Tugend und des Glückes sei . . .
Das Leben ist ein Augenblick,
Ein trüber Traum, ein Mittagsschlummer,
Ein unbeträchtlich kleiner Kummer, —
Und Tod ist unaussprechlich Glück . . .
Ja süſser Tod! . . .

Weinhold verlegt die Entstehung dieses Gedichts in die ersten Monate des Lenzschen Aufenthaltes in Straſsburg. [78]) Anwand behauptet dagegen, daſs es in Königsberg entstanden sei. Die ganze Stimmung, von der dieses Gedicht durchdrungen ist, entspräche mehr den Lebensverhältnissen Lenzens in Königsberg als denen in Straſsburg. [79]) Ob wir das eine oder das andere für richtig halten, hat

keine Bedeutung, da es sich nur um Monate handelt. Ostern 1771 verliefs Lenz bereits Königsberg und bald darauf treffen wir ihn in Strafsburg an. Das Gedicht kann also auch in Strafsburg entstanden sein, als das neue Leben seinen Einflufs auf Lenz noch nicht ausgeübt hatte. Jedenfalls steht das Gedicht an der Wende zweier Tätigkeitsepochen unseres Dichters: es beendigt die erste Periode seines von Young und Klopstock beeinflufsten Schaffens. In den während seines Strafsburger Aufenthalts entstandenen Werken fangen schon andere Saiten zu klingen an, offenbart sich ein neuer Hauch und Einflufs. Die Epoche der Vorbereitung ist zu Ende. Binnen kurzer Zeit steht Lenz mit allen Merkmalen eines Stürmers und Drängers vor uns.

Ostern 1771 beendigte Lenz das fünfte Semester seines theologischen Studiums. Ein Sommersemester stand ihm noch bevor, dann die Prüfung, die ihn zur Führung eines geistlichen Amtes berechtigte. Der alte Vater wartete sicherlich mit Ungeduld auf den Augenblick, in dem auch sein zweiter Sohn, auf den er die gröfsten Hoffnungen gesetzt hatte, gleich dem ältesten eine Pfarre in Livland erhalten würde. Aber diese Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Lenz verliefs plötzlich Königsberg und die deutschen Grenzen, indem er sich nach Strafsburg wendete, das damals zu Frankreich gehörte. Es bot sich ihm dazu eine günstige Gelegenheit, da ihm das Angebot gemacht worden war, zwei junge Kurländer Barone von Kleist, Königsberger Studiengenossen, die in französische Militärdienste zu treten beabsichtigten, nach dem Elsafs zu begleiten. Zu seinem Entschlusse, die Universität in Königsberg mit der in Strafsburg zu vertauschen, mag wohl auch die Gewohnheit der deutschen Studenten, wenigstens zwei Universitäten zu besuchen, viel beigetragen haben. Aufserdem reizten ihn die Reise durch Deutschland und der Aufenthalt in Frankreich, das den Ruhm, das erste Land zu sein, noch nicht eingebüfst hatte. Die literarische Neigung Lenzens offenbarte sich bereits; die Theologie konnte ihn nicht mehr befriedigen; er besafs nur nicht die Willenskraft, gegen den Wunsch des Vaters dem geistlichen Berufe ganz zu entsagen, einen ganz neuen Lebenspfad einzuschlagen, und verschob daher den unangenehmen Augenblick des theologischen Examens. Königsberg, das an der äufsersten Grenze Deutschlands lag, zeichnete sich nicht durch ein reges geistiges Leben aus; er wollte die eigentlichen Zentren der europäischen Bildung kennen lernen, wollte an ihren literarischen und wissenschaftlichen Interessen teilnehmen. Alles dies konnte er in Strafsburg, das die Elemente deutscher und französischer Kultur in sich vereinte.

Wir erwähnten noch nicht eine literarische Arbeit, die Lenz als Student der Königsberger Universität ausgeführt hatte. Er übersetzte

den „Essay on criticism“ von Pope. Die Übersetzung ist zwar nicht erhalten, aber die Tatsache, dafs er diese Schrift übersetzt hat, ist an und für sich interessant. Nach der Meinung Erich Schmidts bekundet diese Wahl den ,,vorsinflutlichen“ literarischen Geschmack Lenzens. In der Tat ist Pope der Hauptvertreter der englischen Pseudoklassizität des 18. Jahrhunderts. Es erscheint befremdend, dafs sich gerade Lenz, der kurz darauf als einer der furchtlosesten Kämpfer der Literaturrevolution auftrat, mit der Übersetzung kritischer Betrachtungen dieses bekannten Vertreters der alten Schule beschäftigte, und noch dazu in der Zeit, in welcher der Pseudoklassizismus schon unter den wuchtigen Schlägen Lessings erzitterte, zu der das berühmte Werk Youngs „Conjectures on the original composition“, das die neuen Anschauungen Hamanns und Herders auf diesem Gebiete hervorrief, schon erschienen war, da von allen Seiten her schon neue Strömungen bemerkbar wurden, um sich alsbald in der Sturm- und Drangepoche zu vereinen.

Schon diese eine Tatsache berechtigt zu der Schlufsfolgerung, dafs Lenz, als er Königsberg verliefs, sich über seine literarische Richtung noch nicht klar geworden war. Er hatte verschiedene Neigungen, fröhnte verschiedenen Geschmacksrichtungen, der religiöse Sauerteig des Elternhauses trug zu der Wahl literarischer Abgötter in Klopstock, Thomson und Young bei, aber eine kritische Weltanschauung hatte er sich noch nicht angeeignet, eine theoretische Rechtfertigung instinktiver Strömungen existierte noch nicht. Wenn er damals auch die Werke Hamanns, Herders, die „Hamburgische Dramaturgie“ Lessings und die obenerwähnte Schrift Youngs gelesen hatte, so haben sie augenscheinlich doch keinen entscheidenden Einflufs auf ihn geübt oder aber er glaubte sie mit den kritischen Anschauungen Popes in Einklang bringen zu können.

Es gibt allerdings Gründe, die seine Hinneigung zu diesem Pseudoklassiker genügend erklären. Vor allem mufs man seine grofse Vorliebe für die englische Literatur überhaupt in Betracht ziehen. Milton, Young, Thomson waren für ihn Autoritäten; von den deutschen Schriftstellern erregten gerade diejenigen, die am meisten unter dem englischen Einflusse standen, Klopstock und Kleist, sein gröfstes Interesse. Das verlieh der englischen Literatur im allgemeinen einen besondern Nimbus. Vergessen wir überdies nicht, wie populär Pope in ganz Europa durch sein Gedicht „Essay on man“ geworden war, dessen reichtönende Strophen die in der Zeit der Aufklärung so beliebte Philosophie des Optimismus zum Gegenstand hatten. Popes Gedicht wurde unzählige Male übersetzt und von allen gelesen. [80]) Einen grofsen Einflufs hatte er auf Rousseau ausgeübt; in dessen Augen erschien „Essay on man“ als eine Art „heiligen Buches“, eines „gereimten Evangeliums“, einer poetischen Rechtfertigung seelischer

Empfindungen und erhabener Hoffnungen auf eine hohe Vorherbestimmung des Menschen. Besonders bemerkenswert ist die Lehre Popes über die Leidenschaften, die er nicht nur als berechtigt, sondern unerläfslich zum Glücke anerkennt. [81])

Beachtet man, dafs die Grundgedanken der Dichtungen Popes diesen Rousseau und allen seinen französischen und deutschen Anhängern wert gemacht hatten, so wird das Interesse Lenzens für Pope erklärlich — ein Interesse, das, wie wir bereits erwähnt haben, auch von der Autorität des von Lenz verehrtesten Professors, des berühmten Kant, der seine Vorlesungen mit Zitaten aus Pope auszuschmücken liebte, gestützt wurde. [82]) Dieses Interesse führte ihn also ganz natürlich dazu, den „Essay on criticism“, von dem etliche französische Übersetzungen bereits vorlagen, ins Deutsche zu übertragen. [83]) Es war sicherlich bei Lenz auch der Augenblick eingetreten, in dem er über die theoretischen Fragen in Kunst und Literatur nachzudenken begann; es ist nun nichts natürlicher, als dafs er die Beantwortung dieser Fragen in der englischen Literatur, die so bezaubernd auf den jungen Dichter eingewirkt hatte, zu finden hoffte. Bei näherer Betrachtung waren die kritischen Ideen Popes übrigens für damalige Zeit (1768—1791) lange nicht so „vorsintflutlich,“ wie sie Erich Schmidt erscheinen. Die pseudoklassische Richtung erschien Pope durchaus nicht vorwurfsfrei, wie seine Beurteilung Shakespeares erweist; er erklärte „muthig,“ dafs Shakespeare nach den Gesetzen des Aristoteles zu beurteilen dasselbe sei, als wenn man einen Menschen nach den Gesetzen eines Landes richten wolle, denen er nicht unterstellt sei. [84]) Die anderen Ideen Popes konnten den Jüngling, in dem sich schon neues Streben regte, auch nicht verletzen. „Die hauptsächlichste Eigenschaft für einen Kritiker,“ lehrte Pope, „ist der angeborne Geschmack, die Kritiker werden wie die Dichter geboren; diese und jene müssen von dem angebornen heiligen Feuer erfüllt sein. Die erste Pflicht eines Kritikers ist, der Natur zu folgen, welche zu gleicher Zeit die Quelle, das Ziel und der Probierstein der Kunst ist. Die Naturtreue ist die wertvollste Eigenschaft jeder Kunstschöpfung; die Gesetze der Kritik sind nichts anderes als in ein System gebrachte Naturgesetze.“ [85]) Die Lenz eigenen realistischen Bestrebungen fanden auch einen Rückhalt in der Lehre Popes, der das Verlangen aufstellte, dafs die Kunst ein getreues Spiegelbild der Wirklichkeit sei. [86])

Das Prinzip der Naturnachahmung im Leben und in der Literatur, die Verteidigung der Leidenschaften und Gefühle, die mit Melancholie erfüllte Empfindsamkeit, die Beziehungen zu Shakespeare, die Neigung zum Realismus, alles dies war durchaus geeignet, in Lenz Sympathien für Pope zu erwecken. Diese Seiten ins Auge fassend übersah Lenz die

andern und erkannte so nicht das pseudoklassische Wesen der ganzen Lehre Popes.[87])

Daher war die Wahl Popes zum Übersetzen charakteristisch für diesen Abschnitt in Lenzens Leben, wo er am Scheidewege stand und die ersten Versuche machte, sich Rechenschaft über die theoretischen Grundlagen der Poesie und Kritik zu geben. Wir haben gesehen, dafs er das Gebiet der Literatur betreten hat, als er noch ein Knabe war. Das zeitig in ihm erwachte poetische Talent ergriff alle seine geistigen Kräfte. Häusliche Einflüsse, angeborne Neigungen und die Zeitrichtung haben den Charakter seiner Schriften bestimmt, die teilweise auch folgenreiche Anregungen in sich enthielten. Aber von einem noch nicht zwanzigjährigen Jünglinge können wir noch keine Reife der Kritik, keine abgeschlossene *profession de foi* erwarten. Nur tastend betrat er den neuen Pfad, er untersuchte den Boden, schwankte zwischen den anerkannten Autoritäten im Gebiete der Kritik und den neuen in ihm auftauchenden, ihm selbst noch nicht ganz klaren Trieben.

Charakteristisch ist es auch, dafs sich Lenz mit seiner Übersetzung des „Essay on criticism“ an einen der hervorragendsten Vertreter der im Niedergange befindlichen Literaturepoche — an Nicolai — gewendet hat.

Auf der Reise von Königsberg nach Berlin besuchte Lenz die Stadt Köslin in Pommern, die Geburtsstadt seines Vaters, wo dessen Brüder noch lebten. Er erinnerte sich später mit Vergnügen an die mit seinen Verwandten verlebten Stunden. *)

In Berlin stellte sich Lenz dem bekannten Schriftsteller und Buchhändler Nicolai vor, dessen Urteil er seine Pope-Übersetzung unterbreiten wollte. Dieser empfing den schüchternen, bescheidenen Jüngling unfreundlich und riet ihm, um ihn los zu werden, sich an Ramler zu wenden. Der Gast erwiderte, dafs er bei Ramler bereits gewesen und dieser ihn hierher gewiesen habe. Bei diesen Worten erinnerte sich Nicolai eines Offiziers, der nie zahlte und daher von einem Gastwirte zum andern gewiesen wurde, und brach in ein helles Gelächter aus, das den jungen Dichter tief beleidigte.[88])

Für die ihm von Nicolai zugefügte bittere Kränkung rächte sich Lenz später in seinem Pamphlet: „Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken“, wo er seinen gastfeindlichen Wirt auf zehn Seiten geifselt.[89])

Von Berlin reiste Lenz über Leipzig nach Strafsburg.[90]) Die Anspielungen auf das Leipziger Universitätsleben und einige Leipziger

---

*) Siehe Beilage A Nr. 19: Lenzens Brief aus Weimar an seine Onkel in Pommern (nach dem in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Manuskript).

Professoren im „Hofmeister“ lassen vermuten, dafs Lenz einige Zeit hier verweilt hat.[91]) Anfang Sommers 1771 befand er sich schon in Strafsburg.

Aufser der Übersetzung Popes brachte er aller Wahrscheinlichkeit nach auch den Anfang einer Übersetzung der Shakespeareschen Komödie „Love's labour 's lost“ und die ersten Entwürfe zur ,,Hofmeister-Komödie“ mit dahin. Die letztere ist auf persönlichen Eindrücken Lenzens aufgebaut, die er in den Jahren seines Königsberger Aufenthaltes als Hauslehrer während einiger Monate gewonnen hatte.[92])

Viertes Kapitel.

Unter dem Himmel des Elsass.

> Der waltende Himmel mag wissen, in was für eine Form er mich zuletzt noch giefst und was für Münze er auf mich prägt. Lenz.

In der deutschen Kulturgeschichte hat Strafsburg zweimal eine hervorragende Rolle gespielt. Zur Zeit der Renaissance war es der Sammelpunkt für die Elsässer Humanisten, die sich um Wimpheling scharten und durch die Namen der bedeutenden Satiriker Sebastian Brant und Thomas Murner, den Streitern um neue humanistische Ideale, erglänzten.[1])

Zum zweitenmale gewann Strafsburg, das bereits zu Frankreich gehörte, eine wichtige Bedeutung in der deutschen Literatur, indem es zum Hauptherde der Sturm- und Drangbewegung wurde. Ihrem Wesen nach eine internationale Erscheinung, trat sie zuerst in jener Stadt auf, die unter der Einflufssphäre zweier grofser Staaten lag und die die Elemente der deutschen und französischen Kultur in sich vereinte.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Strafsburg, obgleich es bereits gegen siebzig Jahre zu Frankreich gehörte, noch ganz den früheren deutschen Charakter bewahrt und nur die Uniformen der Garnison wiesen den Reisenden darauf hin, dafs er sich in Frankreich befinde. Aber während der letzten Regierungsjahre Ludwigs XV. änderten sich die Verhältnisse. Das reiche Bürgertum nahm die Pariser Moden an, obgleich die mittleren Klassen der deutschen Tracht treu blieben. So herrschte in den Strafsen Strafsburgs ein buntes Gemisch französischer und deutscher Moden, das dem Reisenden auffiel.

Durch ebensolche Buntheit zeichnete sich auch die Gesellschaft der Hauptstadt des Elsafs aus, da sie die verschiedensten Elemente umfafste. [2])

Eine Hauptanziehungskraft Strafsburgs war seine Universität, die gern von Ausländern besucht wurde. [3])

Hierher kam im Frühjahr 1770 der junge Goethe, um sein Studium zu beenden und zu promovieren. [4]) Auch er trug in seiner Seele die hauptsächlichsten und wesentlichsten Elemente der Ideen und Stimmungen eines Genies im Sinne der Sturm- und Drangperiode; unter den günstigen Bedingungen des Strafsburger Lebens entwickelte sich bei ihm eine neue Weltanschauung. [5])

Hierbei unterstützte ihn Herder, der zur Heilung eines Augenleidens im Herbste desselben Jahres nach Strafsburg gekommen war: seine Genesung verzögerte sich über Erwarten, so dafs er statt einiger Tage gegen sechs Monate in der Stadt bleiben mufste. [6]) Nachdem er Goethe, der fünf Jahr jünger war als er, kennen gelernt hatte, fiel ihm die Rolle eines Erziehers zu, dessen Worten der talentvolle Schüler begierig lauschte.

Die grofse Bedeutung Herders für Goethe lag darin, dafs bei ihm alles das, was Goethes Kopf schon in Frankfurt und Leipzig verwirrte, bereits in ein gewisses System gebracht, durch unzählige Beispiele befestigt und durch seine reine, flammende Begeisterung erwärmt worden war. Herder erklärte seinem jungen Freunde vieles, was dieser bis dahin nur dunkel empfunden hatte. Alle Einzelheiten der neuerweckten Stimmung, alle zerstreuten Elemente der neuen Weltanschauung, welche der junge Dichter unter dem Einflusse der Zeitströmungen sich angeeignet hatte, wurden im Munde Herders zu einem harmonischen und vollendeten Ganzen.

Als ein Anhänger der ausgeprägten persönlichen verteidigt Herder auch die nationale Individualität, die Rechte jedes Volkes auf seine Eigenart und die ihm eigentümliche Kultur. Während seiner Reise in Frankreich, mitten unter fremden kulturellen Interessen, fühlte sich Herder als Deutscher und lernte alles Heimatliche und Nationale besonders schätzen. [7])

Diese national-patriotische Tendenz war die natürliche Reaktion gegen das kulturelle Übergewicht Frankreichs, die sich bereits in den Gedichten Klopstocks bekundete, der patriotische Motive zu benutzen liebte, und die auch Lessing ergriffen hatte. Aus dem Protest des letzteren gegen das Joch des französischen Pseudoklassizismus tönte, wie wir gesehen, zugleich der Patriotismus heraus, der sich gegen die kulturelle Übermacht Frankreichs im allgemeinen auflehnte.

In Strafsburg, wo deutsche und französische Kultur sich gegenüberstanden, wo die deutsche Bevölkerung sich mit dem Gedanken einer vollständigen Französisierung vertraut machen mufste, hatten

Goethe und seine Altersgenossen vollen Grund, sich zu Verteidigern der nationalen Individualität aufzuwerfen.

So erhielt der Kreis der Strafsburger „Genies“ eine deutlich ausgeprägte nationale Färbung, die die Sturm- und Drangperiode besonders kennzeichnet. Die Stürmer und Dränger offenbarten sich als geschworene Feinde jedes französischen Einflusses und als eifrige Streiter für die deutsche Eigenart. Sie nahmen einen verächtlich-spöttischen Ton gegen alles Französische an; alles wahrhaft Deutsche, alles, worin sie deutsches Wesen erkannten und schätzten, begeisterte sie.

Diese Bewegung verfiel aber dem Schicksal aller Reaktionen: sie schofs weit über das Ziel hinaus. Die Stürmer und Dränger waren bereit, jede französische Literatur und Kultur zu verwerfen und vergafsen dabei, was sie beiden verdankten. Eine Ausnahme machten sie nur mit Rousseau, der tatsächlich die wirkliche Quelle ihrer Begeisterung war, indem seine Lehre die wichtigsten Elemente des Sturmes und Dranges enthielt, aber sie übersahen das Band, welches Rousseau an das Zeitalter der Aufklärung knüpfte, sie vergafsen, dafs es in Frankreich noch andere, ihm geistesverwandte Schriftsteller gab, wie Diderot und Mercier, deren Einflufs auf die Vorbereitung und Ausbildung einzelner Seiten der deutschen Bewegung unzweifelhaft ist, obgleich die Stürmer und Dränger in ihrer patriotischen Tendenz sich hartnäckig weigerten, denselben anzuerkennen. [8])

So war das Erwachen des Nationalgefühls bei Goethe und seinen Genossen das Resultat bereits lange vorher in Deutschland aufgetretener Bestrebungen und der äufseren Umstände, in denen sie sich befanden; es äufserte sich deutlich auch auf dem Gebiete der Kunst und Literatur.

Das erhabene Strafsburger Münster erschien Goethe als ein augenscheinlicher, grofsartiger Beweis, dafs die alte deutsche Kunst die damalige französische überrage. Der gotische Stil dieses Bauwerks, den er irrtümlicherweise für einen deutschen hielt, begeisterte ihn. Das Lieblingsziel der Spaziergänge Goethes und seiner Freunde war die oberste Plattform des Domes, von wo sie Sonnenaufgang und -untergang zu beobachten pflegten. Sie entzückten sich da oben an dem wunderbaren Panorama der Strafsburger Ebene, die im Osten von der Wellenlinie des prächtigen Schwarzwaldes und im Westen von den Vogesen, im Süden durch die kaum noch erkennbaren Schneegipfel der Alpen begrenzt wird. Das Entzücken an der herrlichen Natur und dem wunderbaren Denkmal der Baukunst zerflofs hier in eine die Seele berauschende Harmonie, die eine sentimental-patriotische Stimmung hervorrief.

In Goethe erwachte zugleich ein tiefes Interesse für die deutsche Volkspoesie und die ursprüngliche Poesie im allgemeinen. Der Einflufs Herders in dieser Beziehung ist zweifellos. Herder war ein Ver-

ehrer des Volksliedes, in dem er die lebendige Quelle aller wahren Poesie erblickte. Unter seinem Einflusse sammelte Goethe elsässische Volkslieder und ahmte ihnen in seiner Lyrik nach. Nach den Motiven volkstümlicher Melodien dichtete er Lieder an Friederike Brion und begeisterte sich an diesem Bilde eines echt deutschen, in gesunder, ländlicher Umgebung lebenden Mädchens. Herder erweckte in Goethe auch den Kultus Ossians und Shakespeares. [9])

Abgesehen von den feurigen Reden Herders, des Führers der neuen Kulturströmung, trug das Strafsburger Leben viel zur Entwicklung der Ideen und Stimmungen des Sturmes und Dranges in Goethe bei. Er befand sich hier inmitten talentvoller Altersgenossen, die sich gleichfalls von den allgemeinen Strömungen der erstehenden Kulturepoche hinreifsen liefsen (Jung-Stilling, Lerse, Wagner). Er empfand hier den Einflufs einer neuen Gesellschaftsordnung, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Überdies schien die zarte, einschmeichelnde Natur des Elsafs, das Goethe in seiner Begeisterung als „paradiesische Gegend“ bezeichnete [10]), das geeignetste Feld für das Emporblühen jener Erscheinung der Sturm- und Drangperiode zu bieten, die wir als Naturalismus in der weitesten Bedeutung des Wortes bezeichnen dürfen.

Im Frühjahr 1771, bald nach der Abreise Herders, kam Lenz, der die beiden Barone von Kleist auf ihrer Reise nach Frankreich begleitete, nach Strafsburg. [11]) Die Kenntnis fremder Sprachen machte ihn zu einem guten und nützlichen Reisebegleiter; anderseits reizte ihn die Möglichkeit, in Frankreich zu verweilen und sich so mit der französischen Kultur, die damals noch ihre Anziehungskraft auf die Deutschen bewahrt hatte, näher vertraut zu machen. [12])

In Strafsburg traten beide Barone in französische Kriegsdienste. Die Gesellschaft ihrer Offizierskameraden war so der erste Kreis, in dem Lenz verkehrte. [13]) Zugleich lernte der junge Kandidat der Theologie bald nach seiner Ankunft Goethe und dessen Kreis, an dessen Spitze der „Actuarius“ Salzmann stand, kennen.

In „Dichtung und Wahrheit“ [14]) erzählt Goethe, dafs er Lenz erst in der letzten Zeit seines Strafsburger Aufenthaltes kennen gelernt habe. Da aber Goethe Mitte August 1771, nachdem er seine Dissertation verteidigt, Strafsburg verlassen hat, so mufs die Anknüpfung dieser Bekanntschaft in das Sommersemester 1771 fallen. Daraus darf man folgern, dafs Lenz bald nach seiner Ankunft in Strafsburg mit Goethe in Verkehr trat. Freilich berichtet Goethe, dafs er Lenz nicht oft begegnet wäre: „Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine“; zugleich bemerkt er aber auch: „aber wir suchten doch Gelegenheit, uns zu treffen, und teilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche

Gesinnungen hegten". Aus diesen Worten Goethes ersieht man, dafs die der Sturm- und Drangperiode eignen Bestrebungen Lenz nicht mehr fremd waren, als er nach Strafsburg kam. Goethe, der eben erst dem aus Strafsburg fortgehenden Herder, der einen so grofsen Einflufs auf ihn ausgeübt, das Abschiedsgeleit gegeben hatte und der von der neuen in ihm keimenden Weltanschauung durchdrungen war, erkannte mit dem ihm eignen Feingefühl in Lenz den Gleichgesinnten. Aus der Erzählung Goethes ersieht man, dafs Lenz schon damals ein eifriger Verehrer Shakespeares gewesen ist und seine Übersetzung von „Love's labours lost" vorgelesen hat. Er fand den Beifall seiner Freunde besonders wegen der gelungenen Übersetzung des Epitaphiums für das von der Prinzessin geschossene Wild. [15])

Die Liebe zur Literatur, die Begeisterung für Shakespeare, gleiche literarische Geschmacksrichtungen, eine unklare Gärung der Jugend — alles dies führte die Jünglinge, die vorher keine Ahnung von der gegenseitigen Existenz hatten, zusammen.

Goethe beschreibt das Äufsere Lenzens folgendermafsen: „Klein, aber nett von Gestalt; ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fliefsende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor". [16])

Zu gleicher Zeit wird Lenz wohl der Salzmannschen Tafelrunde als Mitglied beigetreten sein. Man kann dies nach Goethes Worten in „Dichtung und Wahrheit" annehmen, namentlich nach der Stelle, an der Goethe, um seinen Lesern einen Begriff davon zu geben, was damals an der Salzmannschen Tafelrunde verhandelt wurde, den Rat erteilt, den Aufsatz Herders über Shakespeare und Lenzens „Anmerkungen übers Theater" zu lesen. [17]) Es dürfte dies so aufzufassen sein, dafs bereits im Sommer 1771, folglich vor der Abreise Goethes aus Strafsburg, die im August stattfand, Lenz Mitglied der Salzmannschen Tafelrunde gewesen und an den Debatten über das Theater, welche die Veranlassung zu seinen später im Jahre 1774 gedruckten „Anmerkungen" gegeben haben, teilgenommen hat.

Alle Mitteilungen über Lenz während der Sommermonate 1771 verdanken wir ausschliefslich den Erinnerungen Goethes an den erwähnten Stellen seiner Autobiographie. Weiteres über Lenz bis zum Frühling 1772 wissen wir entschieden nicht. Was er in dieser Zeit trieb, in welchen Kreisen er sich bewegte, welche Eindrücke auf ihn wirkten — das alles ist uns unbekannt geblieben. Zweifellos steht

nur fest, dafs Lenz bis zum Frühling 1772 in Strafsburg verweilt und mit den Brüdern von Kleist zusammengewohnt hat; den übrigen Teil des Jahres verlebte er in dem elsässischen Orte Fort Louis und in Landau. Während dieser Zeit knüpfte er innige freundschaftliche Bande mit Salzmann, den er seinen Sokrates zu nennen pflegte, und beteiligte sich auch tätig an dessen literarischem Kreise. [18])

Nach dem ersten uns zur Kenntnis gelangten Briefe Lenzens an Salzmann (Sommer 1772), aus dem ganz die Stimmung eines Stürmers und Drängers in ihren wesentlichen Zügen herausklingt, müssen wir annehmen, dafs das erste in Strafsburg verbrachte Jahr eine Zeit schwerer Seelenkämpfe für Lenz gewesen ist. Waren auch die Keime der neuen Geistesrichtung bereits in Königsberg vorhanden, so bildete er sich zum Mitarbeiter der Sturm- und Drangperiode doch erst in Strafsburg aus. Schon vor Lenzens Ankunft daselbst hatte Goethe mit Hilfe Herders die wesentlichsten Züge der neuen Richtung klargelegt. Ähnliche Ideen beherrschten die Mitglieder des Salzmannschen Kreises. Lenz brauchte sich diesen Strömungen nur anzuschliefsen, die auch ihn, zwar unklar noch, seit langem bewegten.

Für sein Mentoramt erhielt Lenz von den Baronen von Kleist freie Wohnung und Verpflegung, aber keinen Heller Geld. [19]) Seine bedrängte finanzielle Lage veranlafste ihn, sich nach gewinnbringender Arbeit umzusehen, aber es fand sich keine. Lenzens jüngerer Bruder bot ihm seine Hilfe an, warnte ihn aber davor, sich an den Vater oder an die Geschwister zu wenden, die alle verschuldet seien. „Unser guter alter Vater," schreibt der Bruder, „ich weifs, dafs er Dich sehr liebt, es würde ihn tief beugen, wenn Du Hülfe nöthig hättest, und er Dir nicht helfen könnte. Verschone ihn also, wenn Du in Verlegenheit bist, ebenso wie unsre Geschwister, die selbst in Schulden, ebenso wie er begraben sind. Wende Dich an mich, mich wird die Last nicht niederdrücken, die ich für meinen Bruder trage, den meine ganze Seele liebt. Ich bin auch jünger wie sie und habe keine Frau und Kinder, die mir Vorwürfe machen können . . ." [20])

Aus diesem interessanten Briefe ersieht man weiter, dafs Lenz anfänglich gar nicht beabsichtigte, längere Zeit in Strafsburg zu bleiben. Der Bruder drückt sein Erstaunen darüber aus, was Lenz so lange von der Rückkehr in die Heimat abhielt. Augenscheinlich hatte er beabsichtigt, eine Hauslehrerstelle in Liv- oder Kurland anzutreten. Darüber wechselten die Brüder mehrere Briefe. Am 24. September 1772 schreibt nämlich Christian Lenz dem Bruder: „Die Condition, von der ich Dir schrieb und die ich gehabt habe, ist nun besetzt". [21])

Hat wohl Lenz damals einen bestimmten Lebensplan gefafst?

Hat er ein Feld für seine Tätigkeit erwählt? Beides müssen wir verneinen.

Auf Wunsch seines Vaters war er drei Jahre lang Student der Theologie in Königsberg gewesen, hatte aber, wie wir bereits wissen, fast gar keine Vorlesungen besucht, sondern seine ganze Zeit der Beschäftigung mit der Literatur gewidmet. Als Kandidat der Theologie, d. h. als Student, der das vorgeschriebene Studium beendet, aber kein Examen gemacht, hatte er Königsberg verlassen. In Strafsburg angekommen, beeilt er sich nicht, sich an der dortigen Universität immatrikulieren zu lassen. Daraus darf man wohl schliefsen, dafs er anfänglich gar nicht beabsichtigt hatte, längere Zeit in Strafsburg zu verweilen. Erst im Herbst 1774 liefs er sich immatrikulieren, als er schon einen gewissen Ruf als Schriftsteller zu erlangen begann.

Bis dahin schwankte er immer in der Wahl eines Berufes. Am meisten fühlte er sich von der Literatur angezogen, aber diese allein bildete damals keinen Lebensberuf. Alle seine Genossen entschieden sich für die eine oder andere Fakultät: Goethe war Jurist, Jung-Stilling Mediziner; nur Lenz sagte keine Fakultät zu.

Salzmann, der sich vorgenommen hatte, sein Führer zu sein, kam ihm zu Hilfe. Selbst Jurist führte er seinen jungen Freund, der auf dem Scheidewege stand und nicht ein und aus wufste, der Rechtsgelehrsamkeit zu.

Aus dem Briefwechsel beider im Sommer 1772 ist zu ersehen, dafs Salzmann sich bemüht, ihn zum juristischen Studium hinzulenken. Augenscheinlich infolge des ewigen Drängens Salzmanns, ihn darin zu fördern, schreibt Lenz Mitte Juni 1772 aus Fort Louis: „In der Jurisprudenz habe ich nur noch eine kleine Sayte in meiner Seele aufgezogen, und die gibt einen verhenkert leisen Thon.“ [22])

Im folgenden Briefe, wahrscheinlich als Antwort auf neue Ermahnungen Salzmanns (die Briefe Salzmanns sind verloren gegangen), schreibt Lenz: „In Landau will ich, so viel es mein zur andern Natur gewordenes Lieblingsstudium erlaubt, das Jus eifrig fortsetzen.“ [23])

Wenige Tage später schickt Lenz an Salzmann Hobbes „Civem Malmesburgiensem“ zurück, das er nach seinem eignen Geständnis sich nicht überwinden konnte zu Ende zu bringen. Nichtsdestoweniger drückt er ihm seinen ernsten Wunsch aus, Jurist zu werden, und bittet ihn, ihm Pufendorfs „Historiam iuris“ oder ein anderes juristisches Werk zu schicken. „Denn Jurist mufs ich doch werden, wenn mir anders die Theologie nicht verspricht, mich zum Pabst von Rom zu machen. Ich halte viel auf die Extreme und Niklaus Klimms aut Schulmeister aut Kaiser ist eine Satire auf Ihren Ihnen stets ergebenen Lenz.“ [24])

Es ist bekannt, dafs Salzmann Goethe bewogen hat, die diplomatische Karriere einzuschlagen. Ähnliche Perspektiven eröffnete er wohl auch Lenz, indem er ihn zum Studium der Jurisprudenz drängte. So wenigstens kann man die Worte Lenzens im August 1772 auffassen: „Mein Grofsfürst*) heirathet eine darmstädtische Prinzessin; . . . ich möchte gerne den Namen des Russischen Envoyé an diesem Hofe wissen; erinnern Sie sich meiner zuweilen . . .“ [25])

An die Stelle eines russischen Diplomaten zu denken war Lenz nicht so ganz unberechtigt: Elsässer und Zöglinge der Universität Strafsburgs gelangten damals nicht selten in den russischen diplomatischen Dienst. Die gründliche Kenntnis zweier Sprachen: der deutschen und französischen, eröffnete ihnen die Laufbahn. So erhielt einer der intimsten Freunde Lenzens, Ott, ein Mitglied des literarischen Kreises in den Jahren 1775—76, bald darauf eine Anstellung als Dolmetscher und Sekretär bei dem Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg. [26]) Einem anderen Elsässer, dem Dichter Nikolai**), eröffneten sich gleichfalls die Lebenswege im russischen diplomatischen Dienste. [27]) Als russischer Untertan, durch Kenntnis verschiedener Sprachen ausgezeichnet, vielleicht durch Salzmann empfohlen, konnte Lenz wohl an die Stellung eines russischen „Envoyé“ am Darmstädter Hofe denken. Später trat auch ein anderer eifriger Mitarbeiter der Sturm- und Drangperiode in russische Dienste, der als russischer General verstorbene Klinger.

Aber alle Bemühungen Salzmanns, Lenz das Studium der Jurisprudenz lieb zu machen, erwiesen sich als erfolglos. Es war ihm nicht möglich, seinen Geist in den Schraubstock des römischen Rechts zu zwängen; seinen geistigen Interessen lagen die trockenen juristischen Terminologien und Kommentare zu fern. Sein Vorsatz, „eifrig Recht zu sprechen“, gehört zu den unzähligen pia desideria, mit denen der ewig wetterwendische, unbeständige, niemals über sich selbst klare Lenz so verschwenderisch umging.

In den späteren Briefen an Salzmann erwähnt Lenz die Jurisprudenz gar nicht mehr. Es ist klar, dafs die „juristische Sayte“, die in seiner Seele „so verhenkert leise“ geklungen hatte, jetzt ganz verstummt war. Uns fehlen jegliche Beweise, dafs er jemals zum Studium der Jurisprudenz zurückgekehrt sei.

Was war es für ein Lieblingsstudium, das ihn so eingenommen hatte, dafs für die Jurisprudenz kein Fleckchen in seinem Herzen übrig geblieben war?

---

*) Paul Petrowitsch; er heiratete im Jahre 1773 die hessen-darmstädtische Prinzessin Wilhelmine (Natalia Alexeijewna).

**) Grofsvater des Baron Nikolai, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts russischer Minister der Volksaufklärung gewesen ist.

Eine Stelle in einem Briefe an Salzmann gibt darüber Aufschlufs. Lenz sagt da über sich selbst: „Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Überzeugung weiter kommen, so will ich dem Gott dafür danken, der es weifs, dafs dieses das Lieblingsstudium meiner Seele ist und ewig bleiben wird. Doch hoffe ich, niemals Prediger zu werden. Die Ursachen — da müfst ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Diefs ist aber kein dunkles, sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Überzeugung gilt." [28])

Wahrscheinlich ist auch im ersteren Falle unter dem Lieblingsstudium die Theologie zu verstehen. Damit wird zweifellos bewiesen, dafs Lenz keine Abneigung gegen die Beschäftigung mit der Theologie empfunden hat. Im Gegenteil, sie zog ihn an. So offenbarte sich in ihm die Richtung, die er im Elternhause erhalten und die durch die theologische Fakultät der Königsberger Universität gefestigt worden war. [29])

Die Ursache von allem lag darin, dafs Lenz mit dem Studium der Theologie nicht das geringste praktische Interesse verband und gar keine Neigung zum geistlichen Berufe empfand. Sein theologisches Studium sah er nicht als Brotstudium an; sein Interesse daran war ausschliefslich ein geistiges und sittliches.

Im Frühjahr 1772 wurde das französische Regiment, in dem der jüngere Baron von Kleist diente, aus Strafsburg nach Fort Louis, einer kleinen Festung auf einer Rheininsel nördlich von Strafsburg, verlegt. Lenz mufste dem jungen Baron, dem er beigegeben war, dahin folgen. [30])

Hier in der blühenden und duftenden Rheinebene, die im Westen von der zarten Wellenlinie der in blauen Nebel gehüllten Vogesen begrenzt war, lag unter vielen andern Ortschaften das zauberhafte, in Gärten gebettete Dörfchen Sesenheim. Es ist einer der schönsten Plätze unter dem Himmel des damals der „Garten Frankreichs" benannten Elsafs. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Menge der Rebengärten, der Zustand der Äcker, die schöne Lage, das angenehme Klima, die Klarheit des Himmels — alles vereinigte sich hier, um diese Gegend zu einer der anziehendsten des mittleren Europa zu machen.

In dieser Umgebung, auf diesem Hintergrunde entstand die Jugendliebe Goethes zu der Tochter des Sesenheimer Pfarrers, zu Friederike Brion, deren Nachwirkungen so vielfach in seinen dichterischen Schöpfungen wiederkehren. [31])

Das Fort Louis, welches jetzt nicht mehr existiert, lag eine Stunde Wegs von Sesenheim entfernt. Es ist daher erklärlich, dafs Lenz und Kleist durch ihre gemeinschaftlichen Strafsburger Bekannten (Friederike

war mit Cleophe Fibich, der Braut des älteren von Kleist, befreundet) im Hause des Sesenheimer Pfarrers eingeführt wurden. [32])

Zu jener Zeit, als Lenz Friederike kennen lernte, war sie nicht mehr das aufgeweckte, von Gesundheit, Lustigkeit und Geist strotzende Mädchen, das Goethe gekannt hatte. Von dem unbeständigen Dichter, dem sie ihr ganzes keusches Mädchenherz hingegeben hatte, verlassen, war Friederike unter der Last des sie betroffenen Schmerzes zusammengebrochen und konnte sich bis an ihr Ende von dem Schlage nicht ganz wieder aufrichten. In einem seiner Gedichte („Liebe auf dem Lande“) beschreibt uns Lenz mit herzlicher Wärme und zarter Rührung die Gestalt dieses trauernden Mädchens, das den verräterischen Geliebten nicht vergessen kann:

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flamen ohne Maafs zurück;
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild. —

War nicht umsonst so still und schwach,
Verlafsne Liebe trug sie nach,
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand,
Er immer immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernam,
Im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie noch das Härlein stutzt,
Sich wenn sie ganz allein ist putzt,
All ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler seyn. . . .

Denn immer immer immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nam.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit
Die angeboren jedermann
Kein Mensch sich wirklich machen kann. [33])

Der stille Kummer des armen verlassenen Mädchens blieb Lenz, der ein zartes mitleidiges Herz hatte, nicht verborgen; auf dem Boden der Sympathie zu dem leidenden „Engel“, den er zu trösten beabsichtigte, erwuchs seine heiſse Liebe zu Friederike.

An dieser Liebe, an der Innigkeit und Tiefe derselben ist oft gezweifelt worden. Viele meinen, daſs Lenz Goethe bloſs nachgeäfft, daſs er Komödie gespielt habe, nur um zu zeigen, daſs er der Liebe ebenso wert sei wie Goethe. Einige überstrenge Literarhistoriker können sogar nicht genug verurteilende Worte finden, um Lenz seiner „Frechheit“ wegen, sich in die verlassene Geliebte des groſsen Goethe zu verlieben, zu tadeln. Solche Anhänger der alten Hierarchie in der Literatur vergessen nur das eine, daſs Goethe im Jahre 1772 noch nicht der „groſse“ Goethe gewesen ist, sondern eben nur ein angehender Schriftsteller wie Lenz, und daſs ihre Werke noch zwei Jahre später vom Publikum für gleichwertig gehalten wurden. Folglich kann von einer Frechheit gar nicht die Rede sein. Die Ansicht aber, das Verhalten Lenzens zu Friederiken sei bloſs Komödie gewesen, schwindet sofort bei jedem, der sich der Mühe unterwirft, es unbefangen zu betrachten.

Lenz war äuſserst verliebter Natur und wechselte sehr oft die Gegenstände seiner Neigung. In diesem Falle wie auch in allen andern Beziehungen erscheint er als der echte Sohn seines von sentimentalen Träumen krankhaft erregten Zeitalters. Von der Natur ähnlich dem Ovid „mit einem schwachen, den Pfeilen Cupidos leicht zugänglichen und bei dem geringsten Anlasse leicht erregten Herzen“ begabt, überlieſs er sich ganz dem Zauber der zarten Leidenschaft. Neben das lange Verzeichnis der Verirrungen des jungen Goethe kann man auch dasjenige Lenzens stellen, in dessen Leben die Frauen ebenfalls eine bemerkenswerte Rolle gespielt haben. Seiner ganzen Natur war ein gewisser Teil Frauenhaftigkeit, Zartheit im Umgange und die Fähigkeit eigen, alles durch das Prisma des Herzens zu betrachten; daher wurde er rasch und leicht mit den Frauen vertraut. Wenn sich jeder Liebe Lenzens auch ein Teil Phantasie zugesellte, so gibt das doch kein Recht zu der Behauptung, daſs ihm eine innige Neigung fremd geblieben sei.

Aber von allen Frauen, durch die sich Lenz hat hinreiſsen lassen, hat keine sicherlich einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht als die bezaubernde Tochter des Sesenheimer Pfarrers. Sie war seine dauerhafteste Neigung, die viele andere überlebt hat. Ihretwegen versuchte er Selbstmord, ihren Namen wiederholte er in den Wahnsinnsphantasien, ihrer gedachte er zuerst, als er krank und moralisch gebrochen nach zwölfjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte.

In dem Briefe, den Lenz im Jahre 1780 aus Petersburg an

Friederike richtete, führt er uns in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft zurück. Eine tiefe Melancholie verbunden mit innigen Gefühlen weht uns aus diesem, von einem vom Schicksal ganz gebrochenen Manne geschriebenen Briefe entgegen. Der Brief ist so geschrieben, wie ihn nur ein Mann, dem weiter nichts als Erinnerungen verblieben sind, schreiben kann. Er war ruhig geworden. Wo ist das stolze Selbstbewufstsein, wo sind die titanischen Ausbrüche des „Genies“ und des „Helden“ geblieben? Die Leiden hatten seine stürmische Leidenschaft von dem Bodensatz der chaotischen Gärung jener Epoche geläutert. In diesem Briefe sehen wir seiner Liebe auf den Grund, erkennen wir sie in ihrem wirklichen Wesen, ohne die Nebel der lauten Phrasen und der „titanischen Gefühle“, die seine Briefe an Salzmann erfüllen.

„Bis an sein Lebensende“ wird er der freundlichen Aufnahme gedenken, die Friederike und ihre „vorzügliche Familie“ ihm, als er in der Fremde, fern von den Seinen lebte, bereitet haben. [34]) Selbst aus einem ähnlichen Familienkreise hervorgegangen, fühlte Lenz sich wohl im Hause des Sesenheimer Pfarrers. Ihn, den Einsamen, den Trauernden, den Liebebedürftigen (er suchte stets nach Freunden und Umgang) hatten sie dort verhätschelt. In Friederike fand er die Ähnlichkeit mit seiner Lieblingsschwester heraus, ihr Geist und die Tiefe ihrer Empfindung fesselten ihn. Die im Sesenheimer Garten verlebten Stunden, die lustigen Tänze auf den Rheininseln, die deutschen Lieder, die sie in Gesellschaft der Cousinen Friederikens gesungen — alles hatte sich unauslöschlich seiner Erinnerung eingeprägt. In diesem Briefe redet er Friederike „theuerste Freundin“ an, spricht nur von „Freundschaft“, aber aus jeder Zeile blickt ein weit tieferes, weit innigeres Gefühl heraus. Es war eine erzwungene „Freundschaft“, da sein Gefühl keine Erwiderung gefunden hatte. [35])

Wenden wir uns jetzt zu den Briefen, die Lenz unter den frischen Eindrücken seiner ersten Bekanntschaft mit Friederike an Salzmann geschrieben hat, und versuchen wir Dichtung und Wahrheit in ihnen zu sondern.

Es ist keineswegs eine charakteristische Eigentümlichkeit jener so exaltierten Zeit, auf die wir in folgendem hinweisen, vielmehr eine Erscheinung, die wir auch früher in der humanistischen Epoche wahrgenommen haben. Die Briefe wurden als eine Art literarischer Kunstwerke angesehen, die nicht nur für denjenigen, an den sie gerichtet waren, sondern für einen weiteren Kreis von Freunden und Bekannten bestimmt waren. In diesen Briefen liebten es die Verfasser, von ihren Gefühlen zu berichten, ihr Seelenleben zu analysieren, die kleinsten Falten ihres Innenlebens zu enthüllen und jedem Pulsschlag ihres Herzens zu lauschen. „Gefühl“ und „Herz“ wurden an die erste Stelle gerückt und erstickten alles übrige. Bei einer solchen so-

zusagen „Hyperthrophie des Herzens“ darf man sich nicht darüber wundern, dafs diese Briefe eine ganz subjektive Färbung erhielten und keine scharfe Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit aufweisen. Man mufs daher den exaltierten Briefwechsel jener Epoche mit der äufsersten Vorsicht beurteilen, wenn es sich um das Gefühl und dessen subjektive Erscheinungen handelt. Immer ist die Stimmung der Gefühle eine erhobene, Übertreibungen und Vergröfserungen im Zeitgeschmack, poetische Lizenzen schleichen sich den Verfassern oft unbewufst in den Briefwechsel ein. Alle Lebenseindrücke gewinnen bei ihnen eine subjektive Färbung und jeder unbedeutende Funke ist bereit, zu einer „alles verzehrenden Flamme“ aufzulodern. Dabei ist nicht zu übersehen, dafs bei aller ihrer Sucht, die seelische Welt darzustellen, die Verfasser doch nicht die Fähigkeit einer leidenschaftslosen psychologischen Analyse besitzen. Ihre Liebesgedanken, ihre persönlichen Neigungen und Bestrebungen spielen hinein und modeln alles nach ihrer Art um.

Alles dies mufs man bei der Beurteilung der Lenzschen Briefe, in denen er seine Liebe zu Friederike offenbart, im Auge behalten.

Seiner Gewohnheit nach, alles in geheimnisvolles, doch durchsichtiges Verschweigen hüllend, gesteht Lenz in einem Briefe aus Fort Louis vom 3. Juni 1772 an Salzmann: „Ich liebe die Einsamkeit jetzt mehr als jemals — und wenn ich Sie nicht in Strafsburg zu finden hoffte, so würde ich mein Schicksal hassen, das mich schon wieder zwingt, in eine lärmende Stadt zurückzukehren.

Was werden Sie von mir denken, mein theuerster Freund? Was für Muthmafsungen — Aber bedenken Sie, dafs dieses die Jahre der Leidenschaften und Thorheiten sind. Ich schiffe unter tausend Klippen — auf dem Negropont, wo man mir mit Horaz zurufen sollte

Interfusa nitentes
Vites aequora Cycladas.

Wenn ich auf einer dieser Inseln scheitre — wäre es ein so grofses Wunder? Und sollte mein Salzmann so strenge seyn, mich auf denselben, als einen zweiten Robinson Crusoe, ohne Hilfe zu lassen? Ich will es Ihnen gestehen (denn was sollte ich Ihnen nicht gestehen?), ich fürchte mich vor Ihrem Anblick. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehen — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen. Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, dafs ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G.*) tadelte und mich mit meiner sittsamen Weisheit innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie

*) Unter dieser Initiale meint er wahrscheinlich Goethe.

mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jetzt dafür. Nun hab' ich Ihnen schon zu viel gesagt, als dafs ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein, ich will es bis auf unsere Zusammenkunft versparen. Ich befürchte, die Buchstaben möchten erröthen und das Papier anfangen zu reden. Verbergen Sie doch ja diesen Brief vor der ganzen Welt, vor sich selber und vor mir. Ich wünschte, dafs ich Ihnen von Allem Nachricht geben könnte, ohne dafs ich nöthig hätte zu reden. Ich bin boshaft auf mich selber, ich bin melancholisch über mein Schicksal — ich wünschte von ganzem Herzen zu sterben. [36])

Den Sonntag waren wir in Ses.; den Montag frühe gieng ich wieder hin und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach S. zurück: diesen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre, ich war dort ein andrer Mensch, als ich hier bin, alles was ich geredt und gethan, hab' ich im Traume gethan.

Heute reiset Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken, zu ihrem Bruder, auf 14 Tage und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geschworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkömmt, mufs ich mit Herrn von Kleist nach Strafsburg reisen. Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer — Und doch haben wir uns geschworen, uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief — es reut mich, dafs ich diefs einem treulosen Papier anvertrauen mufs. Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht: es wäre grausam mir sie jetzt zu entziehen, da ich mir selbst am wenigsten genug bin, da ich mich selbst nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Böses wäre. Ich bin nicht Schuld an allen diesen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter, ich habe mich leidend verhalten, der Himmel ist Schuld daran, der mag sie auch zum Ende bringen. Ich werfe mich in Ihre Arme als Ihr melancholischer Lenz."

Mit der Bitte, die ganze Tischrunde zu grüfsen, fügt Lenz noch hinzu: „Ums Himmels, um meines Mädchens und um meinetwillen, lassen Sie doch Alles diefs ein Geheimnifs bleiben. Von mir erfährt es Niemand als mein zweites Ich." [37])

So gesteht er Salzmann seine Liebe zu Friederike. Hier offenbaren sich Anklagen des Schicksals, das Glück, das die Seele ergreift,

bittere Tränen und vor allem die Heimlichkeit der Liebe. Hier vereint sich das Glück der ersten Liebe mit dem Trennungsschmerz und dem Wunsche zu sterben, den der Gedanke ihm eingibt, den Gegenstand „seiner Gedanken, seiner Feder, seiner Tränen und Reime" verlieren zu müssen.

Die Behauptung, daſs dieser Brief eine bloſse Komödie sei, wie sie der unserem Dichter immer feindlich gesinnte Düntzer tut, ist gewiſs nicht gerechtfertigt.[38]) Düntzer e tutti quanti können sich nicht damit versöhnen, daſs Lenz hier seine Liebe zu Friederike als glücklich und erwidert schildert. Das erscheint ihnen als eine so groſse Beleidigung Goethes, daſs sie Lenz der groben Lüge zeihen.

Was ist tatsächlich der Fall? Die Innigkeit der Gefühle Lenzens unterliegt keinem Zweifel, hat er aber recht, wenn er behauptet, daſs Friederike seine Liebe erwidert habe?

Wenn er dies in seinem exaltierten Briefe an Salzmann behauptet, so begeht er durchaus keine wissentliche Lüge. Zweifellos hat er sich selbst im Irrtum befunden. Denken wir daran, daſs er noch sehr jung war, daſs ein Verliebter leicht jedes unbedeutende Wort oder eine harmlose Handlung des Gegenstandes seiner Liebe zu seinen Gunsten auslegt, daſs oft eine bloſs freundliche Behandlung seine Hoffnungen nährt und gar Veranlassung wird, daſs die Einbildung dem Kommenden weit vorauseilt, und wir werden es verstehen, daſs Lenz, der sich in ähnlicher Lage befand, in seinen freudvollen Gedanken der Wirklichkeit zuvorkam. Wenn wir die Hyperbolie des Ausdrucks der Leidenschaft und Liebe, die jener Zeit eigen war, und eine gewisse Prahlerei, der ein damaliger junger Mann sich selten enthielt, mit hinzurechnen, so wird uns alles verständlich. In Friederike verliebt, ohne von ihr zurückgewiesen zu werden oder auch nur einem unfreundlich scheinenden Gefühle zu begegnen, lieſs Lenz seiner Einbildung, die er, wie wir nicht oft genug wiederholen können, nicht immer von der Wirklichkeit zu unterscheiden wuſste, freien Lauf und verstrickte sich in die Netze seiner feurigen Phantasie.

Erging es ihm nicht ebenso auch bei andern Gelegenheiten? Genügten ihm nicht einzelne Briefe Henriette v. Waldners, um sich, ohne sie überhaupt zu kennen, sterblich in sie zu verlieben und, nachdem er sie kennen gelernt, ohne irgend welchen Grund sich die Gegenseitigkeit dieser Liebe einzubilden? Er hatte Unglück in der Liebe, wie auch sonst im Leben. Während Goethe, dem verhätschelten Glückskinde des Schicksals, der unzählige Frauenherzen besiegte, die Qualen unerwiderter Liebe fast unbekannt geblieben sind, kannte Lenz keine andere als unglückliche Liebe. Keine von den Frauen, in die er sich verliebte, erwiderte seine Neigung.

Es wäre interessant zu wissen, wie Salzmann sich zu Lenzens

Geständnis verhalten hat. Augenscheinlich kannte er ihn zu genau, um nicht seine allzurege Phantasie ins Lächerliche zu ziehen und einen kalten Wasserstrahl des Sarkasmus und der Ironie gegen ihn zu richten. Als Antwort schrieb ihm Lenz nach acht Tagen (10. Juni) [39]):

„Guter Sokrates!

Schmerzhaft genug war der erste Verband, den Sie auf meine Wunde legten. Mich auszulachen — ich mufs mitlachen, und doch fängt meine Wunde dabei noch heftiger an zu bluten. Nur fürchte ich — soll ich Ihnen auch diese Furcht gestehn? Ja, da Sie mein Herz einmal offen gesehen haben, so soll kein Winkel Ihnen verborgen bleiben. Ich fürchte, es ist zu spät an eine Heilung zu denken. Es ist mir wie Pygmalion gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns Beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici."

Eine Leidenschaft, die plötzlich, bei der ersten Begegnung, in den Herzen auflodert, war nach dem Geschmacke jener Zeit, die an der Vorstellung einer geheimnisvollen Verwandtschaft der Seelen und einer höheren Vorherbestimmung Gefallen fand. Lenz fiel es schwer, der Versuchung zu widerstehen, auch seine Liebe als Schicksalsfügung anzusehen, die sein Herz blitzartig getroffen hatte. Charakteristisch ist es, wie er sich sofort in Widersprüche verwickelt und sich selbst verrät. Ohne darauf zu achten, in welchem Widerspruche seine neue Erklärung zu dem Frühergesagten steht, fährt er fort: „Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich."

Es ist schwer, die beiden radikal entgegengesetzten Erklärungen in Einklang zu bringen.

Weiter schreibt Lenz, dafs ihm die Trennung von Friederike schwer fiele, dafs er den Kopf gänzlich verloren habe und willens sei, nach Strafsburg zurückzukehren, um sich von Salzmann in die Kur nehmen zu lassen.

Die Trennung von Friederike, die auf einige Zeit nach Saarbrücken gereist war, regte die dichterische Schöpfungsgabe Lenzens an. Er schrieb eins seiner besten Gedichte, das lange Zeit Goethe zugeschrieben wurde, und auch in dessen gesammelten Werken Aufnahme gefunden hat. v. Loeper wies die Autorschaft Lenzens nach [40]):

Wo bist du itzt, mein unvergefslich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Wald und Feld. Dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Aus diesem Gedicht hört man Kleist, einen der Lieblingsdichter des jungen Lenz, ganz deutlich heraus. Nicht nur das Versmafs, sondern auch der Inhalt weist auf den Einflufs der beiden Kleistschen Gedichte „Amynt“ und „Lied eines Lappländers“ hin, nur in der letzten Strophe hallt das Echo der Hirtenlieder Popes wider. [41]) Bei alledem weht uns aus dem Gedicht weder Gelehrsamkeit noch eine vollendete äufsere Form entgegen. Es ist aufrichtig, selbst empfunden, gedrängt und ausdrucksvoll. Edle Einfachheit und Natürlichkeit zeichnen es von Anfang bis zu Ende aus und stellen es auf eine Stufe mit den Gedichten Goethes aus dessen Jugendzeit. Dies eine Gedicht genügt, um das lyrische Talent Lenzens ins rechte Licht zu rücken.

Das Gedicht ist zur Zeit, in der Lenzens Liebe am höchsten entflammt war, augenscheinlich also kurz nach dem — wie er selbst ihn bezeichnet — „unsinnigen“ Briefe an Salzmann vom 3. Juni verfafst worden. Indes, welch ein Unterschied! Keine Deklamation, keine Hyperbole ist in den Versen enthalten. So mächtig wirkte in Lenz das Gefühl der künstlerischen Wahrheit. Während er sich in gewöhnlichen Zeiten erhitzte und seiner zügellosen Phantasie freien Lauf liefs, wurde er mit wenigen Ausnahmen in seinen poetischen Schöpfungen völlig wahrheitsliebend. Das Gedicht schildert uns seinen Seelenzustand während Friederikens Abwesenheit, aber erwähnt mit keinem Worte die Empfindungen Friederikens zu ihm. Das künstlerische Gefühl gestattete ihm nur, die volle Wahrheit zu sagen, ohne ihr das beizumengen, was tatsächlich nicht existierte, dessen Existenz er aber leidenschaftlich ersehnte.

Dieses Gedicht hat sich im Album Friederikens unter ihrer unvollendeten eigenhändigen Überschrift: „Als ich in Saarbrücken . . .“ erhalten. [42]) Diese Überschrift beweist, dafs sie die ihr gewidmeten

Gedichte schätzte und die Huldigung Lenzens nicht zurückwies, was selbstverständlich seine Hoffnungen auf Gegenliebe nährte und ihnen Schwingen verlieh.

Aus seinem freundlichen Träumen ist Lenz nicht mit einem Male erwacht.

Mitte Juni 1772 fuhr er nach Strafsburg und hatte da eine Unterredung mit Salzmann über seine Beziehungen zu Friederike.[43]) Die Vorhaltungen Salzmanns erreichten augenscheinlich ihren Zweck nicht. In einem neuen Gedicht liefs Lenz seinem Schmerze freien Lauf:

Ach, bist du fort? aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest doch nicht säumen,
Du flogst davon zum zweitenmal.

In diesem Gedicht ist vom „Hohenliede der triumphierenden Liebe“, von dem die beiden ersten Briefe Lenzens durchglüht sind, gar nicht mehr die Rede:

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum liefsest du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Hier fühlt man schon die Verzweiflung hoffnungsloser Liebe heraus. Er beschwört seine Geliebte, ihm zu sagen, ob sie ihn liebt. Der Schlufs des Gedichts ist schon ganz pessimistisch, es gibt eher die Qualen einer unerwiderten als einer glücklichen Liebe wieder:

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!

Nach Fort Louis zurückgekehrt, schreibt Lenz an Salzmann einen Brief, der seiner Stimmung nach den beiden ersten nicht im entferntesten gleicht. Die Vorhaltungen Salzmanns bei ihrer Begegnung scheinen doch nicht fruchtlos geblieben zu sein. Lenz entschlofs sich, den weisen Ratschlägen seines Freundes zu folgen, um von seiner Herzenskrankheit zu genesen, obgleich er an der Möglichkeit der Heilung zweifelt: „Ihre weisen Rathschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang ich an mit Ernst in Ausübung zu setzen: allein eine Wunde heilt allemahl langsamer, als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft überwände, wird doch der stille Wunsch

ewig nicht aus meinem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieser kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Persohn zu theilen, die es mir allein wird reitzend und wünschenswerth machen können."[44])

Der Anfang des Briefes enthält schon eine Anspielung auf die ernüchternden Ratschläge, die ihm Salzmann in Strafsburg erteilt hatte. „Die gegenwärtige Lage meiner Seele wird mich entschuldigen. Sie kriecht zusammen, wie ein Insekt, das von einem plötzlichen kalten Winde berührt worden. Vielleicht sammelt sie neue Kräfte, aber vielleicht ist dieser Zustand gar Melancholey."[45])

Im folgenden Briefe vom 28. Juni erwähnt Lenz eine schlaflose Nacht, an der die letzte Unterredung mit Salzmann schuld sei.[46])

Der unruhige Seelenzustand wiederholt sich: „Ich bin noch zu sehr von der Reise ermüdet, als dafs ich Ihnen jetzt viel Vernünftiges schreiben könnte. Denn ich habe noch fast keine Minute gehabt, in der ich zu mir selbst hätte sagen können: ‚nun ruhe ich'. Eigene und fremde, vernünftige und leidenschaftliche, philosophische und poetische Sorgen und Geschäfte zertheilen mich. Mein Schlaf selber ist so kurz und unruhig, dafs ich fast sagen möchte, ich wache des Nachts mit schlafenden Augen, so wie ich des Tages mit wachendem Auge schlafe."

Nachdem er von einer neuen Begegnung mit Friederike in Sesenheim berichtet, fügt er hinzu: „Meine Leidenschaft hat sich dieses Mal so ziemlich vernünftig aufgeführt. Doch ist und bleibt es noch immer Leidenschaft — nur das nenne ich an ihr vernünftig, wenn sie mich zu Hause geruhig meinen gewöhnlichen centrischen und excentrischen Geschäften nachhängen läfst, und das thut sie, das thut sie."

Salzmann beantwortete diesen Brief wahrscheinlich mit Vorwürfen, dafs Lenz nach wie vor sich nicht zurückhalten liefs und auf vernünftige Ratschläge nicht höre. Das ist aus einem neuen Briefe Lenzens ersichtlich[47]): „In Ihrem letzten Briefe haben Sie mir Unrecht gethan. Wie, mein liebenswürdiger Führer, ich sollte wie ein ungezähmtes Rofs allen Zaum und Ziegel abstreifen, den man mir überwirft? Wofür halten Sie mich? Ach jetzt bekomm' ich einen ganz anderen Zuchtmeister. Entfernung, Einsamkeit, Noth und Kummer, werden mir Moralen geben, die weit bitterer an Geschmack seyn werden, als die Ihrigen, mein sanfter freundlicher Arzt."

Danach erwartet Lenz Heilung durch die Abreise aus der Festung. Er teilt in diesem Briefe auch seinen bevorstehenden Umzug nach Landau mit und fährt fort: „Mein Studiren steht jetzt stille. Der Sturm der Leidenschaften ist zu heftig."[48]) Zugleich macht er Andeutungen über geheimnisvolle Szenen, die bei Salzmann, wenn Lenz sie ihm

erzählen würde, Tränen hervorrufen würden, und schreibt, dafs er abends den „Gnadenstofs“ erwarte.[49]) In einem unzweifelhaft Ende August 1772 geschriebenen Briefe berichtet dann Lenz über die letzten von ihm in Sesenheim verlebten Tage: „Ich habe in Sesenheim gepredigt, sollten Sie das glauben? Den Sonnabend Nachmittag karessirt; nach Fort Louis gegangen; das Thor zu gefunden; zurückgegangen; den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, dafs er soviel zu thun habe; mich angeboten; bis 4 Uhr in der Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen; den Morgen eine Bibel und eine Concordanz zur Hand genommen und um 9 Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. Seh'n Sie, dafs der Liebesgott auch Candidaten der Theologie macht . . . . Mein Text war das Gleichnifs vom Pharisäer und Zöllner und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuths. Die ganze Predigt war ein Impromptu, das gut genug ausfiel.“[50])

Anfangs September wurde das Regiment, in dem v. Kleist diente, wiederum, und zwar nach Landau, verlegt. Lenz mufste Fort Louis, das so nahe bei Sesenheim lag, verlassen; am 2. September war er in Weifsenburg[51]), am 7. in Landau, wo er bis zum Schlufs des Jahres verblieb.[52])

Der Ton seiner Briefe aus Landau ist ein anderer. Er beginnt jetzt zu arbeiten und den Inhalt seiner Briefe bilden philosophische und moralistische Fragen. Friederike erwähnt er nur einmal bei Gelegenheit eines von ihr erhaltenen Briefes aus Strafsburg. Sie liefs sich durch Lenz bei Salzmann entschuldigen wegen der Dreistigkeit, mit der sie, ohne ihn weiter zu kennen, um den 2. Teil von Tom Jones gebeten habe. Sie hatte das Buch auf Lenzens Rat in Sesenheim zu lesen begonnen und dabei von diesem ein Salzmann gehöriges Exemplar geliehen erhalten.[53])

Darauf beschränkt sich alles, was wir von Lenzens Beziehungen zu Friederike im Jahre 1772 wissen; weiteres ist uns gänzlich unbekannt geblieben. In der Biographie Lenzens tritt ihr Name erst 1777 auf.

Betrachten wir nun die Gedichte Lenzens, die auf die Liebe zu Friederike zurückzuführen sind.

Hier müssen wir die berühmte Frage über das „Sesenheimer Liederbuch“ berühren. So nennt man elf Gedichte, die Kruse im Jahre 1835, nach den in dem Besitze von Sophie Brion, der jüngsten Schwester Friederikes, einer damals bereits achtzigjährigen Frau, befindlichen Manuskripten *) niedergeschrieben hat. Alle diese Gedichte wurden

*) Mit Ausnahme des 11., das nach der mündlichen Wiedergabe Sophie Brions aufgezeichnet ist.

Goethe zugeschrieben und sind ausnahmslos in Bernays' „Der junge Goethe“ *) aufgenommen. Von diesen Gedichten sind nur zwei (Nr. 7: Kleine Blumen, und Nr. 10: Es schlug mein Herz) von Goethe selbst in die Sammlung seiner Werke eingefügt worden. Es verbleiben neun Gedichte, deren Ursprung noch immer mehr oder weniger unbestimmt und rätselhaft geblieben ist. Mit Bernays übereinstimmend, sprach nur noch Düntzer allein diese neun Gedichte dem jungen Goethe zu. Die übrigen Forscher teilen sie teils Goethe, teils Lenz zu, und zwar werden Goethe nur drei, nämlich Nr. 2: Jetzt fühlt der Engel, Nr. 6: Ich komme bald, und Nr. 9: Ein grauer trüber Morgen, einstimmig zugesprochen. [54]) Es bleiben somit sechs (Nr. 1, 3, 4, 5, 8 und 11), über deren Ursprung sich die Forscher nicht einigen können. Einzelne teilen Lenz nur zwei Gedichte zu, Goethe die übrigen vier (v. Loeper, Weinhold, Siebs) [55]), andere verteilen sie gleichmäfsig zwischen Goethe und Lenz (E. Schmidt, Falck) [56]), am weitesten geht Bielschowsky, der Lenz nicht weniger als fünf zuteilt und nur eins für Goethe übrig läfst. [57]) Versuchen wir, uns in diesem Streit zurechtzufinden.

v. Loeper bezweifelte zuerst, dafs Goethe der Verfasser der Gedichte Nr. 4 und 5 des „Sesenheimer Liederbuches“: „Ach, bist Du fort?“ und „Wo bist Du itzt, mein unvergefslich Mädchen“ [58]) sei. Im ersten Gedichte wies er überzeugend die Goethe gänzlich fremde Stimmung nach. Goethes Liebe zu Friederike war eine glückliche, die ihn mit freudiger Begeisterung erfüllte, wie sie das Gedicht Nr. 10: „Willkommen und Abschied“, aufweist:

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Das Gedicht „Ach, bist Du fort?“ stammt, wie wir gesehen, von einem unglücklich Liebenden, dem unerwiderte Liebe Qualen bereitet, der der Verzweiflung nahe ist und an Selbstmord denkt. Alles dies entspricht den Beziehungen Lenzens zu Friederike. Die erwähnten

---

*) Leipzig 1875, I, S. 261—270, Nr. 1: Erwache Friederike; Nr. 2: Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle; Nr. 3: Nun sitzt der Ritter an dem Ort; Nr. 4: Ach bist Du fort?; Nr. 5: Wo bist Du itzt, mein unvergefslich Mädchen?; Nr. 6: Ich komme bald, ihr goldenen Kinder; Nr. 7: Kleine Blumen, kleine Blätter; Nr. 8: Balde seh' ich Rickgen wieder; Nr. 9: Ein grauer trüber Morgen; Nr. 10: Es schlug mein Herz; Nr. 11: Dem Himmel wachs' entgegen der Baum, der Erde Stolz.

Umstände erweisen sich unserer Meinung nach als so schwerwiegend, daſs sie die Zuschreibung dieses Gedichts an Lenz endgültig rechtfertigen. Auſserdem ist auch der Hinweis auf den Stil, der dem Goethes gar nicht ähnelt, von Belang: Das Vorhandensein eines gewissen Pathos, Wiederholungen, die Ähnlichkeit der Sprache mit den zweifellos Lenz zugehörigen Werken usw. [59]) Lenzens dichterische Eigentümlichkeiten sind in diesem Gedicht so deutlich ausgeprägt, daſs mit Ausnahme des Lenz feindlich gesinnten Düntzer, der ihm keinen Fuſs breit aus dem vermeintlichen Nachlaſs Goethes gönnt, alle ernsthaften Forscher, die sich in letzter Zeit mit dieser Frage beschäftigt haben (E. Schmidt, K. Weinhold, Bielschowsky, Weiſsenfels, Siebs), diese Frage zu Gunsten Lenzens entscheiden. [60])

Eine fast gleiche Einstimmigkeit herrscht über das Gedicht „Wo bist Du itzt, mein unvergeſslich Mädchen?“ Nach den Ansichten v. Loepers, Weinholds, Bielschowskys und Falcks ist auch dieses Gedicht aus der Feder Lenzens hervorgegangen. [61]) Oben sind bereits alle die Umstände, unter denen dies Gedicht entstanden sein kann, angeführt, wonach wir es ins Jahr 1772 setzen müssen. Aus dem Briefe an Salzmann ersehen wir, daſs Friederike sich damals in Saarbrücken befand. In dem Manuskript finden wir die von Friederikens Hand geschriebene Überschrift „Als ich in Saarbrücken . . .“ Erich Schmidt hielt zuerst (in seinem Artikel „Friederike“ in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ (1878), der in die „Charakteristiken“ aufgenommen wurde) die Urheberschaft Goethes aufrecht, bekehrte sich aber in neuerer Zeit zur allgemeinen Ansicht. [62]) Wir müssen aber doch darauf aufmerksam machen, daſs in dem Gedicht „Wo bist Du itzt“ die Individualität Lenzens, besonders in ihren poetischen Wendungen, lange nicht so bestimmt ausgeprägt ist als im Gedicht „Ach, bist Du fort?“ Daher versucht Siebs, der kürzlich zum einzigen Gesinnungsgenossen Düntzers geworden ist, dieses herrliche Gedicht Lenz zu entreiſsen, aber seine Beweise sind wohl kaum überzeugend. [63])

Schwieriger ist die Lösung der Frage bei dem Gedicht „Nun sitzt der Ritter an dem Ort“. v. Loeper, Weinhold, Weiſsenfels und Siebs schreiben es Goethe zu; Erich Schmidt, Falck und Bielschowsky halten es für ein Lenzsches Erzeugnis. [64]) Das Gedicht selbst bietet keinerlei Handhaben, um den Verfasser zu bestimmen. Der Versuch Bielschowskys, „innerliche“ Beweise zu finden, erwies sich als verfehlt und rief Entgegnungen hervor. [65]) Solche „innere“ Beweise kann es auch gar nicht geben; bekanntlich vermochten ja nicht einmal die Zeitgenossen der beiden Stürmer und Dränger ihren Stil auseinanderzuhalten.

Es bleibt uns nur übrig, einige „äuſsere“ Beweise aufzusuchen. Auf einen solchen weist uns Falck hin, indem er behauptet, daſs auf

der in Moskau durch Pastor Jerczembski gemachten Abschrift der Sesenheimer Lieder bei diesem Gedicht der Vermerk steht: „Weifsenburg den 4ten September 1772.“ [66]) Wie uns aus den Briefen an Salzmann bekannt ist, kam Lenz am 2. September 1772 mit dem Regiment, in dem der jüngere von Kleist stand, nach Weifsenburg. Wenn dieser Vermerk von Lenz herrührt, so gehört dieses Gedicht zweifellos ihm an. Die Echtheit des Datum erweckt aber einige Zweifel [67]), wir haben keinen Beweis dafür, dafs es nicht von fremder Hand zugefügt ist. Unter solchen Umständen hat es eine grofse Bedeutung, dafs das Gedicht „Nun sitzt der Ritter an dem Ort“ in der Jerczembskischen Abschrift sich neben den beiden vorhergehenden („Ach bist Du fort“ und „Wo bist Du itzt“) befindet. Von den Sesenheimer Liedern aber sind nur diese drei von dem Pastor abgeschrieben worden; nach unserer Ansicht wird das ganz möglicherweise zu Gunsten Lenzens ausgelegt. Das eine dieser Gedichte wird jetzt von allen ernsten, vorurteilsfreien Forschern Lenz zugesprochen, mit dem zweiten ist es seitens der Mehrzahl der Forscher auch der Fall. Unwillkürlich kommt man zu der Schlufsfolgerung, dafs auch das dritte nicht in die Jerczembskische Sammlung aufgenommen worden wäre, wenn der Pastor nicht die Echtheit der Lenzschen Handschrift erkannt hätte. Dafs Bielschowsky Jerczembski und Falck der Fälschung des obenerwähnten Vermerks anklagt, ist durch nichts begründet. [68])

Aufser diesen drei Gedichten bemüht sich Bielschowsky, noch zwei der Sesenheimer Lieder Lenz zuzuschreiben, und zwar Nr. 1: „Erwache Friederike“ und Nr. 8: „Balde seh' ich Rickgen wieder“. Der Kritiker wendet dabei ein häufiges, doch recht eigentümliches Verfahren an: er versucht den Beweis dadurch zu führen, dafs diese Gedichte verschiedene stilistische und metrische Fehler, künstlerische Versehen, die dem „Genius Goethes“ unwürdig erscheinen, aufweisen und daher grofsmütig seinem jüngeren Genossen zu überlassen seien. Als ob alle Gedichte Goethes ohne Ausnahme vorzüglich sein müfsten und niemandem aufser ihm vollkommene Gedichte gelingen könnten! Ein solches Verfahren ist völlig falsch; umsomehr, da hier alles auf einer subjektiven, unzuverlässigen und veränderlichen Wertschätzung beruht. Bielschowsky hält das Gedicht „Erwache Friederike“ für aufserordentlich minderwertig und schreibt es deshalb Lenz zu; Siebs seinerseits hält, um Bielschowsky zu widerlegen, das Gedicht für sehr gut, deshalb mufs Goethe der Verfasser sein. Dasselbe ist auch bei dem Gedicht „Balde seh' ich Rickgen“ der Fall. [69])

Die sogenannten „inneren“ Beweise ergeben somit keine unbestreitbaren Tatsachen, um die Autorschaft Goethes oder Lenzens festzustellen. Die Uneinigkeit unter den Forschern ist beachtenswert; sie beweist, dafs der poetische Stil Goethes und Lenzens in

ihren jungen Jahren einander so ähnelte, dafs man ohne äufsere Zeugnisse in einzelnen Fällen ihren „geistigen Nachlafs“ nicht auseinanderhalten kann. [70])

Siebs lenkte seinerseits die Aufmerksamkeit auf das Gedicht Nr. 11: „Dem Himmel wachs' entgegen“, dessen Zugehörigkeit zu Lenz er für sehr wahrscheinlich hält. [71]) Er stützt sich darauf, dafs unter den zweifellos von Lenz stammenden Gedichten sich eins befindet, das im augenscheinlichen Zusammenhange mit Nr. 11 steht. Es handelt sich um einen Vierzeiler, den Lenz auf das Manuskript seiner Bearbeitung der Plautinischen Komödie „Miles gloriosus“ im Jahre 1772 geschrieben hat:

Dir, Himmel, wächst er kühn entgegen.
Sieh du ihn an, so steht er fest.
Nichts gleichet dem Vermögen,
Das sich auf dich verläfst. [72])

In Anbetracht der fast wörtlichen Übereinstimmung der ersten Zeile und des zeitlichen Zusammentreffens ist Lenzens Autorschaft für Nr. 11 ziemlich wahrscheinlich.

Die Schlufsfolgerung aus den Nachforschungen mufs also dahin lauten, dafs von allen Gedichten des „Sesenheimer Liederbuchs“ nur vier Lenz zugeschrieben werden können: Nr. 3, 4, 5 und 11, wobei 4 und 5 zweifellos, 3 und 11 mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit ihn zum Verfasser haben. Dabei müssen wir auf die Tatsache hinweisen, dafs die vorsichtigen Bearbeiter der Weimarer Ausgabe der gesamten Werke Goethes nur zwei dieser Gedichte: Nr. 7 und 10, die auch er selbst nur in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen hat, als zweifellos Goethe zugehörig ansehen, während sie Nr. 1, 6, 8, 9 und 11 zu denen „zweifelhaften Ursprungs“ rechnen. [73])

Wenden wir uns jetzt den andern Gedichten Lenzens zu, bei welchen der Versuch gemacht worden ist, sie an den Namen Friederikens zu knüpfen. Falck bemüht sich, das Gedicht „Ausflufs des Herzens“ mit Lenzens Liebe zu Friederike in Zusammenhang zu bringen.

Nach seiner Meinung [74]) hatte dieses Gedicht, dessen Ursprung er in das Jahr 1772 verlegt, den Zweck, den jugendlichen Goethe zu Friederike zurückzuführen, indem es an dessen „zartes Gefühl“ appellierte. Viel besser fafste dieses für Lenz so charakteristische Gedicht sein Freund Lavater auf. In einem Vorwort zu zwei Gedichten Lenzens („Ausflufs des Herzens“ und „An den Geist“), die 1793 in der Zeitschrift „Urania“ erschienen [75]), schreibt er: „Das erste athmet jenen Durst nach Liebe, der so allmächtig in dem Menschen brennen kann, und der natürlich umherforscht nach einem Wesen, das ihn stillen könnte. Der Unglückliche glaubte etwas gefunden zu haben

und er ist aufser sich vor Wonne und Dank. Die Geliebte ist ihm ein Gottesbild, in ihr will er Gott lieben, und durch diese Liebe Alles werden, wozu solche Liebe inspiriren kann."

Dieses Gedicht schildert trefflich die Gemütsstimmung Lenzens im Sommer 1772, als er Friederike kennen lernte. Man mufs es dem schon erwähnten Briefe an Salzmann anreihen, in welchem Lenz ihm schreibt, dafs er sich in seinem Geiste das Ideal eines Mädchens zurechtgelegt und, sich umdrehend, es lebend vor sich stehen gesehen habe. Dem entspricht ganz der Inhalt des Gedichts*).

Dieses ideale Bild, das in seinen Augen zu einer Harmonie mit der Gottheit verfliefst, das ihn überallhin begleitet und über ihm wacht, verkörpert sich plötzlich in eine menschliche Gestalt:

Herr, ich sahe ein Mädchen — So wie diefs
Müss' ein Mädchen seyn,
Die edle Gottesseele flammt im Auge —
Lieb', Unschuld, Gröfse, Wärme, Adel!
Ach Gott! — Mich däucht, ich sähe das Bild
Das vor meiner Seele schwebt.

Eine solche Liebe wirkt läuternd auf die Seelentätigkeit, sie läfst die Gottheit lebendiger empfinden und läfst tugendhafter leben:

. . . Ich liebte Dich reiner,
Ich fühlte mir Kraft, Tugend zu üben,
Wie ich zuvor nie sie gefühlt.

Keine der Frauen, die Lenz je geliebt hat, hat ein gleiches Recht wie Friederike, mit diesem Gedicht in Verbindung gebracht zu werden. Weder Cornelia Schlosser noch Charlotte von Stein — beide verheiratete Frauen — können hier in Betracht kommen. Es verbleiben Cleophe Fibich und Henriette v. Waldner. Aber diese waren Weltdamen, die schon die naive Schönheit und die unschuldige Einfalt, die die Heldin dieses Gedichts kennzeichnen, eingebüfst hatten; auf diese beiden pafst viel weniger als auf das „Heideröslein" Friederike, die Charakteristik:

Die edle Gottesseele flammt im Auge —
Lieb', Unschuld, Gröfse, Wärme, Adel!

---

*) Ach ein Bild! Gott du hiefst es
Den Genius mir vor Augen halten.
Wach ich früh am Morgen, so steht es vor mir;
Leg ich mich nieder, so schwebt es vor meiner Stirn.
Bät' ich zu dir — wenn Himmel und Erde
Um mich vergeh'n — wenn du nur, und ich in dir
Noch bin — dann lächelt diefs Bild in voller Klarheit
Mir entgegen, dafs das Herz mir hinweg schmilzt.

Wenn wir ins Auge fassen, dafs die Liebe zu Friederike die erste heftige Neigung Lenzens gewesen ist, die in ihm das Talent eines lyrischen Dichters erweckt hat, und wenn wir das Gedicht mit dem erwähnten Briefe an Salzmann vom 10. Juni 1772 vergleichen, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir daraus den Schlufs ziehen, dafs Friederike das Urbild zu dem Gedicht „Ausflufs des Herzens“ gewesen ist. Lenz, vom konkreten Falle ausgehend, verallgemeinert die persönlichen Eindrücke, er verbindet seine Sehnsucht nach dem Ideal mit seinem Streben nach dem Göttlichen, nach der sittlichen Vervollkommnung.

Dieses Gedicht, in dem er sozusagen einen Blick nach rückwärts auf seine Liebe zu Friederiken wirft, ist augenscheinlich viel später als „Ach bist Du fort“ entstanden. [76]) In ihm ist der Einflufs Lavaters oder wenigstens das eigentümliche Gemisch von Gemüt und Religiosität erkennbar, dessen Verkünder der Züricher Prophet war. Nicht ohne Grund war Lavater von diesem Gedicht so entzückt wie von keinem andern Werke Lenzens. Vielleicht befand es sich in dem Paket, das Lenz im Februar 1774 durch Vermittlung von Röderer an Lavater sandte. [77]) Das Gedicht „Ausflufs des Herzens“ genügte Lavater, in dem ihm damals noch fast unbekannten Lenz „eine schöne Seele“ zu entdecken; das führte zum Anfang ihrer Annäherung und Freundschaft.

Schliefslich müssen wir noch zwei Gedichte erwähnen, die zugleich Goethe und Friederike und ihre Beziehungen zueinander berühren; es sind dies: „Liebe auf dem Lande“ und „Freundin aus der Wolke“. Das erstere existiert in zwei Fassungen, die augenscheinlich zwei bis drei Jahre auseinanderliegen. Die erste Lesart ist kürzer und schildert in herzlicher und poetischer Weise das rührende Bild eines Mädchens, das dem treulosen Geliebten die Treue hält. Es kann kein Zweifel obwalten, dafs hier Goethe und Friederike gemeint sind. Diese erste Fassung ist nur ein Bruchstück geblieben. Augenscheinlich beabsichtigte Lenz eine Fortsetzung des Gedichts und darin den „Kandidaten der Theologie“, der in der ersten Strophe auftritt und dann spurlos verschwindet, eine gewisse Rolle spielen zu lassen.

Wir wissen, dafs der Kandidat der Theologie Lenz den Pfarrer Brion im Amte unterstützt und eines Sonntags in der Sesenheimer Kirche gepredigt hat. [78]) Zweifellos meint Lenz unter dem schlecht genährten Kandidaten sich selbst. So trägt die erste Fassung einen vollständig persönlichen Charakter; sie schildert die ersten Eindrücke, die Friederike auf Lenz hervorgebracht hat und sollte augenscheinlich sein Mifsgeschick in der Liebe zu ihr durch ihre Treue zu Goethe erklären. Schon früher suchten wir die Erklärung der Liebe Lenzens zu Friederike in der Sympathie für den trauernden „Engel“. So ist dieses Gedicht in seiner ersten Fassung nach Ansicht Dorer-

Egloffs[79]) als Vorspiel der Liebe Lenzens zu Friederike oder etwas später, als er sich überzeugt, dafs es vergeblich sei, auf Gegenliebe zu hoffen, entstanden. Kurz, die erste Fassung fällt in das Jahr 1772.[80])

Die zweite Fassung mag bedeutend später erfolgt sein; in ihr fehlt das persönliche Element. An Stelle des „schlecht genährten Kandidat, der oftmals einen Fehltritt that“, erscheint „ein wohlgenährter Kandidat, der nie noch einen Fehltritt that“. Dreist und frech wirbt er um die Heldin der Erzählung und erhält durch Hilfe des Vaters mit dem Amt auch ihre Hand. Aber auch in der erzwungenen Ehe hält sie ihrem treulosen Geliebten die Treue.

Nur diese zweite Fassung kann im Jahre 1775, dem beide oft zugeschrieben werden, entstanden sein.[81]) An dem Jahre 1775 wird festgehalten, weil gerade damals Goethe und Lenz am engsten befreundet waren und die Liebe des letzteren zu Friederike schon erkaltet war. Aber es ist schwer verständlich, was die mehr oder weniger intime Freundschaft damit zu tun haben soll, denn das Gedicht verherrlicht Friederike und nicht Goethe. Die Gestalt des trauernden Mädchens erweckt die Sympathie des Lesers und nicht die des treulosen Liebhabers, der da kam, ihr das Herz raubte und sie dann verliefs. Vielleicht wird man entgegnen, dafs es gerade für die Freundschaft mit dem Urheber der Leiden Friederikes zeugt, wenn Lenz in dem Gedicht den treulosen Liebhaber nicht mit Vorwürfen überhäuft. Dazu bedurfte es aber keiner intimen Freundschaft, es genügten da vollauf die kameradschaftlichen Beziehungen, die seit dem Sommer 1771 zwischen Goethe und Lenz bestanden. Im Jahre 1775, in der höchsten Blüte ihrer Freundschaft, wäre das Gedicht geradezu nicht am Platze gewesen; Goethe selbst hätte das Auffrischen der Erinnerung an seinen Verrat an Friederike doch nur unangenehm empfinden müssen. Es ist wahr, er machte sich selbst Vorwürfe darüber, aber wohl kaum hätte sein Freund die Aufgabe auf sich nehmen dürfen, ihm Vorwürfe zu machen. Auf Grund dieser Auseinandersetzungen mufs das Gedicht „Liebe auf dem Lande“ in den Jahren 1772—74 entstanden sein, wo Goethe und Lenz bereits in guten, wenn auch nicht sehr nahen Beziehungen zueinander standen; die erste Fassung des Gedichts ist wahrscheinlich im Jahre 1772 unter dem ersten Eindrucke geschrieben, welchen Friederike und ihre Goethe bewahrte Treue auf Lenz hervorgerufen hatten.

Erich Schmidt hält dieses Gedicht für hochpoetisch und für eine tiefe Offenbarung der Lenzschen Gefühle, seiner innigen Liebe zu Friederike. Nach seinen Worten hat ihm einer unserer gröfsten gegenwärtigen Lyriker seine Bewunderung über die künstlerische Darstellung des verlassenen Mädchens seitens Lenz ausgesprochen. „Eine solche

Lyrik kann man sich nicht ausdenken", bemerkt Schmidt treffend. Die Schilderung, wie Friederike sich für ihren Geliebten zu schmücken liebte, erinnert an eins der zierlichsten Gedichte Goethes, das er ihr gewidmet hatte: „Kleine Blumen, kleine Blätter".[82])

Streitig erscheint auch die Frage über die Entstehung des Gedichts „Freundin aus der Wolke". Weinhold nimmt das Jahr 1772, andere (Siebs, Düntzer) 1775 an.[83]) Es ist eine neue Apotheose Friederikes in Ossian-Klopstockschem Geiste. Der Geist Friederikes, seiner irdischen Hülle beraubt, ruft Goethe, der auf einem Pferde dahinsprengt, aus den Wolken an, umhüllt ihn mit ihrem Atem und verspricht ihm ihre Liebe „dort", wie es auch „hier" gewesen:

Sey zufrieden
Goethe mein!
Wisse: ietzt erst
Bin ich dein;

Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein mich
Nicht mehr fort.

In dem Gedicht „Liebe auf dem Lande" erscheint die Liebe Friederikes tiefpoetisch, aber immer noch irdisch, gewisse Eitelkeiten haften ihr noch an, und sie gibt sich zu sehr dem irdischen Grame hin. In der „Freundin aus der Wolke" spiegelt sich die verklärte überirdische, seraphische Liebe der Klopstockschen Poesie wieder, welche die Schranken der Zeit nicht kennt und eine Nebenbuhlerschaft nicht fürchtet, die sich stiller Freude hingibt und in ihrem eignen Feuer strahlt. Der Tod selbst erscheint Friederike herrlich, da jenseits des Grabes das ewige Leben, mithin auch die ewige Liebe beginnt.

Man hat versucht (Düntzer, Siebs)[84]), dieses Gedicht folgendermafsen zu erklären: Im Jahre 1775 erfolgte der Bruch zwischen Goethe und seiner Braut Lili Schönemann. Lenz benutzte diesen Moment, um Goethe wieder zu Friederike zurückzuführen. Als Mittel dazu sollte dieses Gedicht dienen, von dem Lenz vermeinte, dafs es das Herz Goethes rühren würde. Wozu aber dann das „Trauern" um Friederike in dem Gedicht, wozu das „Beweinen"? Das verträgt sich doch nicht mit den Beziehungen Goethes zur lebenden Friederike im Jahre 1775! Nach dem Sinne des Gedichts trauert und weint Goethe über den Tod Friederikes, seiner früheren Geliebten. Die alles verzeihende Seele bringt ihm nun Trost und das Versprechen ewiger, geklärter und jedes Eigennutzes lediger himmlischer Liebe! Wir wiederholen: dieses Gedicht ist eine wahre Apotheose Friederikes, die ihr von unserem, sich vor ihrer Seelengröfse und der Majestät ihrer Gefühle [85]) beugenden Dichter dargebracht wird.

Das Thema ist in dem sentimental-mystischen Geschmacke behandelt, den Lavater und dessen Anhänger so hoch hielten. Beachtens-

wert sind die kurzen Verse des Gedichts, die Lenz so geschickt zur Wiedergabe der leichten, nicht zu erhaschenden Worte des körperlosen Geistes gewählt hat.

Mit dem erwähnten Gedichte ist alles erschöpft, was Lenz, angeregt durch seine Liebe zu Friederike, geschrieben hat.[86]) Wir haben gesehen, dafs unter denselben sich wahre Perlen der Dichtkunst befinden, wie die beiden letzten Gedichte und „Wo bist Du itzt, mein unvergefslich Mädchen". Hier erklingen so aufrichtige lyrische Töne, dafs man sich die beharrliche Behauptung solcher „Forscher", wie Düntzer u. a. m., die in den Beziehungen Lenzens zu Friederike nichts weiter als ein klägliches Komödiantentum und ein empörendes Nachäffen des Schöpfers des „Faust" erblicken, nur durch jeden Mangel an Gefühl und ein feindliches Vorurteil erklären kann. Nein, ein inniges Gefühl lag hier zu Grunde — der Wunsch, in eine Nebenbuhlerschaft mit Goethe zu treten, spielt hier keinerlei Rolle. Wäre das überhaupt in bezug auf die bereits von Goethe verlassene Geliebte möglich gewesen?

Im Leben Lenzens hat Friederike in Wahrheit eine Rolle gespielt, die von der nach dessen Tode beliebten Auslegung eine ganz verschiedene ist. Seine Liebe zu ihr erweckte sein lyrisches Talent und brachte seine Lyrik auf gleiche Höhe mit der damaligen Goethes; sie begeisterte ihn zu vielen andern Werken. In der Erinnerung der Nachwelt aber hat diese vermeintliche Nebenbuhlerschaft mit Goethe seine Persönlichkeit mit einem Flecken angeheftet und zu dem übereilten Schlusse von seiner niedrigen Seele, von seinen bösen Ränken gegen Goethe geführt, was viele deutsche Literarhistoriker gegen ihn aufgebracht und seine Persönlichkeit zur Zielscheibe ernster Verdächtigungen gemacht hat.[87]) Diesen Verdächtigungen werden wir noch näher treten müssen. — — —

Die Leidenschaft für Friederike erfüllte jedoch Lenzens Seele nicht ausschliefslich; er fand Mufse zu vielseitiger Lektüre und zu eignen literarischen Arbeiten.

Unter dem 18. September 1772 schreibt er an Salzmann aus Landau: „Meine Lektüre schränkt sich jetzt auf drei Bücher ein: Eine grofse Nürnbergerbibel mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus, mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuster Homer." [88])

Lenz las die Bibel nicht allein als Theologe, sondern auch als Dichter. Er sieht in ihr ein Denkmal der Volkspoesie, stellt sie auf eine Stufe mit Homer und betrachtet sie mit den Augen Goethes und Herders. Er schätzt die Bibel wie den Homer, weil er sich in ihr an dem lebendigen Born der nicht nachgeahmten und gekünstelten, sondern der ursprünglichen, der Natur abgelauschten Poesie ergötzt. Mit einem Wort: es ist dieselbe Anschauung, die zuerst in England

auftauchte. Wir haben bereits gesehen, welche Sympathien die englischen Kritiker des 18. Jahrhunderts der Volkspoesie der romantischen Richtung entgegenbrachten. Das berühmte Buch Lowths: „De sacra poesi Hebraeorum“, die Schrift Woods über Homer, die Sammlung alter englischer Balladen von Thomas Percy waren Versuche, dieser Anschauung eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Hamann, der unter englischer Beeinflussung stand, sprach zuerst auf deutschem Boden ähnliche Gedanken aus und fand einen talentvollen Verkünder derselben in seinem Schüler Herder, der sie dann auf die Strafsburger Stürmer und Dränger übertrug.

Bibel, Homer, Shakespeare — das ist das poetische Triumvirat, unter dessen Banner die Stürmer und Dränger kämpften. Wie Lenz sich von Shakespeare hatte hinreifsen lassen, haben wir bereits erwähnt; schon im Jahre 1771 las er Goethe und seinen Freunden seine Übersetzung von „Love's labour's lost“[89]) vor. Gedruckt wurde diese Übersetzung erst im Jahre 1774, zusammen mit den „Anmerkungen übers Theater“, die gleichsam als Manifest der neuen literarischen Partei galten. Im Jahre 1772 wird Shakespeare im Briefwechsel Lenzens mit Salzmann gar nicht erwähnt; in dieser Zeit liefs er sich vor allen dramatischen Schriftstellern durch Plautus begeistern.[90])

Indem er sich in die Bibel und Homer vertiefte und so in die Fufstapfen von Herder und Goethe trat, vernachlässigte Lenz jedoch auch die damalige Volkspoesie nicht. Bekanntlich war Goethe unter dem Einflusse Herders und dessen Anschauungen über die Volksdichtung ein leidenschaftlicher Sammler elsässischer Volkslieder geworden. Auch Lenzens Interesse für die Volkspoesie war geweckt: Anfang August 1772 schreibt er an Salzmann aus Fort Louis: „Ich habe einen vortrefflichen Fund von alten Liedern gemacht, die ich Ihnen, sobald ich nach Strafsburg komme, mittheilen werde.“[91])

Eng verbunden mit der Liebe zur Volkspoesie war bei ihm auch die Liebe zur Natur. Das „Naturgefühl“, das im 18. Jahrhundert und zuerst wieder in England sich regte, fand seinen beredtesten Verkünder in Rousseau, der durch sein Entzücken das ganze jüngere Geschlecht ansteckte. Der Lieblingsprofessor Lenzens, Kant, der selbst unter dem Einflusse Rousseaus stand, versuchte eine wissenschaftliche Erklärung des „Naturgefühls“ in seinem Werke „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (1764).[92]) Dieses Naturgefühl ist wie bei Herder und Goethe so auch bei Lenz sehr rege, der aus Landau schreibt:

„Eine sanfte Melancholei verträgt sich sehr wohl mit unserer Glückseligkeit und ich hoffe — nein ich bin gewifs, dafs sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflösen wird, wie ein

dunkler Sommermorgen, in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht, nur kann freilich ein Herz, dem die süſsen Ergötzungen der Freundschaft und — der Liebe — sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werd' ich versucht, mit dem alten Junius Brutus, mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuſs für ihre Freundlichkeit zu danken.

In der That, ich finde in der Flur, um Landau, täglich neue Schönheiten und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken. Hätt ich doch eines göttlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem vortrefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat's sich in meiner Fantasei abgedrückt. Bergen die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfnern zu ihren Füſsen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuſs seiner Himmelsleiter.“ [93])

Die literarischen Neigungen Lenzens sind nach wie vor auf England gerichtet. An Stelle Youngs und Thomsons, deren begeisternder Einfluſs sich in den „Landplagen“ (1769) so deutlich ausprägte, treten jetzt Fielding und Goldsmith. Friederike Brion gibt er Fieldings berühmten Roman „Tom Jones“ zu lesen und den Sesenheimer Pfarrer bezeichnet er als „Fieldingschen Charakter“ [94]), indem er dabei augenscheinlich auf den ihm höchst sympathischen Parson Adams, den Fielding in seinem ersten Werke „Joseph Andrews“ schildert, anspielt. Wenn wir Lenzens angeborne Begabung für die Komik und die damit zusammenhängende satirische Ader veranschlagen, werden wir leicht verstehen, weshalb er sich von Fielding, dem Schöpfer des englischen realistischen Sittenromans, hinreiſsen lieſs. Lenz fühlte sich zu Fielding hingezogen durch dessen Realismus, durch seine treue Darstellung der Wirklichkeit, durch seine fast photographische Wiedergabe des Lebens, was alles mit seinem Wunsche, die Menschen zu bessern und zu belehren, zusammenhing.

Wir wiesen schon darauf hin, daſs von den deutschen Stürmern und Drängern Fielding bei weitem Richardson vorgezogen wurde.[95]) Das Streben nach Realismus näherte sie dem genialen Schöpfer von „Tom Jones“, und das Entzücken an Fielding hinterlieſs selbst Spuren in den Werken Lenzens.

Auf gleicher Stufe mit Fielding stand Goldsmith und sein „Vicar of Wakefield“. Wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ das Sesenheimer Pfarrhaus schildert: „Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefieldschen Familie zu

finden", so wendet auch Lenz schon im Jahre 1772 in seinen Briefen an Salzmann diesen Vergleich an.[96]) Bei dem gemeinsamen literarischen Geschmacke braucht man sich nicht darüber zu wundern. Sowohl Goethe als Lenz erschien die Sesenheimer Familie unter dem poetischen Schleier, den die Künstlerhand des Verfassers des „Vicar of Wakefield" über seine Dichtung gebreitet hatte.

Kehren wir zurück zu Lenzens eignen literarischen Arbeiten im Jahre 1772.

Sein Hauptinteresse wendete er dem Drama zu; er war Übersetzer und selbständiger dramatischer Dichter zu gleicher Zeit. An erster Stelle stand bei ihm Plautus, von dem er ein Stück nach dem andern übersetzte. Aller Wahrscheinlichkeit nach beschäftigte er sich damit bereits lange Zeit vor seiner Übersiedelung nach Fort Louis, die, wie wir wissen, im Frühjahr 1772 stattgefunden hatte. Anfang August fragte er bei Salzmann an: „Wollen Sie meine letzte Übersetzung aus dem Plautus lesen?"[97]). Es ist klar, dafs dieser Übersetzung schon andere vorhergegangen sein müssen. Von seinen Übersetzungen schrieb Lenz auch in seinen Briefen aus Landau.[98])

Aufserdem erwähnt Lenz in seinen Briefen an Salzmann eine Tragödie, an der er arbeite. So schreibt er unter dem 28. Juni aus Fort Louis: „Mein Trauerspiel (ich mufs den gebräuchlichen Namen nennen) nähert sich mit jedem Tage der Zeitigung." Es war schon in den Händen des Verlegers, aber Lenz wünschte den Druck zu inhibieren und das „unreife Manuskript"[99]) zurückzuerhalten.

Drei Monate darauf schickt er das Stück an Salzmann und schreibt im Briefe: „Hier ist mein Trauerspiel mit dem Wunsch: möchte dieser Raritätenkasten des Ihrigen werth seyn. Das Beste ist, dafs wir beim Tausch nicht verlieren, denn unter sympathisirenden Seelen ist communio bonorum."[100]) Diese seine Tragödie schickte Lenz an Salzmann als Gegengabe für eine ihm gesandte Schrift moralischer Charaktere, die Lenz, wie aus dem Anfang des Briefes ersichtlich ist, von dem Freunde erhalten hatte.[101]) So hatte Lenz also das „unreife Manuskript" zurückerhalten und die Fehler verbessern können.

Mit der gröfsten Sicherheit ist anzunehmen, dafs es „Der Hofmeister" ist, sein erstes Drama, das 1774 im Druck erschien.

Nachdem er sein Stück „Trauerspiel" genannt hat, beeilt sich Lenz hinzuzufügen: „Ich mufs den gebräuchlichen Namen nennen." Also war er mit diesem Namen unzufrieden. Daher weist das in Berlin befindliche Manuskript Spuren seiner Unentschlossenheit, wie er das Stück bezeichnen solle, auf. Zuerst schreibt er „Lust- und Trauerspiel", dann streicht er diese Worte wieder aus und schreibt an ihre Stelle „ein Lustspiel". Dieses Schwanken, ob er sein Stück zu den Trauer- oder Lustspielen zählen sollte, findet in der oben angeführten

Bemerkung Lenzens in seinem Briefe an Salzmann aus Fort Louis deutlichen Ausdruck.

In einem späteren Briefe bezeichnet er dieses Stück geradezu als seinen „ersten Versuch“: „Ich habe schon viel Papier hier verbrannt — ein guter Genius hat über dies Trauerspiel gewacht, sonst — und vielleicht hätten Sie nichts dabei verloren. So viel mufs ich Ihnen sagen, dafs ich es bei diesem ersten Versuch nicht werde bewenden lassen, denn ich fühle mich dazu —.“ [102])

Dieses Stück hat drei Bearbeitungen erfahren: die erste, die Lenz selbst eine „unreife“ genannt und vom Druck zurückgezogen hatte; die zweite, die Lenz nach Strafsburg an Salzmann sandte (vielleicht ist diese gerade das in Berlin aufbewahrte Manuskript des „Hofmeister“) und endlich die dritte, die endgültige, die auf uns nur in dem 1774 gedruckten Texte gekommen ist. Diese mufs wahrscheinlich auf das Jahr 1773 zurückgeführt werden.

Aus dem Beispiele des „Hofmeisters“ kann man schliefsen, dafs Lenz viel Arbeit auf seine Werke verwendet hat. Die weitverbreitete Ansicht, seine Werke seien fast blofs flüchtige Improvisationen, die er rasch hinwarf und in einem völlig unfertigen und unbeendigten Zustande veröffentlichte, erweist sich daher als unbegründet. Das Studium seiner Handschriften zeigt uns im Gegenteil, dafs er seine Konzepte vielfach änderte. In der Theorie konnte er annehmen, dafs es dem Genie eigen wäre, mit „einem Male“, wie „im Sprunge“ das Wesen aller Dinge zu erfassen; in der Praxis aber arbeitete er viel, scheute keine Mühe und verliefs sich auf keine genialen Eingebungen.

Er beeilte sich niemals, etwas drucken zu lassen. Er erklärte offen, dafs seine hinterlistigen Freunde gegen seinen Willen den „Hofmeister“ und „Der neue Menoza“ hätten drucken lassen. [103]) Gegen sich selbst als Verfasser war Lenz äufserst streng und beurteilte sich mehr als bescheiden. [104])

Ende 1772 kehrte Lenz aus Landau nach Strafsburg zurück. [105]) Schon im Dezember referierte er in der Salzmannschen Literarischen Gesellschaft über das Thema „Anmerkungen über die Rezension eines neuen französischen Trauerspiels“. Es war die erste Rede Lenzens nach seiner Wahl zum Ehrenmitgliede. Man darf nun nicht etwa glauben, dafs er erst damals Zutritt zu der Gesellschaft erhalten hat. Das Band, dafs ihn an die Gesellschaft knüpfte, war, wie aus seinen Briefen an Salzmann zu ersehen ist, ein viel älteres. So schickte er seine Übersetzungen aus Plautus zum Vorlesen dorthin. [106]) Ein andermal wieder, wahrscheinlich Ende Mai 1772 aus Fort Louis, erkundigt er sich bei Salzmann, ob er sein Referat in der Gesellschaft vorgelesen habe und wie die gemeinschaftlichen Freunde Ott und Haffner es aufgenommen hätten. [107])

Noch mehr: Lenz zeigte sich als eifriges Mitglied dieses Kreises, schrieb ihm eine grofse kulturelle Bedeutung für Strafsburg zu und suchte Salzmanns Energie in der Leitung desselben zu unterstützen.[108])

Aus den Briefen ersieht man schon, dafs Lenz sich zu dieser Zeit mit Salzmann befreundet hatte und Stammgast an der Table d'hôte war, die nach den Erzählungen Goethes in naher Beziehung zu dem Salzmannschen Kreise stand oder gar in ihm aufging.[109])

Für seine Ernennung zum „Ehrenmitgliede“ sah Lenz sich gemüfsigt, am Anfange eines von ihm gehaltenen Vortrages seine Dankbarkeit auszusprechen. Er tat dies mit den Worten: „Sie haben mich zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft erhoben. Ich danke Ihnen dafür als ein Biedermann, ohne Wortgepränge. Mein Ehrgeiz war von jeher, geliebt zu werden. Wenn dieses der Ihrige gleichfalls ist, so bezahle ich Ihnen meine Schuld mit wenig Worten, denen ich gern mein Siegel unterdrücken wollte, wenn ich und meine Ahnen in der Diplomatik eine Rubrik ausfüllten. Sie haben mir durch Ihre Bestallung zu erkennen gegeben, dafs Sie mich liebten und ich antworte Ihnen mit schamvollem Erröthen und deutlicher Stimme: Ich liebe Sie. Nehmen Sie in Ihren Strauss eine ausländische Pflanze auf, die von den Thränen des Himmels in kaltem Boden genährt ward und bis jetzt unter anhaltenden Windstössen mit niederhängenden Blättern und wenigem Geruche der kommenden Zeit entgegen trauert, gefasst, entweder von gütigern Sonnen entwickelt zu werden oder, vor der Reife geknickt, am Busen ihrer Freunde zu sterben.“ *)

Unter dem herrlichen Himmel des Elsafs, an den blühenden Ufern des Rheins, unter dem wohltätigen Einflusse der deutschen Geistesbewegung entwickelte sich die Pflanze des Lenzschen Talentes bald; aber die Ahnung des jungen Dichters, der er so häufig in Versen und Prosa Worte verliehen hat, trog ihn nicht: allzufrüh mufste diese Pflanze am „Morgen trüber Tage“ verblühen, und nicht am „Busen seiner Freunde“, sondern im fernen Moskau, in dem das Morgenrot des neuen Lebens, dessen leidenschaftlicher Pionier er in Strafsburg gewesen, noch nicht aufgegangen war.

Die „Anmerkungen“ Lenzens, die auf Grund einer Rezension im „Journal Encyclopédique“ **) verfafst worden waren, behandeln Ducis' Tragödie „Roméo und Juliette“. Das Stück war in Frankreich sehr beifällig aufgenommen worden, hatte viele Aufführungen erlebt und war von den französischen Kritikern mit Lob überschüttet worden. Lenz versuchte den Beweis zu führen, dafs dieses Werk eines sich

*) Siehe Beilage C 1 (nach der in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift).

**) 1772, Tome VII, Partie I, Octobre, p. 94—108.

„hervortuenden französischen Genies“ trotz des Entzückens „aller Kritiker Galliens“ bei weitem nicht so gut sei, wie man es hielte.

Man könnte Ducis wegen der Kühnheit seines Planes, aber nicht der Ausführung wegen loben. Vor allem müfste das Stück nicht „Roméo und Juliette“, sondern „Montaigu und Capulet“ heifsen, denn das seien die Hauptpersonen. Der französische Dichter hätte auch dabei einen ganz andern Zweck verfolgt als Shakespeare. Der Hauptzweck des letzteren in seinem „Romeo und Julia“ sei, „die zärtlichen Verirrungen und Unglücksfälle einer verbotenen Liebe“ darzustellen, während der erstere „die Folgen des Bürgerkriegs und aufgereizter Leidenschaften des Hasses und der Rache“ zeigen wolle. Der französische Dichter hätte seine Begeisterung nicht aus Shakespeare, sondern aus Dante geschöpft, und zwar aus der Episode vom Grafen Ugolino und dem Bischof Ruggieri in der „Göttlichen Komödie“.

Durch die Analyse der Charaktere des Montaigu und Capulet bemühte sich Lenz zu beweisen, dafs ein „leichtfertiger französischer Pinsel“ dieselben lückenhaft, mit vielen Abweichungen von den Erfordernissen der Naturwahrheit und ihren Folgerungen dargestellt hat. „Der im Stücke dargestellte Montaigu ist ein Ungeheuer aufser der menschlichen Natur und Dante hätte gewifs nicht das Herz gehabt, eine solche Figur in der Hölle erscheinen zu lassen, viel weniger auf einem Theater, das uns Menschen liefern soll.“

Der Fehler der Franzosen sei, dafs sie immer auf Extremen fufsten, alle ihre Produkte outrierten und nur das Übertriebene für grofs und gut hielten, sollte es auch gleich einer zu hoch gespannten Saite nur ein kreischendes Gezwitscher statt eines Tones abgeben. So ungeheuerlich Montaigu bei Ducis „an Mut und Rache“ sei, so unbegreiflich sei Capulet in „Sanftmut und Versöhnlichkeit“. Doch findet Lenz auch einzelne Vorzüge an dem Stücke des französischen Dichters, der nach seinen Worten Lob dafür verdient, „weil er sich von der gewöhnlichen Bahn seiner Coäven entfernt und mit englischer Kühnheit einen wahren tragischen Plan zum Fonds seines Trauerspiels aufgenommen hat“.

Das Referat Lenzens ist auch deshalb interessant, weil es der Zeit nach den Hauptbeweis für seine Sympathien zu Shakespeare und seinen negativen Standpunkt zur französischen Tragödie erbringt. Zu gleicher Zeit offenbaren sich in ihm jene oppositionellen spöttischen Beziehungen zu den Franzosen, die von Lessing auf Goethe und seinen Kreis der „Stürmer und Dränger“ übergegangen waren. Wie wir gesehen haben, verband sich bei ihnen der Protest gegen den französischen Pseudoklassizismus mit dem gegen das kulturelle Übergewicht der linksrheinischen Nachbarn und gewann so den Charakter einer patriotischen Heldentat.

Überraschend wenig wissen wir von Lenzens Leben im Jahre 1773. Es ist kein einziger Brief von ihm oder an ihn erhalten. Spärliche Erwähnungen Lenzens finden wir nur in Goethes Briefen an Salzmann und an Helene Jacobi.[110]) Überall handelt es sich ausschliefslich um seine Übersetzungen des Plautus.

Diese Übersetzungen veranlafsten wahrscheinlich Lenzens Briefwechsel mit Goethe. Ersterer schickte letzterem augenscheinlich seine Übersetzungen zu und bat um dessen Meinung. Anfangs geschah es durch Salzmanns Vermittelung. Vielleicht waren die ersten Übersetzungen anonym. Wenigstens spricht Goethe in seinem Briefe vom 6. März an Salzmann seine Meinung über dieselben aus, ohne den Namen des Verfassers zu nennen.[111]) Nach einigen Monaten (schon nach dem Erscheinen des „Götz") schreibt Goethe an Salzmann: „Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewifs von Lenz und einigen Freunden allerley von mir gehört."[112]) Aus diesen Worten ersieht man, dafs Lenz zu jener Zeit schon in regem Briefwechsel mit Goethe stand.

Als im Juni 1773 „Götz von Berlichingen" erschien, geriet Lenz in Entzücken über das Stück und richtete an Goethe ein „langes Sendschreiben unter der sonderbaren Überschrift: „Unsere Ehe". „Das Hauptabsehen dieser weitläuftigen Schrift war," so erzählt Goethe in seiner Selbstbiographie[113]), „mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordinieren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, dass ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, dass er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemässer Fassung benutzen möchte. Ich erwiderte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang — wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete, so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte „den Hofmeister", „den neuen Menoza", „die Soldaten", „Nachbildungen des Plautus", und jene Übersetzung des englischen Stücks „Love's labour 's lost", als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater."

So knüpften sich im Juni 1773 auf Veranlassung Lenzens seine freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe, die bis zum Jahre 1776 anhielten. Wenn Salzmann der Führer Lenzens auf dem Gebiete des theoretischen Denkens gewesen ist, so folgte letzterer bei seinem künstlerischen Schaffen dem Rate und den Weisungen seines älteren „Bruders in Apollo": Goethe, der ihm in den Versuchen, neue

literarische Ideen zu verwirklichen, vorausgegangen war. Es ist schwer zu bestimmen, was Lenz alles Goethe zu verdanken gehabt hat, ebenso welchen Einfluſs auf Goethe die Winke seines talentvollen Freundes ausgeübt haben.[114])

Daſs die Annäherung an Goethe Lenz groſsen Nutzen gebracht hat, dafür zeugt seine ganze literarische Tätigkeit. Eine gröſsere Reihe von ihm früher begonnener Arbeiten bringt er jetzt zu Ende; im nächsten Jahre, 1774, erschienen „Lustspiele nach dem Plautus“, „Der Hofmeister“, die „Anmerkungen übers Theater“, „Der neue Menoza“ u. a. m. zugleich im Drucke.

Die ersten Jahre seines Aufenthalts im Elsaſs dienten Lenz zur Ausbildung seiner Weltanschauung, der Klärung verschiedener Fragen philosophischen und religiös-sittlichen Inhalts. In dieser Beziehung war für ihn seine Beteiligung an der Salzmannschen Tafelrunde von äuſserster Wichtigkeit, in der damals die philosophischen, moralischen und theologischen Interessen die literarischen überwogen.

Nicht aus eigner Initiative, sondern nur auf Drängen Goethes von Frankfurt aus[115]) veranstaltete diese Gesellschaft im Herbste 1772 (Lenz war damals noch in Landau) eine Ehrung Shakespeares, bei der der Freund Goethes, Lerse, der bald darauf im „Götz von Berlichingen“ verewigt wurde, eine angemessene Festrede hielt. Diese Rede ist im Vergleich zu dem, was von Herder, Goethe und Lenz über Shakespeare gesprochen und geschrieben worden ist, ziemlich nüchtern. Bezeichnend ist für dieselbe nur die Mitteilung, daſs die Straſsburger Gesellschaft sich „vier Schutzpatrone, einfältige Schüler der einfältigen Natur, aber auch ihre Lieblinge: die heilige Poesie, die erste unter allen, unsern Shakespeare und die Barden der Vorwelt: Ossian und Homer“ gewählt habe.[116])

Die persönliche Neigung zog Salzmann augenscheinlich mehr zu der Beschäftigung mit philosophisch-sittlichen als literarischen Fragen hin. Solche Fragen behandelten die von Salzmann selbst in der Gesellschaft gehaltenen Vorträge, die später, 1776, unter dem Titel „Kurze Abhandlungen“ im Druck erschienen: 1. „Über die Wirkungen der Gnade“; 2. „Über die Liebe“; 3. „Über die Rache“; 4. „Über Tugend und Laster“; 5. „Über Gemütsbewegungen, Neigungen und Leidenschaften“; 6. „Über Religion“. Ungedruckt blieben folgende drei Vorträge: 1. „Über die Gerechtigkeit“; 2. „Über die gesellschaftliche oder allgemeine Glückseligkeit“; 3. „Über die Ehe“.[117])

Diese Abhandlungen, die im Geschmacke der populären Philosophie des 18. Jahrhunderts geschrieben waren, entzückten alle, unter andern auch den Vater und die Mutter Goethes.[118]) Salzmann bemüht sich, den Optimismus Leibnizens mit den Ideen J. J. Rousseaus, die er vorsichtig und mit Bedacht verwendet, zu vereinen.[119])

Durch sein Beispiel riſs Salzmann auch Lenz mit sich fort. Hieraus erklärt es sich, warum in ihrem Briefwechsel, besonders aus Landau, als die Wandlung in der Liebe zu Friederike bereits eingetreten war, den philosophischen und theologischen Streitfragen ein so breiter Raum eingeräumt ist. Nach Mitteilungen Stöbers lagen den Briefen auch einige unvollständige Blättchen bei, welche einzelne philosophische und theologische Betrachtungen, besonders über Leibniz, enthielten. [120])

Von seiner Philosophie und von seiner Fähigkeit zum Philosophieren hatte Lenz nur eine sehr bescheidene Meinung. In seinen Briefen an Salzmann äuſserte er sich darüber mit gröſster Offenheit. Seine philosophischen Stimmungen vergleicht er mit Seifenblasen oder Kartenhäusern, die rasch entstehen und ebenso rasch zerplatzen oder umfallen. „An mir ist," so schreibt er, „von Kindesbeinen an ein Philosoph verdorben, ich hasche immer nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit, die mir in die Augen flimmert, und die liebe, bescheiden nackte Wahrheit kommt dann ganz leise von hinten und hält mir die Augen zu. Eine lange Kette von Ideen, wo eine die andere gibt, bis man, wenn man eine Weile gereist hat, die letzte find't und sich seines Zieles freuen kann, ist für meine Seele eine wahre Sklavenkette." [121])

Diese Abneigung gegen streng logisches Denken, das Lenz als Sklavenkette der Seele bezeichnet, ist sehr charakteristisch für die Weltanschauung der „Stürmer und Dränger", die auf das Philosophieren im allgemeinen sehr verächtlich herabsahen. Gleiches drückt Lenz auch an einer andern Stelle aus: „Spekulation ist Spekulation, bläset auf und bleibt leer, schmeichelt und macht doch nicht glücklich. Zusammen mögen sich die Fittige des Geistes halten, und im Thal ruhen, ehe sie, wenn sie der Sonne zu nahe kommen, in zerlassenem Wachs heruntertröpfeln und den armen Geist, welcher auf dem Lande so sicher und lustig hatte einher gehen können, aus der Luft in das Meer herabwirft." [122])

Indem er die Spekulation verwirft, scheint Lenz sogar damit prahlen zu wollen, daſs er eine andauernde Anspannung auf ein und denselben Gegenstand gerichteter Gedanken nicht auszuhalten vermag. „Wie ich Ihnen gesagt habe, meine philosophischen Betrachtungen dürfen nicht über zwo, drei Minuten währen, sonst thut mir der Kopf weh. Aber wenn ich einen Gegenstand fünf, zehnmal so flüchtig angesehen habe, und finde, daſs er noch immer da bleibt und mir immer besser gefällt, so halt ich ihn für wahr und meine Empfindung führt mich darin richtiger als meine Schlüsse." [123])

So stellt Lenz das Gefühl über den Verstand, die Empfindung höher als das Denken. Und so dachten alle Stürmer und Dränger.

Zu gleicher Zeit aber steht Lenz in religiösen Fragen auf dem Standpunkte der rationalistischen Theologie und benutzt ihre Forschungsmethoden! Das ist einer der zahlreichen Widersprüche, die nicht allein Lenz, sondern der ganzen Zeitepoche eigen sind, in der der Mystizismus sich mit dem Rationalismus verträgt und eine dreiste Kritik des Bestehenden Hand in Hand mit dem Sichunterwerfen vor den uralten, unerschütterlichen Grundideen der Gesellschaft geht.

In der allerersten Zeit des Anfangs der Sturm- und Drangperiode war das religiöse Leben Deutschlands in zwei Hauptrichtungen gespalten: Rationalismus und Pietismus. Letzterer war anfänglich von den Ideen der „Aufklärung" ergriffen worden und empörte sich gleich dem Rationalismus gegen die Mängel der versteinerten und despotischen lutherischen Orthodoxie. Bald aber überwarf sich der Pietismus mit dem Rationalismus, indem er das Gefühl auf religiösem Gebiete vorherrschen liefs. Im letzten Dritteil des 18. Jahrhunderts waren beide Richtungen geneigt, sich aufs äufserste zu befehden. Der Rationalismus ging oft in Atheismus über, der Pietismus versenkte sich in den Nebel der mittelalterlichen Mystik und führte zu religiösen Schwärmereien und Entzückungen. So bei Hamann, Jung-Stilling, Fritz Jacobi, Lavater. Aber die hauptsächlichsten Vertreter der Sturm- und Drangperiode, besonders Goethe und Herder in ihrer Jugend, schlugen den Mittelweg zwischen den beiden äufsersten Richtungen ein und strebten danach, aus den Elementen des Rationalismus und des Pietismus etwas Neues, Ganzes zu errichten. [124])

Lenz war in der Sphäre der lutherischen Orthodoxie und des Pietismus aufgewachsen. Der Stempel des religiös-pietistischen Geistes ist allen seinen Werken bis 1769 einschliefslich aufgedrückt. Zu dem Einflusse der ihm anverwandten Pastorenfamilie und der näheren Umgebung gesellten sich die künstlerischen Eindrücke der religiösen Poesie Youngs und Klopstocks. Drei Jahre lang studierte Lenz Theologie in Königsberg. Hier aber und in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Strafsburg suchen ihn Zweifel und Unentschlossenheit heim. Er befreit sich von ihnen, wie wir aus seinen Briefen an Salzmann [125]) ersehen, Ende 1772, aber nicht, um zur Orthodoxie seiner Kinderjahre zurückzukehren. Seine neue religiöse Weltanschauung erklärt er trefflich, indem er sich als „guten evangelischen Christen, obgleich keinen orthodoxen" bezeichnet. Er läfst sich jetzt von rationalistischen Ansichten über die Religion tragen.

Man unterscheidet drei Gruppen der deutschen Rationalisten des 18. Jahrhunderts. [126])

Die erste Gruppe, deren Haupt Baumgarten war, stand noch fest auf dem Boden des lutherischen Dogmas. Der Hauch des rationalistischen Geistes hatte sie kaum berührt und äufserte sich nur darin,

dafs sie das Studium und die Erklärung des Bibeltextes vom Standpunkte der weltlichen Philologie, ohne sich an dogmatische Fesseln zu kehren, zuliefs.

Die zweite Gruppe bestreitet die Unfehlbarkeit des kirchlichen Dogmas, hält aber noch fest an der Offenbarung. Diese Gruppe steht auf dem Standpunkte der sogenannten „Natur- oder Vernunftreligion“, die von Locke und den ersten englischen Freidenkern, wie Collins, Shaftesbury und Tyndale begründet worden ist.

Die dritte Gruppe stand schon ausschliefslich auf dem rationalistischen Standpunkte und leugnete jede Offenbarung. Die Schriften Reimarus', des Vertreters dieser Schule in Deutschland, wurden erst in den Jahren 1774—1777 veröffentlicht (in Lessings „Beiträgen zur Geschichte der Literatur“); folglich existierten sie im Jahre 1772, als Lenz mit Salzmann über theologisch-sittliche Fragen in Briefwechsel stand, fast noch gar nicht.

In der erwähnten Zeit (Anfang der siebziger Jahre) hatte die zweite Gruppe, an deren Spitze Sack, Spalding und Jerusalem standen, in den gebildeten Kreisen Deutschlands den gröfsten Erfolg. In ihrem Geiste ist das Buch Löhns, eines Verwandten Goethes: „Die einzig wahre Religion“ (1750) geschrieben, das nach den Worten Hettners eine „profession de foi“ eines Durchschnittsmenschen jener Zeit ist.[127])

Die Briefe an Salzmann zeugen dafür, dafs Lenz mit den Anschauungen dieser zweiten gemäfsigt rationalistischen Gruppe deutscher Theologen sympathisierte. Mit Entzücken las er Spaldings Buch „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum“ [128]) und folgte ihm oft in seinen eignen Betrachtungen. Der von ihm gelesene Spalding wiederum begeisterte sich selbst an den Schriften des bekannten englischen Philosophen Shaftesbury, der ihn in der Jugend durch seine vertiefte Platonik und seine Lehre von dem sittlichen Gefühle und der Selbstlosigkeit der Tugend in Bewunderung versetzt hatte. Seine literarische Tätigkeit hatte Spalding mit der Übersetzung der Shaftesburyschen Abhandlung über die Tugend begonnen. Alle seine andern Werke, auch das obenerwähnte, das Lenz so begeisterte, weisen den fortdauernden Einflufs Shaftesburys auf.[129])

Unter dem Einflufse Spaldings in der Lösung religiöser Fragen stehend, die er in seinen Briefen an Salzmann berührt, offenbart Lenz auch seine unmittelbare Bekanntschaft mit der Philosophie Shaftesburys, indem er seine Lieblingsidee, zu der er alle überzeugen will, als „Schönheit“ bezeichnet.[130])

Obwohl er sich die Grundanschauungen der Rationalisten der gemäfsigten Richtung aneignet, unterscheidet sich Lenz wiederum von ihnen durch die Anspannung des religiösen Gefühls, das durch die Eindrücke der Kindheit in seiner Seele geweckt worden war und in

der neuen Kulturströmung, deren Vertreter Rousseau war, neue Nahrung fand. Des letzteren „Profession de Foi du Vicaire Savoyard“ hinterliefs gewaltige Erinnerungen im Herzen Lenzens. Auch die Tatsache, dafs Rousseau die Persönlichkeit des göttlichen Begründers des Christentums hervorhob, blieb von ihm nicht unbeachtet.[131]) Die Lehre und das Leben Jesu ward zum Lieblingsthema der Betrachtungen Lenzens. Die Vertrautheit mit den Werken Lavaters, dessen Religion in der exaltiert-mystischen Gottesverehrung des Heilandes ihren Höhepunkt erreichte, und die persönliche Bekanntschaft mit dem Züricher „Propheten“ (im Jahre 1774) bestärkten Lenz in dieser Richtung.[132])

Die Erstarkung der Religiosität war eine wichtige Erscheinung der Gefühlsreaktion. Bei keinem Stürmer und Dränger offenbarte sich diese Religiosität so stark wie bei Lenz, der sie auch alle, mit Ausnahme von Herder, in seinem Interesse für theologische Fragen überragte.

Zugleich bemerken wir bei Lenz und seinen Freunden ein Streben nach Glaubensduldung, das sie aus der Periode der Aufklärung überkommen haben. Die Duldung jedes fremden Glaubens gründet sich bei ihnen auf das Prinzip der Individualität. Nachdem Lenz Salzmann sein Glaubensbekenntnis zugeschickt hat, fügt er hinzu: „Da haben Sie meine Brille — Ihre ist vortrefflich, aber ich kann noch nicht dadurch sehen, darum sind wir Individuen . . . denn in der Natur sind keine vollkommene Ähnlichkeiten.“[133]) Eine ähnliche Anwendung des Individualitätsprinzips auf religiöse Fragen finden wir beim jungen Goethe zur Zeit seines Strafsburger Aufenthalts.[134])

In beiden Fällen wird die Religion auf die Moral zurückgeführt.

In der Salzmannschen Gesellschaft hielt Lenz auch einen Vortrag: „Versuch über das erste Principium der Moral“. Er erklärt die Moral als eine „Lehre von der Bestimmung des Menschen und von dem rechten Gebrauch seines freyen Willens um diese Bestimmung zu erreichen“.[135]) Diese Moral mufs aber auf gewissen festgesetzten unumstöfslichen Gründen beruhen.

Welches sind die ersten Principia der Moral, aus welchen wir uns ein richtiges, festes und dauerhaftes System derselben entwickeln können? fragt Lenz und antwortet: Und diese Frage soll uns unser Herz beantworten, in dem zwei Grundtriebe gelegt sind: Der Trieb nach Vollkommenheit und der Trieb nach Glückseligkeit. Diese beiden sollen die zween Füfse sein, auf welchen wir den Körper unserer Moral zu stehen machen wollen.[136])

Die Vollkommenheit ist eine Eigenschaft, die Glückseligkeit ist ein Zustand. Es gibt aber einen Zustand der Ruhe und einen Zustand der Bewegung. Welcher Zustand ist für uns der glücklichste? Nicht, wie Rousseau meint, der Zustand der Ruhe, sondern der der Bewegung.

Nur der letztere ist einem Wesen, das den natürlichen, immerwährenden Trieb nach Vervollkommnung zur weiteren Ausbildung seiner Fähigkeiten besitzt, der angemessenste. Als den glücklichsten Zustand für den Menschen mufs man den ansehen, „wo unsere äussern Umstände unsere Relationen und Situationen so zusammenlaufen, dass wir das grösstmöglichste Feld vor uns haben, unsere Vollkommenheit zu erhöhen, zu befördern und andern empfindbar zu machen". Worin besteht das gröfste Vergnügen, wenn nicht in dem gröfsten Gefühl unserer Existenz, unserer Fähigkeiten, unseres Selbst? [137])

Gott gibt uns unsere Glückseligkeit nach Mafsgabe unserer Vollkommenheit, d. h. unseres Bestrebens nach Vollkommenheit. Das beste Mittel, unsere Fähigkeiten zu entwickeln, unsere Vollkommenheit zu fördern, ist aber „die beständig wachsame und wirkende Sorgfalt" für das Glück unserer Nebenmenschen. „Überlasst euren Zustand dem Gott, der die Welt geschaffen, strebt einzig und allein darnach besser zu werden und eure Nebenmenschen um euch herum nicht allein besser, sondern auch glücklich zu machen!"

Die Gesetze der Moral, die aus freiem Antrieb des Herzens entstanden sind, werden durch die Vorschriften der Religion gekräftigt. Lenz stimmt nicht mit denen überein, die einen Unterschied zwischen „natürlicher" und „theologischer" Moral machen. „Die Bibel ist uns nicht gegeben uns eine neue Moral zu lehren, sondern nur die einzige und ewige Moral, die der Finger Gottes in unser Herz geschrieben, in ein neues Licht zu setzen." [138])

Die Abhandlung Lenzens über das „Principium der Moral" beweist, dafs er, wie die andern Stürmer und Dränger auch, die Moral auf die natürlichen Regungen der menschlichen Seele begründen und sie zugleich mit den Forderungen der christlichen Religion in Einklang bringen wollte.

Zum Vortrage in der Salzmannschen Gesellschaft waren auch der von Stöber veröffentlichte „Entwurf eines Briefes an einen Freund, der auf Academieen Theologie studirt", die ungedruckte Abhandlung „Über die Natur unsers Geistes" und das Bruchstück „Meine wahre Psychologie" bestimmt. [139])

Die erstgenannte Arbeit behandelt den freien Willen, wobei Lenz eine „metaphysische" Willensfreiheit von der „moralischen" unterscheidet. „Metaphysische Freiheit wäre, wenn ein endliches, oder geschaffenes Wesen ausser den ewigen und nothwendigen Gesetzen denken und handeln könnte, die der Schöpfer denkenden und handelnden Wesen vorgeschrieben." Eine solche Freiheit ist selbstverständlich unmöglich. Den Menschen kann man ohne die äufseren Bedingungen des irdischen Daseins nicht beurteilen. „Wer dem Menschen die De-

pendenz von der Natur abspricht, der hat ihn noch nie recht angesehen ... Die Natur geht und wirkt ihren Gang fort, ohne sich um uns und unsere Moralität zu bekümmern ... Setzt euch also aus dieser Dependenz heraus, fastet, seyd keusch, je nachdem ihr grössere Kraft anwendet, zu widerstehen jenach dem wird ihr impulsus sich verringern, ihrer Herrschaft aber ganz entsagen, ganz willkührlich werden, könnt ihr eben so wenig als die Pflanze, die am Boden hängt, auf demselben herumtanzen mag."

Was ist denn nun die „moralische" Freiheit? „Die Stärke, die wir anwenden können, den Trieben der Natur nach den jedesmaligen Erfordernissen unserer besseren Erkenntnifs und unserer Situation zu widerstehen. Wir können als moralisch immer freier, immer willkührlicher werden." Wenn wir auch den uns entgegenwirkenden Kräften unsere Kraft entgegensetzen, so bleiben wir doch von den ewigen, notwendigen, göttlichen Gesetzen abhängig.[140])

Durch alle ähnlichen Abhandlungen Lenzens zieht sich die hohe Vorstellung von der menschlichen Persönlichkeit und ihrer Rechte hindurch. „Ich apellire an das ganze menschliche Geschlecht," schreibt Lenz in seiner nicht veröffentlichten Abhandlung „Über die Natur unsers Geistes"*), „ist es nicht das erste aller menschlichen Gefühle, das sich schon in der Windel und in der Wiege äufsert — unabhängig zu seyn?" Aber bei jedem Schritte mufs er sich überzeugen, dafs er von der Natur und von zufälligen Umständen abhängig ist. Vergeblich ist daher das Bestreben, sich vom Gegenteil überzeugen zu wollen, „sich selbst mit dem stolzen Gedanken zu täuschen, das thatst du, das wirktest du, nicht das wirkte die Natur oder der Zusammenstofs fremder Kräfte". Nichtsdestoweniger ist das Streben, sich zur Selbständigkeit hinaufzuarbeiten, sich gleichsam von der grofsen Masse der Schöpfung abzusondern und ein für sich bestehendes Wesen auszumachen, dem Menschen eigen. Dies suchen wir auf zwei Wegen zu erreichen: durch Denken und Handeln, wobei letzteres wirksamer erscheint.

Lenz schätzt die moralische Freiheit des Menschen hoch und fordert, dafs sie zur Vervollkommnung des eigenen Ichs, zur allseitigen Entwicklung aller dem Menschen von der Natur verliehenen Fähigkeiten verwendet wird. Die sittliche Vollkommenheit verleiht dem Menschen grofse Macht. Je mehr wir uns aus den Banden der Empfindsamkeit befreien, „desto grösser, stärker und edler werden wir, das heisst desto grösser, stärker, vielumfassender und edler werden unsere Entschliessungen und die darauf folgenden Handlungen, desto

*) Siehe Beilage C III (Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin).

edler wir, Helden, Halbgötter, Herkulesse, der Gottheit näher und ihrer Gnade würdiger.“ *)

Die Unabhängigkeit des Menschen zeigt sich aber noch mehr im Handeln als im Denken, daher mufs man handeln, um unabhängig zu sein. **)

Ein beachtenswertes Licht auf die innere Welt Lenzens wirft eine umfangreiche Handschrift, von deren Inhalt noch nichts im Drucke bekannt geworden ist. Sie besitzt keine Überschrift; an verschiedenen Stellen des Textes nennt Lenz sie bald seinen „Catechismus“, bald seine „Lebensregeln“. Unter diesem letzteren Titel veröffentlichen wir in der Beilage C II einen Auszug aus denselben nach der Handschrift der Königlichen Berliner Bibliothek. Zur Hälfte ist ihr Inhalt theologisch (diesen Titel haben wir übergangen), zur Hälfte moralphilosophisch und schliefst sich eng an die erwähnten Fragen, die Lenz im Briefwechsel mit Salzmann 1772 und in seinen Vorträgen in der Salzmannschen Gesellschaft erörtert hat. Die Untersuchung des Papiers, auf das die Abhandlung geschrieben ist, berechtigt uns, den Ursprung derselben in die ersten Jahre des Aufenthaltes Lenzens im Elsafs (1771—1773) zu verlegen.[141]) Aufserdem fühlt man beim Lesen des Inhalts bei jedem Schritte die grofse Jugendlichkeit des Mannes heraus, der in der ersten Periode seiner Selbstprüfung, Selbsterkenntnis und in der Ausbildung seines Standpunktes zu den nächstliegenden Lebensfragen steht.

„Sittliche Selbsterziehung“ ist der allgemeine Gedanke, der die verschiedenen Themata seiner Schrift umfafst, die nach Art eines Katechismus in Fragen und Antworten geordnet sind. Für die Rechte des Individuums, für die Möglichkeit der Befriedigung aller seiner Wünsche eintretend, erörtert Lenz zu gleicher Zeit die Frage, wie der Zügellosigkeit der Leidenschaften zu begegnen sei und wie diese Leidenschaften in den Menschen nicht entwürdigenden und erniedrigenden Grenzen zurückgehalten werden könnten.

Zuerst berührt Lenz die ehelichen Verhältnisse, die er schon in vielen seiner Schriften erwähnt hat. Dem Beispiel Rousseaus folgend, der in seiner „Neuen Heloïse“ als beredter Verteidiger der Heiligkeit des Familienherdes und der Reinheit der ehelichen Verhältnisse aufgetreten war, ereifert sich Lenz gegen die Sittenverderbnis der damaligen Zeit und bekundet eine viel höhere Anschauung über die Liebe und die Ehe als die Anhänger der epikureischen Moral. Nur eine wahre und reine Sympathie der Seelen des Mannes und der Frau

---

*) Nach der in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift Nr. 223. („Meine wahre Psychologie.“)

**) Siehe Beilage C III.

begründet eine vom sittlichen Standpunkte aus gute Ehe — beantwortet er die erste Frage seiner „Lebensregeln"*). Wenigstens mufs eine „wahre freundschaftliche Zuneigung zwischen den Eheschliefsenden bestehen".

Diese Liebe mufs keusch sein und nicht vor der Zeit in eine sich „wider Vernunft, Ordnung und Gott empörende Leidenschaft" übergehen (Abschn. 2). Gegen letztere führt Lenz eine Reihe von Gegenmitteln an. Er beklagt, dafs die damalige Gesellschaft und die damalige Literatur einen verderbniserregenden Einflufs auf den Menschen ausübten. Die Erwähnung der Schriftsteller, „die den keuschen Schleyer vor dem Angesicht eines Geheimnisses wegreifsen," mufs man als eine Anspielung auf Wieland ansehen, gegen den als einen Sittenverderber bald darauf die ganze junge Partei der Stürmer und Dränger, an ihrer Spitze Goethe, offen auftrat (Abschnitt 3 der „Lebensregeln").

Der echte Glaube und das Beispiel Christi mufs den Menschen bei seinem Streben nach sittlicher Vervollkommnung unterstützen. Der erste Schritt dazu ist die reine, begierdelose Liebe, der zweite — „Demut des Herzens". Den ganzen 6. Abschnitt widmet Lenz der Predigt von der Demut (s. auch Abschnitt 12), die aus dem Munde eines der „Titanen", und „Genies" unerwartet und befremdend klingt, die von dem Glauben an ihre Kraft so erfüllt waren, dafs sie sich Prometheus gleichstellten. Eitelkeit, Eigendünkel und Hochmut werden als gefährliche Laster erklärt. Als die schlimmste Art der Hoffart bezeichnet Lenz: „da wir nicht allein uns über andere setzen und also unsern Werth übermäfsig erhöhen, sondern auch andere unter uns hinunter setzen . . . Auf diese Art wird aus dem Hoffärtigen, es sey nun im bürgerlichen oder Schriftsteller- und gelehrtem Verhältnifs, zugleich ein Unterdrücker, ein Tyrann, von Neid gequält und von allen Furien begleitet. Am schlimmsten sind die Wirkungen dieser Hoffarth bey Leuten die auf einen besonderen Eiffer in der Religion, auf eine besondre Frömmigkeit Anspruch machen und alles um sich herum verdammen, verketzern und verbrennen" (§ 7). Aus diesen Worten fühlt man die Ausfälle gegen die Pietisten heraus, die übrigens auch in der Komödie „Der neue Menoza" ihr Teil abbekommen.

Als dritten Schritt zur sittlichen Vervollkommnung bezeichnet er „Uneigennützigkeit, oder die Gleichgültigkeit gegen die Reichthümer und irdischen Güter insofern sie mit geistlichen Vortheilen und Vorzügen in Vergleichung gestellt werden" (Abschnitt 8). Im gegebenen Falle stimmten die Worte Lenzens mit seiner Lebensweise überein. Ein heimatloser, anspruchsloser, uneigennütziger Pilger, predigt er in

*) Siehe Beilage C II § 1.

dieser intimen Beichte „Mäfsigung in allen unsern Pretensionen bis auf die Pretensionen unsers Körpers hinunter, der sich sollte genügen lassen wenn er Nahrung und Kleidung hat, sie mag übrigens so schlecht seyn als sie wolle, und das übrige, was ihm Gott zu fallen läfst als eine Gnade mit dankbarer Empfindung erkennen aber nie mit Unmäfsigkeit geniefsen" (§ 11). Lenz geht so weit, dafs er sogar die Bereitwilligkeit nötigenfalls selbst Brot und Wasser zu entbehren, fordert (§ 13). Indem Lenz die äufserste Mäfsigung in Bezug auf Speise und Trank predigt, rät er: „Allemal das schlechtere Gericht dem bessern vorzuziehen, denn das macht den Geist stark und verhindert die Unmässigkeit" (Abschnitt 17). Er verurteilt den Genufs des Tabaks und des Weins (Abschnitt 14). Seine „Lebensregeln" schliefst Lenz mit den Worten eines wahren Asketen: „Überhaupt ist's gut das Fleisch zu kasteyn und zu kreutzigen, damit der Geist wachsen und sich bilden könne und müssen wir erstere nicht anders pflegen und warten als wenn wir eine merkliche Abnahme unsrer Kräfte spühren, der Verrichtungen unsers Geistes obzuliegen" (Abschn. 18). Dafs die Idee der Kreuzigung des Fleisches bei Lenz keine zufällige gewesen ist, beweist der an ihn gerichtete Brief Herders.*) Die Worte Herders: „Wenn Ihr nichts bessers habt, und einmal euer üppiges Fleisch kreuzig(en) wollt . . ." waren selbstverständlich eine scherzhafte Wiederholung aus ernsten Gesprächen, die er mit Lenz über dieses Thema gepflogen hatte.

Alle Kräfte des Menschen müssen nach Lenzens Worten auf die fortwährende Vervollkommnung unseres Geistes, der unsere „bewegende Kraft" sei, gerichtet sein. „Also thun ist unser Hauptbestimmung nicht blofs Eindrücke empfangen sowohl körperliche als geistliche . . ." sagt Lenz, indem er wieder in die Stimmung der „Stürmer und Dränger" verfällt (Abschnitt 16).

In dieser Beichte spiegelt sich der Seelenkampf wieder, den der zwischen die strengen sittlichen Forderungen seines Elternhauses und die neuen Ideen von der Freiheit der Person, der Leidenschaften usw. gestellte junge Lenz durchzumachen hatte. Auch hier sucht er, wie in allen seinen religiösen Anschauungen, den mittleren, zum Frieden führenden Weg einzuschlagen. So waren die ersten im Elsafs verlebten Jahre (1771—1773) die Zeit, in der sich seine neue Weltanschauung bildete. Lenz, auf dem Scheidewege stehend, sieht, ehe er vorwärts schreitet, oft nach rückwärts und entsagt seinen theologischen Beschäftigungen.

Diese Periode der philosophisch-sittlichen Interessen erreicht ihr

---

*) Siehe Beilage B Nr. 5 (nach der in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Handschrift).

Ende im Jahre 1774. Der Erfolg seiner literarischen Arbeiten veranlafste Lenz, sich ganz der Literatur und den unmittelbar mit ihr verwandten Fragen hinzugeben. Allerdings erschienen seine „Meynungen eines Layen“ erst 1775 im Drucke, doch sind sie zweifellos früher geschrieben worden.[142]) Bei Lebzeiten Lenzens, im Jahre 1780, erschien noch ein Werk ähnlichen Inhalts von ihm unter dem Titel: „Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen“ im Drucke. Aber auch hier haben wir es mit einer weit früher entstandenen Arbeit zu tun, was ein Teil des Werkes, der in Berlin aufbewahrt wird (Handschrift Nr. 230, Supplement zur Abhandlung vor acht Tagen) beweist. Es ist auf dasselbe Papier wie die erste Gruppe der Lenzschen Handschriften, die wir in die Jahre 1771—73 verlegen, geschrieben. Die Abhandlungen, die in die „Philosophischen Vorlesungen“ mit aufgenommen sind, können unmöglich später als 1771—74 geschrieben sein.[143])

Indem wir die Skizze über das Leben und die Tätigkeit Lenzens während der ersten Jahre seines Aufenthaltes im Elsafs beschliefsen, müssen wir noch auf einige beachtenswerte Erscheinungen der Literatur jener Jahre hinweisen.

Im Jahre 1772 begann in Frankfurt eine Zeitschrift „Frankfurter gelehrte Anzeigen“ unter der regsten Anteilnahme von Goethe und Herder und unter der Redaktion von Merck, dem Freunde Goethes, zu erscheinen. Diese Zeitschrift wurde bald das Hauptorgan der jungen Stürmer und Dränger und begrüfste mit Begeisterung die ersten Schöpfungen Lenzens im Jahre 1774. In das Jahr 1772 fällt auch die berühmte Abhandlung Herders: „Über den Ursprung der Sprache“, durch die er den Grund zur Philosophie der Sprache gelegt hat.[144])

Das nächstfolgende Jahr war reicher an literarischen Ereignissen. Im Mai erschien ein kleines Buch unter dem Titel: „Von deutscher Art und Kunst“, das Aufsätze von Herder, Goethe und dem Historiker Möser enthielt. Der erste schrieb begeistert über Shakespeare, Ossian und die Volkspoesie, der zweite sprach seine Bewunderung über das Strafsburger Münster als Denkmal der echt deutschen, älteren Kunst aus, der dritte verherrlichte die Vergangenheit Deutschlands. Das Buch war gleichsam eine öffentliche Kundgebung, die das junge Deutschland über sich selbst erliefs. Einen Monat später überzeugte Goethes „Götz von Berlichingen“ die Welt von den glänzenden Talenten, über die das junge Deutschland verfügte.

Zu gleicher Zeit mit der rheinischen Tafelrunde der „Stürmer und Dränger“ bildete sich 1773 der ihm geistesverwandte Göttinger Kreis, der sogenannte „Hainbund“, der zu seinen Mitgliedern Bürger, Vofs, zwei Grafen Stolberg, Boie, Müller und Hölty zählte. Sie waren alle leidenschaftliche Verehrer Klopstocks, mit dessen Persönlichkeit sie

einen förmlichen Kultus trieben (s. Kapitel X). Bürgers „Lenore“ entstand aus der Vorliebe für englische Volkspoesie.

Wir dürfen schliefslich ein im selben Jahre in Frankreich erschienenes Buch nicht mit Stillschweigen übergehen: das Werk Sebastien Merciers „Nouvel essai sur l'art dramatique“, das von den Stürmern und Drängern mit Begeisterung begrüfst wurde.

Fünftes Kapitel.

Französische Versuche zur Reform der Literatur.

Élargissez l'art!
Mercier.

Im Jahre 1771, achtzehn Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution, erschien in Paris unter vielen anderen literarischen Novitäten ein auch in Holland nachgedrucktes Buch unter dem rätselhaften und sonderbaren Titel: „L'an deux mille quatre cent quarante“ (Das Jahr Zweitausendvierhundertvierzig).[1] Das Buch behandelt das alte, aber stets neue Thema von der idealen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, von dem kommenden Goldenen Zeitalter, das bestimmt wäre, alle sozialen Wunden zu heilen, jede Ungleichheit des Besitzes irdischer Güter aufzuheben und die Menschen glücklich zu machen: Ein Thema, das bereits angesehene Philosophen, Gelehrte und Dichter von Plato, dem Verfasser der „Republik“, an bis zu Thomas More, dem Dichter der berühmten „Utopia“, behandelt hatten.

Vor allen ähnlichen glückverheifsenden Phantasien zeichnete sich die neue französische Utopie durch praktischeren Sinn und gröfsere Anlehnung an die unmittelbare Wirklichkeit aus; trotz des Titels, der den Leser fast um ein Jahrtausend voraus versetzte, sah der Verfasser nicht in eine allzuferne Zukunft und vergafs nicht die brennenden Tagesfragen, die die Pariser Bevölkerung kurz vor dem Ausbruch der Revolution erregten. Wie in einem Brennpunkte war hier alles zusammengefafst, was die Literatur der „Aufklärung“ in bezug auf die politische, gesellschaftliche und geistige Wiedergeburt Frankreichs zu Tage gefördert hatte. Das Buch zog nicht allein die Summe aller reformatorischen Bestrebungen jener Epoche, bildete nicht nur eine praktische Auslegung der in Mode gekommenen Orakelsprüche des aufklärenden Zeitalters und besonders Rousseaus, sondern schreckte auch nicht vor neuen, für viele unerwarteten Schlufsfolgerungen aus diesen Ideen zurück. In der fesselnden Form eines Feuilletons ge-

schrieben, in dem zürnendes Pathos mit sentimentaler Deklamation abwechselte, liefs der begabte Verfasser alle negativen Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens, alle schreienden Mifsstände der Gesellschaftsordnung durch die Spiefsruten seines Sarkasmus laufen und keinen Stein des „ancien régime“ auf dem andern liegen. Die scharfe Satire auf alles Bestehende — von den höchsten Fragen der Politik an bis auf den Schnitt der Kleider — wurde durch ein breit angelegtes Bild des idealen Lebens nach Einführung der zu erstrebenden neuen Ordnung ergänzt.

Im Jahre einer gewissen politischen Erregung (1771) erschienen, die durch die reaktionären Weltanschauungen des damals die Geschicke des Landes lenkenden Kanzlers Maupeou [2]) heraufbeschworen war, gofs dieses Pamphlet geradezu Öl ins Feuer. Obwohl aufs strengste verboten, wurde das Buch nach dem Zeugnisse der Grimmschen „Correspondance littéraire“ in Frankreich überall förmlich verschlungen. [3]) Einen nicht minder glänzenden Erfolg hatte es auch jenseit der französischen Grenzen, wobei alle noch in mittelalterlichen Vorurteilen Steckenden es verwünschten, alle jungen und nach einer sozialen Erneuerung Lechzenden es mit begeistertem Jubel begrüfsten. In Spanien zog es sogar die Aufmerksamkeit des Grofsinquisitors Don Felipe Bertran, Erzbischofs von Salamanca, auf sich, der das Lesen oder die Verbreitung dieses „gottlosen, unsinnigen, kirchenschänderischen“ Buches, das durch Henkers Hand verbrannt werden müfste, mit dem grofsen Bann und einer Strafe von zweihundert Dukaten bedrohte. [4]) Dieses vom spanischen Gesichtspunkt aus „verpestete Buch“ („pestilencial libro“) erschien sofort auch in englischer und deutscher Übersetzung und wurde von den betreffenden Verlegern aufs wärmste empfohlen; sie feierten den Verfasser als „Freund der Tugend und der Freiheit, dessen Herz in heifser Liebe der Gerechtigkeit, dem Wohle der Nächsten, guten Sitten und dem Glücke der Menschen entgegenschlägt“. [5]) Die deutschen Stürmer und Dränger lasen es aufs eifrigste; sie sahen in ihm eine wirkliche „Offenbarung“, das vollständige Programm einer idealen Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft [6]); der feurige Schubart nannte den Verfasser dieses „goldenen“ Buches seinen „Lieblingsphilosophen“. [7])

Dieses Buch, das so viel Lärm in Europa hervorgerufen hatte, stammte aus der Feder des jungen, wenig bekannten Schriftstellers Louis Sebastien Mercier, der ähnlich wie Byron nach dem riesigen Erfolge seines Poems „Child Harold“ von sich sagen konnte, er wäre eines Tages als gewöhnlicher Sterblicher eingeschlafen und als berühmter Mann aufgewacht.

Mercier ist einer der originellsten, am reichsten veranlagten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und sein Buch „Das Jahr 2440“

wohl das charakteristischste seiner zahlreichen, sehr verschiedenartigen Werke. Es enthält das Programm seiner literarischen Tätigkeit, in ihm offenbaren sich schon in den Grundzügen die Anschauungen dieses stürmischen und vorwärtsstrebenden Schülers Rousseaus, der treffend als „geborner Revolutionär“ („révolutionnaire inné“) bezeichnet wird; diese „profession de foi“ gibt den Schlüssel zum Verständnis seiner Persönlichkeit und seines Schaffens: in ihr liegen bereits die Keime für seine späteren Werke, welche die Stimmung des vor der Revolution stehenden Frankreich, dessen ganze geistige und gesellschaftliche Gährung treffend widerspiegeln.

In Paris geboren, gehörte Mercier der Generation an, die, in den Ideen Voltaires, der Enzyklopädisten und besonders Rousseaus erzogen, dazu berufen war, die Hauptgedanken der Apostel des „Zeitalters der Vernunft“ ins Leben einzuführen, und welche die Revolution mit herbeiführte. Es war ein mutiges und zielbewufstes Geschlecht, naiv sentimental veranlagt, dem aber Zweifel und Unentschlossenheit ebenso fremd waren wie krankhafte Reflexion. Solch geradliniger Charakter, unablässig bemüht, die anscheinend vom Schicksal für ihn bestimmten Lebensaufgaben zu erfüllen, war Mercier. Doch macht auch der literarische Nachlafs Merciers den Eindruck eines abgeschlossenen Ganzen und einer erstaunlichen Vollendung; alles bekommt bei ihm seine Färbung durch das Prisma seiner Lieblingsideen. Seine Werke berechtigen ihn, sich den „wahren Propheten der Revolution“ („le véritable prophète de la révolution“) zu nennen, wie ihn auch andere nannten [8]), der es nicht verstand, bescheiden seine Verdienste zu verschweigen. Revolutionär in der Politik, war Mercier auch Revolutionär auf dem Gebiete der Literatur, wo auch eine Art ancien régime herrschte. Nach seinem ersten Pamphlet, in dem auch einige Ausfälle gegen die alte literarische Ordnung enthalten waren, veröffentlichte Mercier im Jahre 1773 sein Buch „Du théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique“, in dem er seine Ansicht über die Lage der Literatur und die in ihr notwendigen Umgestaltungen äufsert. [9])

Die Frage der literarischen Reform zieht sich durch alle seine Werke. Sein Versuch, im Gebiete der Literatur eine vollständige Umwälzung herbeizuführen, das Joch des Pseudoklassizismus abzuschütteln, den Weg einer realen Darstellung der Wirklichkeit zu geben, ist eine höchst beachtenswerte Erscheinung. Im 18. Jahrhundert herrscht in Frankreich eine unerbittliche Kritik, die sich gegen die Grundlagen des früheren Lebens und der früheren Weltanschauung richtete, während man auf dem Gebiete der Literatur sehr konservativ war und sich bemühte, die althergebrachten Regeln des Pseudoklassizismus zu erhalten. Der strenge Voltaire, der fast auf allen Gebieten menschlichen Wissens kühn und entschieden vorging, wurde furchtsam und

übermäfsig zurückhaltend, wenn die Rede auf eine Umgestaltung der Literatur kam.[10]) Nachdem er in seiner Jugend den Versuch gemacht hatte, Shakespeare auf die französische Bühne zu bringen, söhnte er sich später mit der trägen Unbeweglichkeit des pseudoklassischen Theaters aus, verehrte Boileau und Racine und widersetzte sich jeder literarischen Neuheit.

Indessen bereitete sich die Frage einer literarischen Reform vor und rückte allmählich an die erste Stelle unter dem Einflufs der mehr und mehr zunehmenden Bekanntschaft mit den englischen Schriftstellern, die den Franzosen vollständig neue Perspektiven erschlossen.[11])

Die Notwendigkeit einer literarischen Reform wurde im Frankreich des 18. Jahrhunderts von niemandem so tief empfunden als von Mercier, einem der mutigsten Vorkämpfer der neuen Richtung. Niemand war kühner und hellsehender in dieser Beziehung als er, niemand konnte in dem Mafse die zukünftigen Pfade der Kunst erraten wie er. Wohl gab es noch aufser ihm Schriftsteller, die an Verbesserungen in der Literatur dachten, aber keinem schwebte eine so vollständige literarische Reform, eine so vollständig neue Richtung in der Kunst vor; er allein erdachte ein vollendetes, mehr oder weniger geschlossenes System und vertiefte sich in die Frage wie kein anderer.

Dieser Versuch verdient unsere besondere Beachtung, weil alle französischen Literaturgeschichtswerke die Verdienste Merciers in dieser Beziehung einfach ignorieren und sich mit der Wiederholung der schablonenhaften und unwissenschaftlichen Charakteristik dieses Schriftstellers begnügen, die sie von den ihm feindlich gesinnten Kritikern des beginnenden 19. Jahrhunderts übernommen haben.[12])

Eine nähere und unbefangene Betrachtung der Werke Merciers vom historischen Gesichtspunkt aus führt uns zu einigen sehr interessanten Ergebnissen, die in den meisten Fällen gar nicht in Betracht gezogen werden.

Der Ausgangspunkt Merciers bei seinen literarischen Reformbestrebungen waren seine Anschauungen über die Kunst und ihre Aufgaben, die in verschiedenen seiner Werke verstreut sind und sich eng mit seinen sozialen und politischen Anschauungen verbinden. Mercier beseitigt den Begriff der „Schönheit“ und verlegt das Wesen der Kunst in die Tätigkeit des Künstlers, andere dasselbe fühlen zu lassen, was er selbst empfunden hat. Der Künstler führt nach den Worten Merciers die Empfindungen, die er selbst erlebt hat, in die Seelen der andern ein . . . Er war selbst gerührt und er rührt andere; er weinte in seiner stillen Kammer und er zwingt andere zum Weinen . . . Zum Mitleid stimmen, rühren, unmittelbar auf das menschliche Herz einzuwirken und es mit lebendigen und tiefen Gefühlen zu erfüllen — darin besteht die Kunst.[13]) Dem Geständnis, dafs die Kunst auf den

Menschen einen grofsen Einflufs ausüben könnte, entspringt natürlich die Teilung der Kunst in eine gute und schlechte, der Fülle der sittlichen und gesellschaftlichen Empfindungen entsprechend, mit denen sie den Leser, Hörer oder Zuschauer „ansteckt". Mit grofsem Eifer verurteilt Mercier die schlechte Kunst (das war in seinen Augen die herrschende Kunst seiner Zeit) und preist die gute, die nach seiner festen Überzeugung die Zukunft herbeiführen mufs. Als gute Kunst bezeichnet Mercier diejenige, die einen guten sittlichen Einflufs ausübt und zur Befestigung der wahren gesellschaftlichen Instinkte beiträgt. Eins der Hauptziele der Kunst ist nach seiner Meinung die Annäherung der Menschen auf dem Boden der gegenseitigen Liebe und Sympathie, die Entsagung von allem persönlichen Egoismus und nationalen Vorurteilen. [14])

Indem Mercier der Kunst eine grofse soziale Macht einräumt, verlangt er ihre allgemeine Zugänglichkeit und träumt von einer Demokratisierung derselben. Die Kunst darf nicht einzelnen bevorzugten Kreisen von Glücklichen, sondern mufs dem ganzen Volke, allen Schichten desselben angehören. Die aristokratischen Tendenzen des Pseudoklassizismus wurden nirgends so heftig angegriffen als auf den Seiten des „Nouvel essai sur l'art dramatique". Dem verderbten Geschmacke der Masse der sogenannten Kunstkenner, die das ganze aristokratische und Salonpublikum umfafst, stellt Mercier den künstlerischen Sinn der ganzen Nation, des ganzen Volkes gegenüber, dessen Empfinden bei der Lösung derartiger Fragen entscheidend sein müsse. [15]) Mercier fordert die Befreiung der Kunst aus den Fesseln der engbegrenzten Standesanschauungen und ihre Einführung in das grofse Gebiet der Volksinteressen, Fragen und Sympathien. [16]) Sein Kriegsruf lautet: „Elargissez l'art!" Dieses Prinzip führt zu einer Änderung der Anschauung über den Inhalt der Kunst, über die Auswahl des geeigneten Stoffes und über die Ausführungsmethoden. Die Kunst mufs sich dem Leben anschliefsen und mit dessen realen, täglichen Aufgaben rechnen; sie mufs das darstellen, was alle vor Augen haben, und sich nicht einen Schritt von der Wirklichkeit entfernen. [17]) So gelangt Mercier dazu, Realismus in der Kunst zu fordern, eilt in dieser Beziehung seiner Zeit weit voraus und erscheint als Vorläufer der jetzigen realistischen Schule.

Damit aber die Kunst ihre hohe Aufgabe erfüllen könne, mufs sie vor allem ihre Fesseln sprengen und das Sklavenjoch, unter dem sie vor Gram vergeht, von sich abschütteln. Mercier war einer der begabtesten Kämpfer für die Freiheit der Kunst, für die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des künstlerischen Schaffens. Gleich am Anfange seiner literarischen Laufbahn sprach er bereits in einer akademischen Rede, die er 1763 in Bordeaux hielt, wo er Professor der Rhetorik war [18]), klar und deutlich den Gedanken aus, der allen

seinen Versuchen zur Umgestaltung des Dramas und des Theaters zu Grunde liegt. Dieser selbe Gedanke von der Freiheit des „Genies“, nur dem eignen innern Antriebe im künstlerischen Schaffen zu folgen, war es, der die Köpfe der feurigen deutschen Jünglinge gefangen nahm, die sich anfangs der siebziger Jahre in Strafsburg zusammengefunden und die den Grundstein zur Literatur der Sturm- und Drangperiode gelegt hatten. „Das Genie,“ sagt Mercier, „ist vor allem ein Freund der Freiheit; jeder Despotismus ist ihm unerträglich, und durch seine Launen und unsinnigen Forderungen schrecklich. Das Genie ist in seine Freiheit verliebt, es ist stolz auf sie und fühlt eine unsagbare Abneigung gegen alles, was sie bedrängt und belästigt.“ [19]) Der Künstler „mufs nur aus der Natur, der unsterblichen Mutter aller Künste, schöpfen, und zwar nur aus eigenem Antrieb des Genies selbst, das tiefer eindringt als der Verstand“. Die wichtige Wahrheit: „Ohne andern nachzuahmen, schafft sich das Genie seine eigenen Regeln“ [20]) wünschte Mercier in die Herzen der jungen Männer einzuflöfsen, die sich mit der Kunst zu beschäftigen anfingen.

Mercier ist ein bedingungsloser Anhänger der Freiheit des Künstlers und ein unversöhnlicher Feind aller künstlerischen und literarischen Regel. Er hafst jeden Dogmatismus, Regeln hält er für schwere Fesseln, die willkürlich der schöpferischen Phantasie auferlegt werden. „Ich wünschte,“ so schreibt er, „diese unwürdigen Schranken, die den Flug des Genies nur aufhalten, niederzureifsen, ihm seine frühere Freiheit und natürliche Unabhängigkeit wiederzugeben.“ [21])

Merciers Ideen lassen sich so auf drei Grundgedanken zurückführen: die Kunst mufs eine soziale Macht sein und einen wohltätigen Einflufs auf die Gesellschaft ausüben; die Kunst mufs allen zugänglich, folglich realistisch sein; die Kunst mufs frei sein. Durch diese Grundgedanken wird das Wesen jener literarischen Reform erklärt, für deren Verwirklichung er sein ganzes Leben lang so energisch eingetreten ist.

Merciers Prinzip: „Elargissez l'art“ findet auch hier volle Anwendung. Hand in Hand mit dem Prinzip der Freiheit des Dichters, sich nur dem eignen Antriebe unterzuordnen, ging bei ihm der Gedanke an einen literarischen Kosmopolitismus. Indem er die Fesseln der pseudoklassischen Poetik sprengte, verwarf er zu gleicher Zeit die Ausschliefslichkeit und Engherzigkeit der literarischen Sympathien, die in Frankreich herrschten, jene Unduldsamkeit gegenüber allem Ausländischen, die geneigt war, nichts aufzunehmen, was nicht in ihre geliebten Schablonen pafste. Wenn bereits Rousseau, indem er sich durch die englischen Schriftsteller begeistern liefs, die ersten Schritte auf dem Wege des literarischen Kosmopolitismus getan hatte [22]), so dehnte Mercier den engen Rahmen der Nationalität noch weiter aus.

Er versteht, schätzt und liebt nicht allein die englischen Schriftsteller, sondern auch die deutschen, ja sogar die spanischen und italienischen. Es gab im 18. Jahrhundert wohl keinen zweiten Schriftsteller in Frankreich, dessen literarischer Sympathienkreis so weit ging. Er schätzt Cervantes, begeistert sich an Dante, übersetzt in Versen eine Episode über den Grafen Ugolino [23]), liebt aber am meisten die englische Literatur; er übersetzt Milton, huldigt Shakespeare und hält grofse Stücke auf Richardson, Fielding, Young und Ossian. [24])

Am beachtenswertesten sind seine Beziehungen zu Shakespeare, den er immer als seinen Lieblingsschriftsteller bezeichnete. Niemand in Frankreich brachte dem grofsen englischen Dramatiker eine gröfsere Bewunderung entgegen. Das Lesen des „Timon von Athen" erheiterte seine traurigen Tage im Gefängnis nach dem Sturze der Girondisten [25]) und es gewährte ihm ein grofses Vergnügen, dramatische Motive, die Shakespeare berührt hatte, auszuarbeiten. [26]) Dieser überragte nach Merciers Worten alle andern dramatischen Dichter, wie der Dom von St. Peter in Rom alle anderen Kirchen überragt. [27]) Mercier bekämpfte stets die Anschauung Voltaires, der in Shakespeare nur den „betrunkenen Wilden" (sauvage ivre) und Barbaren erblickte. Durch eine sorgfältige Untersuchung des „Julius Cäsar" und einen Vergleich desselben mit den Geschichtsquellen wies er das Unsinnige solcher Anschauungen nach. [28]) Indem er das Shakespearesche Stück mit Voltaires „Julius Cäsar" vergleicht, enthüllt er alle Vorzüge der ersten Tragödie [29]), zahlt er dem Genius des unsterblichen Dichters [30]), den er als seinen Lehrmeister in der Kunst und als unerreichbares Vorbild dramatischen Schaffens hinstellt [31]), den unwillkürlichen Tribut der Bewunderung. In den Werken Shakespeares offenbart sich, nach den Worten Merciers, die Kunst in ihrer höchsten Vollendung. Shakespeare steht nach seiner Meinung so hoch da, weil er durch und durch ein nationaler Dichter ist, der von allen Schichten der englischen Gesellschaft ohne Ansehen der Standes- und der Bildungsunterschiede verstanden und geliebt wird. Er ist seinen Landsleuten so wert, weil er das Geheimnis entdeckt hat, seine Rede an alle Bürger, die diese ehrenwerte Nation ausmachen, zu richten." [32])

Das Theater und die dramatische Poesie waren Merciers Lieblingsgebiet. Die Bedeutung des Theaters ist nach seiner Meinung eine ungewöhnlich hohe: es ist die Schule des Lebens, der Kampfplatz der Erziehung, der Wegweiser erhabener Gedanken. [33]) Daher mufs das Schauspielhaus das unwiderrufliche Eigentum aller Nationen, aller Volksschichten sein. Mercier hat das alte griechische Theater im Auge, das ihm in dieser Beziehung als Ideal vorschwebt. Die Pforten des Theaters müssen allen geöffnet, der Preis der Plätze mufs für alle zu erschwingen sein. [34])

Damit das Theater seinen Zweck erfüllen kann, müssen die dramatischen Schöpfungen einen entsprechenden Inhalt haben; sie müssen allgemeinverständlich sein, die Interessen der Mehrheit berühren, die Fragen der allen zunächstliegenden Wirklichkeit behandeln, sich in allgemeinen nationalen Interessen bewegen; sie müssen ferner vom Scheine des sittlichen Ideals erleuchtet und vom Pathos der Tugend, des Edelmutes und der Menschlichkeit durchdrungen sein usw. [35])

Diesen Forderungen Merciers entsprach das Theater jener Zeit nicht. Daher seine Philippiken gegen die pseudoklassische Tragödie und Komödie. [36]) Von den Grundgedanken der Schaffensfreiheit, der Allgemeinverständlichkeit, des Realismus und der Belehrung ausgehend, sprach Mercier das Todesurteil über die französische pseudoklassische Tragödie aus, wegen ihrer sklavischen Nachahmung der Antike, der Tyrannei der Regeln, wegen ihrer aristokratischen Richtung, ihrer erhöhten Hofatmosphäre, wegen der Falschheit, dem Unwahren, Künstlichen in der Darstellung ihrer Helden. [37]) Seiner Verurteilung unterliegt auch die pseudoklassische Komödie hauptsächlich deshalb, weil sie nach der Meinung Merciers den sittlichen Anforderungen, welche die Kunst stellt, nicht entspricht und die erzieherische Bedeutung untergräbt. [38]) Selbst Molière, bemerkt Mercier, ist in dieser Beziehung nicht fehlerfrei, weil er oft einfache, unglückliche, keineswegs lasterhafte Menschen der Lächerlichkeit und dem Spotte preisgibt, anstatt sie zu bedauern und Mitleid für sie zu erregen. Mercier hält den „Tartüffe“ für das einzige Stück Molières, das vom sittlichen Standpunkt aus ganz einwandfrei sei. [39])

In der scharfen Kritik des pseudoklassischen Theaters hatte Mercier einen Vorgänger in Diderot und einen Gesinnungsgenossen in Lessing, der sich ebenfalls an Diderots Beispiele begeisterte. Es ist interessant, die Beziehungen Merciers und Lessings zueinander näher ins Auge zu fassen. Die kritischen Schriften Lessings waren Mercier wohl unbekannt geblieben, da er sich sonst sicher auf den mächtigen Gesinnungsgenossen berufen hätte. [40]) Mercier, der in der deutschen Literatur belesen war und ihr Sympathien entgegenbrachte, erwähnt doch niemals Lessing und seine Werke weisen keine Spuren einer Beeinflussung durch letzteren auf. Wenn auch sein „Nouvel essai“ später als die „Hamburgische Dramaturgie“ erschien, so spricht Mercier doch schon in seinen früheren Werken dieselben Gedanken aus, lange bevor der gröfste Kritiker Deutschlands sich anschickte, die Koryphäen der französischen Bühne zu zerpflücken. [41]) Dabei ist sein eigentlicher Gesichtspunkt ein ganz anderer als der Lessings. Als einer der eifrigsten Vertreter der dogmatischen Kritik kämpfte er unter dem Banner des Aristoteles; der Zweck aller seiner Angriffe auf Boileau und Racine war, den Beweis zu führen, dafs sie den

griechischen Philosophen nicht verstanden und ihn nur verunstaltet hätten. In den Augen Lessings müfsten die Dogmen der Aristotelischen Poetik ebenso verbindlich und unfehlbar sein wie die Elemente des Euklides; er war überzeugt, dafs kein dramatisches Werk auch nur um ein Jota von den Gesetzen des Aristoteles abweichen dürfe, ohne zu gleicher Zeit an Kunst und Wahrheit einzubüfsen.[42]) Mercier hingegen fordert volle Freiheit der Phantasie und überschüttet die Anhänger des Aristoteles mit einer wahren Flut giftigen Spottes.[43]) Alle Poetiken mit Einschlufs der des Aristoteles sind zu nichts tauglich. Gegen die Bearbeiter der letzteren richtete er eine eigne Broschüre unter dem Titel „Über die Dummheit der Bearbeiter des Aristoteles".[44])

Wenn Lessing die französischen Pseudoklassiker mit ihren eignen Waffen bekämpfte, indem er ihnen ihren vollständigen Mangel an Verständnis der Aristotelischen Lehre nachwies, so traten bei Mercier andere Prinzipien in den Vordergrund, er urteilte von ganz anderen Gesichtspunkten aus.[45])

So sehen wir, dafs Mercier bei seiner abweisenden Kritik radikaler vorgeht als Lessing. Beachten wir, was er an die Stelle der von ihm verworfenen pseudoklassischen Tragödie und Komödie zu setzen beabsichtigte.

Er ist ein Anhänger des sogenannten „bürgerlichen Dramas", dessen Theorie Diderot zuerst aufgestellt hat. Für diese Art dramatischer Werke, die er einfach als „Drama" zu bezeichnen liebte, Propaganda zu machen, war ihm die Hauptaufgabe seines Buches „Über das Theater".[46])

Während der vorsichtige Diderot sein „genre sérieux" empfahl, verwarf er nicht die Möglichkeit der Tragödie und Komödie und wies ihnen einen Platz in seinem System an[47]); der entschiedenere und kühnere Mercier dagegen verneint diese wie jene in ihrer Sondererscheinung und fordert eine Verschmelzung, eine Vereinigung zu etwas Neuem, das die früheren dramatischen Formen ausschliefst. „Tombez, tombez, murailles, qui séparez les genres!" ruft er aus. Möge sich dem Poeten der Horizont erweitern und sein Genius die engen Schranken, in denen die Kunst eingepfercht und geschwächt wird, nicht wahrnehmen.[48]) Die Tragödie mitsamt den Helden, die sie vorführt, hat sich überlebt; die Komödie mit ihrem unaufhörlichen Lachen ist nicht mehr zeitgemäfs. „In unserem Zeitalter," bemerkt Mercier, „können wir nicht so unbefangen lachen wie unsere Vorfahren; unser Leben ist zu ernst, die Lachmuskeln sind gelähmt".[49]) Das Drama hat einen grofsen Vorzug vor der Tragödie und der Komödie, da es das Pathos der einen mit den naiven Bildern (peintures naïves) der andern vereint, und ist viel nützlicher, wahrer, interessanter und der grofsen Masse der Bürger verständlicher.[50]) In der Natur gibt

es keine allzu schroffen Kontraste, eine Farbe ergänzt und mildert die andere; so mufs auch der Dichter auf seiner Palette die Farben mischen und Licht und Schatten gleichmäfsig verteilen. „Das Drama mufs ein aus dem Leben herausgegriffenes Bild sein („le Tableau“ ist ein Lieblingsausdruck Merciers)“; daher müssen auch alle handelnden Personen mit der gleichen Sorgfalt behandelt sein, um die allgemeine Perspektive nicht zu verderben.“[51])

Was soll das „neue Drama“ darstellen? Diderot beschränkt die Aufgabe seines „genre sérieux“ auf die Bühnendarstellung verschiedener „conditions“ (Lebensverhältnisse), deren Vorbilder er aus der Sphäre familiärer Beziehungen entnimmt, wie Vater, Gatte, Sohn, Schwester usw., teilweise auch den gesellschaftlichen Beziehungen, wie Richter, Politiker, Militär usw.[52]) Mercier denkt an einen breiteren sozialen Inhalt des Dramas, das vor allem den Interessen der niederen Volksklassen dienen soll.[53]) Sein Drama soll gesunde politische und soziale Ideen, wichtige Faktoren im Kampfe des Volkes um seine Rechte behandeln. Der Kreis seiner Aufgaben ist weit gröfser und die realistische Tendenz ist bei Mercier viel ausgeprägter als bei Diderot.

Der Gegenstand des Dramas kann nach Mercier das ganze Leben mit allen seinen Erscheinungen sein, kein Winkel desselben soll von der Schöpfung des Dichters unbeleuchtet bleiben, welcher die wahren Aufgaben der Kunst erkennt und der dessen eingedenk ist, dafs „der Dichter vor allem der Sachwalter der Unglücklichen, der Tribun der Gerechtigkeit“ sei (le poète est l'interprète des malheureux, l'orateur public des opprimés).[54]) Sein Theater mufs das Weltall umfassen, die Charaktere seiner handelnden Personen müssen ebenso verschiedenartig sein, wie die der ihn umgebenden Menschen.[55]) Mag er denn gewissenhaft und wahr einen „ehrlichen Bauern“, einen „ehrwürdigen Greis“, einen „wahren Freund“, einen „General, der das Vaterland gerettet“, einen „Arzt, der sich selbst verleugnend dem Nächsten dient“ usw. schildern. Mag er auch vor der Darstellung negativer Erscheinungen und lasterhafter Menschen nicht zurückschrecken, aber seine Hauptaufmerksamkeit mufs auf das „Tugendhafte“ (honnête) gerichtet bleiben. „Wiederholen wir nach Diderot,“ schreibt Mercier, „das Tugendhafte, das wird zu allen Zeiten und überall gefallen, das wird gehört werden und wird Lob einbringen und von allen Menschen für gut erachtet werden.“[56])

Der Poet darf sich nicht damit begnügen, nur die Bourgeoisklasse zu studieren, er wende seine Aufmerksamkeit auch den einfacheren Leuten, den Bauern und Handwerkern (die Mercier besonders sympathisch sind) zu.[57]) „Aus welchem Grunde haben wir angefangen, die Bauern mit ihren einfachen, guten Sitten über

die Achsel weg anzusehen? Die Handwerker haben ein noch gröſseres Recht, beachtet zu werden. Was lernt man nicht alles von ihnen! Wieviel Mannigfaltigkeit in das Interesse dieses auf den ersten Blick so einförmigen Studiums bringt nicht ein Weberschifflein, ein Hammer, eine Wage, ein Winkelmaſs, eine Schere hinein!" Die Arbeiter sind nicht schlechter als die Marquis; sie verschwenden mehr Geist, um sich ihr Dasein zu erkämpfen, als diejenigen, die es bloſs ohne Arbeit genieſsen.[58]) Der Schauplatz der Handlung kann überall sein, wo Leben ist, wo es Leidende und Unglückliche gibt, sei es in einer dürftigen Kammer, im Kranken- oder gar im Irrenhause. Die ganze Einrichtung, alle Einzelheiten des Lebens müssen auf der Bühne getreu wiedergegeben werden. Mercier fordert den vollen Realismus und gibt dem Dichter genaue Anleitung, wie sorgfältig er die Erscheinungen im Leben beobachten muſs, ohne die geringsten Kleinigkeiten, welche oft zur Charakteristik eines Menschen wichtig sind, zu übersehen. Der Poet muſs seine dumpfige Kammer verlassen, sich unter die Menge begeben, alle Gesellschaftsschichten kennen lernen und überall genaue Tatsachen und treue Wahrnehmungen einsammeln.[59]) Mit kurzen Worten: Mercier ist ein Vorläufer der naturalistischen Schule Zolas mit ihren menschlichen Dokumenten (documents humains).

Seine Theorie suchte Mercier in der Praxis durch seine Stücke, deren er viele geschrieben hat, umzusetzen. In Paris, wo Kritiker und Schauspieler Mercier feindlich gesinnt waren, wurden fast alle diese Dramen nicht aufgeführt; sie erfreuten sich aber in der Provinz und im Auslande, in ganz Europa, von London bis Moskau, einer groſsen Popularität.[60]) Sie sind ins Deutsche, Holländische, Englische, Italienische, Polnische und Russische übersetzt worden.[61]) „Le déserteur", La brouette du vinaigrier", „L'indigent", „Le juge", Le faux ami" u. a. m. waren auf dem Repertoire fast aller europäischer Bühnen zu finden. Mit Stolz pflegte Mercier selbst zu erwähnen, daſs sein „Karren des Essighändlers" auf allen Bühnen Europas dargestellt worden wäre.[62]) „Dieses Drama," bemerkt das „Dramatische Wörterbuch" des Jahres 1787[63]), „ist viele Male zur groſsen Befriedigung des Publikums in Moskau aufgeführt worden." Sein russischer Übersetzer Labsin, der später Freimaurer wurde, bezeichnet Mercier als den „besten französischen Schriftsteller".[64])

Der Erfolg dieser Dramen Merciers ist dem Umstande zuzuschreiben, daſs sie sich durch einen streng sittlichen und sittenlehrenden Charakter auszeichneten, die Grundsätze der Ehrlichkeit, des Fleiſses und der Gesetzlichkeit verkündeten, für die Würde eines jeden Menschen ohne Ansehen seiner gesellschaftlichen Stellung eintraten, von einer optimistischen Weltanschauung und der festen Über-

zeugung von dem endlichen Siege der guten Anlagen der menschlichen Natur durchdrungen waren. Mercier bestach das nach Belehrung dürstende Publikum des 18. Jahrhunderts durch den Adel seiner Gesinnung, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner erzieherischen Absichten zuliefs. Seine Dramen weckten den Wunsch, die auf der Bühne gehörten Lehren im praktischen Leben zu verwenden, was auch Labsin in seiner Vorrede zur Übersetzung hervorhebt.[65])

Mercier verstand es, Aufgaben zu berühren, deren Ausgestaltung eigentlich der späteren literarischen Entwicklung vorbehalten war. Sein Weber Josef, der Held des Dramas „L'indigent" (1782)[66]) redet fast die Sprache eines Proletariers unserer Tage. In einigen andern Stücken erscheint Mercier als Vorläufer Scribes, Augiers, Dumas' u. a. m. So sein Drama „Le faux ami" — es ist eine einfache, fast alltägliche Geschichte, ein kleines Familiendrama: eine kurze Zeit dauernde Uneinigkeit zwischen Eheleuten infolge gewisser Ränke eines philisterhaften Don Juans, des „Hausfreundes", Aufklärung des Mifsverständnisses und Versöhnung.[67])

Wenn die Stoffe oft sehr geschickt gewählt, wenn die Motive auch mitten aus dem Leben gegriffen sind, so steht die Ausführung der dramatischen Werke Merciers nicht immer auf der Höhe seiner künstlerischen Auffassung. Seine künstlerische Praxis bleibt beträchtlich hinter seinem künstlerischen Ideal zurück.

Mercier gedachte ein Maler der Sitten seiner Zeit zu werden; er liebte es, sich mit seinem Freunde, dem berühmten Künstler Greuze, zu vergleichen; er wollte in der Literatur die Stelle erringen, die Greuze in der Malerei inne hatte.[68]) Einfachheit, Wahrhaftigkeit, Realismus — danach strebte er. Das realistische Drama war sein Ideal. In seinen Dramen herrscht tatsächlich der Realismus. Aber nur ein Realismus äufserer Kleinigkeiten, der Kostüme, der Dekorationen, des Beiwerks der zufälligen Umstände. Dem innern Aufbau seines Dramas, der Handlung, den Empfindungen, den Charakteren fehlt das Realistische.[69]) Die Tendenz des Dramas, die Motivierung der Handlung ist seine schwächste Seite. In den Dramen Merciers herrscht der blinde Zufall, die Schicksalswillkür, die die Menschen in die unerwartetsten Lagen versetzt. Heimliche Ehen, abhanden gekommene Kinder, plötzlich auftauchende Personen, unerwartete Begegnungen, neuentdeckte, bis dahin nichtgeahnte Familienbande — mit einem Worte alles das, womit die ungezügelte Phantasie des Mittelalters die „Miracles" erfüllte, sind über und über in den quasi realistischen Dramen dieses eigentümlichen Schriftstellers enthalten. Sein Weber Josef befindet sich in elendem Zustande zusammen mit seiner Schwester Charlotte, der ein junger Adliger, de Lys, nachstellt; endlich stellt

sich heraus, dafs Charlotte in Wirklichkeit die Schwester de Lys' und nicht die Josefs ist, und sie heiratet ihren vermeintlichen Bruder.[70]) Einer der bestgezeichneten Charaktere der Dramen Merciers, Nathalie, widerspricht vollständig der Wirklichkeit.[71])

Um in seinem Streben, ein Sittenmaler zu werden, um das Leben in seiner Wirklichkeit darzustellen, verfiel Mercier der Einseitigkeit; er vermeidet offenbar, lasterhafte Menschen auf die Bühne zu bringen. Die übertriebene Hervorhebung der Tugend ist eine gewohnte Erscheinung in den Stücken Merciers. Seinen Zweck, die Sitten zu bessern, denkt Mercier zu erreichen, indem er vor den Zuschauern das Bild der Tugend entrollt. Denken wir an seine Theorie der „Ansteckungsfähigkeit der Kunst". Indem er tatsächlich an die „Ansteckungskraft der Tugend" glaubt, nimmt sich Mercier vor, die Zuschauer durch Seelengröfse, Ehrlichkeit, Selbstverleugnung, Beständigkeit usw., durch die seine tugendhaften Helden glänzen, anzustecken, bemüht er sich mit allen Kräften, ihren Blicken lasterhafte Menschen zu entziehen. Wenn solche auch einmal auf der Bühne erscheinen, dann schleichen sie sich unbemerkt seitwärts, als ob sie sich ihres Daseins schämten. Nach der Überzeugung Merciers schmilzt das Laster beim Scheine der Tugend wie Wachs am Feuer; daher bekehren sich bei ihm gewöhnlich lasterhafte Menschen ganz plötzlich und unerwartet zu guten und bereuen ungewöhnlich schnell; aus eingefleischten Bösewichten und gierigen Wölfen verwandeln sie sich vor den Augen des Zuschauers zum grofsen Triumphe der Tugend in reine Kinder und unschuldige Lämmer.[72])

Trotzdem Mercier sich gegen das französische pseudoklassische Theater auflehnte, blieb er doch unbewufst von demselben beeinflufst. Radikal in seiner Theorie, die volle Freiheit des Genius verkündend, sich an unmittelbarer, stürmischer Begeisterung berauschend, den Realismus fordernd, blieb Mercier in seinen Dramen weit hinter seinen Forderungen zurück. Er war zu sehr Franzose, liebte zu sehr die instinktmäfsige Einfachheit, Klarheit und Regelmäfsigkeit in allem, um das englische Theater vollständig zu verstehen. Indem er immer gegen den „bon goût" ankämpft, läfst er sich in der Praxis teilweise von den Überlieferungen dieses „guten Geschmacks" leiten; darum ruft die verwickelte Handlung und der strenge Naturalismus des Lilloschen Dramas „George Barnwell", das er zu übersetzen angefangen hatte[73]), in ihm so grofsen Schrecken hervor. Aber doch kann man Mercier eine realistische Begabung nicht ganz absprechen; wenn sie sich auch nicht immer in seinen Dramen widerspiegelt, so offenbart sie sich doch glänzend in seinem gröfseren Werke „Tableau de Paris", in dem Mercier ein erstaunlich scharfes, umfassendes und genaues Bild des Pariser Lebens am Vorabende der Revolution entwirft.[74]) Es

ist ein wahres Meisterstück, das ein reiches Material für die Kulturgeschichte liefert.

Das sind die wesentlichsten Züge der von Mercier angebahnten Reform der Literatur, das sind die Proben seiner Tätigkeit nach dieser Richtung. Betrachten wir nun, zu welchem Resultat der Versuch Merciers geführt und welche Spuren er in der literarischen Entwicklung hinterlassen hat.

Die literarische Reform, für die er schwärmte, erwies sich für jene Zeit undurchführbar; das französische Volk, das vom Strome der politischen und sozialen Revolution fortgerissen war, hatte nur Sinn für diese Tagesfragen, vor denen die der Kunst und der Literatur ganz zurücktreten mufsten. An den geschichtlichen Ereignissen, die von ihm teilweise im „L'an 2440" vorausgesagt waren, nahm Mercier als Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und des National-Konvents wie auch als Herausgeber der politischen Zeitschrift „Annales patriotiques et littéraires" unmittelbar und eifrig teil.[75]) Indem er seinen Platz in der Nähe der Girondisten nahm, war er der geschworene Feind Marats, Dantons und Robespierres; er fürchtete sich nicht, sie in seinen Reden anzugreifen und sie als „Barbaren" zu bezeichnen. Seinen Worten nach waren die Demagogen daran schuld, dafs die anfängliche „reine und sündenlose" Revolution „sich in eine mit Schlangen umgürtete und mit brennenden Fackeln und Dolchen bewaffnete Furie verwandelt habe".[76]) Er war Zeuge der Gefängnismorde im September, die ihn mit Widerwillen erfüllten und bis ins Innerste erschütterten. „Als ich die Ströme Blutes wahrnahm," schreibt er, „trat ich mit Schrecken zurück und sagte mir selbst: Nein, das, was ich hier erblicke, ist nicht die Erfüllung meiner Wahrsagung, blutdürstige Bösewichter haben sie auf unbestimmte Zeit vertagt."[77])

Ein leidenschaftlicher, aber sanfter, ein energischer und doch gemütvoller Mensch phantasierte Mercier von friedlichen Umwälzungen und fühlte eine organische Abneigung gegen physische Gewalttätigkeit. Mit Schrecken sah er nach seinen eignen Worten, dafs sich die Revolution „in eine Anarchie, in eine Verhöhnung des Allerheiligsten, in eine grenzenlose Zügellosigkeit und in ein Aufserachtlassen alles dessen, was den Menschen vom wilden Tiere unterscheidet", verwandelt habe.[78])

Der Sturz der Girondisten führte Mercier ins Gefängnis, und nur mit knapper Not entging er dem Blutgerüst. Sein Leben war gerettet, aber alle die blutigen Ereignisse der Revolution, alle Schrecken des von ihm durchlebten Terrorismus erschütterten seine empfindsame und allen Eindrücken zugängliche Seele und trübten nach der Meinung seines Biographen seinen erhabenen Geist.[79]) So kann man sich teil-

weise auch seine krankhafte Neigung für Paradoxe und seinen Widerspruch gegen alle allgemeingeltenden Ansichten erklären, die später bei ihm überhand nahmen und hauptsächlich in der Erinnerung der Nachwelt fortgelebt haben. Am Abende seines Lebens, zur Zeit des Kaiserreichs, mit dem er sich nicht versöhnen konnte, bereits Mitglied der Akademie, verstieg er sich in seiner Sucht, originell zu sein, so weit, dafs er eine ausführliche Widerlegung des Newtonschen Systems veröffentlichte. Nachdem er auf Erden keine befriedigenden Resultate erreicht hatte, richtete er seinen reformatorischen Geist auf den Weltenraum, indem er auf seine Landsleute, die nicht bis zum Verständnis seiner Ideen gekommen waren, verächtlich herabsah.[80])

Der grofse Anklang, den seine literarischen Ideen und seine Dramen in Deutschland fanden, milderte seinen Schmerz über die in Frankreich erlittenen Enttäuschungen und Mifserfolge. In der Literaturgeschichte kann man häufig die überaus interessante Erscheinung wahrnehmen, dafs ein hervorragender Schriftsteller leidenschaftlichere Anhänger im fremden Lande als in seinem eignen findet und auf fremde Literatur einen gröfseren Einflufs ausübt als auf die, der seine Werke angehören. So erweckte Byron beispielsweise auf dem Kontinent mehr Sympathie als in England selbst. Ähnliches widerfuhr Mercier: in Frankreich verkannt und sogar verlacht, entsprach er dem Geschmacke der Deutschen und diente ihnen in der literarischen Umwälzung, die die Sturm- und Drangperiode hervorgerufen hat.

Der „Nouvel essai sur l'art dramatique" Merciers, der im Jahre 1773 erschien, wurde sofort auf Veranlassung Goethes, der an der Spitze dieses Kreises von Stürmern und Drängern stand, durch ein Mitglied des letzteren, Leopold Wagner, ins Deutsche übersetzt. Die Übersetzung erschien mit einem Vorwort Goethes, aus dem eine tiefe Sympathie unter einer künstlerischen Maske leichter Ironie, wie sie in dem Kreise der Stürmer und Dränger gegen die Franzosen beliebt war, hervorleuchtet.[81]) Dieses Buch und die Dramen Merciers, die in der deutschen Jugend eine so hohe Begeisterung nachgerufen hatten, wurden zur Lieblingslektüre der Stürmer und Dränger.

Wenn zum Ausgangspunkt des Lessingschen Kampfes gegen die pseudoklassische Tragödie Diderot gedient hatte, so wurde die Tätigkeit des kühnen Enthusiasten und Radikalen Mercier, der der radikaler gesinnten Jugend mehr zusagte, ein leuchtendes Vorbild für die Stürmer und Dränger. Sein „Nouvel essai" war für sie eine Offenbarung, denn nirgend war die Frage über die Theaterreform so ganz und vielseitig gelöst, nirgend so kühn angeregt worden. Mercier hatte ein vollständiges Programm zur Reform der Literatur entworfen, er hatte alle zerstreuten Angriffe auf die veralteten Mifsstände in der Literatur zusammengefafst. Tatsächlich waren der „Nouvel essai" und

die „Hamburgische Dramaturgie“ die Rüstkammer, aus der die Anhänger der deutschen literarischen Revolution ihre Waffen entnahmen. Sie durften auch einen solchen Bundesgenossen, zumal aus dem feindlichen Lager, nicht unterschätzen. Leidenschaftlich und ausdauernd trat der französische Kritiker für dasselbe Prinzip der vollen, von allen Regeln und Vorschriften losgelösten Freiheit der Kunst ein, das die Grundlage ihrer eignen poetischen Theorie war.

Von der Menge der deutschen Jugend, die sich anfangs der siebziger Jahre um den jungen Goethe geschart hatte, wurde diese „Ketzerei“ Merciers mit enthusiastischer Freude aufgenommen und stärkte auch die Antorität Lessings. Der grofse deutsche Kritiker hatte eben erst in der „Hamburgischen Dramaturgie“ (1767—68) nachzuweisen versucht, dafs die Aristotelische Poetik nicht überall anwendbar ist, aber die Jugend liefs sich nicht von ihm überzeugen und zog es vor, unter dem radikalen Banner Merciers weiter zu kämpfen.

Neben dem Prinzip der vollen Freiheit des Schaffens stand bei Mercier seine ungewöhnlich hohe Auffassung von der Persönlichkeit des Dichters, seinem Berufe und seinen Rechten. In den Augen Merciers ist der Dichter — der oberste Richter aller Menschen, der gegenwärtigen sowohl wie der vergangenen Generation. Er ist eine Art Gesalbter des Herrn, dem der Stempel des Genius, der ihn unermefslich über die andern erhebt, aufgedrückt ist. „Junger Athlet“, „Titan“, „Prophet“ sind seine gewöhnlichen Bezeichnungen für den Dichter.[82]) Diese übertriebene Vorstellung vom Dichter, die diesen zu einem „Übermenschen“ erhebt, wurde von den deutschen Stürmern und Drängern in einer fast bis zur völligen Absurdität führenden Weise geteilt. Bekanntlich ist die Lehre vom „Genie“ und von der „Genialität“ eine so auffallende Erscheinung der Sturm- und Drangperiode, dafs man letztere auch als „Geniezeit“ bezeichnet.

Der Shakespeare-Kultus, die Bevorzugung, die man dessen Historien[83]) erwies, das Streben nach dem Realistischen, die Verbindung reiner literarischer Ideen mit sozialen und politischen, der revolutionäre Geist, der von einem hohen nationalen und patriotischen Empfinden getragen wurde, brachten Mercier aufs neue den deutschen „Genies“ näher. In beiden Fällen lagen die mächtigen von der englischen Literatur empfangenen Eindrücke und der unwiderstehliche Zauber der grofsen Gedanken Rousseaus zu Grunde. Aus denselben Quellen schöpfend überholte Mercier in vieler Hinsicht die Freunde des jungen Goethe und erleichterte ihnen ihre Aufgabe hinsichtlich der Reformen der Literatur in Deutschland. Klinger äufserte die Meinung, Mercier sei für das deutsche und nicht für das französische Publikum geschaffen.[84]) Wagner übersetzte Merciers Dramen und ahmte

sie nach.[85]) Der jüngste Vertreter der Stürmer und Dränger, Schiller, endlich begeisterte sich beständig ebenso an den poetischen Gedanken Merciers (siehe die Vorreden zu den „Räubern", zu der „Verschwörung des Fiesko" als auch seine Schrift: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet")[86]) wie an seinen dramatischen Werken. In seinem „Don Carlos" spürt man den Einfluſs des Mercierschen Stückes „Philippe II., roi d'Espagne".[87])

Aber auch auf dem Boden Frankreichs waren die Ideen Merciers nicht unfruchtbar und ohne Folgen geblieben. Er fand eine talentvolle Schülerin und Nachfolgerin in der Tochter des Ministers Necker, der späteren berühmten Schriftstellerin Madame de Staël. Mercier lernte Fräulein Necker im Jahre 1784 in der Schweiz kennen, wo er lange verweilen muſste, um sich den Verfolgungen wegen seiner kühnen Pamphlete[88]) zu entziehen. Später gedachte Mercier mit Begeisterung der literarischen Tätigkeit der Frau von Staël[89]), in der er eine Fortsetzerin seiner eignen Arbeit erkannte. Nicht ohne Grund. Mercier war der Vorgänger der Frau von Staël in der Verbreitung des literarischen Kosmopolitismus, in dem Bestreben, die literarischen Geschmacksrichtungen zu erweitern und die Franzosen mit den fremden Literaturen vertrauter zu machen. Durch seine Sympathien für die deutsche Literatur, durch seine Wertschätzung Goethes, Schillers und Schlegels bahnte er den Weg für Frau v. Staëls berühmtes Buch: „De l'Allemagne", das die literarische Bildung in Frankreich wesentlich gefördert hat. Sich einerseits auf Mercier, anderseits auf die deutschen Romantiker, die bis zu einer gewissen Grenze die Tendenzen der „stürmischen Bestrebungen" fortsetzen, stützend, führte Frau von Staël die Ideen Merciers teilweise auf einem Umwege über Deutschland in Frankreich wieder ein.

Die literarische Reform, die Mercier anstrebte, wurde in Frankreich durch die Romantiker ausgeführt. Im Jahre 1830, sechzehn Jahre nach Merciers Tode, gab Victor Hugo sein Drama „Cromwell" heraus; er schickte ihm eine Vorrede voraus, die für gewöhnlich als ein Manifest der neuentstandenen romantischen Schule gilt. Wenn wir diese Vorrede mit dem „Nouvel essai sur l'art dramatique" Merciers vergleichen, so kommen wir zu ganz unerwarteten Ergebnissen. Fast sechzig Jahre liegen sie auseinander, und die Ähnlichkeit ist verblüffend. In seinem Vorwort verwirft bekanntlich Victor Hugo die pseudoklassische Tragödie und setzt an ihre Stelle das romantische Drama. Aber er hat buchstäblich keinen einzigen Beweisgrund gegen die erstere, den Mercier nicht schon seinerzeit angeführt hätte. V. Hugo verteidigt, um mit seinen eignen Worten zu reden, „die Freiheit der Kunst gegen den Despotismus der Systeme, Kodexe und Regeln. Den Dogmatismus in der Kunst muſs der Autor

am meisten vermeiden[90]) . . . Wir erbauen keine Systeme, damit uns Gott vor Systemen behüte[91]) . . . Alle Poetiken beengen das Talent[92]) . . . So ist die Zeit herangekommen . . . Zertrümmern wir mit dem Hammer alle Theorie, Poetik und Systeme. Entfernen wir diesen Mörtelabputz, der uns die Fassade der Kunst verhüllt. Es gibt keine Regeln, keine Muster".[93])

Wenn man das alles bei V. Hugo liest, erscheint es einem, als ob man das vergessene und verspottete Buch Merciers, in dem dieser noch energischer für die Freiheit der Kunst eintrat, durchblättere. V. Hugo wiederholt die Philippiken Merciers gegen die Kritiker, Boileau und La Harpe[94]) an der Spitze, die in ihren Urteilen nur vom sogenannten guten Geschmacke geleitet werden, und teilt seine Begeisterung für Milton, Dante und vornehmlich Shakespeare.[95]) In seiner Polemik gebraucht V. Hugo fast dieselben Worte wie Mercier und belebt den Inhalt mit demselben leidenschaftlichen Tone. Der allgemeine Eindruck ist der einer so grofsen Ähnlichkeit, dafs man sich schwer vorstellen kann, dafs das Buch Merciers Victor Hugo unbekannt geblieben sein sollte.[96])

An Stelle des pseudoklassischen Stückes stellte Mercier das Drama in Prosa, Victor Hugo das in Versen. Wir können hier nicht verschweigen, dafs die späteren Romantiker zur prosaischen Form zurückgekehrt sind. Was das historische Drama anbetrifft, so war Mercier einer seiner frühesten Anhänger und hat mehrere derartige Werke hinterlassen („Jean Hennuyer", „Henri IV." u. a. m.[97]) Er hat auf viele Themata zu historischen Dramen hingewiesen, so besonders auf Cromwell, den Victor Hugo zum Helden seines Dramas wählte.[98]) Sein eignes Stück „La mort de Louis XI" diente Casimir Delavigne zum Vorbilde für sein ähnliches Stück, wobei er sich nicht scheute, in zwei Szenen Mercier fast wörtlich zu wiederholen.[99])

So müssen wir denn Sebastien Mercier in der Literaturgeschichte einen würdigeren Platz einräumen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Es steht zweifellos fest, dafs er bei der Umgestaltung der europäischen Literatur eine gewisse Rolle gespielt hat. Die Ansicht von Georg Brandes, dafs die Reform der literarischen Ideen am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts blofs deutschen Schriftstellern zuzuschreiben sei[100]), ist nicht ganz gerechtfertigt — an dieser Reform beteiligte sich an der Seite Deutschlands auch Frankreich, obgleich die Versuche, die Literatur umzugestalten, daselbst durch besondere Umstände des politischen und gesellschaftlichen Lebens gehemmt wurden.

Sechstes Kapitel.

Die neue dramatische Theorie.

Alles verschwunden
Was uns gebunden
Frey wie der Wind,
Götter wir sind!
Lenz.

Jede neue literarische Schule bedarf einer theoretischen Begründung ihrer Lehre. So war Boileaus „L'art poétique“ eine vollständige Zusammenstellung aller poetischen Gesetze des Pseudoklassizismus. Lope de Vega versuchte in seiner „Arte nuevo de hacer comedias“ die praktischen Handgriffe der spanischen Dramaturgie in ein System zu bringen. Diderot und Lessing bekräftigen ihre neuen dramatischen Erscheinungen durch theoretische Betrachtungen. Das Vorwort Victor Hugos zum „Cromwell“ sollte ein Manifest der französischen romantischen Schule sein usw.

Der Versuch einer literarischen Reform um die Mitte des 18. Jahrhunderts fand seinen Hauptausdruck in drei theoretischen Büchern: „On the original composition“ von Edward Young, dem Verfasser der berühmten „Nachtgedanken“ (1759), „Nouvel essai sur l'art dramatique“ von Sebastien Mercier (1773) und „Anmerkungen übers Theater“ von Lenz (1774). Alle diese dem Geist und dem Inhalte nach ähnlichen Bücher stellten und lösten die Frage der literarischen Reform nicht so vorsichtig und umsichtig wie Lessing, der sich scheute, mit der damaligen Tradition gänzlich zu brechen, sondern mit dem Radikalismus des Stürmers, der Kunst vollständig neue Bahnen eröffnete. Alle drei Verfasser: Young, Mercier und Lenz, gehen von der Voraussetzung des angebornen Genies des Dichters aus, das ihn von dem Joche irgend welcher Vorbilder, Regeln und Autoritäten befreit. Alle drei verlangen die Freiheit des Schaffens, stehen für die Individualität jedes Dichters ein und verhalten sich ablehnend gegen die von Lessing so hoch geschätzte Aristotelische Poetik. Der originalste von ihnen war Young, der viele französische und deutsche Dichter begeistert hat; das Verdienst Merciers und Lenzens besteht darin, dafs sie die neue dramatische Theorie, die sich schon von selbst in den Köpfen der französischen und deutschen Stürmerund Dränger gebildet hatte, aufgestellt haben.

Wir kennen bereits Merciers Buch über das Theater. Wenden wir uns nun zu dem analogen Manifest der deutschen Sturm- und Drangperiode, den Lenzschen „Anmerkungen übers Theater“.

In der äufseren Form und Auslegung bilden die „Anmerkungen“ eine Nachahmung der eigensinnigen Art Sternes und des ihm hierin

geistesverwandten Hamann. Der absichtliche Mangel jeder Konsequenz der Erklärungen, jedes Systems, Unterbrechungen, vielbedeutende Verschweigungen, abgebrochene Phrasen, das Bestreben, die Wahrheit mit „Scherz zur Hälfte“ vermengt zu sagen, die Mischung von Pathos und witzigem Plauderton — alles dies erinnert an die Verfasser des „Tristram Shandy“ und der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“. Auch der Herdersche Stil, der unter denselben Einflüssen sich gebildet hatte, spiegelt sich in der Abhandlung Lenzens wieder, nur mit dem Unterschiede, dafs Herder das Pathos, Lenz die Ironie[1]) als Angriffswaffe benutzt.

Mit Begeisterung zitiert Lenz die Worte Sternes: „Die Gabe zu vernünfteln und Syllogismen zu machen, im Menschen denn die höhern Klassen der Wesen, als die Engel und Geister, wie man mir gesagt hat, thun das durch Anschauen“ und ist geneigt, der zweiten, der Methode der „Engel“ zu folgen. In seinem Jugendfeuer findet der Verfasser nach seinen eignen Worten kein so grofses Mafs von Phlegma, wie zum Vernünfteln und Syllogismen machen notwendig ist. Auf dieses letztere sieht er mit Verachtung herab.[2])

Kant hielt es für notwendig, die verwirrten Gedanken Hamanns in die „Sprache der Menschen“ zu übersetzen. Etwas Ähnliches müssen wir mit den absichtlich unordentlich hingeworfenen Ideen in den „Anmerkungen übers Theater“ machen und ihren bunten Inhalt auf einige Hauptpunkte zurückführen.

Bei allem seinem Widerwillen gegen die Kritik konnte Lenz dieselbe nicht umgehen; eine bedeutende Stellung nimmt die Kritik der pseudoklassischen Tragödie und Komödie, der Aristotelischen Poetik, der Meinung über die Unumgänglichkeit der Gesetze, die das dichterische Schaffen regeln, in seinen „Anmerkungen“ ein. Das ist die „negative“ Seite seiner Betrachtungen. Zur „positiven“ müssen wir die Lehre vom Genie und der Freiheit des Schaffens, seine Verehrung Shakespeares und die neue Theorie der Tragödie und Komödie rechnen.

Am Anfange seiner „Anmerkungen“ stellt Lenz flüchtig drei Bühnen: die französische, englische und deutsche, zusammen, als ob er sie den Augen seiner Leser vorführen wolle. Auf der ersteren erscheinen die „fürchterlichsten Helden des Alterthums, der rasende Ödip, in jeder Hand ein Auge und ein grofses Gefolge griechischer Imperatoren, römischer Bürgermeister, Könige und Kaiser, sauber frisirt in Haarbeutel und seidenen Strümpfen“. Die „Madonnes in Reifröcken“ und mit blendend weifsen Schnupftüchern hören diese auserwählten Verehrer an, die sie „in den galantesten Ausdrücken von der Heftigkeit ihrer Flammen“ zu überzeugen suchen. „In diesem Departement ist Amor Selbstherrscher, alles athmet, seufzt, weint, blutet, ihn und den Lichtputzer ausgenommen, ist noch kein Akteur

jemals hinter die Coulisse getreten, ohne sich auf dem Theater verliebt zu haben." [3])

Ganz anders die englische Bühne, die der ersteren gerade entgegengesetzt ist. Die englischen Dramatiker „hatten sich nicht entblödet, die Natur mutterfadennackt auszuziehen und dem keusch- und züchtigen Publikum darzustellen, wie sie Gott erschaffen hat". [4])

Ähnlich wie Lessing charakterisiert Lenz die deutsche Bühne als „ein wunderbares Gemenge" aus allen den Einzelheiten der anderen Nationen. „Diese Bühne," so spottet der Verfasser, „ist zu einem Punkte der Vollkommenheit getrieben, den kein unbewaffnetes Auge mehr entdecken kann. Deutsche Sophokles, deutsche Plautus, deutsche Shakspeares, deutsche Franzosen, deutsche Metastasio, kurz alles was Sie wollen, durch kritische Augengläser angesehen, und oft in einer Person vereinigt." [5])

Einen ansehnlichen Teil seiner Anmerkungen widmet Lenz der Kritik des französischen pseudoklassischen Theaters. Hier fafst er augenscheinlich alles zusammen, was früher gegen dasselbe in der englischen, französischen und deutschen Literatur geschrieben worden ist. Fielding und Young, Diderot und Rousseau („Neue Heloïse"), Lessing und Herder liefern ihm die Waffen zu diesem Kampfe. [6]) Am meisten aber Mercier, der diese Frage ausführlicher als die andern behandelt.

Lenz vergifst selbst einen der frühesten und ernstesten Kritiker des französischen Theaters, La Motte, nicht, der nach den neuesten Forschungen einen grofsen Einflufs auf die „Hamburgische Dramaturgie" Lessings [7]) ausgeübt hat. In dem Streite desselben gegen Voltaire nimmt Lenz Partei für La Motte und überschüttet Voltaire mit einem Hagel von Sarkasmen. [8])

In seinen Angriffen auf das französische Theater schont Lenz weder die Tragödie noch die Komödie. In dieser Beziehung weicht er von seinem grofsen Vorgänger Lessing ab, der mit den Keulenschlägen seiner schonungslosen Kritik hauptsächlich die französische Tragödie bedachte, die Komödie weniger beachtete und Molière hochschätzte. Die andern Antagonisten des pseudoklassischen Theaters — Fielding, Rousseau, Diderot und Herder — haben auch nur die Tragödie allein im Auge gehabt. Mercier war der erste, der die Tragödie und die Komödie der Franzosen einer gleichmäfsigen Beurteilung unterzog. [9]) Seinem Beispiele folgte Lenz.

Der erste Vorwurf, den Lenz gegen das französische Theater erhebt, ist der, dafs die französischen Dramatiker sich sklavisch den Gesetzen der Aristotelischen Poetik unterwürfen und ihren Verstand an der kleinlichen Beobachtung der drei bedingten Einheiten schärften. Alle

Mängel der Aristotelischen Poetik werden von ihnen wiederholt: die Vorstellung, als ob in der Tragödie die Charaktere nebensächlich wären, das Nichtverstehen des Unterschiedes einer Erzählung in einem Epos und einer Tragödie usw.

Nicht Aristoteles, sondern die Natur müsse der Baumeister des Dramas sein. Das wollten die Franzosen nicht begreifen und daraus entstehe der zweite Mangel des französischen Theaters, die erstaunliche Übereinstimmung der Fabeln ihrer Stücke, die sich bis ins Unerträgliche steigere. Bewiese das nicht klar und deutlich, dafs diese Stücke Erzeugnisse des Handwerks und nicht der Kunst seien? „Denn die Natur ist in allen ihren Wirkungen mannichfaltig, das Handwerk aber einfach.“ Nur „der Athem der Natur und Funke des Genies“ können eine rettende Mannigfaltigkeit in wahre künstlerische Schöpfungen hereinbringen. Die Intrigen französischer Stücke würden über einen Leisten gearbeitet, nach einer Schablone ausgeschnitten, die nur den Forderungen der Mode angepafst sei. „Hab ich doch letzt eine lange Komödie gesehen, die nur auf einem Wortspiel drehte. Ja wenn solche „trifles light as air“ von einem Shakespear behandelt werden! aber wenn die Intrigue das Wesen des Stücks ausmacht, und die Verwirrung besteht in einem Wort, so ist das ganze Stück so viel werth — als ein Wortspiel.“ Woher aber diese „schimmernde Armuth“ des Gedankens und der Phantasie, da doch „der Witz eines Shakespears sich nie erschöpft und hätt' er noch so viel Schauspiele geschrieben“? . . . „Sie kommt aus der Ähnlichkeit der handelnden Personen, partium agentium, die Mannichfaltigkeit der Charaktere und Psychologien ist die Fundgrube der Natur, hier allein schlägt die Wünschelruthe des Genies an. Und sie allein bestimmt die unendliche Mannichfaltigkeit der Handlungen und Begebenheiten in der Welt.“ [10])

Hier wiederholt Lenz den Lieblingsgedanken Fieldings, den dieser gleich am Anfange seines Romans „Tom Jones“ ausspricht: „Dem gebildeten Leser wird es nicht unbekannt geblieben sein, dafs die menschliche Natur so wunderbar mannichfaltig ist, dafs ein Koch eher alle möglichen Arten animalischer und vegetabilischer Nahrung beurtheilen als ein Schriftsteller diesen umfassenden Gegenstand erschöpfen kann.“ Gegen die Einseitigkeit und Beschränktheit in der Schilderung von Charakteren bei den pseudoklassischen Schriftstellern widersetzte sich stets der grofse englische Romanschriftsteller, er sprach es aus, „dafs man bei Schriftstellern die ächte Natur ebenso selten finde wie einen Bayonner Schinken oder eine Bologneser Wurst in den Läden“.

Die dritte Anklage Lenzens gegen das französische Drama bestand darin, dafs es demselben gänzlich an Charakteren

mangle. „Ihre Helden, Heldinnen, Bürger, Bürgerinnen — alle ein Gesicht, eine Art zu denken, also auch eine grofse Einförmigkeit in den Handlungen. Geeinzelte Karrikaturzüge in den Lustspielen geben noch keine Umrisse von Charaktern, personificirte Gemeinplätze über den Geiz noch keine Personen." Lenz „suchte Trost in den sogenannten Charakterstücken", allein er fand „so viel Ähnlichkeit mit der Natur (und noch weniger) als bei den Charaktermasken auf einem Ball".[11])

Bei der Darstellung von Charakteren nehmen die französischen Dramatiker zu zwei Mitteln ihre Zuflucht: entweder sie stoppeln Schulbrocken aus dem Lukan und Seneka zusammen, leihen von Euripides und Plautus, und der Charakter ist fertig; oder sie bilden sie genau nach ihrer eignen Seele. „So sind Voltairens Helden fast lauter tolerante Freigeister, Corneillens lauter Senekas." Daher stellen die besten französischen Dramen kein Gemälde der Natur, sondern der eignen Seele des Verfassers dar. Seine handelnden Personen sind Marionetten, die kein eignes Leben besitzen, sondern stets nur nach der Pfeife und Laune des Autors hüpfen, der immer hinter den toten Figuren hervorguckt. Die Leidenschaft der Franzosen, sich in der Maske eines Helden vorzustellen, ist so grofs, dafs selbst der „göttliche" Rousseau nicht frei von derselben ist. In seiner „Neuen Heloïse", „dem besten Buche, das jemals mit französischen Lettern ist abgedruckt worden, guckt doch immer, so geschickt er sich auch hinter die Personen zu verstecken weifs, etwas von seiner Perücke hervor," die die poetische Illusion stört.[12])

Den Mangel an Charakteristik, den dürftigen Inhalt suchen die französischen Dramatiker durch äufsere Pracht zu ersetzen, durch den Vortrag, durch die Symmetrie und Harmonie der Verse, durch den Reim usw. Voltaire benutzt alle diese Ausschmückungen wie eine geschickte Kokette ihren Putz. Für den Reim wird er selbst zum Märtyrer.

Das Resultat von alledem ist, dafs der Zuschauer im Theater sich langweilt, er braucht den Saal nur zu verlassen und jeder Eindruck vom Stücke wird bei ihm verwischt sein.

Um an einem augenscheinlichen Beispiele den Unterschied zwischen der englischen und französischen Tragödie darzulegen, vergleicht Lenz den „Julius Cäsar" von Shakespeare mit dem Voltaireschen Stücke „La mort de César". Hierbei wurde er durch Lessing beeinflufst, der auch Voltaires „Zaïre" mit Shakespeares „Othello" und die Geistererscheinung in der „Semiramis" mit dem ähnlichen Motive im „Hamlet" („Hamburgische Dramaturgie" Artikel 15—16 u. 10—12) verglichen hatte, um die unermefsliche Überlegenheit Shakespeares zu beweisen. Zum Vergleiche zieht Lenz nur die Rede des Brutus und die Szene heran,

in der die Verschworenen ihn besuchen. Mit grofsem Pathos weist er die feinen poetischen Züge des Shakespeareschen Stückes nach und zeigt deutlich, dafs das Voltairesche Stück bedeutend minderwertiger sei. [13])

Die Beschuldigungen, die Lenz gegen das französische pseudoklassische Theater erhebt, waren nicht neu, besonders was die Tragödie betrifft. Selbst Rousseau hatte die Helden der französischen Tragödie nicht als Charaktere, sondern als Marionetten bezeichnet. [14]) Herder wies auf den subjektiven Charakter dieser Helden hin usw. Was die Komödie anbetrifft, so begeisterte sich Lenz an dem Beispiele Merciers. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, in dessen Buche die Kapitel IV und V („De la Comédie"), Kap. VI („Des vices essentiels de la Comédie moderne"), Kap. VII („De Molière") nachzulesen. Mit der Anschuldigung Lenzens: die französische Komödie besäfse keine Charaktere und an deren Stelle trete die Nachbildung der eignen Seele des Verfassers oder eine Ausgeburt des Witzes, mufs man die Bemerkungen Merciers vergleichen. [15]) Bereits vor Lenz verurteilte Mercier die französische Charakterkomödie: „Je ne goûte pas cette manière, elle est fausse et aride — Le poète fait de son personnage ce qu'un écuyer fait d'un cheval au manège." [16]) Mercier wirft Molière vor, dafs er (mit Ausnahme des „Tartüffe", den er sowohl in künstlerischer als auch in sittlicher Beziehung hochschätzt) seine Charaktere ungenügend oder karikaturenhaft, jede Wirklichkeit verzerrend [17]), gezeichnet habe. Ebenso begegnen wir bei Mercier häufig dem Tadel, die französische Komödie sei inhaltlos und ermüdend langweilig (siehe insbesondere Kap. VI seines „Nouvel essai"). [18]) Aus den spöttischen Bemerkungen Lenzens klingt das zornige Urteil durch, das der heifsblütige Patriot und Enthusiast Mercier über die Komödie seines Vaterlandes gefällt hat.

Nicht allein in der Beurteilung der französischen Komödie, sondern auch in seiner Ansicht über die Beziehungen der französischen Tragödie zu der Aristotelischen Poetik wich Lenz von Lessing ab. Lessing behauptete, alle Mängel der französischen Komödie seien daraus entstanden, dafs die Franzosen die Forderungen der Aristotelischen Poetik verunstaltet und ihr Wesen nicht erkannt hätten. Lenz dagegen erblickt darin den Hauptmangel des französischen Theaters, dafs es zu sklavisch dem Aristoteles gefolgt wäre. [19])

Ein grofser Teil der „Anmerkungen übers Theater" befafst sich mit der dramatischen Theorie des Aristoteles, die von Lenz im grofsen ganzen zurückgewiesen wird, wobei er den Philosophen selbst lächerlich macht, indem er dessen „Poetik" verächtlich „poetische Reitkunst" nennt. [20])

Damit einverstanden, dafs jedes Schauspiel eine „Nachahmung"

sei, stellt Lenz die Frage was, beim Schauspiel eigentlich der Hauptgegenstand der Nachahmung sei: der Mensch oder das Schicksal des Menschen? „Hier liegt der Knoten, aus dem zwei so verschiedene Gewebe ihren Ursprung genommen, als die Schauspiele der Franzosen (sollen wir der Griechen sagen?) und der ältern Engländer, oder vielmehr überhaupt aller ältern nordischen Nationen sind, die nicht griechisch gesattelt waren.“ [21]) Lenz geht zur Betrachtung der Aristotelischen Begründung der Tragödie (*Περὶ Ποιητικῆς* Kap. VI), die er als falsch bezeichnet, über: Aristoteles stellt an die erste Stelle die Fabel, der er die Charaktere unterstellt. Er sagt:

„Das wichtigste von allen diesen Stücken ist nun aber der dargestellte Verlauf der Begebenheiten. Denn die Tragödie ist eine nachahmende Darstellung nicht von Personen, sondern von Handlung und Leben, denn sie ist ja doch eine solche von Glück und Unglück; Glück aber und Unglück bestehen in Handeln und Thätigkeit, und der Endzweck unseres Strebens geht auf eine bestimmte Art von Thätigkeit und nicht von (ruhender) Beschaffenheit hinaus. Seitens unserer Charaktere kommt uns aber nur eine solche bestimmte Beschaffenheit zu, während seitens unserer Handlungen Glück oder das Gegentheil. Darum hat denn auch der tragische Dichter nicht handelnde Personen einzuführen, um ihre Charaktere zur Darstellung zu bringen, sondern hat in und mit der Darstellung der Handlungen auch die Charaktere zu umfassen; folglich aber ist die Handlung und die Fabel der Endzweck der Tragödie, der Zweck aber ist das Wichtigste in Allem. Ferner: ohne Handlung kann es keine Tragödie geben, wohl aber ohne (eigentliche) Charaktere.“ [22])

Die Berechtigung dieser Ansicht des Aristoteles findet Lenz in dem Glauben der alten Griechen an die Bestimmung, an das Schicksal, das die Handlungen der Menschen regiert. Das mufste dem Charakter eine untergeordnete Stellung geben. Aber die Franzosen waren im Unrecht, als sie der Handlung in ihren Tragödien die erste Stelle einräumten, da sie keinerlei Entschuldigung dafür in der herrschenden Anschauung hatten. „Da ein eisernes Schicksal die Handlungen der Alten bestimmte und regierte, so konnten sie als solche interessiren, ohne davon den Grund in der menschlichen Seele aufzusuchen und sichtbar zu machen. Wir aber hassen solche Handlungen, von denen wir die Ursache nicht einsehen, und nehmen keinen Theil daran [23]) . . .“ „Das Theater der Griechen entstand aus dem Götterdienste; daher sind alle ihre Schauspiele sehr religiös . . . Da nun das Fatum bei ihnen alles war, so glaubten sie eine Ruchlosigkeit zu begehen, wenn sie Begebenheiten aus den Charakteren berechneten, sie bebten vor dem Gedanken zurück. Die Hauptempfindung, welche erregt werden sollte, war nicht Hochachtung für den Helden, sondern blinde

und knechtische Furcht vor den Göttern. Wie konnte Aristoteles also anders: secundum autem sunt mores." [24]) Auf die Bedeutung des „Fatum" im altgriechischen Theater hat auch Mercier bereits hingewiesen. [25])

Daher glaubt Lenz, dafs in der neueren Tragödie die Charaktere die Hauptsache sein müfsten, die Handlung erst an zweiter Stelle in Betracht käme. Die Fabel bestehe in der Tragödie für die Charaktere und nicht umgekehrt.

Lenz offenbart sich als eifriger Verehrer des Realistischen in der Kunst. Welchen Nutzen bringt dem Dichter die Philosophie, die Kenntnis der Gesetze der menschlichen Seele, wenn er das Individuelle nicht wiederzugeben versteht? [26]) Das Verständnis, die Charaktere mit allen ihren Eigenheiten nach der positiven und negativen Seite hin darzustellen, ist das Haupterfordernis für einen Künstler. Im Gegensatz zu den „conventionellen Charakteren und conventionellen Psychologien" stellt Lenz an erste Stelle alles wirklich Charakteristische. „Nach meiner Empfindung schätz ich den Charakteristischen, selbst den Carrikaturmahler zehnmal höher als den Idealischen, hyperbolisch gesprochen, denn es gehört zehnmal mehr dazu, eine Figur mit eben der Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, mit der das Genie sie erkennt, als zehn Jahre an einem Ideal der Schönheit zu zirkeln, das endlich doch nur in dem Hirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist." [27]) Die Tragödie hat mit Charakteren zu tun, „die sich ihre Begebenheiten erschaffen . . . . ohne die Gottheiten in den Wolken anders nöthig zu haben, als wenn sie wollen zu Zuschauern, nicht von Bildern, von Marionettenpuppen — von Menschen". [28])

Die Lehre des Aristoteles von den drei Einheiten nennt Lenz „eine erschreckliche, jämmerlich berühmte Bulle von drei Einheiten". Die Forderung der Einheit der Handlung hält Lenz für ebenso widersinnig wie die Forderung der Einheit des Orts und der Zeit.

„Die Fabel ist ferner eine einheitliche," sagt Aristoteles, „nicht schon, wie einige meinen, wenn sie sich um eine Person dreht. Denn wie überhaupt vieles Verschiedenartige vorkommt, aus welchem dadurch, dafs es sich auf einen Einzigen bezieht, sich noch keine Einheit ergibt, so sind auch der Handlungen eines Einzigen viele, aus denen keine einheitliche Handlung erwächst." [29])

Die Hauptperson der Handlung hintenansetzen, sagt Lenz, gleicht dem Versuche, ein „Schiffstau in ein Nadelöhr" einzupassen. Die griechische Tragödie war eine Tragödie der Handlungen, unsere mufs eine Tragödie der Charaktere sein. „Bey den alten Griechen war's die Handlung, die sich das Volk zu sehen versammlete. Bey uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie Donnerschläge auf einander folgen, eine die andere stützen und heben" und in der Person des

Helden zusammenfliefsen. Daher schlägt Lenz vor, die Formel des Aristoteles durch ganz das Gegenteil derselben zu ersetzen: „fabula est una si circa unum sit,“ d. h. die Handlung ist einheitlich, wenn sie sich um einen (Helden) dreht.[30])

Im Gegensatze zu Lessing, dessen durchdringendem Verstande bedauerlicherweise der tiefeingewurzelte Unterschied zwischen den griechischen Tragödien und denen der neuen Zeit entgangen ist, empfindet Lenz, wenn er sich selbst auch vielleicht keine Rechenschaft darüber geben kann, diesen Unterschied und versucht ihn zu erklären. Den Ursprung des griechischen Dramas sucht er nicht blofs wie Herder in dem Ritualen, sondern auch in der religiösen Anschauung der Griechen, besonders in ihrem Glauben an die Bestimmung oder das Schicksal. „Das unwandelbare Schicksal und seine geheimen Einflüsse,“ das wollten die Griechen in ihren Tragödien sehen; wir aber suchen in denselben Charaktere, wollen unsere Brüder — „Menschen“ sehen.[31])

Eine aufsergewöhnliche Teilnahme am Menschen, an seiner menschlichen Individualität ist ein Zug der Sturm- und Drangperiode, den sie mit dem Zeitalter der Renaissance gemein hat. Die Wiedererweckung der Persönlichkeit offenbart sich deutlich in dieser Teilnahme am Menschen. In dieser Beziehung war „Sturm und Drang“ eine zweite Renaissance. Diese wie jene Periode hatte eine hohe Meinung vom Menschen, war mit reformatorischen Bestrebungen durchdrungen, die Lage des Menschen zu verbessern, ihm günstigere Lebensbedingungen, den hohen Begriffen von der menschlichen Persönlichkeit, ihren Fähigkeiten und Rechten entsprechend, zu verschaffen.

Dieses Bestreben offenbart sich teilweise auch in der dramatischen Theorie Lenzens. Im Drama steht nach seiner Meinung an erster Stelle der menschliche Charakter. Der Künstler mufs vor allem danach streben, ihn vollendet auf der Bühne wiederzugeben. Um dieses Ziel zu erreichen, kann der Dichter alles andere aufopfern, alle üblichen, dem Drama auferlegten Schranken durchbrechen, wenn sein „Charakter“ nicht hineinpafst.

Die Überschätzung der menschlichen Persönlichkeit im wirklichen Leben führte Lenz auch zu einer Überschätzung der Bedeutung des Charakters im Drama. Im eigentlichen Sinne gesprochen, verwischte Lenz durch seine Lehre den Unterschied zwischen Epos und Drama. Indem er erkannte, dafs das griechische Drama wegen des geringen Spielraums, den es der selbstbewufsten und frei handelnden menschlichen Persönlichkeit gewährte, für unsere Zeiten nicht mehr anwendbar wäre, verfiel Lenz in das andere Extrem, indem er jede selbständige Bedeutung der Handlung im Drama verleugnete. Indem er die Handlung den Charakteren unterordnete, vernichtete er das Wesen

des Dramas, das sich vor allem durch die Handlung von der Epopöe unterscheidet.

Diese Verwerfung der Einheit der Handlung im Drama trug grofse Folgen in der dramatischen Praxis der Stürmer und Dränger. Durch sie ist eine Erklärung für viele sehr zügellose Schöpfungen jener Periode gegeben.

Die Einheit des Ortes im griechischen Drama wird nach Lenz durch die Gegenwart oder Einheit des Chors hervorgerufen; die Einheit der Zeit, in der Aristoteles gar den wesentlichen Unterschied des Trauerspiels von der Epopöe sieht, erscheint Lenz als eine völlig willkürliche Forderung.

Er folgert daraus, dafs es uns, den Menschen der Neuzeit, nicht ansteht, durch die „Brille des Aristoteles, die unserm Auge nicht pafst", zu sehen. Auch die gröfsten Dichter des christlichen Europa sind ohne sie fertig geworden. „Die Italiener hatten einen Dante, die Engländer Shakespearn, die Deutschen Klopstock, welche das Theater schon aus ihrem eigenen Gesichtspunkt ansahen, nicht durch Aristoteles Prisma." [32]) Im höchsten Grade charakteristisch ist es, dafs Lenz, indem er die dramatische Theorie des Aristoteles verwirft, sich in einer Reihe mit Shakespeare, dem einzigen von ihm genannten dramatischen Dichter, auf Dante und Klopstock, zwei epische Dichter, beruft! Man ersieht daraus, wie die Anschauungen Lenzens über das Drama sich schon der Epopöe genähert haben, ohne dafs er es selbst eingestehen wollte. Aber diese charakteristische Berufung auf die Praxis zweier epischer Dichter bei der Verwerfung der Theorie des Aristoteles deckt uns Lenzens Karten auf und dient uns zum Beweise, dafs der Verfasser der „Anmerkungen übers Theater" den Grundunterschied zwischen Epopöe und Drama nicht gekannt hat. Über Dantes „Göttliche Komödie" spricht Lenz, als ob es wirklich ein dramatisches Werk gewesen sei. Lenz legte kein Gewicht darauf, in welchem Sinne Dante das Wort „Komödie" gebraucht hat, er erfreute sich daran, dafs Dante in seinem grofsen Werke keinerlei „Beschränkung des Ortes und der Zeit" beobachtet und „Himmel" und „Hölle" besungen hat. Lenz fordert für den dramatischen Dichter dieselbe Freiheit, die der epische Dichter hat. So verschwand dem Wesen nach der Unterschied zwischen Epopöe und Drama und als Eigenart des letzteren blieb nur die Form zurück.

Wenn bei den Fragen der Technik des Dramas eine Berufung auf die „Göttliche Komödie" schon wenig überzeugend wirkt, so erscheint es noch viel wunderbarer, dafs Lenz sich auch auf Klopstock beruft. Wenn wir im Werke des italienischen Dichters viele dramatische Elemente und Situationen finden, so fehlten sie dem verschwommenen „Messias", der nur durch den lyrischen Ergufs einer

ziemlich einseitigen Empfindung stark erscheint, gänzlich. Sich auf den „Messias“ berufen, um zu beweisen, dafs das Drama keiner Einheiten bedürfe, konnte nur ein Mensch, der sich weigerte, den Grundunterschied zwischen epischer und dramatischer Dichtung anzuerkennen.

Darin offenbarte sich die Tendenz der Theoretiker der Sturm- und Drangperiode, die unüberschreitbaren Schranken zu zerstören, die für gewöhnlich die verschiedenen Arten und Anschauungen der Poesie voneinander trennten. Indem sie im sogenannten „bürgerlichen Drama“ die Unterschiede zwischen Tragödie und Komödie im hohen Grade aufhoben, vermischten die Stürmer und Dränger die Elemente der Epopöe und des Dramas. In der Epopöe zog sie die dramatische Energie der Handlung an, im Drama begeisterten sie sich an dem ruhigen, epischen Verlaufe der Ereignisse. Daher lehrt auch Lenz, dafs Charaktere im Drama Hauptsache, Handlung Nebensache seien. Daher begeisterten sich auch die Stürmer und Dränger von allen Shakespearschen Dramen am meisten an den Historien, d. h. den Dramen geschichtlichen Inhalts, in denen sich Shakespeares Genius am wenigsten offenbarte. Bei dem Streben, sich in ihrem poetischen Schaffen von der hergebrachten Schablone zu befreien, war die Berufung auf die Historien sehr angebracht. Gerade die Historien Shakespeares mufsten Lenz auf den Gedanken bringen: die Handlung sei einheitlich, wenn sie sich um einen (Helden) dreht.

Tatsächlich beginnt Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“, den Historien Shakespeares nachzuahmen. Eine ähnliche Anschauung über das Drama beeinflufst auch die andern Dramen Goethes. Er erreichte niemals die Energie und die Konzentrierung der Handlung, durch die die besten Werke Shakespeares so hervorragend glänzen. Bei Goethe treten die Charaktere gegenüber der Handlung in den Vordergrund. Denken wir an „Torquato Tasso“, an „Iphigenie“. Selbst im „Faust“ empfindet man eine breite epische Woge, die die Energie der dramatischen Handlung hinwegwäscht.

Etwas Ähnlichem begegnen wir in den Werken von Lenz selbst. Ihr Hauptvorzug sind die scharf gezeichneten Charaktere. Sie sind meistens handlungsarm, d. h. es fehlt ihnen an wirklich dramatischer Handlung oder aber dieselbe entwickelt sich unregelmäfsig und sprunghaft. Vielleicht hat auch das Bewufstsein seiner Stärke, Charaktere zu zeichnen, ihn bewogen, die Bedeutung des Charakters im Drama zu Ungunsten der Handlung zu erhöhen, vielleicht hat dieses ihm seine Theorie von der dramatischen Handlung eingegeben. Er gibt trefflich gezeichnete Charaktere, lebendig geschriebene Dialoge, aber wenig eigentlich dramatische Handlung.

In seiner Kritik der Aristotelischen Poetik und seiner abweisenden

Stellung zu derselben folgte Lenz dem Beispiele zweier Vorgänger: Gerstenbergs in Deutschland und Merciers in Frankreich.

Zu derselben Zeit als Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ die Unabänderlichkeit der Lehre des Aristoteles, die in seinen Augen die Macht und Beweiskraft der Elemente des Euklid besafs, zu verkünden sich anschickte, eröffnete Gerstenberg seinen Feldzug gegen Aristoteles in der Vorrede zu einer Übersetzung eines Dramas von Beaumont und Fletcher.[33]) Die Beachtung der drei Einheiten hat nach seiner Meinung dem griechischen Drama nur geschadet. Als Aristoteles seine Theorie des Dramas gab, war er an die bestehende unvollkommene Praxis des griechischen Theaters gebunden und schrieb selbstverständlich für seine Zeit, nicht für die unsere. Shakespeare nach seiner Elle zu messen ist undenkbar. Vor Lenz bestritt schon Gerstenberg die These des Aristoteles, dafs im Drama die Handlung und nicht die Charaktere die Hauptsache sein müfsten. Gleich Lenz fordert er das Umgekehrte und beruft sich dabei auf Shakespeare, dessen Hauptziel er in der „sorgfältigen, der Wirklichkeit treu entsprechenden Darstellung von Charakteren“ erblickt.[34])

Mit einer Kritik der Einheiten trat auch Mercier[35]) hervor, der sich gleichfalls, wie wir gesehen haben, abweisend Aristoteles gegenüber verhielt. „Die Aristotelische Poetik hat einen verderblichen Einflufs auf den Fortschritt der Literatur gemacht . . . Sie ist in einer kalten, trockenen, wenig verständlichen Sprache geschrieben . . . Sie wird eine ewige Qual für die Erklärer sein, da sie, sich im Kreise der antiken Sitten bewegend und (selbst in der Einbildung) nicht aus ihm heraustretend, für uns unverständlich geworden ist.“[36]) Zum Beweise beruft sich Mercier auf des Aristoteles Lehre von der „Reinigung der Leidenschaften“, die jeder Erklärer nach seiner Weise auslegt.[37]) Verächtlich spricht Mercier auch über diese Erklärer.[38])

Diese abweisende Stellungnahme zur Poetik des Aristoteles vereinte sich mit dem Kampfe gegen alle Regeln und Vorschriften im Gebiete der Kunst und mit der Vorstellung von dem angebornen Genie, das frei schaffe und sich ausschliefslich den Forderungen seiner eignen Eingebung füge.

Seine Anschauungen über das Genie legt Lenz in Verbindung mit der Untersuchung der Frage über die Quellen der Kunst dar. Er nennt ihrer zwei: die Nachahmung der Natur und die Betrachtung der Natur. Der Mensch als selbständiges und frei handelndes Wesen, so erwägt er, hat den angebornen Trieb, in die Fufstapfen jenes endlos freien Wesens zu treten, das sich in der Natur offenbart. Ihm nachzuahmen, im kleinen seine Schöpfungen zu wiederholen, macht uns glückselig, erhöht unser Dasein, erhöht uns in unseren eignen Augen. Den Schöpfer nachzuahmen bereitet dem Menschen Vergnügen.

Das ist die erste Quelle der Poesie.[39]) Die zweite ist nach Lenz die dem Menschen ebenfalls angeborne Neigung, in der Betrachtung der Natur dahin zu streben, sie mit einem Male in ihrer ganzen Gröfse zu umfassen, „mit einem Blick durch die innerste Natur aller Wesen zu dringen, mit einer Empfindung alle Wonne, die in der Natur ist, aufzunehmen und mit uns zu vereinigen“. Der gewöhnliche Mensch vermag es nicht, denn „unsere Seele ist ein Ding, dessen Wirkungen wie die des Körpers successiv sind, eine nach der andern“.[40]) Alles dies ist dem Genie aber angeboren. „Wir nennen die Köpfe Genies, die alles, was ihnen vorkommt, gleich so durchdringen, durch und durch sehen, dafs ihre Erkenntnifs denselben Werth, Umfang, Klarheit hat, als ob sie durch Anschaun oder alle sieben Sinne zusammen wäre erworben worden. Legt einem solchen eine Sprache, mathematische Demonstration, verdrehten Karakter, was ihr wollt, vor, eh ihr ausgeredt habt, sitzt das Bild in seiner Seele mit allen seinen Verhältnissen, Licht, Schatten, Kolorit dazu.“ [41])

„Den Gegenstand zurückzuspiegeln, das ist der Knoten, die nota diacritica des poetischen Genies.“ Was braucht der Dichter mehr? „Die Folie, christlicher Leser! Die Folie, was Horaz vivida vis ingenii und wir Begeisterung, Schöpfungskraft, Dichtungsvermögen oder lieber gar nicht nennen.“ Diese Folie ist eine Gabe göttlichen Ursprungs, denn sie nähert das Genie der Gottheit. „Der Schöpfer sieht auf das Genie herab, wie auf die kleinen Götter, die mit seinem Funken in der Brust auf den Thronen der Erde sitzen und seinem Beispiel gemäfs eine kleine Welt erhalten.“[41]) Der Dichter ahmt in seinen Schöpfungen Gott nach; seine Bilder können leicht für die Gegenstände selbst, die sie darstellen, angesehen werden. So erscheint das Genie als Konkurrent der Gottheit und wetteifert mit ihr im Schöpfungsakte.

Die Nachahmung ist allen schönen Künsten, die Betrachtung den Wissenschaften eigen. „Die Poesie scheint sich dadurch von allen Künsten und Wissenschaften zu unterscheiden, dafs sie diese beiden Quellen vereinigt, alles scharf durchdacht, durchforscht, durchschaut — und dann in getreuer Nachahmung zum andernmal wieder hervorgebracht.“[42]) Auf dem Durchschauen und Wiederhervorbringen des Bestehenden beruht die Begabung des „Genies“.

Das war Lenzens Ansicht über die Poesie und den schaffenden Poeten. Zweifellos hatte sich dieselbe unter dem Einflusse Herders gebildet, dem Lenz nicht selten in seinen Gedanken und Ausdrücken nachahmt.[43]) Auch Young hatte dazu beigetragen. Seine Gegenüberstellung des ursprünglich Schaffenden und des blofsen Nachahmers mufste dem geistigen Auge Lenzens vorgeschwebt haben, als er seine „Anmerkungen“ schrieb. Indem er, dem Beispiele Youngs folgend,

den ursprünglich Schaffenden in den Himmel erhebt, versäumt er keine Gelegenheit, die blofsen Nachahmer zu schmähen, die „bel-esprits“ mit Spott zu überhäufen, die nicht im stande sind, die Natur anders als im „gefärbten“ Bilde zu sehen. In den Augen Lenzens ist diese „schöne“ Natur nichts als die verfehlte Natur.[44])

Die Lehre vom Genie hatte sich auch Mercier, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, angeeignet; indem er alle möglichen Poetiken verurteilte, machte er eine Ausnahme mit Diderot und empfahl besonders dringend das Buch Youngs: „Conjectures on original composition“. Sein „Nouvel essai sur l'art dramatique“ ist voller Hymnen auf die selbständigen „Genies“, die er oft, ganz im Geschmacke der deutschen Stürmer und Dränger, „Titanen“ und „Athleten“ nennt. Ähnliche Bezeichnungen Lenzens scheinen Mercier nur entlehnt zu sein.[45])

Man kann sich leicht vorstellen, zu welchen Resultaten es führen mufste, wenn eine ähnliche Vorstellung von den Genies, wie die obenerwähnte, nicht allein auf Shakespeare, sondern auf jeden, der sich selbst als Genie — als Konkurrenten der Gottheit ausgab, Anwendung fand. Die hohe Vorstellung von sich selbst, welche die Kämpfer der Sturm- und Drangperiode auszeichnet, wurzelt in dieser Auffassung des Genies, das, der Gottheit so nahe stehend, von den gewöhnlichen Sterblichen Verehrung zu beanspruchen berechtigt ist. Sie sind das Salz der Erde, sie sind die Leuchten, sie überschreiten kühn die Schranken der gewöhnlichen menschlichen Natur. Der gewöhnliche Mensch mufs seine Zuflucht zu den Fesseln der Vernunftschlüsse nehmen, um das ihn Umgebende zu erkennen und zu verstehen. Das Genie, Engeln und Geistern gleich, dringt in das Wesen aller Dinge durch scharfes Anschauen derselben ein.

Die Aufgabe eines jeden Dichters, besonders des dramatischen, besteht nach der Meinung Lenzens in der dichterischen Wiedergabe der Menschen nach dem Bilde und Muster der Lebenden. Indem er die Lehre des Aristoteles von den drei Einheiten verwirft, hält Lenz schon den Gedanken an irgend eine Freiheitsbeschränkung des schaffenden Dichters für Unsinn.[46]) Der dramatische Dichter ist der „Richter der Lebendigen und der Todten“, seinem Genie wird das Epitheton „das göttliche“ beigelegt.[47]) In vielen Fällen erzeugen seine Schöpfungen mehr Wirkung als die Gottes.

Gleich Young in England, Hamann, Gerstenberg und Lessing in Deutschland, Mercier in Frankreich kämpft Lenz unter dem Banner Shakespeares gegen den Pseudoklassizismus an. Betrachten wir den Einflufs, welchen die Verehrung Shakespeares auf die dramatische Theorie Lenzens ausgeübt hat.

Am Schlusse seiner „Anmerkungen übers Theater“ spricht Lenz

seine eigne Meinung über die Tragödie und Komödie aus. Er zieht das Endergebnis der Kritik über die bestehende französische Tragödie und Komödie und sagt, wie diese eigentlich beschaffen sein müfsten. Hierin liegt das Positive, das Beachtenswerte seiner Theorie.

Es ist leicht zu erkennen, dafs seine ganze Theorie ad hoc verfafst und aus dem Studium der Shakespeareschen Werke entstanden ist. Es ist sozusagen die Theorie der Shakespeareschen Dramen, wie sie sich im Geiste der Stürmer und Dränger widerspiegelte. Sie halten sie für jede dramatische Schöpfung für obligatorisch.

Lenz und seine Genossen widersprachen sich allerdings selbst, wenn sie aus den Shakespeareschen Dramen eine einzige allesrettende Richtschnur bildeten, während sie selbst im Prinzip gegen alle Regeln, gegen alle Vorschriften für die poetische Eingebung waren. Mercier war konsequenter: indem er sich an Shakespeare begeisterte, empfahl er, ihn zu studieren, aber nicht nachzuahmen.[48]) Das stimmte auch mit seinem Prinzip der Freiheit des poetischen Schaffens überein.

Aber Lenz hat seine Theorie der Tragödie nicht auf Grund des Studiums aller hierbei in Betracht kommenden Werke Shakespeares aufgestellt; er benutzte nur einen Teil derselben, die sogenannten dramatischen Historien, die ihn am meisten ansprachen. Ihr innerer Aufbau scheint ihm für jede Tragödie obligatorisch zu sein. „Das Trauerspiel bei uns war also nie wie bei den Griechen das Mittel, merkwürdige Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, sondern merkwürdige Personen. Zu jenem hatten wir Chroniken, Romanzen, Feste, zu diesem Vorstellung, Drama.“ Beachtenswert ist die Tatsache, dafs Lenz bei seiner Ansicht über die Tragödie sich auf das alte deutsche Theater, besonders auf Hans Sachs beruft, der so wenig Bedenklichkeiten darin findet, „seine geduldige Griselda in einem Auftritte freien, heirathen, schwanger werden und gebären zu lassen.“[49]) So entsteht der Gedanke an eine innere Verwandtschaft Shakespeares mit dem alten deutschen Theater; man sieht das Bestreben, die nationale Tendenz, das vergessene Alte wieder hervorzuholen und es nach Gebühr zu würdigen.

Diese Tendenz findet Lenz auch in den „historischen Stücken“ Shakespeares, die er daher als „Charakterstücke“ bezeichnen möchte, wenn mit diesem Namen nicht so viel Mifsbrauch getrieben würde. Im Mittelpunkte steht die Persönlichkeit, „die Mumie des alten Helden, die der Biograph einsalbt und spezereit, in die der Poet seinen Geist haucht. Da steht er wieder auf, der edle Todte, in verklärter Schöne geht er aus den Geschichtbüchern hervor, und lebt mit uns zum andernmale“.[50])

Wenn sich das Interesse der Tragödie nach Lenzens Meinung ganz auf die Persönlichkeit konzentriert, so ist es „ganz anders mit

der Komödie. Meiner Meinung nach wäre immer der Hauptgedanke einer Komödie eine Sache, einer Tragödie eine Person . . . Eine Mifsheirath, ein Findling, irgend eine Grille eines seltsamen Kopfs", das ist der Inhalt der Komödie, die Person lernen wir nur so weit kennen, als ihr Charakter hierbei in Frage kommt; „wir verlangen hier nicht die ganze Person zu kennen".[51])

Dem entsprechen nach Lenzens Meinung die Komödien Shakespeares. „Im Trauerspiele aber sind die Handlungen um der Person willen da . . . In der Komödie aber gehe ich von den Handlungen aus, und lasse Personen Theil dran nehmen, welche ich will. Eine Komödie ohne Personen interessiert nicht, ein Tragödie ohne Personen ist ein Widerspruch. Ein Unding, eine oratorische Figur, eine Schaumblase über dem Maul Voltaires oder Corneilles, ohne Daseyn und Realität — ein Wink macht sie platzen."[51])

Das griechische Theater hing eng mit den religiösen Gebräuchen, mit der ganzen Denk- und Handlungsweise der alten Griechen zusammen. Solch eine Übereinstimmung müssen wir auch vom Theater unserer Tage verlangen. Da aber unsere Religion, unsere Weltanschauung, unsere Kultur von der griechischen abweicht, so können wir uns auch nicht auf den Standpunkt des Aristoteles stellen. Um zu bestimmen, was die Tragödie und Komödie unserer Tage sein müsse, „müssen wir den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehen". Dieser Volksgeschmack fordert, nach Ansicht Lenzens, in der Tragödie starke Persönlichkeiten, von denen man sagen könnte: „das sind Kerls! bei der Komödie aber ists ein anders. Bei der geringfügigsten drollichten, possirlichen unerwarteten Begebenheit im gemeinen Leben rufen die Blaffer mit seitwärts verkehrtem Kopf: Komödie!"[52])

Indem Lenz die Einheit der Handlung verwirft und die Wichtigkeit der „Ereignisse" in der Tragödie leugnet, stellt er sich nicht allein zu Lessing, sondern auch zu Herder in einen Gegensatz. Der letztere legt einen grofsen Wert auf die Einheit der Handlung bei Shakespeare und weist am Beispiele des „König Lear" und „Othello" die hohe Bedeutung derselben nach.[53]) An Stelle der Einheit der Handlung setzt Lenz die Einheit der Person und nähert sich so unzweifelhaft der Ansicht Merciers, der eine Einheit des Interesses (l'unité d'intérêt)[54]) fordert. Lenz schliefst sich der Lehre Merciers an, indem er sie in die Formel bringt: fabula est una si circa unum sit.[55]) In einem später geschriebenen Aufsatze „Über die Veränderung des Theaters im Shakespeare" drückt er sich bestimmter und in voller Übereinstimmung mit Mercier aus: „Das Interesse ist der grofse Hauptzweck des Dichters, dem alle übrigen untergeordnet seyn müssen."[56])

So ist die Einheit des Interesses an Stelle der Einheit der

Handlung von Lenz Mercier entnommen. Gleich Mercier verstärkt Lenz seine Ansichten durch Hinweise auf Shakespeare. Gleich Lenz legte Mercier den höchsten Wert auf die Zeichnung der Charaktere. [57])

Was die Komödie anbetrifft, so trat Lenz auf diesem Gebiete vollständig in die Fuſstapfen Merciers. Letzterer stellt ganz klar und deutlich die These auf, daſs die Charaktere in der Komödie der Handlung untergeordnet sein müssen: „Le caractère doit naître du sujet, ce me semble, mais ne doit pas être son pivot . . . Il ne s'agit point dans la Comédie de faire des portraits, mais des tableaux.“ [58]) In der französischen Komödie sagt er: „L'action est forcée rapidement par le caractère, et c'est le contraire qui arrive dans le monde.“ [59])

Lenz wiederholt nicht alles, was Mercier, der diesen Gegenstand ausführlicher behandelt hat, über die Komödie sagt, aber alles, was Lenz darüber sagt, kann man bei Mercier finden. [60])

Beim ersten Erscheinen der „Anmerkungen übers Theater“ wurden sie von vielen Goethe zugeschrieben. [61]) Das Buch machte groſses Aufsehen und teilte die Rezensenten in zwei feindliche Lager.

Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, das Hauptorgan der Stürmer und Dränger, begrüſsten das Erscheinen mit einem begeisterten Artikel, der aus der Feder Leopold Wagners stammte und in genialem Stile geschrieben war: „Ein sehr vollwichtiger Beytrag zur Dramaturgie! tiefdurchdachte Einsichten in die Kunst! ächtes warmes Gefühl des Schönen! anschauend dargestellt! in jedem Zuge die Hand eines Meisters erkennbar!“ Die Helden der französischen Tragödie nennt der Rezensent: „Männerchen aus Goldpapier! — die ein Zephir hin und her bewegen kann . . . „die Helden aus Lilliput . . . sie zittern vor dem majestätisch herbrausenden Sturmwind“ der Shakespearschen Schöpfung. Alle sind durch die Kritik Lenzens in den Staub geworfen. „Die französischen und französierten ,,beaux esprits‘‘, die hochgeehrten Herren Spieſsträger des sentenziösen Corneille, des süſstönenden Racine usw. und möchten des Henkers werden, daſs nicht jedermann durch ihre Lorgnette gucken und sich das Gesicht verderben will — hier stehen sie und schämen sich . . . Denke nur selbst lieber Leser! so viele à la modische Tragödienweber, die bisher doch auch glaubten einen Kopf zu haben, ein Genie zu seyn, die alle, alle stürzen um sammt und sonders von ihrer eingebildeten Gröſse in Nichts zurücke. — Alas poor blockheads!“ [62])

Wagners Rezension beweist, daſs der Kreis der Stürmer und Dränger den „Anmerkungen übers Theater“ eine groſse Bedeutung beimaſs, daſs sie gleichsam als ein Manifest der jungen Generation gelten konnten, einer jungen Generation, die den Kampf mit allem Veralteten aufgenommen hatte und die geneigt war, sich beizeiten

den Sieg zuzuschreiben. Die „Anmerkungen übers Theater“ enthielten eigentlich nichts Neues. Nichtsdestoweniger waren die Stürmer und Dränger nicht abgeneigt, die ganze Theorie als in ihren eigenen Köpfen entstanden anzusehen. Sie erkannten keine Vorgänger an, die ihnen den Weg gebahnt hätten. Mit dem der Jugend eignen Selbstbewufstsein schrieben sie sich ohne weitere Umschweife das ganze Verdienst zu und sprachen über die Lenzschen „Anmerkungen übers Theater“ wie von einer wahren Offenbarung, einem neuen, laut und siegreich ausgesprochenen Worte.

Dieses stolze Selbstvertrauen und das Bewufstsein der eignen Kraft, die Überzeugung von der eignen Genialität und das Bestreben, sich weit über die andern Sterblichen zu erhöhen, klingt auch aus den weiteren Worten der Rezension heraus: „Wer die Description eines Genies S. 15 gelesen hat und noch glaubt auf diesen Ehrentitel Anspruch machen zu dürfen, der mufs entweder wirklich einer seyn, oder er ist der eingebildetste Narre, der jemals auf zwey Füssen den Himmel angestiert hat.“

Indem der Rezensent den Leser auffordert, die „Anmerkungen übers Theater“ aufmerksam zu lesen, hebt er zwei Punkte hervor, die ihm als die wichtigsten erscheinen: die Verwerfung des Aristoteles „Wirst mit grofsem Entsetzen und kalten Herzensschauder wahrnehmen, auf welchen faulen und vermoderten Grundpfeilern das Aristotelische Brettergerüste schon so lange geruht hat“; die Verteidigung der historischen Tragödie „Wirst endlich das besste — alles, was zur Vertheidigung der historischen Schauspiele gesagt werden sollte, gleichsam in einer Marksuppe einschlürfen“. Indem er diese zwei Punkte in den Vordergrund schob, bezeichnete der Rezensent zweifellos treffend, was in den „Anmerkungen“ Lenzens neu und ursprünglich war und was in den literarischen Bedarf der Stürmer und Dränger hineinpafste: die Verwerfung der Aristotelischen Poetik und die Neigung zu dem historischen Drama, das als die vollkommenste Gattung der Tragödie erschien. Im letzteren Falle gab Lenz nur eine theoretische Erklärung dessen, was Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“ ausgeführt hat. Diese Rezension stammte aus dem nächsten Bekanntenkreise Goethes und drückte die Ansichten der „Avantgarde in der Armee des Sturmes und Dranges“ aus. Hinter dieser radikalen Gruppe stand aber eine gemäfsigtere Partei, die alle wesentlichen Anforderungen der neu entstehenden literarischen Schule teilte, aber genügend kaltes Blut bewahrt hatte, um sich nicht von den Extremen und der Übertreibung der Führer mit fortreifsen zu lassen.

Die Ansichten dieser Gruppe und überhaupt der Menschen, die der neuen Richtung mehr freundlich als feindlich gegenüberstanden,

fanden ihren Ausdruck im „Magazin der deutschen Kritik“.[63]) Dessen Rezensent teilt vollkommen die in den „Anmerkungen übers Theater“ so laut verkündete Ansicht, dafs die Regeln des Aristoteles für „unsere Zeit“ nicht mehr anwendbar sind. Er ist der Meinung, dafs der Wert der Stücke nicht von den theoretischen Überzeugungen ihrer Verfasser abhängt. Die äufseren Formen haben keine hohe Bedeutung, wenn sie von der Begabung des Verfassers abhängig sind. „Nur sei der Dichter ein Genie, kenne die Natur, befolge deren Regeln, kenne insonderheit Menschen, habe philosophisches und der Schönheit Gefühl, wisse nachzuahmen und darzustellen, und er wird auf jeder Sprosse der grossen Leiter Lehrer der Menschen, und ein gefälliger Unterhalter sein.“ Auf dem weiten Felde des dramatischen Schaffens kann ein jeder die Furche ziehen, die ihm beliebt. „Unser Verfasser aber lockt sie (die jungen Schriftsteller) da hervor, um ihnen nachher wieder eine Furche zu ziehen, wo herüber sie nicht gehen sollen. Shakespearsche Trauerspiele sollen sie schreiben und keine mit den drei Einheiten. Wozu denn diese neue Bulle? Sey, was Du bist! Genie! nur der Religion und Natur unterthan.“ *)

In dieser Beziehung stimmt der Rezensent mehr mit Mercier überein und schreibt in dessen Sinne, nur mit dem Unterschiede, dafs unser Deutscher ein wohlwollender Eklektiker ist, der es zugibt, dafs auch die pseudoklassische Tragödie neben der Shakespeareschen bestehen und ebenso schön sein, ebenso gefallen kann, so entgegengesetzt sie auch sein möge. Der Rezensent erkennt die Möglichkeit einer Vervollkommnung der Form an. Und wenn eine solche Form für die Tragödie gefunden sein wird, „wehe dem, der da mit seinem in Schweinsleder gebundenen Aristoteles steht, und uns auf die Finger schlägt, wenn wir uns zu jener höheren Stufe heraufhelfen wollen, die Aristoteles nicht kannte, weil's ihm sein Fatum nicht erlaubte . . . Aristoteles Gesetz ist kein allgemeines Gesetz — es gab meistentheils sehr gute Regeln für die Art des Trauerspiels, die er kannte. Aber jenseit, wo Aristoteles nicht hinsehen konnte, giebt's auch ein Land, und ein schönes fruchtbares Land, und da giebt's andre Gesetze, und andre Regeln des Anbaus, weil es ein anderes Land ist. Wer aber disseits bleibt, soll des weisen Mannes nicht vergessen — und disseits ist auch ein gutes Land.“[64])

Der Rezensent sprach augenscheinlich die Ansichten der friedlicheren Partei aus, die das Neue wohl annahm, aber nicht den Mut hatte, das Alte auf einmal wegzuwerfen.

Die Lenzsche Behauptung, dafs der Held die Verhältnisse und sein eignes Schicksal selbst schafft, berichtigt der Rezensent: nicht

*) Lenz wies darauf hin, dafs es für jeden Dichter notwendig sei, religiöse Überzeugungen zu haben.

immer schaffe sich der Held das Schicksal, zuweilen modifiziert oder individualisiert er dasselbe; auch hierbei gibt es viele Schattierungen, viele Stufen. Der Verfasser beruft sich hierbei auf „Macbeth“ und „Lear“.

Trotzdem ist der Rezensent kein Verehrer der französischen Tragödie, er heifst alles, was Lenz gegen dieselbe gesagt hat, gut und bemerkt nur, dafs Aristoteles, wie Lessing es bewiesen hat, hierbei gar nicht in Frage kommt. Mit oder ohne Aristoteles hätten die Franzosen niemals die höchste Stufe in der dramatischen Poesie erreicht.

Dann wirft der Rezensent Lenz zweierlei vor: den Mangel eines jeden Beweises für seine Behauptung, dafs in der Komödie die Handlung Hauptsache, die Charaktere Nebensache seien; und dann berühre die eigentümliche, abgebrochene Sprache den Rezensenten unangenehm.

Auch der den Stürmern und Drängern als „Sittenverderber“ und „Verbreiter französischen Giftes“ verhafste Wieland hat sich über die „Anmerkungen übers Theater“ geäufsert. Im „Teutschen Merkur“ erschien eine Rezension, die in ziemlich gemäfsigtem Tone gehalten war. Wieland hält die „Anmerkungen“ Lenzens von grofsem Nutzen für alle dramatischen Dichter, wenn auch nur zu dem Zwecke, „das Studium der Menschen ernstlicher zu treiben, als bisher geschehen ist“. Lenz gebühre nicht das Verdienst der Neuheit, da er nur einer der „Bilderstürmer“ ist, die Lessings Beispiele gefolgt sind. Das einzig Neue ist „die Sucht, eine Schreibart zu affectiren, die mit dem Styl der bessten Autoren aller Zeiten und Völker den widrigsten Absatz macht . . . entweder ganz unverständlich ist, oder nur verworrene, schwankende und schielende Vorstellung giebt, woraus die Leser nicht klug werden können“.[65])

Wieland fügte der Rezension einen „Zusatz des Herausgebers“ bei. Erbost über die ironischen Bemerkungen, die in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ gegen ihn gerichtet worden waren, fiel er weit heftiger als sein Mitarbeiter über Lenz wegen des Tones und Stiles seines ganzen Buches her: „Der Verfasser der A. ü. Th. mag heissen wie er will, traun der Kerl ist'n Genie, und hat blos für Genien, wie er ist, geschrieben, wiewohl Genien nicht solches nötig haben.“ In der Eigenschaft als Genie gebe Lenz dem Leser geheimnisvolle Rätsel auf, die weder das Publikum noch er selbst lösen könne. Sein lüsterner Gedankengang gleiche „Gemssprüngen von Fels zu Fels“. Seine Sprache sei ein „wunderbares Rothwelsch“. Sein Ton sei „der Ton eines Sehers . . . der seinen Mund weit aufthut, um etwas herrliches, funkelneues, noch von keinem Menschensohn gesagtes, zu sagen . . . Mag seyn, dass ein solcher begeisterter Seher oder Genie allerley Dinge sieht, die wir andern Leute, die ihrer Sinne mächtig

sind, nicht sehen . . . Ein solch' Büchlein, so klein es ist, den Lesern, die keine Genien sind, verständlich zu machen, zu prüfen, das Korn von der Spreu zu scheiden, und zu zeigen, was darinne gesunde Kritik, und was eitel schaales Persiflage ist, was würklich neu gedacht, und was nur durch die Affectation seltsamer Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache den Schein einer unerhörten Entdeckung bekommen hat, wiewohl Andere das lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt haben — Alles dies zu thun, müsste man ein Buch in folio schreiben.“ Auch vor Lenz habe es Leute gegeben, „welche wussten, worin Shakespeares grofser Vorzug besteht“. Wieland verweist hier auf seinen Artikel im „Teutschen Merkur“ für das Jahr 1773.*) Die feindseligen Beziehungen Wielands nicht allein zu Lenz, sondern zu den Stürmern und Drängern im allgemeinen gelangen hier recht deutlich zum Ausdruck. Sie werden aus den Pamphleten Lenzens gegen Wieland in hohem Grade erklärt. Hier herrschte ein Kampf, in dem beide Gegner einander nicht schonten.

Auch die „Aufklärer“, die die „Genien“ durch ihren trockenen Rationalismus und die pedantische Korrektheit ihrer Meinungen aufbrachten, äufserten sich über die „Anmerkungen“. Die ganze Bewegung des Sturmes und Dranges war ja in gewissem Sinne gegen sie, die Verehrer des den Genies so verhafsten Voltaire gewendet, die ihren Verstand in der Schule des Philosophen von Ferney abgerichtet und ihr Gemüt abgestumpft hatten. Als Schüler Rousseaus, Naturverehrer, Gefühlsenthusiasten, Apologeten des Gemütslebens waren die stürmischen Genies Antipoden der deutschen „Aufklärer“ der alten Berliner Schule.

Eins der angesehensten Mitglieder dieser letzteren, Friedrich Nicolai, beantwortete die Lenzsche Herausforderung.[66]) Die Rezension gewinnt an Interesse, wenn wir uns daran erinnern, dafs einige Jahre vorher der Jüngling Lenz die Protektion dieser literarischen Autorität seiner Zeit nachgesucht hatte. Lenz brachte ihm damals seine Übersetzung von Popes „Essay on criticism“. Damals stand das zukünftige Genie noch auf dem Standpunkte Nicolais, in dessen Augen Pope als Autorität galt. Es ist nun bemerkenswert, dafs Nicolai sich in seiner Rezension der Lenzschen Anmerkungen gerade auf Pope beruft, der die Regeln des Aristoteles als nichts anderes, denn „methodisirte Natur“ bezeichnete. Der Stil Lenzens, seine Art und Weise, „wie er sich oft nicht Zeit läfst seine Gedanken ganz herauszusagen, oft kaum den Vordersatz einer Periode ganz hin-

---

*) „Der Geist Shakespears“ mit einer Übersetzung von Bruchstücken aus „Hamlet“ („Der Teutsche Merkur“, Julius 1773, S. 183 ff.).

schreibt und den Nachsatz oder einen Theil desselben, mit einem blossen Strich andeutet und es dem Leser überläfst, sich denselben hinzuzudenken", erregt Nicolai nicht weniger als Wieland. Aber der Berliner „Aufklärer" greift am meisten den Mangel an Konsequenz, an Klarheit in den Gedanken sowohl als auch in den Erklärungen an. Diese ganze unordentliche Auslegung beweise nach Ansicht des Rezensenten, dafs im Gehirn des Schriftstellers eine Verworrenheit herrsche.

Der Hauptzweck dieser Rezension war die Verteidigung des Aristoteles. Nicolai betrübt sich darüber, dafs Lenz „mit diesem alten gesetzten Manne umgeht wie ein roher Feldwebel mit einem jungen Rekruten". Er ist aufser sich, dafs Lenz es wagt, Aristoteles zu beurteilen, ohne, nach seinem eignen Geständnis, ihn ganz durchgelesen zu haben. Der Rezensent behauptet nicht ohne Grund, dafs es zum Verständnis des Aristoteles (wie bereits Lessing sich ausgesprochen hatte) notwendig wäre, auch seine andern Werke zu kennen und in seine Philosophie in ihrem ganzen Umfange einzudringen.

Nicolai bezichtigt Lenz eines nachlässigen Lesens des Aristotelischen Textes. Lenz werfe Aristoteles vor, dafs er „von zwey Quellen der Poesie redet und deutet gleichwohl nur auf die eine mit seinem kleinen krummen Finger, die andre aber behält er unterm Bart". Nicolai erklärt, „dafs Harmonie und Rythmus diese zweite Quelle" sei, was jedem aufmerksamen Leser der „Poetik" nicht entgehen könne. Der Lehre Lenzens über die Tragödie nähertretend, beschuldigt der Rezensent denselben wieder des mangelnden Verständnisses für Aristoteles. Letzterer mache die Handlung zum Hauptzweck der Tragödie, lege aber auch den Charakteren eine sehr grofse Bedeutung bei, indem er dieselben für einen notwendigen Bestandteil einer jeden Tragödie halte und sie unmittelbar der Handlung unterstelle. Aristoteles habe vollständig recht. „Die Natur hat freylich nie den Aristoteles um Rath gefragt, wenn sie ein Genie schaffen wollte; aber Aristoteles fragte die Natur um Rath, als er seine Regeln schuf; und so wurde sie nach Popes Ausdruck: methodisirte Natur." Ohne die Lehre von den Einheiten der Zeit und des Ortes weiter zu verteidigen, findet Nicolai ihre Erklärung in den Einrichtungen des griechischen Theaters, vornehmlich in der des Chores. Was die Einheit der Handlung betrifft, so verteidigt Nicolai sie energisch gegen die Lenzschen Angriffe, indem er sie „ungeachtet der Hohnneckerey unsers Rhapsodisten, ungeachtet der Mifsbräuche mancher angehender Schauspieldichter" als ein Haupterfordernis eines jeden Dramas ansieht. Die Lehre Lenzens könnte man noch allenfalls auf das historische Drama anwenden, wo sich Dichter und Schauspieler mit einer Hauptperson begnügen: „im Trauerspiele fodern wir mehr, Einen Gesichts-

punkt, Eine Haupthandlung. Und das nicht, weil es Aristoteles so wollte, sondern weil die Natur der Sache es so will, die er auch hier zu Rathe zog". Hier zitiert Nicolai die bekannten Worte des Aristoteles über das Wesen der Handlung, von denen keins weggelassen werden dürfe, ohne das Ganze zu vernichten. Diesen Gedanken des Aristoteles betonte bekanntlich auch Lessing.

Die Angriffe Lenzens auf das französische Theater hält Nicolai für gerechtfertigt, wenn auch übertrieben; „nur ist das alles schon mehrmals und manches weit gründlicher gesagt, besonders in der „Hamburgischen Dramaturgie".

Am Schlusse seiner Rezension versucht Nicolai etwas ungeschickt, den Grundgedanken Lenzens auszuführen, dafs der Aufbau der alten Tragödie von dem Gottesdienst der Griechen abhängig und aus ihrem Glauben an das unvermeidliche Schicksal zu erklären sei.

Diese vier angeführten Rezensionen aus vier verschiedenen literarischen Lagern charakterisieren so recht die Stellung der literarischen Parteien in den ersten Jahren der Sturm- und Drangperiode. Aus Veranlassung der Lenzschen „Anmerkungen übers Theater" äufserten ihre Ansichten sowohl Nicolai, der Vertreter der deutschen „Aufklärer" mit all ihrem altbackenen Pedantismus und trockenen Rationalismus, wie auch Wieland, der Dichter des frivolen Epikureismus und der leichtfertigen Sinnlichkeit, der unter französischem Einflusse stand. Im „Magazin der deutschen Kritik", der Zeitschrift Schirachs, äufserte sich eine Menge gemäfsigter Menschen, die von der neuen Strömung ergriffen waren, aber es noch nicht an der Zeit hielten, mit der Vergangenheit völlig zu brechen und die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Nur jene Gruppe der radikal gesinnten Jugend, die sich um Goethe geschart hatte und den äufsersten linken Flügel des deutschen Parnafs bildete, hatte Lenz freudig, siegesbewufst zugejubelt.

Alle vier Gruppen stimmen in der Verwerfung der französischen Tragödie und in der Hochschätzung Shakespeares überein. Aber die beiden ersteren stehen auf dem Standpunkte Lessings. Gleich dem letzteren kann Nicolai den Gedanken, Aristoteles habe sich auch nur in einem Punkte geirrt, nicht zulassen. Wieland verhält sich gleichgültiger zu dieser Frage und erhebt in seiner Rezension kein Wort zur Verteidigung des Aristoteles. Der Hochmut und das Anspruchsvolle der „Genies" erregten ihn mehr als alle heftigen Angriffe auf den griechischen Philosophen.

Die beiden andern Gruppen charakterisieren sich durch ihre von Lessing und seiner dramatischen Theorie abweichende Stellung. Sie verkünden das Prinzip der Freiheit der Kunst; alle Regeln verwerfend, fordern sie nur das sorgfältige Studium der Natur.

Beachten wir, dafs alle Rezensenten ihre Aufmerksamkeit auf den Lenzschen Stil gerichtet haben; des Dichters Gesinnungsgenossen preisen ihn mit Begeisterung, seine Gegner verurteilen ihn schonungslos. Augenscheinlich lag Absicht in dem Versuch, den „genialen" Stil der Prosa bei einem kritischen Artikel zu verwenden, auf einem Gebiete, auf dem bis dahin nur die vorgeschriebene Regelmäfsigkeit und farblose Einförmigkeit geherrscht hatte.[67])

Die erregte und leidenschaftliche Beurteilung der „Anmerkungen übers Theater" in den wichtigsten damaligen Zeitschriften beweist uns, dafs diese kleine Schrift zu einer Art Ereignis in dem literarischen Leben Deutschlands geworden war. Ihre Macht bestand darin, dafs sie nicht blofs die individuellen Anschauungen Lenzens, sondern augenscheinlich die eines ganzen Kreises offenbarte und als ein Manifest einer neuen literarischen Partei gelten konnte. Wieland und Nicolai ereiferten sich besonders deshalb, weil sie in Lenz nur den Vorkämpfer erblickten, hinter dem das mit ihm solidarisch verbundene und von Goethe geleitete „Jungdeutschland" stand, dessen Begeisterung diese Führer des deutschen literarischen Geschmacks jener Zeit so tief kränkte. Den Wert der „Anmerkungen übers Theater" für die Partei beweist auch der Umstand, dafs Goethe allen denjenigen, welche sich mit dem, was in der Strafsburger Gesellschaft der „Genies" [68]) verhandelt wurde, bekannt machen wollten, das Lesen dieser Lenzschen Schrift anrät. Hiermit bekundet Goethe ganz klar und deutlich die Solidarität des ganzen Kreises mit Lenz.

Der Triumph der jungen Partei ward um so vollständiger, als kein geringerer als der gröfste der damaligen Dichter, der von ihr vergötterte Klopstock, auf ihre Seite trat. Der Sänger des „Messias", der patriotische Barde, an dessen Dichtkunst sich diese Jugend heranbildete, veröffentlichte eine theoretische Schrift unter dem Titel „Die deutsche Gelehrtenrepublik", die im Jahre 1774 zu gleicher Zeit mit Lenzens „Anmerkungen übers Theater" erschien.[69]) Derselbe Young, den Klopstock als den Verfasser der „Nachtgedanken" so hochschätzte, wurde sein Führer auch als Kritiker und veranlafste durch sein Buch „On the original composition" auch die Erscheinung seiner theoretischen Schrift.[70]) In ihr werden Donnerkeile auf die „Nachahmer" geschleudert, die wahren schöpferischen Genies gepriesen, alle Vorschriften für das poetische Schaffen verworfen und jede Fesselung des freien Aufflugs der Phantasie durch die schweren Ketten „der Regeln" wird für unmöglich erklärt. Anstatt des Einblicks in das „Regulbuch" wird den jungen Schriftstellern die lebendige Erfahrung und die Beobachtung des eignen Herzens sowie andrer Menschen empfohlen. Hier wird das angeborne „poetische Genie", dessen Haupttugenden „Kühnheit" und „Leidenschaftlichkeit" seien, zu einer ungewohnten Höhe emporgehoben.

Durch seine hohe Autorität bestätigte der ältere Sänger des „Messias“ die poetische Theorie der jungen Stürmer und Dränger und bekräftigte ihre Kundgebung in den Lenzschen „Anmerkungen“. Mit welcher Begeisterung die Jugend den mächtigen Bundesgenossen aufnahm, ersieht man aus einem Briefe Goethes an Schönborn vom 10. Juni 1774: „Klopstocks herrliches Werk“, so schrieb das Haupt Jungdeutschlands im 18. Jahrhundert, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die Einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzige Regel, die möglich ist.“[71]) Begeistert teilt Goethe Klopstocks Verachtung gegen die pedantischen Kritiker und die „Recensentenschaar“ und hält es nicht für nötig, dafs ein Dichter, ein freier Dichter sich irgend welchen Vorschriften der Gelehrsamkeit füge.

Die Lenzschen „Anmerkungen übers Theater“ mufsten ihren Einflufs auf die Ausbildung der theoretischen Anschauungen der jungen Stürmer und Dränger ausüben. Ihren Einflufs kann man bis auf Schiller, den jüngsten Pflegesohn des „Sturmes und Dranges“, verfolgen. Der neueste Erforscher der jugendlichen Schöpfungen Schillers findet ein Echo des Lenzschen Manifestes im Vorworte zu den „Räubern“ und im Aufsatz „Über das gegenwärtige deutsche Theater“ wieder.[72]) In beiden Fällen ähnelt Schiller Lenz nicht allein in den Gedanken, sondern auch in den Ausdrücken. Fast mit den Worten Lenzens bezeichnet Schiller die Helden Corneilles als „frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung“. Den Stoff seines Stückes „in die engen Grenzen der Aristotelischen oder Batteuxschen Theorie einzuzwängen“, hält Schiller für unmöglich. Seine Aufgabe war, eine vollkommene und umfassende Darstellung von Charakteren, die der Wirklichkeit entsprächen, zu geben.[73]) Wie wir uns später überzeugen werden, sind auch Lenzens dramatische Erzeugnisse nicht ohne Einflufs auf Schiller geblieben.

Siebentes Kapitel.

Shakespeare- und Plautusübersetzungen.

. . . Jeder Name ist ein kühner Gedanke —
Lenz.

Vor der Prüfung der Lenzschen Originalschöpfungen wollen wir seine Versuche näher betrachten, die Dramen zweier Schriftsteller, die ihm der Nachahmung am würdigsten erschienen, zu übersetzen und nachzubilden.

Die Neigung zu Shakespeare, die sich in der Sturm- und Drangperiode zu einem förmlichen Kultus ausgebildet hatte, war die allgemeine Tendenz jener Zeit, die immer mehr und mehr durch den wachsenden Einflufs der englischen Literatur einerseits und anderseits durch die Notwendigkeit, im Kampfe gegen den Pseudoklassizismus eine Stütze zu finden, bedingt wurde.

Schon im Jahre 1759 gab Lessing in seinen „Briefen, die neuste Literatur betreffend“ Shakespeare den vollen Vorzug vor den französischen Dramatikern.[1]) Unter dem Banner Shakespeares kämpfte er später auch in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“. Im selben Jahre stellte Hamann in seiner ersten Schrift: „Sokratische Denkwürdigkeiten“ Shakespeare in eine Reihe mit Homer[2]); im nächsten Jahre erschien die deutsche Übersetzung des Youngschen Buches, in dem Shakespeare als das Urbild der Genialität hingestellt wurde. Unter dem Einflusse des allgemeinen Interesses für Shakespeare beginnt auch Wieland, trotz seiner französischen Sympathien, dessen Dramen zu übertragen.[3])

Der zweiten Hälfte der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts gehören auch Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ an. In diesen wendet sich Gerstenberg gegen die Wielandsche Übersetzung der Shakespeareschen Dramen, in der er eine grobe Verunstaltung des Originals erblickte. Er sprach eine neue Anschauung über Shakespeare aus, die teilweise der Lessings entgegengesetzt war.

Der letztere beurteilte Shakespeare vor allem vom dramatischen Gesichtspunkt aus und suchte den Beweis zu erbringen, dafs Shakespeare nicht allzusehr von den Regeln der Poetik des Aristoteles abgewichen sei. Den Unterschied zwischen der griechischen und Shakespeareschen Bühne anerkennend, war Lessing doch der Ansicht, dafs es Gesetze der Tragödie gebe, die für beide verbindlich wären. Gerstenberg hingegen suchte zu beweisen, dafs die griechische und die Shakespearesche Bühne die schärfsten Gegensätze bildeten und nichts miteinander gemein hätten. Die Genialität Shakespeares bestand seiner Ansicht nach in der künstlerischen Erfassung und Darstellung der menschlichen Leidenschaften. Shakespeare verfolgte andere Ziele als die griechische Tragödie, man konnte ihn daher nicht nach den Gesetzen der Aristotelischen Poetik beurteilen.[4])

Indem Gerstenberg die bühnentechnische Seite der Dramen Shakespeares geringschätzte, und in diesem vor allem den grofsen Dichter und den Darsteller der Leidenschaften erblickte, näherte er sich den Anschauungen Hamanns und erwarb dadurch die Sympathien Herders, obgleich sich dieser bemühte, in der Meinungsverschiedenheit zwischen Gerstenberg und Lessing den Mittelweg einzuschlagen. Gleich Lessing er-

kannte er die Begründung der Aristotelischen Theorie an und verwarf nur ihre pseudoklassischen Entstellungen; anderseits stand er aber entschieden auf seiten Gerstenbergs, wenn dieser zu beweisen suchte, dafs die Shakespeareschen Stücke, die eine ganz neue und eigentümliche Art des Dramas bildeten, bei weitem nicht allen den Regeln der Aristotelischen Poetik unterzogen werden könnten.[5])

Die Vorzüge Herders vor Gerstenberg und Lessing sind darin zu finden, dafs er sich zuerst auf den historischen Standpunkt stellte, der es ihm ermöglichte, den verschiedenartigen Ursprung der griechischen und englischen Tragödie zu erklären. Aber die rein dramatischen Eigentümlichkeiten Shakespeares sind Herder entgangen. Der grofse Dramatiker wird bei ihm durch den grofsen Poeten in Schatten gestellt. Indem er sich blofs an den dichterischen Vorzügen Shakespeares begeistert, läfst Herder die Kunstgriffe des dramatischen Schaffens, der dramatischen Technik ganz unbeachtet. Nicht die dramatischen, sondern vielmehr die lyrischen Momente der Shakespeareschen Dramen, in denen er vor allem den reichlichen Gefühlsergufs schätzte, ziehen die Aufmerksamkeit Herders auf sich.[6])

So fufsen also die Neigungen der „Stürmer und Dränger“ auf Gerstenberg und Hamann. Für sie ist Shakespeare der gröfste aller Dichter, der mächtigste Darsteller aller poetischen Rätsel der menschlichen Seele. Sie begeistern sich aber nicht blofs an dem poetischen Genie Shakespeares, sondern an seiner ganzen Persönlichkeit. Der Umstand, dafs auch Gerstenberg, Herder und Goethe Shakespeare nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen, als Muster der ganzen Menschheit, der vielseitigen und allumfassenden Entwicklung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten hochschätzten, ist besonders beachtenswert. Er erschien ihnen in seiner gewaltigen Persönlichkeit als ein Titan, als Prometheus, als ein der Nachahmung würdiges Ideal. Zu derselben Gattung der Titanen gehörten auch die Gestalten, die Goethes Phantasie in Strafsburg beschäftigten: Julius Cäsar, Mohammed, Prometheus und Faust. Ein starker Charakter, titanische Leidenschaften werden als unentbehrliche Eigenschaften eines wirklichen Genies angesehen.[7])

Die Werke Shakespeares erschienen Goethe und seinen Zeitgenossen als die reichste Fundgrube von Lebensweisheit und Erfahrung, als eine Quelle der Welterkenntnis in all ihrer Vielseitigkeit, der Menschenerkenntnis in allen Erscheinungen des äufsern und innern Lebens.[8]) Shakespeare war in den Augen der „stürmischen Genies“ die lebendige Verkörperung jenes menschlichen Ideals, von dem sie geträumt hatten; er gab ihnen das vollständigste und anziehendste Beispiel jener vielseitigen und mächtigen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit, auf die ihr Streben gerichtet war.

Somit war der Shakespeare-Kultus der Ausfluſs der individualistischen Bestrebungen jener Zeitepoche und trat um so heftiger auf, je ungestümer die Versuche waren, dem Individualismus zum Siege zu verhelfen.

Vor allen andern begeisterte Lenz sich an Shakespeare, als an dem Urbilde aller Genialität. Der englische Dramendichter erscheint ihm als die lebendige Verkörperung der mächtigsten poetischen Gestaltungskraft. Sein „brennendes Auge“ [9]) dringt in die Tiefen der menschlichen Seele, in die geheimsten Winkel des Herzens. Shakespeare ist für Lenz der groſse Herzenskenner und Lehrer der Menschheit, der uns in die „groſsen Mysterien einweiht“. [10]) Durch seine Beispiele erzieht er „ein junges Herz zu feinerer Moral“. [11]) Die Eindrücke der Shakespeareschen Dichtung sind bei Lenz so gewaltig, daſs er sie mit den von der Natur empfangenen vergleicht. Die Ruinen eines alten Raubschlosses auf einem felsigen hohen Berge im romantisch-malerischen Schwarzwald erwecken in ihm die Erinnerung an den in Regen und Ungewitter herumirrenden König Lear. [12]) Eine wilde Gegend im Gebirge mahnt ihn an den Schauplatz der Handlung im „Macbeth“. [13])

Lenzens Werke und Briefe sind mit Zitaten aus Shakespeare angefüllt. [14]) Mehrmals führt er Shakespeare als handelnde Person ein. In der Satire „Pandaemonium germanicum“ beschwört Herder Shakespeares Geist: „Tritt unter uns, Shakespeare, seliger Geist! steig herab von deinen Himmelshöhen.“ Shakespeare erscheint auch und bezeugt sein Wohlwollen gegen Herder und Klopstock. [15]) So läſst auch Lenz in seinem „Monologe“ Shakespeares Geist auftreten. Der Schauplatz ist das Theater zu London, in dem Augenblicke, da der berühmte Schauspieler Garrick den „Hamlet“ spielt. Während der Gespensterszene tritt der Geist Shakespeares auf:

Wie? welche Menge? welche Stille?
Als wärens Geister. Welche Grille
Bezaubert diese tausend Köpfe?
Ich?
Mein Hamlet? Mein Stück!
Welch ein unerwartetes Glück!
Hamlet vor mir!

Shakespeare ist entzückt, das verwirklicht zu sehen, „was er in unvergeſslichen Stunden durchgezittert, durchempfunden“. Er ist unendlich glücklich, wenigstens zwei Stunden lang die Zuschauer, seine lieben „Kinder“, durch den Zauber seiner Poesie gefesselt zu haben. Weder Kritiken voller Galle noch Dornenkronen können ihm jetzt etwas anhaben. Beruhigt nimmt er seinen Flug zu Gott zurück. [16])

Die Apotheose der Persönlichkeit und des Schaffens Shakespeares noch weiter auszudehnen scheint unmöglich.

Wenden wir uns nun zu den Lenzschen Übersetzungen Shakespeares.

Zuerst fesselte ihn die komische Dichtung Shakespeares; er übersetzte dessen „Love's labour 's lost" („Verlorne Liebesmüh") und gab der Komödie die lateinische Bezeichnung: „Amor vincit omnia" („Die Liebe besiegt alles"). Die Übersetzung erschien im Jahre 1774 als Beilage zu den „Anmerkungen übers Theater".

Wann ist diese Arbeit entstanden? Nach Falcks Ansicht in seiner frühesten Jugend im Elternhause. [17]) Aber es genügt ein Vergleich dieser Arbeit mit den zweifellos jener Zeit entstammenden Schöpfungen des Dichters, um sich von dem Irrigen dieser Annahme zu überzeugen. Alles, was Lenz bis zum Jahre 1769 einschliefslich geschaffen, hat einen vollständig ausgeprägten Charakter: alle seine Jugendwerke sind religiös-sentimental, von Klopstock, Young und Thomson angehaucht. Nur die Masse der schweren Psalmen ist ein wenig von naturalistischem Hauche durchweht. Man kann sich unmöglich vorstellen, dafs Lenz sich gleichzeitig und gleichmäfsig an den düstern Klagen Youngs beim bleichen, geheimnisvollen Mondschein und an dem ansteckenden, lebensfrohen Lachen Shakespeares in seiner „Verlornen Liebesmüh" begeistert haben sollte. Die von dem Sonnenschein des Shakespeareschen Schaffens durchleuchtete Komödie pafste nicht zu der damaligen niedergeschlagenen, pietistisch beeinflufsten Stimmung des jungen Dichters. Die Untersuchung des Stils führt uns zu demselben Ergebnis. Die leichte, nicht selten sogar meisterhafte Handhabung der Sprache in der Übersetzung der Shakespeareschen Komödie gleicht ganz und gar nicht den schülerhaften Übungen in den uns bekannten Werken seiner frühen Jugend.

Erst unter dem Einflusse seines Königsberger Aufenthalts ändert sich allmählich Lenzens Stimmung. Seine „Landplagen" waren der letzte dichterische Ausdruck seines jugendlichen Seelenlebens. Die Vorlesungen Kants eröffneten ihm eine völlig neue Welt, und wahrscheinlich erreichte ihn hier auch schon das Echo der Ideen Hamanns und Herders und legte in ihn den Keim zum „Stürmer und Dränger". Wir können daher die Entstehung der Übersetzung von „Love's labours lost" nicht vor die Zeit seines Königsberger Aufenthalts verlegen.

Anderseits erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit", dafs Lenz schon am Anfang seiner Bekanntschaft mit ihm in Strafsburg — im Sommer 1771 — die ganze Tischrunde durch seine gelungene Übersetzung des Epitaphiums des von der Prinzessin geschossenen Wildes aus „Verlorne Liebesmüh" entzückt habe. [18]) Dieses Zeugnis Goethes ist bisher viel zu wenig beachtet worden, während es doch zur

Bestimmung der Zeit, in die die Lenzsche Übersetzung der Shakespeareschen Komödie zu verlegen sei, äufserst wichtig ist. Obgleich die Übersetzung zugleich mit den „Anmerkungen übers Theater“ erschien, so liegt doch keinerlei Grund zu der Annahme vor, dafs beide Arbeiten zu gleicher Zeit entstanden sind. Im Gegensatze zu Weinhold und Clarke [19]) halten wir es daher für angebracht, die Frage über die Entstehungszeit von „Amor vincit omnia“ von der zu trennen, ob Lenz mit seiner Behauptung, seine „Anmerkungen übers Theater“ seien in der literarischen Gesellschaft zu Strafsburg bereits 1771 vorgelesen worden, recht hat.

In welches Jahr wir auch die Entstehung der „Anmerkungen übers Theater“ verlegen wollen, zwischen ihnen und der Übersetzung der Shakespeareschen Komödie besteht keinerlei innerer Zusammenhang. Unter Zugrundelegung der Erzählung Goethes sind zwei Annahmen möglich: Lenz begann die Übersetzung der Shakespeareschen Komödie im Sommer 1771 unmittelbar nach seiner Ankunft in Strafsburg, als er in der Gesellschaft des jungen Goethe von der Woge der Begeisterung für Shakespeare ergriffen worden war, oder die Übersetzung wurde bereits in Königsberg angefangen und Lenz brachte nach Strafsburg schon einige fertige Bruchstücke mit, unter denen sich das von Goethe erwähnte „Epitaphium“ befunden haben mag. Diese letztere Annahme scheint mir die wahrscheinlichere, denn man kann sich schwer vorstellen, dafs nur Strafsburg Lenz zu einem Verehrer Shakespeares gemacht habe. Goethe bemerkt in Bezug auf seine erste Bekanntschaft mit Lenz, dafs sie „ähnliche Gesinnungen hegten“ und daher „Gelegenheit suchten, sich zu treffen“. Unter „ähnlichen Gesinnungen“ versteht er selbstverständlich jene noch unbestimmt in der Luft schwebende Stimmung der „Stürmer und Dränger“, die dank Herder und Goethe selbst bald eine bestimmtere Gestalt gewann. Aber wenn eine derartige Stimmung bei Lenz bereits im Sommer 1771 vorhanden gewesen ist, dann ist es klar, dafs er sie in beträchtlichem Mafse schon aus Königsberg mitgebracht hat.

Wenn wir die allgemeine Richtung der damaligen literarischen Generation, der Lenz angehörte, ins Auge fassen, dann werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, dafs Lenz bereits vor seiner Strafsburger Zeit, durch Young, Hamann, Lessing, Gerstenberg beeinflufst, zu den Verehrern Shakespeares gehörte.

Das Interesse für die englische Literatur erwachte bei Lenz schon sehr zeitig. Alle Werke seiner frühesten Jugend sind ausschliefslich von englischen Schriftstellern, Milton, Young, Thomson und ihren deutschen Nachahmern, Klopstock, Kleist, beeinflufst worden. In Königsberg übersetzte er Popes „Essay on criticism“. Bei einer solchen Hinneigung zur englischen Literatur konnte eine so helle Leuchte wie

Shakespeare wohl kaum übersehen werden, zumal sowohl Young („Conjectures on original composition“) und Gerstenberg „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ und sein Trauerspiel „Ugolino“) als auch Wieland (seine Übersetzungen Shakespeares erschienen in den 60er Jahren) und Lessing „Hamburgische Dramaturgie“ auf den grofsen Dichter hinwiesen. Derselbe Pope, für den, wahrscheinlich von Kant beeinflufst, Lenz sich interessierte, mufste ihn trotz seiner altmodischen Anschauungen ebenfalls zu Shakespeare hinlenken. Pope war der erste Herausgeber der Werke Shakespeares. Clarke hat den Beweis erbracht [20]), dafs Lenz bei der Übersetzung von „Love's labour 's lost“ sich der Popeschen Ausgabe (1725) bedient habe: alles was Pope aus dem Text entfernt und in den Anmerkungen untergebracht hat, ist von Lenz nicht mit übersetzt. Die Ausgaben von Theobald (1733) und Warburton (1744) lernte er augenscheinlich erst viel später kennen. [21])

Das ihm angeborne komische Talent veranlafste Lenz, zum Übersetzen eine Komödie Shakespeares zu wählen. Weshalb gerade „Love's labour 's lost“? Diese Frage suchten Rauch und Clarke [22]) zu beantworten, indem sie mit Recht die Elemente der Komödie, die besonders dem Sinn der Jugend der „Sturm- und Drangperiode“ entsprechen mufsten, hervorhoben. Vor allem findet in diesem Stück das Streben nach allem Wirklichen und Natürlichen, das sich in Byron, dem Freunde der Natur und Feinde jeglicher Büchergelehrsamkeit verkörpert, seinen Ausdruck. Diese Tendenz des Stückes mufste den für Rousseau begeisterten Anhänger der neuen Richtung anziehen. Aufserdem enthält das Stück so viel witzige Wendungen und Wortspiele — also alles, was nach den Worten Goethes, seiner Tafelrunde in Strafsburg so sehr ansprach. [23]) Weniger glücklich ist der Hinweis Clarkes darauf, dafs diese Shakespearesche Komödie der theoretischen Anschauung Lenzens, die er in seinen „Anmerkungen übers Theater“ ausgesprochen, am meisten zugesagt habe.

Die Übersetzung Lenzens wurde von der deutschen Kritik des 18. Jahrhunderts beifällig aufgenommen. In Wirklichkeit galt die Kritik mehr den „Anmerkungen übers Theater“, denen die Übersetzung der Shakespeareschen Komödie beigefügt worden war. Wie wir gesehen hatten diese einen grofsen Sturm erregt. Aber auch jene Kritiken, die besonders scharfe und heftige Urteile über die „Anmerkungen“ fällten, erwähnten die Übersetzung der Shakespeareschen Tragödie lobend. Der „Teutsche Merkur“ [24]) bemerkte, dafs alle „Quibbles“ (scherzhaften Wortspiele), von denen es in diesem Stücke wimmelt, übertragen sind; ebenso sei die Versifizierung der darin vorkommenden Liedchen sehr gelungen. Zum Beweise druckte die Wielandsche Zeitschrift das Sonett: „So sanften Kufs giebt nicht der Sonnenstrahl“ vollständig ab.

Der „Almanach der deutschen Musen“[25]) schrieb die Übersetzung Goethe zu: „Herr Goethe erfüllt hier alle die hohen Erwartungen, die das Publikum von ihm als Übersetzer des Shakespeare hatte und man kann seinen Versuch eine wahre Palingenesie nennen.“

Schirachs „Magazin der deutschen Kritik“[26]) äufserte sich über die Wahl des Stückes nicht günstig, bemerkte aber zugleich, dafs sich der Übersetzer durch alle Schwierigkeiten der Komödie (insbesondere die Wortspiele) glücklich hindurchgearbeitet habe.

Die Kritiken lauteten im allgemeinen so günstig, dafs die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“[27]) es gar nicht für notwendig hielten, ihren Lesern die Bedeutung dieser Übersetzung zu erklären, und sich nur mit ironischen Hinweisen auf Wieland, den in ihren Augen so mangelhaften Übersetzer Shakespeares, begnügten.

Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ verspätete sich wie gewöhnlich, brachte dafür aber eine um so umfassendere Kritik. „Die Übersetzung liest sich,“ sagt das Organ Nicolais, „recht gut, und die häufig vorkommenden Witzspiele und schnellen Gegenstöfse des Dialog sind meistens glücklich ins Deutsche übertragen, oder sehr treffend nachgeahmt . . . Allein wenn man das Original dagegen hält, so findet man, dafs dieser Übersetzer sich seine Mühe durch willkührliche Auslassungen sehr erleichtert hat, bei denen die Schwierigkeit, welche die Auslassung anrieth, gar bald in die Augen fällt. Auch sind uns manche Unrichtigkeiten aufgestofsen . . .“ Zum Beweise führt der Rezensent eine ganze Reihe überzeugender Beispiele an.[28])

Die heutige Kritik kann im wesentlichen nur das Urteil des Nicolaischen Organs bestätigen. Lenz hatte die englische Sprache ohne Lehrer durch blofses Lesen englischer Bücher erlernt. Hat er sich aber in englische Schriftsteller so hineingelesen, dafs er englisch schreiben und andere in dieser Sprache unterrichten konnte? Durch englische Unterrichtsstunden fristete er sein Leben in Strafsburg. In Weimar war Frau von Stein seine Schülerin und las den Shakespeare unter seiner Anleitung. Sein englischer Brief an dieselbe läfst auf den Grad schliefsen, bis zu dem er diese Sprache beherrschte. Die häufigen Elisionen weisen nach Clarke darauf hin, dafs die Hauptquelle seines Studiums Pope gewesen sei. Die Satzbildung ist immer dem Deutschen angepafst und vergewaltigt die englische Konstruktion oft in unzulässiger Weise. Es kommen auch grobe Fehler vor (bettest statt best, make statt made).[29])

Aber der ihm von Nicolai gemachte und in unsern Tagen von Rauch[30]) wiederholte Vorwurf, Lenz habe willkürlich schwierige Stellen, die er nicht wiederzugeben vermochte, weggelassen, erweist sich als ungerechtfertigt. Clarke[31]) hat den Beweis erbracht, dafs Lenz nur das weggelassen hat, was Pope im Texte seiner Ausgabe, die Lenz

benutzte, als verdächtig gestrichen hatte. Es waren meist Witz- und Wortspiele. Vor der Wiedergabe der letzteren scheute Lenz niemals zurück, oft übersetzte er sie meisterhaft; zuweilen fügte er auch eigne Wortspiele hinzu, von denen sich bei Shakespeare keine Spur vorfindet. Aber nicht immer glückte ihm eine richtige Übersetzung, infolge seiner lückenhaften Kenntnis der englischen Sprache. Zum unrichtigen Übersetzen verleitete ihn augenscheinlich oft seine Abneigung, ein Wörterbuch nachzuschlagen. Er zog es vor, den Sinn des ihm unverständlichen englischen Wortes zu erraten, verwechselte dabei ähnlich klingende Worte und erläuterte sie nach dem Gleichklang mit deutschen Worten. Zum Stein des Anstofses wurden ihm auch die bei Shakespeare häufig vorkommenden Archaismen. [32])

So verwechselt er das Wort hind (Bauer, grober Mensch) mit hound (Hund) und übersetzt den Satz „with that rational hind“: „mit dem vernünftigen Hunde“ (I 2). Das Zeitwort to hight (heifsen, nennen) nimmt er für das Eigenschaftswort high (hoch); er übersetzt daher „hoher Armado“, wo es der „sogenannte Armado“ heifsen müfste. Ebenso entging Lenz der Unterschied zwischen den englischen Worten: lowliness und loveliness, to bite und to beat, wight und weight, brooch und broach. [33])

Lenz erlaubt sich zuweilen, den Text zu kürzen, indem er das Wesen der Handlung knapper fafst und poetische Ausschmückungen wegläfst. Besonders findet dies in der zweiten Hälfte des an sich schon so langen fünften Aktes statt. Lenz macht auch Zusätze zum Text, aus denen der Geschmack der „Stürmer und Dränger“, besonders aber seine Vorliebe für volkstümliche, derbe Ausdrücke hervorleuchtet. [34])

Am besten gelang Lenz die poetische Wiedergabe der im Original vorkommenden Liedchen. Schon Wieland lobte, wie wir gesehen, die Übersetzung des Sonetts: „So sweet a kiss the golden sun gives not“ (IV 3):

So sanften Kufs giebt nicht der Sonnen Strahl
Den Tropfen, die sie früh auf Rosen findet
Als deine Blicke der verliebten Qual
Die sie auf meiner Wang entzündet . . .

Sehr geschickt und anmutig ist die Ode Dumains (IV) übersetzt:

On a day, alack the day!
Love, whose month is ever May,
Spied a blossom, passing fair,
Playing in the wanton air usw.

Lenzens Übersetzung lautet:

Eines Tags — verhafster Tag!
In dem Mond, wo Zärtlichkeiten

Mit den Rosen sich verbreiten,
Da entdeckt ich, heller als den Tag,
Eine Rose voll Vollkommenheiten,
Die dem Zephir offen lag . . .

Gelungen sind die Sonette: 1. „If love me forsworn now shall I swear to love?“ *) (IV 2) und 2. „Did not the heavenly rhetoric of thine eye“ **) (IV 3) ***) übersetzt.

Sehr richtig bemerkt Clarke, dafs das Übersetzertalent Lenzens sich in vollem Glanze erst bei Wiedergabe komischer Lieder zeigt. „Wir bemerken gleich, dafs bei solchen Gelegenheiten sich Lenz in seiner Sphäre fühlt.“ Das gilt besonders auch von dem Epitaphium für das geschossene Wild, das Goethe und seinen Freunden, wie wir wissen, so gut gefiel. Eschenburg erkannte, dafs er keine ähnliche Übersetzung zu machen im stande sei; er liefs im Texte seiner Ausgabe das englische Epitaphium stehen und fügte als Fufsnote die Lenzsche Übertragung bei. [35])

Tadellos ist das Liedchen Mots (I 3) übersetzt:

Wenn sie ist weifs und roth zugleich,
Ihr Fehl bleibt unbekannt . . .

Ebenso glücklich wiedergegeben sind die kurzen Verse, die Shakespeare dem Costard („Der oft im Feld mit Schwert und Schild“), dem Nathanael („Als ich lebt in der Welt“), dem Holofernes („Dies zarte Reisz, den Herkles stellet dar“), dem Armado („Der waffenstarke Mars“) in den Mund legt.

Wenn wir die Übersetzung Lenzens mit der Eschenburgschen vergleichen, so müssen wir der ersteren den Vorzug geben, die, wenn sie auch an Genauigkeit und Treue der Eschenburgs nachsteht, doch den Geist und das Kolorit des Originals meisterhaft wiedergegeben hat. Aufserdem stellte Lenzen sein poetisches Talent und die beachtenswerte Empfindung für alles Komische weit über Eschenburg. Alles dies läfst uns zu der Schlufsfolgerung gelangen, dafs von den damaligen Shakespeare-Übersetzern wohl keiner der Aufgabe so gewachsen war wie Lenz. Bekanntlich wagte Wieland sich nicht an die Übersetzung dieser Komödie heran. [36])

---

*) Meineidig macht die Lieb' und dennoch darf sie schwören,
Und heilig wird der Eid den sie der Schönheit schwört.

**) Nur die Beredsamkeit der himmelblauen Augen
Der Zauberkräfte nicht zu widerstehen taugen,
Bewog zum Meineid mich. Entwehrt ein falscher Eid
Um deinetwillen, nicht selbst die Gerechtigkeit? . . .

***) In der Tieckschen Ausgabe der Lenzschen Werke sind die Szenen falsch bezeichnet, nach Szene 2 folgt Szene 4 (II 252—256). Anmerkung des Übersetzers.

Beachtenswert ist auch der Versuch Lenzens, den Shakespeareschen Text so originalgetreu zu übersetzen, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. „Der Übersetzer,“ so äuſserte sich später Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „behandelt seinen Autor mit groſser Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiſs sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Geberden so humoristisch gleichzustellen, daſs er demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiſs Beifall abgewann“.[37])

Im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich ein noch nicht veröffentlichtes Manuskript Lenzens, das eine dem Herzoge gewidmete Übersetzung des „Coriolan“ enthält.

Aus dem Protokollbuche der Straſsburger Literarischen Gesellschaft ist zu ersehen, daſs der Lenzsche „Coriolan“ daselbst in der Sitzung vom 21. März 1776 vorgelesen worden ist. Die Übersetzung datiert wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des Jahres 1775, wie aus einem Lenzschen Briefe an Herder vom 28. August zu entnehmen ist. Die Widmung an den Herzog von Weimar hat Lenz augenscheinlich während seines Aufenthaltes daselbst 1776 hinzugefügt.[38])

Die Wahl einer römischen Tragödie erklärt sich dadurch, daſs die „Stürmer und Dränger“ die historischen Dramen Shakespeares besonders hochschätzten. Wie wir gesehen, hat Lenz seine Theorie der Tragödie ihnen entnommen. Im Mittelpunkte derselben muſs eine starke Persönlichkeit stehen, die dem ganzen Stücke Einheit verleiht. Eine starke Persönlichkeit, die den Anschauungen der stürmischen Geister über Kraftgenialität entsprach, die hoch über die Menge hervorragte und „stürmisch und drängend“ ihre Individualität hervorkehrte, war Coriolan. Er war den Stürmern und Drängern auch deshalb sympathisch, weil er sich gegen die hergebrachte Sitte empörte.[39]) Wie an den Heldengestalten der Männer begeisterte man sich auch an der Heldengestalt des Weibes — des Kraftweibes. Als solche stellte sich die Shakespearesche Volumnia dar.[40])

Diese Arbeit Lenzens kann man nicht eigentlich als Übersetzung der Shakespeareschen Tragödie bezeichnen. Es ist vielmehr eine Art Inhaltsbericht, der mit mehr oder weniger ausführlichen Auszügen geschmückt ist, Stellen die Lenz am meisten gefallen haben und seinen Satz: tragoedia est una, si circa unum sit bekräftigen. Daher sind jene Szenen, in denen Coriolan als handelnde Person auftritt, besonders hervorgehoben, die übrigen nur kurz erwähnt. Seine gröſste Aufmerksamkeit hat Lenz auf die Szenen verwendet, in denen Coriolan der Menge allein gegenübertritt. Viele Szenen sind nicht zu Ende geführt; nachdem Lenz einen Teil derselben übersetzt oder erzählt hat, begnügt er sich damit und schreibt „u. s. f.“ So enden die 1., 3. und 4. Szene des I. Aktes. In der 1. Szene wird kurz auf den

Inhalt der Erzählung des Menenius hingewiesen: „Hierauf erzählt ihnen Menenius mit sehr vieler Gelassenheit die Fabel vom Magen, gegen den sich nun die andern Glieder des Körpers empört hatten“ usw. (14 Zeilen). Die 2. Szene des I. Aktes ist mit keiner Silbe erwähnt. Die 2. Szene des II. Aktes ist durch eine etwa eine Seite umfassende Inhaltsangabe ersetzt: Eine Versammlung des Volkes und der Senatoren. Es wird darauf angetragen, ihn zum Konsul zu machen usw. Vom III. Akte befindet sich fast kein einziger Auszug in der Übersetzung; auf zwei Seiten des Manuskripts erzählt Lenz den Inhalt und begnügt sich nur mit der Übersetzung des Monologes Coriolans, nachdem dieser zur Verbannung verurteilt worden war (III 3). Viel umfangreichere Auszüge hat Lenz bei der Wiedergabe des IV. Aktes gemacht. Die 2. und 3. Szene des IV. Aktes sind vollständig weggelassen; die ersten drei Szenen des V. Aktes sehr gekürzt übersetzt. Hier wird die Arbeit unterbrochen. Mit dem Ende der Tragödie macht uns Lenz in wenigen Worten bekannt. Aufser den Abkürzungen erlaubt sich Lenz, dem Shakespeareschen Texte auch noch eigne Worte hinzuzufügen, so in der 2. Szene des I. Aktes bei den Reden des Sicinius und der Volumnia. [41]) An andern Stellen fügt er Kraftstellen im Geschmacke des Volkes zu, wie er sie anzuwenden liebte. [42])

Augenscheinlich war diese Lenzsche Arbeit nicht für den Druck bestimmt. Der Zweck derselben war wohl, die Mitglieder der Strafsburger literarischen Gesellschaft mit dem Inhalte so weit bekannt zu machen, um ihr Interesse für diese damals noch nicht ins Deutsche übertragene Tragödie zu erwecken.

Die Übersetzung des „Coriolan“ weist dieselben Mängel und Vorzüge auf, die wir bereits bei der Besprechung von „Amor vincit omnia“ erwähnt haben: oberflächliche Schilderung, ungenaues Verständnis, Verwechselung verschiedener englischer Worte, die der Schreibweise nach ähnlich, aber von verschiedener Bedeutung sind. [43]) Die Neigung Lenzens, Volksausdrücke zu gebrauchen, macht sich bemerkbar. [44]) Die Vorzüge liegen in dem frischen Kolorit, dem Eindringen in den Shakespeareschen Geist und in der Wiedergabe des poetischen Stils. [45])

Erhalten sind ferner Lenzens Übersetzungen des „Perikles“ und des Pseudo-Shakespeareschen Dramas „Sir John Oldcastle“ (oder „Lord Cobham“).

Die Frage über die Echtheit der pseudoklassischen Stücke beschäftigte Lenz ungemein. Ihr widmete er die interessante Abhandlung „Das Hochburger Schlofs“.

Lenz hält es nicht für notwendig, Shakespeare gegen die Angriffe Voltaires zu verteidigen. „Warum Shakespeare verteidigen? Wozu diese Kleinherzigkeit? . . O, der Schrei der Natur braucht keiner Vertheidigung, er läfst sich in allen Menschen hören!“ [46]) Man mufs

Shakespeare nicht gegen seine Feinde, sondern gegen seine Freunde verteidigen. Lenz tritt hier gegen seinen früheren Abgott Pope auf, der in der Vorrede seiner Shakespeare-Ausgabe einige Stücke als „elend" brandmarkt, die Shakespeare wahrscheinlich fälschlich untergeschoben worden waren und an denen er höchstens bei etlichen Szenen mitgewirkt hat. Das Beiwort elend „beunruhigte" den glühenden Verehrer Shakespeares. Bei näherer Untersuchung überzeugte er sich aber, dafs Pope alle diese Stücke „wahrscheinlich nicht gelesen, geschweige auf kritischer Waage abgewogen habe" . . . „Dafs sie nicht ganz von Shakespeare sind, gebe ich zu; dafs er bei den meisten vermutlich nur das Canevas entworfen, glaube ich auch; dafs er an dem abscheulichen Stücke Titus Andronikus nicht den mindesten Anteil hatte, bin ich überzeugt; aber dafs Perikles, der Londner Verschwender, Lord Cobham, Thomas Cromwell elende Stücke sind, getraue ich mich öffentlich zu widersprechen."[47])

Dann bespricht Lenz jedes der genannten Stücke ausführlicher und versucht in jedem derselben Shakespeares würdige Züge und Szenen anzuführen. Die gröfste Beachtung schenkt er dem „Perikles", wobei er Bruchstücke aus der 1. Szene des V. Aktes (Perikles und Marina)[48]) übersetzt.

„Im Perikles König von Tyrus ist der ganze Gang des Stücks, so wild er scheint, Shakespearisch," bemerkt Lenz. Es kann nichts Rührenderes geben als jene Szene. Andere Szenen sind mit zu wenig Delikatesse behandelt, als dafs sie Shakespeare zugeschrieben werden könnten. Dem grofsen Dramatiker gehört der „erste Entwurf des Stückes", aber nicht die „Ausführung" an.[49])

Der Umstand, dafs das erwähnte Bruchstück aus dem „Perikles" sich durch gröfsere Genauigkeit und treue Wiedergabe des Originals vor den andern Übersetzungen Lenzens[50]) hervorhebt, bezeugt das Interesse, das er den Pseudo-Shakespeareschen Stücken entgegenbringt.

Der Hauptcharakter im „Londner Verschwender" ist nach Lenzens Ansicht so wahr angelegt und durchgeführt, dafs es den Meister verrät. Nachdem Lenz den Inhalt auseinandergesetzt hat, bemerkt er, dafs das Stück „die Geschichte des menschlichen Herzens" schildert.[51])

„Originellste Szenen" entdeckt Lenz im „Lord Cobham" und findet auch viele sehr gelungene Stellen im „Thomas Cromwell". Indes kränkt es ihn doch, „dafs man ein Stück das unter Shakespeares Aufsicht gespielt worden, elend nennt".[52])

Aus dem Stücke „Lord Cobham" („Sir John Oldcastle") hat Lenz auch eine Szene übersetzt. Das bis jetzt ungedruckte Manuskript befindet sich im Nachlass des Prof. Weinhold. „Diese Szene ist eine der schönsten des Stückes. Es ist die, wo Lady und Lord Cobham,

nach seiner Flucht aus dem Tower, sich im Walde befinden und ihres treuen Dieners Harpools warten . . . Die Szene ist in der Übersetzung vollständig wiedergegeben. Die Übersetzung ist glatt und ziemlich wortgetreu, ein schönes Zeugnis für Lenzens Nachempfindungsgabe." [53])

Neben Shakespeare, der in den Augen Lenzens einer der gröfsten Poeten aller Zeiten gewesen ist, interessierte ihn am meisten der alte römische Dramendichter Plautus, der ihm als das bedeutendste Vorbild für Lustspieldichter, als eine lebendige Quelle ungezwungener, ansteckender Komik erschien.

Wir wissen bereits, dafs sich Lenz in den Jahren 1772 und 1773 im Elsafs mit den Übersetzungen aus Plautus beschäftigt hat. Seine Berater hierbei waren Salzmann und Goethe. Nach Empfang der Übersetzung des „Miles gloriosus" hatte Goethe in einem Briefe aus Frankfurt a. M. (vom 6. März 1773) [54]) an Salzmann sehr eingehende Bemerkungen gemacht und seine Ansicht, wie man Plautus übersetzen müsse, geäufsert. Nach Goethe müfsten diese Stücke nicht übersetzt, sondern den zeitgemäfsen deutschen Sitten angepafst, und modernisiert werden. Lenz ging selbst schon teilweise von diesem Gesichtspunkte aus, aber Goethe fordert eine noch gröfsere Anpassung an die Gegenwart. Dafs Lenz Goethe recht gab, sieht man schon daraus, dafs zwei Komödien des Plautus in je zwei verschiedenen Übersetzungen auf uns gekommen sind, nämlich „Miles gloriosus" und „Truculentus", die bei der Überarbeitung die Titel „Die Entführungen" und „Die Buhlschwester" [55]) erhielten. In dieser Überarbeitung sind sie auch mit drei andern Lustspielen veröffentlicht worden.

Der Druck, den Goethe besorgte, begann nicht später als im Oktober 1773 und am Ende des Jahres war das erste Stück: „Das Väterchen", bereits im Druck fertig. [56]) Die gesamten Lustspiele erschienen „ohne Namen des Verfassers und des Verlegers nur mit der Angabe Frankfurt und Leipzig 1774. In seinem Verlagskatalog liefs Weygand bemerken: ‚von Goethe und Lenz'". [57])

Was hat Lenz zu Plautus hingezogen? Darauf antwortet er selbst in seiner Vorrede zur Übersetzung des „Miles gloriosus" (in der ersten vom 7. September 1772 datierten Übersetzung), indem er die Vorzüge des Stückes aufzählt. Es entzückten ihn „die Lebhaftigkeit, der scharfe Witz, die Einbildungskraft und tiefe Kenntnifs der Charaktere mit dieser Leichtigkeit und Naivetät des Ausdrucks verbunden". [58]) Das angeborne komische Talent Lenzens, das sich in seinen späteren Werken so herrlich offenbarte, näherte ihn dem alten römischen Komödiendichter, der in seiner Begabung vieles mit Lenz gemein hatte. Die Neigung zur groben Komik, zur übertrieben scharfen

Charakterisierung komischer Personen und komischer Lebenslagen und zu einer kräftigen, bilderreichen, durch nichts beschränkten Sprache hatte sie zusammengeführt.

Auch einen ernsten, sittlichen Inhalt fand Lenz im Plautus. In seinem Nachworte zum „Truculentus“ warnt Lenz seine Leser: „einen Dichter, der höhere Endzwecke hatte, als sentinam populi Romani zu lachen zu machen, nicht mit den Possenreifsern in eine Klasse zu werfen“. Er weist darauf hin, dafs Menschen wie Cicero dieses Stück vorzüglich gefallen habe, in dem einerseits „der Leichtsinn, die Treulosigkeit und Verderbtheit der sogenannten Koketten“ und anderseits „der Charakter derjenigen Art Leute, welche von Eigendünkel aufgeschwellt, Schönheit, Tapferkeit und alle Vortrefflichkeiten allein zu besitzen glauben,“ so vortrefflich geschildert wird. Jeder, „wer die Kunst besitzt Sokratisch zu lachen, wird in den Stücken unseres uralten Komikus mehr Wahres, Gutes und Schönes sehen und lernen, als aus allem faden Geschwätz auf unsern heutigen Bühnen, das weder vergnügt, noch unterrichtet, in welchem der Weise zur Tabacksdose die Zuflucht nimmt, derweile der Thor für Langeweile in die Hände klopft.“ [59]) In seinen Briefen an Salzmann nennt Lenz den Plautus einen „Wohlthäter des menschlichen Geschlechts“ wegen seiner unverwelklichen Komik. [60]) In der Vorrede zu sämtlichen Lustspielen, die aus unbekannten Gründen seinerzeit unveröffentlicht blieb, verteidigt er ihn gegen die Angriffe der „unerleuchteten Gottesgelehrten“ und macht darauf aufmerksam, „dafs der ehrliche Mann in seinem ganzen Leben nichts gesucht, als seinen Mitbürgern viele Freude zu machen; warum sollten wir ihm dafür in dem künftigen Leben Pech und Schwefel und alle den fürchterlichen Hausrath der höllischen Finsternifs an den Hals werfen?“ [61])

Die Plautinische Komödie war ihm noch deshalb so sympathisch, weil sie bis zu einem gewissen Grade — wenigstens in seinen Augen — dem Ideale des bürgerlichen Dramas, für das er kämpfte, entsprach. Lachen und Weinen, Satire und Mitleid, Verspottung und Empfindsamkeit forderte er vom Drama, und alles dies fand er im Plautus. „Sein Genie,“ erwidert er den Tadlern des Plautus, die in letzterem nur den Nachahmer der griechischen Komödie sahen, „war nicht aristophanisch, durchaus nicht. Er hatte zuviel Güte, zuviel Sanftes, zuviel Zärtlichkeit und warmes Gefühl in seinem Charakter, als dafs er herumbeifsen konnte wie der Grieche. Lachen konnt’ er ebenso gut als er, aber seine Brust hatte den Thränen nicht den Weg zu den Augen auf immer verschlossen; er war einer von den weichgeschaffenen Seelen, die ebenso tief und innig fühlen als ihr Genie schnell und lebhaft handelt, und eben das giebt ihm einen höheren Werth. Er verzieht das Gesicht nie, wenn er leidet; es ist wahr, seine Miene

bleibt immer dieselbe heitre und scherzhafte, aber in seinem Herzen bildet sich der edle Schmerz, die schöne Empfindsamkeit für alle mitleidige und zärtliche Scenen, ohne welche der Mensch nur immer zweybeinigtes Thier bleibt." [62]) In der Entgegnung auf eine Behauptung eines der Rezensenten, dafs Plautus nur „die Schönheiten der Diction, witzige Wendungen" eigen wären, sucht Lenz den Beweis zu erbringen, dafs der römische Komiker „weder sclavischer Übersetzer, noch blofser Nachahmer, noch kleines Genie" gewesen sei.

In seinen Bemühungen, den alten Plautus wiederzuerwecken und mit dessen inhaltreichem Repertoire die dürftige deutsche Bühne zu bereichern, folgte Lenz zweifellos dem Beispiele Lessings. In seiner „Vertheidigung des Übersetzers" beruft er sich geradezu auf das Lessingsche Stück „Der Schatz", das eine Umarbeitung der Komödie des Plautus „Trinummus" ist. [63]) Lenz kannte selbstverständlich auch die beiden andern von Lessing umgearbeiteten Stücke des Plautus: „Weiber sind Weiber" („Stichus") und die „Gefangenen" („Captivi") sowie seine Abhandlung über den „römischen Komödienschreiber". Weinhold hat ausführlich zwei Arten des Verhältnisses Lessings zu dem Original dargelegt: eine frische, aber wenig ändernde Übersetzung, die sich in den „Gefangenen" zeigt, und die freie Nachbildung, vertreten durch „Weiber sind Weiber" und „Schatz". Beide Arten hat auch Lenz, wie wir gesehen, verwendet. [64])

Indem Lenz sich von den Gedanken und Erfahrungen Lessings leiten liefs, die Komödien des ihm geistesverwandten Holberg eifrig las und den Ratschlägen Goethes folgte, hat er durch seine „Lustspiele nach dem Plautus" das Repertoire der deutschen Bühnen zweifellos bereichert. Indes ist uns unbekannt geblieben, ob eins dieser Stücke aufgeführt worden ist. [65]) Die Erklärung für diese Tatsache müssen wir in nebensächlichen Umständen, nicht in den Stücken selbst suchen, um so mehr, als die Kritik sie sehr günstig beurteilt hatte.

Das Hauptorgan der neuen literarischen Partei, die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", hatte sich diesmal in Schweigen gehüllt. Dafür aber hatte sich der spätere unversöhnbare Antagonist, die „bête noire" Lenzens, Wieland, im „Teutschen Merkur" sehr günstig über die erste im Druck erschienene Arbeit des jungen Schriftstellers geäufsert. [66]) Der Kritiker bezeichnete diesen Versuch, die Deutschen mit Plautus bekannt zu machen, gelungener als alle vorhergehenden, die die Erkenntnis der Eigenart des römischen Komödiendichters unmöglich machten. Das war augenscheinlich ein Tadelsvotum für Lessing. „Weder buchstabierte Übersetzung, noch freye Nachahmungen," sagte Wieland, „sondern eine Art von Nachbildung erhalten wir hier, wie wir so viel ich weifs, noch von keinem alten Dichter besitzen." Wieland rühmt von Lenz, dafs er „sich in die Person seines Plautus

so sehr hinein dichtete, daſs er, gleich einem Schauspieler vom Genie, ihm Ideen und Worte unterschieben konnte, die Plautus selbst billigen muſste“. Weiter werden von Wieland gelobt und anerkannt: die „sorgfältigen Bemühungen“ des Verfassers beim Übersetzen der Plautinischen Stücke und die ganzen Kunstgriffe dieser Übersetzung, das „komische Talent“ des Übersetzers, die Vorzüge der Lenzschen Sprache, die er „zur Höhe des Originals umgebildet“ hätte. Der Kritiker wünschte, daſs sich der Verfasser „auch in der Ökonomie der Stücke dieselbe Freyheit erlaubt hätte . . . Ein verstärkteres Interesse, ausgearbeitetere Charaktere, verbesserte Entwickelungen, würden ihm noch gröſseren Ruhm erworben haben,“ schlieſst Wieland seine Rezension.

Zurückhaltender äuſserte sich Eschenburg im Organe der Berliner Aufklärer, der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. „Der Einkleidung der Sprache und den komischen Wendungen derselben“ läſst der Kritiker volle Gerechtigkeit widerfahren.[67]) Er erkennt das Vermögen, in den Plautinischen Geist einzudringen, an, wenigstens in Bezug auf die „Buhlschwester“, die am wesentlichsten von dem Plautinischen Original („Truculentus“) abweicht. Der Hauptvorwurf, den er Lenz macht, ist, daſs dieser sich zu sehr ans Original hält und den mächtigen Unterschied zwischen den römischen und unsern Sitten auſser acht läſst. Der Kritiker steht fast völlig auf unserm Standpunkt, wenn er behauptet, daſs „diese Mischung des Alten und Neuen, des Römischen und Deutschen am Ende doch nicht sehr behaglich sein kann“. Der Inhalt der Plautinischen Komödien hängt mit dem römischen Leben zu eng zusammen, als daſs man eine solche Übertragung der römischen Komik auf das deutsche Leben gutheiſsen könnte. Der zweite Vorwurf Eschenburgs ist ein mehr sittlicher. Lenz bringt zu viel Laster auf die Bühne, ohne deren „Abscheulichkeit“ zu zeigen. Das gibt dem Kritiker die Gelegenheit, sich über die realistische Richtung der ganzen Schule zu äuſsern, von der nach seiner Ansicht die groſse Gefahr drohe, daſs in der ganzen Literatur, besonders in der dramatischen, „der ausgelassenste Ton“ eindringe und dann am Ende „alles Gemeine, Platte, Niedrige unter dem Scheine des Natürlichen“ herrsche.[68])

Das „Magazin der deutschen Kritik“ Schirachs[69]) erkannte das dramatische Talent Lenzens an und fand, daſs er jede „Förderung“ verdiene. „Er hat eine gute comische Sprache, einen unterhaltenden Dialog und zeigt in einigen Auftritten die Gabe zu Anlegung interessanter Situationen.“ Im Gegensatze zu Wieland und Eschenburg, die den Wunsch äuſserten, Lenz möge das Original etwas freier behandeln, tadelt der Kritiker des Schirachschen Magazins Lenz, daſs er sich vom Urtexte des Plautus zu sehr entferne. Plautus in der

Überarbeitung wiederzuerkennen, würde nach seinen Worten auch einem Kenner des römischen Komikers schwer fallen. Wenn Wieland behauptete, Lenz hätte sich in den Plautinischen Geist eingelebt und in seinem Geschmacke geschaffen, so findet der neue Kritiker, er habe in den Übersetzungen „kein winziges Körnchen des römischen Salzes“ gefunden, nichts der vis comica des Plautus Ähnliches. Ziemlich ausführlich bemüht er sich, den Beweis zu erbringen, daſs Lenz „noch mehr vom Plautus beibehalten haben könnte, als geschehen ist“. Es ist nicht verwunderlich, daſs er bei Lenz so wenig Anklänge an das Original findet: das Stück „Väterchen“ vergleicht er mit „Mercator“, der Komödie des Plautus während Lenz die „Asinaria“ bearbeitete; ebenso sieht er den „Pseudolus“ anstatt den „Curculio“ als den Grundstoff zur „Türkensklavin“ an. Aber das eine der Stücke fand doch volle Anerkennung des Kritikers: „Die Aussteuer“. „Hier ist der Verfasser mehr den Fuſstapfen des Plautus gefolgt und hat unsern ganzen Beyfall. Auch der Prolog ist nachgeahmt und so wohlgerathen, daſs ich mich nicht enthalten kann, ihn abzuschreiben.“ [70])

Die Zeitschrift „Almanach der deutschen Musen“ brachte ebenfalls eine kurze Rezension, die im wesentlichen den Kritiken Wielands und Eschenburgs glich. Lenz wurde getadelt, daſs er die Ideen und die Handlung der Stücke des Plautus zu wenig geändert habe, es wäre besser gewesen, wenn er ihn bloſs wie Molière und Goldoni nachgeahmt hätte. [71])

Die „Lustspiele nach dem Plautus für's deutsche Theater“ enthalten fünf Stücke: „Das Väterchen“ („Asinaria“), „Die Aussteuer“ („Aulularia“), „Die Entführungen“ („Miles gloriosus“), „Die Buhlschwester“ („Truculentus“) und „Die Türkensklavin“ („Curculio“).

Von diesen Lustspielen des Plautus waren „Aulularia“ und „Miles gloriosus“ die verbreitetsten und bekanntesten, da sie in der neueren europäischen Literatur zahlreiche Nachahmer und Übersetzer gefunden hatten.

Bei der Bearbeitung der „Aulularia“ konnte Lenz das Vorbild Molières benutzen, der in seinem „Geizigen“ diesem Werk des alten römischen Komödiendichters Unsterblichkeit verliehen hat. Seit der Zeit Molières, dessen Arbeit das Original übertraf, trat das Stück des Plautus in den Hintergrund und die neueren Nachahmer richteten sich mehr nach dem französischen Schriftsteller. So verfuhr auch der von Lenz so hochgeschätzte Fielding in seinem Lustspiele „The Miser“ (1732). [72])

Das Lenzsche Stück „Die Aussteuer“ schlieſst sich viel unmittelbarer an das Plautinische Lustspiel an und bewahrt den Text viel getreuer als „Der Geizige“ Molières. Lenz folgt dem Plautus Akt für Akt, Szene auf Szene und überträgt den lateinischen Text in

den meisten Fällen Satz für Satz ins Deutsche, stellt sich dabei aber die Aufgabe, alle speziell römischen Züge der Handlung, der Sitten und Charaktere auszumerzen und sie durch die entsprechenden deutschen zu ersetzen. Die Stelle des Plautinischen Euclio nimmt Herr Keller, die Staphyla verwandelt sich in Mütterchen Rebenscheit, Phidria in Fiekchen, Eunomia in Frau Heup usw. Der Lar familiaris des Plautus wird zum Gnomen. Zu kurze Szenen werden oft zusammengelegt, zu lange kürzt er dagegen ab. Im allgemeinen äufsert sich das Streben, das Stück lebendiger und szenenreicher zu gestalten. [73]) Um dem Ganzen einen deutschen Anstrich zu geben, verwendet Lenz eine Menge deutscher Sprichwörter. Er geniert sich nicht, zum Plautinischen Texte Zusätze aller Art zu machen. [74]) Wie wir bereits gesehen, verfuhr er mit den Shakespeareschen Stücken ebenso.

Vom V. Akte dieser Plautuskomödie ist bekanntlich nur der Anfang erhalten geblieben und wir kennen die Lösung im Stücke des römischen Komödiendichters nicht. Dieser Umstand gewährte Lenz gröfsere Freiheit. Sein Stück schliefst damit, dafs der Onkel Leanders (= Liconides) Splitterling (Megador) dem Geizigen den ihm geraubten Geldbeutel wiedergibt, ihn aber gegen seinen Willen dazu zwingt, die Hälfte seines Vermögens seiner Tochter als Mitgift zu schenken. [75])

Lenz selbst war mit seinem Stücke unzufrieden. Gleich nach dem Erscheinen der ,,Lustspiele nach dem Plautus" fing er die Überarbeitung desselben an. [76]) Von derselben ist nur der Anfang des II. Aktes erhalten geblieben; dieser erbringt den Beweis, dafs Lenz beabsichtigte, von dem Urtexte noch mehr abzuweichen. Splitterling und Keller tauschen hierbei ihre Rollen, nicht letzterer, sondern ersterer erscheint hier als Besitzer des mit Gold gefüllten Topfes und bietet dem Greise Keller seine Tochter selbst zum Heiraten an, indem er ihm als Aussteuer zehntausend Gulden verspricht. Frau Heup heifst hier Brigitte, der Diener Crispin aber Laurenz. [77])

In der Umarbeitung des ,,grofsprahlerischen Offiziers" hat Lenz auch Vorgänger gehabt; unter andern den ,,dänischen Plautus" Holberg in dessen ,,Jakob von Tyboe". [78])

Zwei Lenzsche Überarbeitungen dieses Plautinischen Lustspiels sind uns erhalten worden: die eine unter dem Titel ,,Der grofsprahlerische Offizier", die andere unter dem Titel ,,Die Entführungen".

Die erste ist weiter nichts als eine freie Wiedergabe des Originals unter Beibehaltung aller Eigennamen. Ganz unangebracht erscheinen hier einzelne Versuche, dem Stücke einen zeitgemäfsen Charakter beizulegen. So reden die handelnden Personen den Pyrgopolinices mit ,,gnädiger Herr", Philocomasium mit ,,Mamsell" an, es wird von Generalen und Herzoginnen gesprochen und an Stelle des Königs Seleucus figuriert sogar ein preufsischer König (sic!). [79])

Diese Übersetzung schickte Lenz durch Salzmann an Goethe, der ihm den Rat erteilte, das Stück zeitgemäſs umzuarbeiten. So unternahm Lenz seine zweite Überarbeitung, der er den Titel „Die Entführung“ beilegte. An Stelle des Pyrgopolinices tritt ein preuſsischer Offizier, Herr von Kalekut, für Artotrogus erscheint Lamy, Pleusicles verwandelt sich in einen Hamburger Kaufmann Meyer, Philocomasium in das Bürgermädchen Rosemunde usw. Im Äuſsern ist Ephesus mit Stockholm, Athen mit Hamburg vertauscht worden.

Im allgemeinen wendet Lenz hier dieselben Kunstgriffe an, die wir bei der Überarbeitung der „Aulularia“ erwähnt haben: er kürzt einige Szenen, erweitert dagegen andere. Durch verschiedene Zusätze und Änderungen bemüht er sich, der Handlung und den handelnden Personen ein zeitgemäſses Kolorit zu geben.[80] Im ganzen aber überträgt Lenz den Plautus so wortgetreu, daſs die andere Benennung des Schauplatzes und der handelnden Personen „nur eine ganz äuſsere Dekoration“ ist, hinter der der wirkliche römische Komödiendichter mit seinen der Gegenwart so fern liegenden Eigentümlichkeiten hervorguckt.[81]

Im Gegensatz zu den erwähnten zwei Lustspielen haben die andern Plautinischen Stücke „Asinaria“, „Curculio“ und „Truculentus“ verhältnismäſsig wenig Nachahmungen gefunden. Die Asinaria wohl infolge ihres Stoffes, der auf keiner unserer zeitgemäſsen Bühnen aufgeführt werden könnte.[82] Dem Realisten Lenz wurde es leicht, sich mit dem Inhalte abzufinden — da das Stück ihn durch das verliebt-sentimentale Element anzog, das ihm am Plautus so besonders gefiel.[83] Dergleichen Szenen sind die zwischen Argyrippus und Philenion (besonders die 3. Szene des III. Aktes), die den empfindsamen Seelen des 18. Jahrhunderts so verwandt erschienen. Argyrippus soll von Philenion Abschied nehmen:

> Bene vale, apud Orcum te videbo.
> Nam equidem me iam quantum potest a vita abiudicabo.*)

Auf die Frage Philenions:

> Cur tu obsecro, immerito meo me morti dedere optas?**)

antwortet er im Geschmacke des 18. Jahrhunderts:

---

*) Plauti comoediae recensuit et emendavit Fridericus Leo. Berolini 1895 Volumen prius, pag. 76:

> „Leb' herzlich wohl; im Reich der Schatten sehen wir
> Einander wieder. So schnell als möglich, werd' ich mich
> Vom Leben loszumachen suchen.“

**) Willst Du mich,
Die Nichts verschuldet hat, denn so dem Tode weihn?

Ego te ? quam si intellegam deficere vita, iam ipse
Vitam meam tibi largiar et de mea ad tuam addam. *)

Zum letztenmal umarmt er seine Philenion, die ihm süfser als Honig dünkt:

O melle dulci dulcior tu es.

In seinen Armen ruft Philenion aus: „Utinam sic efferamur!" („Ach wenn wir doch so sterben könnten!") Mit Tränen in den Augen entfernt sich der junge Mann, „oculi sunt tibi lacrimantes," bemerkt sein ihm begegnender Diener Leonidas.

Der Inhalt der lateinischen Komödie ist folgender: Argyrippus, der in Philenion verliebt ist, soll, koste es was es wolle, Geld auftreiben, das der letzteren widerwärtige Mutter Eleäreta von ihm fordert. Sein Vater Demänetus, ein alter Libertin, ist wohl bereit, ihm zu helfen, da sein Erziehungsprinzip darauf beruht, allen Neigungen des Sohnes nachzugeben, aber er hat selbst nichts. Er befiehlt seinem Sklaven Libarius, Geld aufzutreiben. Gemeinsam mit einem andern Sklaven lockt dieser durch Betrug dem Boten eines Kaufmanns, der von der Frau des Demänetus Esel gekauft hatte, das ganze von ihm mitgebrachte Geld ab und händigt es dem Alten ein. Dieser wieder gibt das Geld seinem Sohne, der auf diese Weise seinem Nebenbuhler Diabolus zuvorkommt. Dafür verlangt der Alte, dafs Philenion ihm auch zärtlich begegne. Ihre Orgie zu dreien wird durch die Dazwischenkunft der Frau des Demänetus, Artemona, gestört, die schimpfend den alten Lovelace nach Hause jagt.

In seiner Überarbeitung unter dem Titel „Das Väterchen" folgt Lenz fast wortgetreu dem Urtexte. Demänetus verwandelt sich bei ihm in den Kaufmann Schlinge, der sich unter dem Pantoffel seiner Frau befindet. [84]) Sein Sohn Ludwig ist in Klärchen verliebt, deren Mutter Frau Gervas ganz der Plautinischen Furie entspricht. Als Nebenbuhler Ludwigs erscheint Herr Reich, bei dem der „Bakkalaureus" die Rolle des Plautinischen Klienten spielt. Die Diener heifsen Johann und Bertrand. Die Stelle des Sklaven der Artemona, durch den Demänetus die seiner Frau gehörigen Esel verkauft, nimmt hier der Hofmeister (Hauslehrer) Koller ein. Letzterer verkauft sein Reitpferd einem Amtmann aus der Nachbarschaft, der ihm das Geld durch einen Bauern zuschickt. Die Diener locken dem Bauern das Geld ab, indem einer von ihnen unter Beihilfe Schlinges sich für Koller ausgibt. Der ganze übrige Inhalt stimmt vollständig mit dem Stücke des Plautus überein. [85])

---

*) „Ich Dich? ich, der so gern, wenn Dirs am Leben fehlt,
Mein Leben für Dich gäbe, gern das meinige
Dem Deinen noch zuthäte?"

Von allen Übersetzungen Lenzens ist dies wohl die minderwertigste. Um eine Komödie des Plautus, deren Inhalt auf den Eigentümlichkeiten des römischen Lebens beruht, für die Bühne unserer Tage einzurichten, hätte es einer viel gründlicheren Umänderung bedurft.

Die Komödie „Curculio“, die er in der Umarbeitung „Die Türkensklavin“ benannte, hatte Lenz aus denselben Gründen gewählt, die ihn bei der Wahl der „Asinaria“ geleitet hatten. Den deutschen Romantikern gefiel sie wegen ihres sentimental-romantischen Elements.[86]) An erster Stelle steht die Liebe des Phaedromus zu Planesion. Ähnlich dem Argyrippus nennt er seine Geliebte: „melculum dulce“ (Vers 11):

Lafst Königen die Königreiche; Geld und Gut
Den Reichen; Ehre, Tapferkeit und Schlachtenruhm
Behalte, wer's besitzt, wofern er ohne Neid
Mein Glück mir gönnt. (I 3. Auftr.)

Planesion selbst gleicht in ihrer Keuschheit und Jungfräulichkeit mehr einem Gretchen Goethes als einer gewandten und erfahrenen Heldin, wie sie Plautus sonst immer darstellt.[87])

Der Stoff des „Curculio“ erinnert teilweise an den Inhalt des Stückes „Asinaria“. Phädromus mufs sich Geld verschaffen, um seine Geliebte Planesion aus der Sklaverei loszukaufen. Zu dem Zwecke schickt er den Parasiten Curculio nach Karien zu einem seiner Freunde. Dort begegnet Curculio einem alten Offizier, Therapontigonus, der ihm verrät, dafs er Planesion ihrem Herrn Cappadox abgekauft habe. Nachdem er den Offizier trunken gemacht hat, raubt ihm Curculio den Ring, mittels dessen er vom Wechsler Lyco, dem früheren Bankier des Therapontigonus, Geld erhebt. Dieses Geld wird Cappadox eingehändigt und Planesion kommt in den Besitz des Phädromus. Es stellt sich heraus, dafs Therapontigonus der Planesion rechter Bruder sei und er gibt ihr das ihm mit List entwendete Geld zur Aussteuer mit.

Das Stück zeichnet sich durch die meisterhafte Charakterzeichnung des Parasiten, des einäugigen Curculio, aus, der zum Vorbilde des italienischen Harlekins geworden ist. Therapontigonus erinnert an den grofsprahlerischen Offizier Pyrgopolinices. Sehr komisch ist die alte Magd des Cappadox, die mit grofsem Pathos von ihrem Lieblingsgetränk, dem Wein, spricht.[88])

Bei Lenz wird aus dem Phädromus der Wiener Sebastian, aus Planesion die Türkensklavin Selima. Dem Offizier Therapontigonus, der sich als der Bruder Planesions offenbart, entspricht hier der verabschiedete Offizier Gmelinskoy Budowitzky aus Bulgarien. Curculio heifst Lips Rustan, der Wechsler Lyco — Hirzel, ein reicher Jude.

Der Cappadox des Plautus ist mit Kuhlmann, einem Kuppler, vertauscht. Die Rolle seiner alten Magd, die so für den Wein schwärmt, spielt die Zigeunerin Feyda. Schliefslich wird der Diener Palinurus Herrmann genannt. Der Schauplatz ist nach Wien verlegt.

Zu Grunde liegt wie früher der Plautinische Text, hier und da verändert, abgekürzt oder nach Bedürfnis vervollständigt. [89]) Das im Plautus vorhandene sentimentale Element ist durch Lenz im Geschmacke des 18. Jahrhunderts noch verstärkt. Sebastian nennt Selima „meine Seele“. Selima ist bereit, „diese liebeskranke Seele“ [90]) für Sebastian hinzugeben. Sehr geschickt ist Therapontigonus durch den verabschiedeten Offizier Gmelinskoy Budowitzky ersetzt, bei dessen Zeichnung Lenz wohl Gestalten von Offizieren, in deren Kreisen er im Elsafs verkehrt hatte, vorgeschwebt haben mögen. Lips Rustan, der an Stelle des Parasiten Curculio tritt, weist auf den gewandten, umsichtigen und erfinderischen Diener hin, den Beaumarchais einige Jahre später in seinem ,,Figaro“ verewigt hat. [91])

Die Plautinische Komödie ,,Truculentus“ hatte Lenz, wie wir bereits gesehen, durch die künstlerische Darstellung des Charakters der „sogenannten Koketten“ [92]) angezogen. Lenz fing mit einer Übersetzung dieses Stückes an, die sich handschriftlich erhalten hat und zuerst von Weinhold veröffentlicht wurde. [93]) Später diente ihm diese Übersetzung zur Grundlage einer freien Überarbeitung, die unter dem Titel ,,Die Buhlschwester“ in die ,,Lustspiele nach Plautus“ eingereiht wurde.

Der Truculentus gehört zu den schwächsten Lustspielen des römischen Dichters. [94]) Der Inhalt bewegt sich um die Intrigen eines öffentlichen Mädchens, Phronesium, die zu gleicher Zeit drei Liebhaber an sich zn fesseln versucht, den Dinarchus, den Stratophanes, den Strabax. Hierin unterstützt sie ihre Sklavin Astaphium. Aufser diesen Personen spielen in diesem auf unserer Bühne des Inhalts wegen nicht aufzuführenden Stücke der alte Callicles und der Sklave des Strabax, Stratilax, der als ,,Brummbär“ dem Stücke den Namen verleiht, eine gewisse Rolle.

Lenz verlegt den Schauplatz von Athen nach Königsberg. Die römische Hetäre wandelt sich in Julchen, ihr Mädchen in Rahel. Als Verehrer Julchens erscheinen der junge Kaufmann Fischer (Dinarchus), der Kapitän von Schlachtwitz (Stratophanes) und der Landjunker von Bauchendorf (Strabax). Der Diener des letzteren heifst Adam.

Im Mittelpunkt des Stückes steht wie bei Plautus Julchens Intrige mit dem Kapitän von Schlachtwitz, dem sie versichert, dafs er Vater ihres Kindes sei und von dem sie eine bestimmte Summe zum Unterhalt des letzteren fordert. Zugleich mit diesem brandschatzt sie auch ihre andern Verehrer. In den ersten vier Akten hält sich Lenz

mit den gewohnten Abkürzungen und Zusätzen streng an das Original des Plautus. Am meisten fügte er der Charakteristik Julchens hinzu, die ihn mehr als die andern beschäftigte. Weitläufiger als bei der entsprechenden Figur des Plautus ist auch der Charakter Reibensteins (Callicles) ausgeführt. [95])

Der gröfsten Umarbeitung unterzog er den V. Akt, dessen erste Szene zwischen Julchen und Rahel Lenz ganz selbständig hinzuschrieb. Julchen teilt hier Rahel mit, dafs sie bei günstiger Gelegenheit, sobald sie ihren Verehrern genug Geld abgenommen haben wird, aus Königsberg zu verschwinden beabsichtigt. Auf diese Art erfindet Lenz eine andere Lösung des Stückes wie bei Plautus, die als gelungener bezeichnet werden mufs. Bei Plautus schliefst das Stück damit, dafs die Hetäre zwei ihrer Liebhaber behält. [96])

Aus den letzten Szenen der „Buhlschwester", die Lenz auch ganz selbständig hinzugefügt hat, erfahren wir, dafs Julchen im geheimen ihre Vorbereitungen getroffen hat und aus Königsberg nach Livland reist, um dort ihrem geliebten Petersburg näher zu kommen, welche Stadt ihr einen gröfseren Tummelplatz für ihre Neigungen zu bieten scheint. [97])

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, dafs Lenz in dieser Überarbeitung am weitesten vom Urtext abweicht, und können der Kritik jener Zeit beistimmen, die diese Überarbeitung als die gelungenste von allen bezeichnete.

Lenz beschäftigte sich auch nach Erscheinen seiner „Lustspiele nach Plautus" mit weiteren Werke dieses Dichters.

Aufser der Umarbeitung des Stückes „Die Aussteuer" übersetzte er auch ein anderes Lustspiel (das sechste) des Plautus „Captivi" unter dem Titel „Die Algierier". Bei der Wahl des Stückes hatte sich Lenz wohl durch das Urteil Lessings: es sei „das schönste Stück, das jemals auf die Bühne gekommen", leiten lassen. Dieses Stück ist nach Rapp schon deshalb höchst beachtenswert, weil es eine eigentümliche Erscheinung in der alten Literatur ist. Gleich weit vom erhabenen Pathos und dem unaufhaltbaren Lachen der Komödie entfernt, gleicht es dem „bürgerlichen Drama" oder der sogenannten „comédie larmoyante", an der man sich im 18. Jahrhundert so begeisterte. [98])

Aufserdem sind „Die Kriegsgefangenen" das populärste Stück des römischen Dramatikers, das unzählige Nachahmungen hervorgerufen hat. Auf die „Captivi" gründete sich auch Ariosts Stück „I Suppositi", das seinerseits viele Nachahmer gefunden. Eine gute französische Überarbeitung der „Kriegsgefangenen" veröffentlichte Jean Rotrou (1636) in seinem Stück „Les captives". Ben Jonson verstand es in seiner Komödie „The case is altered" die Motive der Plautinischen „Captivi" und „Aulularia" künstlerisch miteinander zu verknüpfen. [99])

Lenz gab seiner Überarbeitung den Titel „Die Algierier". Wir

wissen, dafs dieses Stück in der Strafsburger literarischen Gesellschaft am 23. November 1775 vorgelesen worden ist.[100]) Aufserdem ist der Briefwechsel Lenzens mit Gotter, in dem von diesem Lustspiel geredet wird, erhalten; das Stück selbst aber ist spurlos verschwunden. Wir müssen es um so mehr bedauern, als Gotter von demselben begeistert war. „Mein Urteil über die Algierier?“ schrieb Gotter an Lenz. „Noch kann ich nichts als sie loben. Zum urtheilen mufs ich erst ein wenig kälter werden. Wenn dieses Stück keine Wirkung thut, so geb ich mich nie wieder mit theatralischer Nativitätsstellung ab. Solch' ein warmes ungetheiltes Interesse! solche gedrängte Handlung! solche Einfalt in Gang und Sprache! Mich dünkt ich höre schon Eckhof Alonzo.“[101])

Diesmal hatte Lenz dem unglücklichen Gedanken, den alten Komiker zu modernisieren und zu germanisieren, entsagt. Nach dem Briefwechsel zwischen Lenz und Gotter, in dem sich auch ein paar Bruchstücke der ersten Bearbeitung befinden[102]), zu schliefsen, war der Schauplatz nach Algier oder vielleicht nach Spanien in die Zeit des Mittelalters verlegt; als handelnde Personen traten Spanier (Alonzo, Pietro, Ramiro, Mariane) und Mauren (Osman) auf. Der Plautinische Tyndarus heifst hier Pietro, sein Herr Hegio-Osman.

Die spanischen Namen lassen aufser Plautus noch auf eine spanische Quelle schliefsen. Vielleicht war Lenz das Stück des Cervantes: „Los tratos de Argel“ oder das darnach verfafste Drama Lope de Vegas: „Los Cautivos ó los Esclavos de Argel“ bekannt.[103])

Aufser den erwähnten Lustspielen des Plautus hat Lenz augenscheinlich auch an eine Übersetzung der „Menaechmi“ gedacht.[104])

Die Beschäftigung mit Plautus war für Lenz eine vorzügliche Schule, indem er von dem berühmten römischen Komödiendichter ernstlich die dramatische Entwicklung erlernte.[105]) Aufserdem gewährte sie ihm die Möglichkeit, sich Geschmeidigkeit, Mannigfaltigkeit und Sicherheit der Sprache anzueignen, und die Gelegenheit, verschiedene zeitgenössische Erscheinungen auf die deutsche Bühne zu bringen. Wir haben gesehen, dafs die Zeitgenossen, wie z. B. Wieland, die Lenzschen Übersetzungen des Plautus denen Lessings vorzogen. Die Absonderlichkeiten der Plautinischen Komik waren in Deutschland vor Lenz nie so wiedergegeben worden. „Eine solche gewandte Komik hat das deutsche Lustspiel seit der Zeit eines Gryphius oder Christian Weise nicht wiedergesehen. Eine leichte, lebendige Entwicklung der Handlung, eine sprudelnde Fröhlichkeit, eine ausdrucksvolle Sprache voller zwangloser Witze und die zuweilen auch nicht gerade züchtigen, aber immer lebendig und anziehend geschilderten Szenen — nähern ihn dem dänischen Plautus Holberg.“[106])

Achtes Kapitel.

„Der Hofmeister“ und „Der neue Menoza“.

Mein Hofmeister und Soldaten sind von Seiten der Kunst sehr fehlerhaft... Meine andre Stücke sind dramatische noch unbearbeitete Massen. Menoza hat nichts, als dramatische Einkleidung.
Lenz.

Im Jahre 1774 erschienen selbständige Dramen Lenzens: „Der Hofmeister (d. i. Hauslehrer) oder Vortheile der Privaterziehung“ und „Der neue Menoza“. Mit den etwas später erschienenen „Soldaten“ bilden sie die besondere Gruppe seiner „sozialen“ Dramen. Diese Stücke, die ein bestimmtes Thema behandeln und diese oder jene These verteidigen, sind tendenziös, polemisch und suchen zu überzeugen. Jedes von ihnen enthüllt einen wunden Punkt des sozialen Lebens: „der Hofmeister“ geifselt die Mängel der Privaterziehung, die „Soldaten“ greifen die grobe Sittenlosigkeit des Offizierstandes an, der „neue Menoza“ bekämpft die ganze Gesellschaftsordnung der damaligen Zeit. In allen diesen Fällen erscheint Lenz als leidenschaftlicher Satiriker und humaner Arzt, er beschränkt sich nicht darauf, eine Diagnose der sozialen Krankheit zu stellen und sie mit scharfen, schonungslosen Strichen zu zeichnen — er weist auch auf die Mittel zur Heilung hin. Jedes Stück enthält eine vom Verfasser mit Liebe gezeichnete Person eines wohlgesinnten Reformators, der die Lösung der Frage findet. [1]) Der im „Hofmeister“ gegeifselte Mangel wird radikal ausgerottet, die Privaterziehung wird verworfen und nur eine gemeinsame Erziehung in besonders dazu eingerichteten Anstalten als berechtigt anerkannt. „Eine Pflanzschule von Soldatenweibern“ müfste die andern Frauen und Mädchen vor der Sittenlosigkeit der ledigen Soldateska bewahren. Einfachere Lebensweise und die Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus werden schliefslich zur Heilung der im Neuen Menoza gegeifselten Übel empfohlen.

In diesen Dramen bekundet sich das künstlerische Talent Lenzens am meisten — seine Gabe, die Charaktere fein und deutlich zu schildern, seine Fähigkeit, ernste und komische Situationen zu entwickeln, die unbedingte Wahrheit und die gewissenhafte, treue Wiedergabe der Wirklichkeit. Hier pulsiert das reale Leben, erklingen die Schläge des leidenschaftlichen Herzens, das unter den sozialen Mängeln leidet, man hört aus ihnen das Stöhnen der nach Wahrheit und Gerechtigkeit in der Gesellschaftsordnung lechzenden Seele heraus.

Vom technischen Gesichtspunkte betrachtet, müssen diese Stücke zu den sogenannten bürgerlichen Dramen gerechnet werden. Wenn

Diderot danach trachtete, etwas zwischen der Tragödie und Komödie Stehendes zu schaffen, indem er einerseits das Pathos der Tragödie abschwächte, anderseits das sorglos lustige Lachen der Komödie milderte, so dachte Lenz eine neue Grundform für das Drama zu finden, in der sowohl die Vorzüge der Tragödie und Komödie vereinigt wären, wo Szenen des höchsten Pathos mit solchen von zündender Komik abwechselten. Diderot und sein treuer Nachfolger Sébastien Mercier stellen sich die Aufgabe, den Leser oder Zuschauer zu rühren, ihm Tränen des Mitleids oder der Teilnahme oder auch zuweilen ein Lächeln zu entlocken. Lenz hingegen strebt danach, in ein und demselben Stücke den Zuschauer zu erschüttern, ihn bis in die tiefste Tiefe seiner Seele zu erregen, ihn zum Tränenvergiefsen zu zwingen und ihm zu gleicher Zeit auch Gelegenheit zu zwerchfellerschütterndem Lachen zu geben. Er nannte seine Stücke Komödien nur deshalb, weil er keinen passenderen Namen für sie fand. Anfangs scheute er sich nicht, seinen „Hofmeister“ als ein „Lust und Trauerspiel“ zu bezeichnen, er strich aber diese ungeschickte Benennung aus, obgleich sie seine verschwiegenen Gedanken am besten offenbart. [2]) Seine Stücke sind tatsächlich „Tragikomödien“ in der Art der mittelalterlichen Mysterien oder der alten deutschen Haupt- und Staatsaktionen. Nicht ohne Grund schätzte er die Mysterien so hoch und verfafste selbst ein Stück „Graf Heinrich, eine Haupt- und Staatsaktion“. [3]) Das Ziel, wonach er strebte, war augenscheinlich das, in einem Stücke das hohe Pathos Shakespeares mit der derben Komik des Plautus zu vereinen. Der feine und unfafsbar-graziöse Humor Shakespeares sagte ihm nicht zu, die „Verlorne Liebesmüh“ büfste in seiner Übersetzung an Feinheit ein; er fühlte sich heimischer in der derben, volkstümlichen Komik des Plautus, die oft die Posse streift.

Diese unglückselige Neigung verdarb alle seine Stücke. An sich kann jede der tragischen wie auch der komischen Szenen seiner Stücke gefallen und auch einen gewissen Eindruck hervorbringen; die Vereinigung derselben erscheint aber geschmacklos, der Kunst widersprechend, die Einheit seiner Dramen als Kunsterzeugnisse zerstörend. Später hat Lenz das Mifslingen seines Versuches wohl eingesehen und schrieb dem Inhalte nach weniger bunte, dem Aufbau nach einheitlichere Stücke. So seine historische Tragödie „Die sizilianische Vesper“, so nach den vorhandenen Bruchstücken zu schliefsen seine „Catharina von Siena“ und eine ganze Reihe anderer Skizzen und Entwürfe.

Mit Ausnahme der angeführten Unterschiede gleicht die Gruppe der Lenzschen sozialen Stücke am meisten den Dramen Merciers. Wir sahen bereits, welchen grofsen Einflufs der „Nouvel essai sur l'art dramatique“ dieses originellen Kritikers auf die theoretischen Anschauungen Lenzens geübt hat. Von Mercier entlehnt er die Auffassung

der Komödie, er eignet sich dessen Forderungen, die er an sie stellt, an. Mercier zustimmend, behauptet Lenz, dafs die Komödie (selbstverständlich die „comédie sérieuse" oder richtiger „Drama") ein Genrebild des Lebens sein müsse, dafs in ihr die Handlung und nicht die Charaktere vorzuherrschen hätten. Die Stücke Merciers waren ebensosehr von moralischen Tendenzen getragen und mit sozialen Elementen durchsetzt. Lenz bewegt sich in Kreisen, die Mercier mehr als einmal behandelt hat. Die Erziehungsfrage berührte letzterer in „La brouette du vinaigrier", im „Faux-Ami" u. a.[4]); den Schattenseiten des Militärdienstes ist sein „Déserteur" gewidmet[5]), auch über das Thema der Vereinfachung im Leben und der Rückkehr zur Natur hat dieser eifrige Anhänger Rousseaus viel geschrieben.[6])

Wir erwähnten bereits, dafs der Stoff des „Hofmeisters" den Dichter schon im Jahre 1772 während seines Aufenthalts in Fort Louis und Landau beschäftigt habe und in der Zeit seiner heftigsten Liebe zu Friederike geschrieben worden sei.[7]) In seinen Briefen an Salzmann erwähnt er das bereits fertige Manuskript des Stückes, das mit dem in der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrten wohl identisch sein wird. Wir wissen, dafs Lenz mit dieser Fassung unzufrieden war. Nach einer neuen Überarbeitung erschien das Stück in der gegenwärtigen Gestalt im Jahre 1774 im Druck.

Das Stück fufst auf livländischen und Königsberger Eindrücken des Verfassers. Der Schauplatz ist nach Ostpreufsen verlegt; der deutsche Adel, der selbstverständlich vieles mit dem Livlands, der Heimat des Dichters, gemein hatte, wird geschildert. Seine Verwandten machten später Lenz die bittersten Vorwürfe, dafs er die livländischen Gutsbesitzer, die zugleich „Wohltäter" der Familie des alten Lenz waren, so lächerlich gemacht habe.[8]) Unser Dichter ging stets vom wirklichen Leben aus. Die ersten Entwürfe seiner Charaktere entnahm er lebenden Menschen. Von einem derartigen Arbeiten zeugen seine Manuskripte; in seinen Entwürfen schreibt er oft den Namen (zuweilen leicht verhüllt) der Persönlichkeit, die ihm als Vorbild dient. So sind auch im Berliner Manuskript des „Hofmeisters" mehrere Namen wirklicher Persönlichkeiten, die er in Königsberg kennen gelernt hatte, enthalten, so der Student Pegau (Lenzens späterer Schwager), Frau Höpfner und sein Königsberger Genosse Reichhardt, aufserdem zwei Leipziger Professoren, Clodius und Meyer. Mit diesen Namen bezeichnet sie Lenz beständig im Manuskript, als ob er die Vorbilder, die er schilderte, immer lebendig vor Augen haben wollte.[9]) In der Überarbeitung, in dem Texte des Jahres 1774, sind die Namen selbstverständlich etwas verändert; Pegau heifst Pätus (wie er bereits in der fünften Szene des IV. Aktes im Berliner Manuskript genannt wird), Reichhardt verwandelt sich in Rehhaar, Frau Höpfner in Frau

Hamster. Danach zu urteilen, ist der Schlufs berechtigt, dafs auch andere mit dem gedruckten Texte nicht übereinstimmende Namen im Berliner Manuskript die wirklichen Namen der Lenzschen Originale gewesen seien, so Graf Bernold (in der gedruckten Ausgabe Graf Wermuth), Martin (gedruckt Wenzeslaus) und Baumann (gedruckt Bollwerk).[10])

Es ist von Wichtigkeit, dafs Lenz seine Stoffe mehr dem wirklichen Leben als literarischen Quellen entnommen hat. Das wirkliche Ereignis und lebende Persönlichkeiten lieferten ihm schon den Stoff zu seinem jugendlichen Drama „Der verwundete Bräutigam". Gerade aus dem Leben heraus, aus ganz verbürgten Ereignissen, ist auch sein Stoff zum „Hofmeister" und zu den „Soldaten", abgesehen von vielen andern seiner Werke, entnommen.

Das Stück beginnt mit einer Reihe gewandt geschriebener Szenen, die uns mitten unter den deutschen Adel des 18. Jahrhunderts versetzen. Unwillkürlich erinnert er an den russischen Dichter Von-Wisin (1744—1792), dessen komisches Talent viel Gemeinsames mit dem Lenzschen hatte: dasselbe Verständnis, mit scharfen Zügen das von ihm geschilderte Vorbild zu zeichnen, dieselbe meisterhafte Beherrschung der Sprache, die den jeweiligen Verhältnissen der gegebenen Persönlichkeit entspricht, dieselbe übertriebene Komik. Zur Vervollständigung des Ganzen hatte der von Von-Wisin geschilderte russische Gutsbesitzerstand viel Ähnlichkeit in seinem Wesen mit dem livländischen und preufsischen Adel des 18. Jahrhunderts. In diesem und jenem begegnen wir einer rohen und ungebildeten Gesellschaft, die, stolz auf ihren Adel, hochmütig gegen alle Untergebenen ist und ihre Nachkommenschaft, die Hände in den Schofs legend, aufwachsen läfst, wie es Gott gefällt. Hier wie da sehen wir eine Bevorzugung alles Französischen und die Neigung, sich nur den äufseren Firnis der Zivilisation anzueignen.

Hier treffen wir auch die Von-Wisinsche Rätin in der Person der Majorin an, einer Modedame und Zierpuppe, die nur von Paris träumt und in unsinniger Weise ihren Sohn Leopold — eine preufsische Ausgabe der europäischen adligen Landjunker — verwöhnt. Hier ist auch der preufsische „Brigadier" in der Person des Majors, ein grober Seladon, den nur das über ihn hereinbrechende Unglück läutert. Wir begegnen dem Vertreter der alten deutschen Richtung, dem Geheimen Rat von Berg, dem Schwätzer, dem Moralisten, dem im Stücke die Aufgabe des antiken Chores zufällt. Klar und deutlich sehen wir hier auch den wunden Punkt im russischen Leben des 18. Jahrhunderts, die Frage der häuslichen Erziehung der adligen Kinder. Das ist der Grundgedanke im „Hofmeister". Bemerken wollen wir hier noch, dafs diese deutsche Bezeichnung für einen Hauslehrer oder Erzieher sich

noch lange in der russischen Sprache des 18. Jahrhunderts erhalten hat. In der Person Läuffers schildert uns Lenz einen für seinen Beruf ganz ungeeigneten Erzieher, der seine Zöglinge nur zum Bösen verleitet. Auch die russische Wirklichkeit wies eine Fülle solcher Charaktere auf, und in den satirischen Zeitschriften sowohl als auch in anderen literarischen Werken wurden sie oft geschildert.

Selbstverständlich spielte aufser den gemeinsamen Lebenserscheinungen, die Von-Wisin und Lenz beobachtet hatten, der Umstand eine gewisse Rolle, dafs beide bei der Bearbeitung eines aus dem Leben gegriffenen Stoffes einen und denselben Dramatiker, den „dänischen Plautus“, Holberg, zum Vorbilde gewählt hatten. [11])

Als Hofmeister, der die negativen Erfolge der Privaterziehung beweisen soll, erscheint im Stücke Läuffer, der Sohn eines Pastors, der in Leipzig studiert hatte, wo er sich gründlichere Kenntnisse von Speise- und Kaffeehäusern erworben hatte als in den Hörsälen der Universität. In Leipzig hatte er die Welt kennen gelernt. „Wenigstens habe ich keinen Ball ausgelassen und wohl über die fünfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt“ (I, 3); er spielt die Geige und das Klavier zur Not, plappert ein wenig französisch, weifs sich mit Anstand zu verbeugen und, wenn's not tut, sich diensteifrig zu erweisen. Er ist „Hofmeister“ geworden, weil er kein anderes Unterkommen finden konnte. [12]).

Der alte Soldat Major Berg, ein gutmütiger Mann, der unter dem Pantoffel seiner Frau, einer neumodischen Stutzerin, wie im 18. Jahrhundert derartige Frauen genannt wurden, stand, hatte Läuffer zum Hofmeister seines Sohnes Leopold erwählt oder richtiger gemietet. Aus dem Gespräch mit seinem Bruder, dem „Geheimen Rat“, ersieht man, wie sich der Major die Pflichten eines Erziehers vorstellte. Am meisten bekümmert es ihn, ob sein Erzieher ein anständiges Äufsere hat. Mit dieser Frage wendet er sich an seinen Bruder:

Geh. Rat: Artig genug, nur zu artig. Aber was soll er Deinen Sohn lehren?

Major: Ich weifs nicht Berg, Du thust immer solche wunderliche Fragen.

Geh. Rat: Nein aufrichtig! Du mufst doch eine Absicht haben, wenn Du einen Hofmeister nimmst und den Beutel mit einemmal so weit aufthust, dafs dreihundert Dukaten herausfallen. Sag mir, was meinst Du mit dem Gelde auszurichten? was forderst Du dafür von Deinem Hofmeister?

Der Major weifs ihm nichts anderes darauf zu antworten als: „das wird sich schon finden.“ [13])

Die Majorin Berg stellt bestimmtere Forderungen an den Hofmeister. In Gegenwart ihres Sohnes unterzieht sie ihn einer Prüfung (I 3).

Für ihre hundertundfünfzig Dukaten fordert sie von ihm, „dafs er sich in Kleidern sauber halte und ihrem Hause keine Schande mache.“ „Sie wissen, dafs man heut zu Tage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.“ Sie wünscht, sich sofort von seiner Tanzkunst zu überzeugen; Läuffer mufs ihr aus dem Menuett etwas vortanzen. Dann kommt die Reihe an die Musik und die französische Sprache. Durch abgeschmackte Schmeichelworte bestochen, fängt die Majorin zu singen an, der Erzieher gerät vor Entzücken aufser sich.

Läuffer: O.. O.. verzeihen Sie dem Entzücken, dem Enthusiasmus, der mich hinreifst (küfst ihr die Hand).

Majorin: Und ich bin doch enrhumirt dazu; ich mufs heut krähen wie ein Rabe. Vous parlez françois, sans doute?

Läuffer: Un peu, Madame.

Majorin: Avez vous déjà fait vôtre tour de France?

Läuffer: Non, Madame . . . Oui, Madame.

Majorin: Vous devez donc savoir, qu'en France on ne baise pas les mains, mon cher . . .[14])

Die Prüfung wird durch den Eintritt des Grafen Wermuth unterbrochen, der die Rede sofort auf einen neu angekommenen Tanzmeister bringt. Läuffer steht abseits und erlaubt sich, die Begeisterung des Grafen nicht teilend, sich in das Gespräch einzumischen. Es spielt sich nun folgende Szene ab:

Majorin: Merk Er sich, mein Freund! dafs Domestiken in Gesellschaften von Standespersonen nicht mitreden. Geh Er auf sein Zimmer. Wer hat Ihn gefragt? (Läuffer tritt einige Schritte zurück).

Graf: Vermuthlich der Hofmeister, den Sie dem jungen Herrn bestimmt? . .

Majorin: Er kommt ganz frisch von der hohen Schule. — Geh Er nur! Er hört ja, dafs man von Ihm spricht; desto weniger schickt es sich stehen zu bleiben (Läuffer geht mit einem steifen Kompliment ab). Es ist was unerträgliches, dafs man für sein Geld keinen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann. Mein Mann hat wohl dreimal an einen dasigen Professor geschrieben, und dies soll doch noch der galanteste Mensch auf der ganzen Akademie gewesen seyn. Sie sehens auch wohl an seinem links bordirten Kleide. Stellen Sie sich vor, von Leipzig bis Insterburg zweihundert Dukaten Reisegeld und jährliches Gehalt fünfhundert Dukaten, ist das nicht erschrecklich?[15])

Wir sehen, die Stellung eines Hofmeisters in Deutschland im 18. Jahrhundert war nicht viel besser, als sie in dem Von-Wisinschen Briefe des Gutsbesitzers Durjkin geschildert wird. Man kann sich

leicht vorstellen, dafs die Briefe des Majors an den Professor den Durjkinschen verzweifelt ähnlich waren.

Ein grelles Bild aus dem Leben zeichnet uns die 4. Szene, Läuffer gibt Leopold Stunde, der Major tritt herein.

Major: So recht; so lieb' ich's; hübsch fleifsig — und wenn die Kanaille nicht behalten will, Herr Läuffer, so schlagen Sie ihm das Buch an den Kopf, dafs er's Aufstehen vergifst, oder wollt' ich sagen, so dürfen Sie mir's nur klagen. Ich will Dir den Kopf zurecht setzen, Heiduk Du! Seht, da zieht er das Maul schon wieder. Bist empfindlich, wenn Dir Dein Vater was sagt? Wer soll Dirs denn sagen? Du sollst mir anders werden, oder ich will Dich peitschen, dafs Dir die Eingeweide krachen sollen, Tuckmäuser! Und Sie, Herr, seyn Sie fleifsig mit ihm, das bitt' ich mir aus, und kein Feriiren und Pausiren und Rekreiren, das leid ich nicht. Zum Plunder, vom Arbeiten wird kein Mensch das Malum hydropisiacum kriegen. Das sind nur Ausreden von Euch Herren Gelehrten. — Wie stehts, kann er seinen Cornelio? Lippel! ich bitt Dich um tausend Gotteswillen, den Kopf grad. Den Kopf in die Höhe, Junge! (richtet ihn). Tausend Sackerment den Kopf aus den Schultern! oder ich zerbrech Dir Dein Rückenbein in tausendmillionen Stücken." [16])

Es endet damit, dafs der Major dem Sohne eine Ohrfeige gibt, ihn aus dem Zimmer weist und gutmütig Läuffer mitteilt, er habe es getan, um mit ihm unter vier Augen reden zu können:

Major: Bleiben Sie sitzen, Herr Läuffer, ich wollte mit Ihnen ein paar Worte allein sprechen, darum schickte ich den jungen Herrn fort. Sie können immer sitzen bleiben; ganz, ganz. Zum Henker Sie brechen mir ja den Stuhl entzwei, wenn Sie immer so auf einer Ecke . . . Dafür steht ja der Stuhl da, dafs man drauf sitzen soll. Sind Sie so weit gereist, und wissen das noch nicht? — Hören Sie nur: ich seh' Sie für einen hübschen artigen Mann an, der Gott fürchtet und folgsam ist; sonst würd' ich das nimmer thun, was ich für Sie thue. Hundert und vierzig Dukaten jährlich habe ich Ihnen versprochen: das machen drei — warte — dreimal hundert und vierzig; wieviel machen das?

Läuffer: Vier hundert und zwanzig.

Major: Ist's gewifs? Macht das soviel? Nun damit wir gerade Zahl haben, vierhundert Thaler preussisch Courant hab' ich zu ihrem Salarii bestimmt. Sehen Sie, das ist mehr als das ganze Land gibt.

Läuffer: Aber mit Eurer Gnaden gnädigen Erlaubnifs, die Frau Majorin haben mir von hundert und funfzig Dukaten gesagt: das macht gerade vierhundert funfzig Thaler, und auf diese Bedingungen hab' ich mich eingelassen.

Major: Ei was wissen die Weiber! — Vierhundert Thaler, Monsieur;

mehr kann Er mit gutem Gewissen nicht fodern. Der vorige hat zweihundert funfzig gehabt, und ist zufrieden gewesen, wie ein Gott."

Der Major wünscht ferner, dafs Läuffer seiner Tochter aus Anlafs ihrer bevorstehenden Konfirmation „etwas aus dem Christenthum" unterrichte. „Alle Tage Morgens eine Stunde, und da geht Er auf ihr Zimmer; angezogen, das versteht sich: denn Gott behüte, dass er so ein Schweinigel seyn sollte, wie ich einen gehabt habe, der durchaus im Schlafrock an Tisch kommen wollte." [17])

Der Major empfiehlt Läuffer, der Tochter ja nicht zu scharf zu begegnen; das Mädchen ist seines Herzens einziger Trost, Leopold der Liebling seiner Frau. Den Sohn kann er nicht leiden, seine Frau aber Gustchen nicht.

In der fünften Szene des I. Aktes verabschiedet sich der Sohn des Geheimrats von Berg, Fritz, vor seiner Abreise zur Leipziger Universität von Gustchen. Sich mit Romeo und Juliette vergleichend, schwören sie sich gegenseitige Treue: nach drei Jahren wird Fritz Gustchen heiraten, die ihm treu bleiben wird, selbst wenn der Kaiser von Rufsland um sie freien sollte. Der Geheime Rat hat ihren Eiden zugehört und bemüht sich, sie zu überzeugen, dafs sie noch zu jung und unerfahren sind, um solche Eide zu schwören.

Der zweite Akt spielt nach zwei Jahren. Aus den Gesprächen des Pastor Läuffer mit dem Geheimen Rat von Berg entnehmen wir, dass es dem Hofmeister im Hause des Majors recht schlecht ergeht: an Stelle des versprochenen Gehalts wird ihm weit weniger gezahlt, zum Tische der Herrschaft wird er nur zugelassen, wenn kein Besuch da ist, er wird grob behandelt. Der „Geheime Rat" eifert gegen die adlige Sitte, die Kinder durch „Hofmeister" erziehen zu lassen. [18]) Der Edelmann lege sich einen kleinen Hof an, wo er als Monarch oben auf dem Thron sitze und ihm Hofmeister, Mamsell und ein ganzer Haufe von Tagedieben huldigen und seinen Kindern einbilden, dafs sie ganz besondere, von den Bürgern verschiedene Menschen wären.

Der Vertreter der alten deutschen Richtung ist von den Ideen Rousseaus erfüllt und verkündet den Anfang der Freiheit und Gleichheit. An der Lage des Hofmeisters empören ihn namentlich die „sklavischen Ketten". „Ohne Freiheit," verkündet der Geheime Rat, „geht das Leben bergab, rückwärts, Freiheit ist das Element des Menschen, wie das Wasser des Fisches, und ein Mensch, der sich der Freiheit begiebt, vergiftet die edelsten Geister seines Blutes, erstickt seine süfsesten Freuden des Lebens in der Blüthe und ermordet sich selbst." [19])

Die traurige Lage der Hofmeister ist hier so lebhaft geschildert, dafs man vermuten kann, Lenz habe seine eignen Erfahrungen mit

verwendet. Er selbst war ein ähnlicher Hofmeister gewesen, die ganzen Verhältnisse mufsten auch auf ihn gewirkt haben.

Die zweite kleine Szene zwischen Gustchen und Läuffer hat augenscheinlich den Zweck, eine gewisse Vertrautheit der jungen Leute zu bekunden, die durch das Lesen von „Romeo und Juliette“ und der „Neuen Heloise“ genährt wurde. Bald spielen sie selbst die Rollen von St.-Preux und Julia.

Die dritte und vierte Szene spielen in Halle und bieten ein Bild des studentischen Lebens Fritzens und seiner Kameraden, das mit scharfen, komischen Strichen gezeichnet ist. Es wird das Bild des in Schulden steckenden Studenten Pätus und seiner groben Quartierwirtin Frau Hamster vorgeführt. Die fünfte und sechste Szene versetzt uns wieder nach Heidelbrunn auf das Gut des Majors Berg. Die neue Szene zwischen Gustchen und Läuffer zeigt uns, dafs es dem Taugenichts bereits gelungen ist, das Mädchen zu verführen, um das sich ihre lieblose Mutter, die hohlköpfige Zierpuppe, gar nicht bekümmert. [20])

Nachdem Läuffer sich überzeugt hat, dafs seine Missetat nicht ohne böse Folgen geblieben ist, denkt er blofs an seine eigne Rettung und fürchtet, es könnte ihm gehen wie Abälard. Indessen beginnt der Major, der seine Tochter abgöttisch liebt, das furchtbare Ereignis zu ahnen. [21]) Die letzte Szene des II. Aktes führt uns wieder nach Halle; Fritz sitzt freiwillig wegen der Schulden des Pätus im Karzer. Hier spielt sich ein lebendiges Stück studentischen Lebens ab, das den Königsberger Eindrücken Lenzens entnommen ist, aber in keinerlei Zusammenhang mit der Handlung der Komödie steht.

In der ersten Szene des III. Aktes erfährt der Major das Unglück seiner Tochter. Seine Frau teilt ihm das Verhältnis zwischen Läuffer und Gustchen mit. Sie stöfst blofs die Worte aus: „Deine Tochter — Der Hofmeister. — Lauf!“ und fällt in Ohnmacht.

Der Schauplatz der folgenden Szene ist eine Dorfschule in der Nähe des von Bergschen Gutes. Läuffer ist auf der Flucht vor dem beleidigten Vater und bittet um Schutz beim Schulmeister Wenzeslaus. Letzterer ist einer der bestgezeichneten Charaktere Lenzens; er ist ein gutmütiger Mensch, ein liebenswürdiger Brummbär und hausbackener Philosoph in der Art des unvergefslichen Pastors Adams im Fieldingschen Romane „Joseph Andrews“. Hier eine Probe seiner einfältigen, gedankenreichen Betrachtungen: „Ich mufs meinen Buben selber die Linien ziehen, denn nichts lernen die Bursche so schwer als das Gradeschreiben, das Gleichschreiben. Nicht zierlich geschrieben, nicht geschwind geschrieben, sag' ich immer, aber nur grad geschrieben, denn das hat seinen Einflufs in alles, auf die Sitten, auf die Wissenschaften, in alles, lieber Herr Hofmeister. Ein Mensch, der

nicht grad schreiben kann, sag' ich immer, der kann auch nicht grad handeln." [22])

Der arme Kerl denkt über den Stand der Hofmeister anders als der Geheime Rat von Berg. Er beneidet den Hofmeisterstand, der seiner Meinung nach „mit Rosen und Lilien überstreut" ist. „Denn was hat man zu thun? Man ifst, trinkt, schläft, hat für nichts zu sorgen; sein gut Glas Wein gewifs, seinen Braten täglich, alle morgen seinen Kaffee, Thee, Schokolade, oder was man trinkt, und das geht denn immer so fort." Er selbst lebt von Salat und Knackwurst. Er ist einsam: „Eine Magd hab' ich nicht und an eine Frau hab' ich mich noch nicht unterstanden zu denken, weil ich weifs, dafs ich keine ernähren kann. [23])

Beim Erscheinen des Grafen Wermuth mit einem Gefolge bewaffneter Diener verliert er seine Geistesgegenwart nicht und versperrt den Eingang zur Kammer, in der sich Läuffer, der sich ihm gegenüber Mandel genannt, verborgen hat. Nachdem er die ungebetenen Gäste hinausbegleitet hat, fährt er in seiner durch diesen Zwischenfall unterbrochenen Betrachtung fort, dafs es schädlich sei, in der Erregung Wasser zu trinken. [24])

Aus der dritten Szene des III. Aktes ersehen wir, dafs Gustchen spurlos verschwunden ist. Der Geheime Rat erfährt, dafs sein Sohn Fritz sich in Halle wegen der Schulden seines Kameraden Pätus im Karzer befindet. Die letzte Szene des Aktes führt uns wieder in die Dorfschule und vollendet aufs prächtigste das Bild des liebenswürdigen Sonderlings Wenzeslaus. Ein betrefster, wenig Kenntnisse besitzender, verwöhnter Hofmeister wird hier einem sich wirklich Abmühenden, einem einfachen, ehrlichen, strebsamen Dorfschulmeister gegenübergestellt. Er murrt nicht wegen seines geringen Gehalts, aber aus Lenzens Worten klingt ein Protest gegen eine solche Gesellschaftsordnung durch, in welcher Tagediebe genügend honoriert werden, während so nützliche Mitglieder derselben, wie Wenzeslaus, ein so kümmerliches Dasein fristen müssen.

Zwischen dem III. und IV. Akt liegt wieder ein Jahr. Alle Bemühungen des Majors, seine Tochter wiederzufinden, bleiben erfolglos. Vom vielen Weinen ist er fast erblindet. Aus Verzweiflung will er in die Reihen des russischen Heeres treten und sich am Kriege gegen die Türken beteiligen. Die zweite Szene des IV. Aktes spielt in der Hütte einer alten blinden Bettlerin, Marthe, in einem dichten Walde. Hier hat Gustchen mit ihrem Kinde ein Unterkommen gefunden. Zum erstenmal entschliefst sie sich, ihren Zufluchtsort zu verlassen und ihrem Vater Nachricht von sich zu geben. [25])

Läuffer hatte sich das ganze Jahr über bei Wenzeslaus als sein Kollaborator aufgehalten. Auffällig ist es, dafs Graf Wermuth, der

wohl Verdacht hegte, dafs sich Läuffer die ganze Zeit über in der Schule verberge, seine Vermutungen dem Major nicht mitgeteilt hat. Kaum hat letzterer es erfahren, so eilt er in die Schule und verwundet Läuffer durch einen Pistolenschufs am Arm. Da er durch Läuffer nichts über den Aufenthaltsort seiner Tochter erfahren kann, so läuft er Hals über Kopf davon. Die Persönlichkeit Wenzeslaus verleiht auch dieser Szene Interesse. Eine höchst komische Figur, die des Dorfbarbiers und Chirurgen Schöpsen, ist hier eingeschaltet.[26])

Das ganz entkräftete und von Gewissensbissen gequälte Gustchen entschliefst sich, sich im Teiche zu ertränken. Der Major kommt noch zur Zeit, um sie aus dem Wasser zu ziehen. Die schönste Szene des Stückes spielt sich nun ab: Major Berg (trägt Gustchen aufs Theater), Geheimer Rat und Graf (folgen).

Major: Da! (setzt sie nieder. Geheimer Rath und Graf suchen sie zu ermuntern). Verfluchtes Kind! habe ich das an Dir erziehen müssen! (kniet nieder bei ihr) Gustel! was fehlt Dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist noch mein Gustel? — Gottlose Canaille! Hättst Du mir nur ein Wort vorher davon gesagt; ich hätte dem Lausejungen einen Adelbrief gekauft, da hättet ihr können zusammen kriechen. — Gott behüt! so helft ihr doch; sie ist ohnmächtig (springt auf, ringt die Hände, umhergehend). Wenn ich nur wüfst' wo der maledeite Chirurgus vom Dorf anzutreffen wäre! — Ist sie noch nicht wach?

Gustchen (mit schwacher Stimme): Mein Vater!

Major: Was verlangst Du?

Gustchen: Verzeihung.

Major (geht auf sie zu): Ja verzeih Dirs der Teufel, ungerathenes Kind. — Nein (kniet wieder bei ihr) fall nur nicht hin, mein Gustel — mein Gustel! Ich verzeih Dir; ist alles vergeben und vergessen — Gott weifs es: ich verzeih Dir — Verzeih Du mir nur! Ja aber nun ists nicht mehr zu ändern. Ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt.

Geh. Rath: Ich denke wir tragen sie fort.

Major: Lafst stehen! Was geht sie Euch an? Ist sie doch Eure Tochter nicht. Bekümmert Euch um Euer Fleisch und Bein daheime (er nimmt sie auf die Arme). Da Mädchen — Ich sollte wohl wieder nach dem Teich mit Dir — (schwenkt sie gegen den Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wirs Schwimmen gelernt haben, mein' ich — (drückt sie an sein Herz). O Du mein einziger theurester Schatz! Dafs ich Dich wieder in meinen Armen tragen kann, gottlose Kanaille! (trägt sie fort).[27])

Man mufs Erich Schmidt beistimmen, der in dieser Szene trotz aller ihrer Grobheit eine ungewöhnliche Schöpfungskraft erblickt.[28])

Die letzte Szene des IV. Aktes behandelt die Abenteuer des Pätus in Leipzig. Sie wirkt interessant durch das Auftreten der komischen Figur des Musikers Rehhaar, eines armen, gutmütigen, treuherzigen Mannes, über den sich die Studenten lustig machen. Pätus behandelt Rehhaar, den Vater des von ihm verführten Mädchens, ungemein grob.

Im V. Akt wechselt die Handlung sprungartig den Schauplatz. Läuffer erkennt in dem Kinde, das die blinde Marthe ihm bringt, sein eignes und fällt in Ohnmacht. Die zweite und vierte Szene spielen in Leipzig. Fritz fordert Pätus wegen der Rehhar angetanen Beleidigung, dieser aber versöhnt sich mit dem beschimpften Vater und verspricht ihm, seine Tochter zu heiraten. Die dritte Szene war durch ihren Inhalt abstofsend, der selbst durch die Persönlichkeit des Wenzeslaus nicht gemildert wird. In Verzweiflung und Reue legt sich Läuffer freiwillig dieselbe Strafe auf, die Abälard wegen seiner Liebe zu Heloise erlitten hatte. Läuffer bereut es sofort, Wenzeslaus aber begrüfst urkomisch in ihm den zweiten Origines, die Leuchte der Kirche. „In amore, in amore omnia insunt vitia" hört er nicht auf, seinen Lieblingsgedanken zu wiederholen.

Die sechste und achte Szene spielen wieder in Leipzig. Aus einem Briefe seines Studiengenossen Seifenblase erfährt Fritz zuerst das traurige Schicksal seiner Cousine und Braut Gustchen. Er ist in Verzweiflung, da er sich die Schuld an ihrem Unglücke beimifst; er hat das ihr gegebene Versprechen nicht gehalten, ist nicht nach drei Jahren zu ihr zurückgekehrt und hat weder ihr noch seinem Vater geschrieben. Er entschliefst sich, gemeinsam mit Pätus, der sich durch einen Lotteriegewinn von allen seinen Schulden befreit hat, heimzureisen. Der Schauplatz der fünften und siebenten Szene ist das Haus des Majors in Königsberg. Gustchen schliefst Freundschaft mit Rehhaars Tochter, das gleiche Mifsgeschick nähert sie einander. Die neunte und zehnte Szene sind die letzten, in denen Wenzeslaus und Läuffer auftreten. Letzterer verliebt sich in ein einfaches Bauermädchen, Lisa, das in ihrer treuherzigen Naivität von Lenz vorzüglich geschildert ist, und heiratet es.

Fritz kehrt aus Leipzig heim. Der Geheime Rat vergibt ihm, er verzeiht Gustchen, heiratet sie und nimmt auch ihr Kind mit Liebe auf. Rehhaars Tochter heiratet Pätus. Es stellt sich heraus, dafs die alte Marthe die verleugnete Mutter des alten Pätus sei. Seiner ursprünglichen Idee treu bleibend, endet Lenz das Stück mit einem Gespräch über Erziehung und schliefst mit den Worten Fritzens, die er an Gustchens Kind richtet: „Wenigstens, mein süfser Junge! werd' ich Dich nie durch Hofmeister erziehen lassen." [29])

Dieses erste Lenzsche Stück wurde von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen. Es wurde auf eine Stufe mit „Götz von Berlichingen“ gestellt; viele Kritiker hielten Goethe für den Verfasser.

Zuerst äufserte sich Claudius, „dieses Kind der Unschuld“, wie Herder ihn nannte, in Nr. 95 seiner Zeitschrift „Der Wandsbecker Bothe“ vom 15. Juni 1774 über dasselbe.[30]) „Götz hat jetzt einen jüngeren Bruder, den ‚Hofmeister‘“, schrieb er, indem er den jüngeren Bruder für ebenso „vorzüglich“ wie den älteren erklärte: „Die bestgelungensten Personen im Stücke sind der ‚Major‘ und Wenzeslaus; ein vortrefflicher Mensch ist der Geheime Rath.“ Wenn der Kritiker ein König wäre, er würde ihnen wichtige Ämter im Staate verleihen, den Verfasser aber zum vertrauten Ratgeber und Freunde machen.

Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ [31]) begrüfsten mit Begeisterung in ihrer Kritik vom 26. Juli den Verfasser als Neuerer, der neue Pfade „für die, in den Fesseln des ausdörrenden Pseudoklassicismus schmachtenden Kunst“ erschlossen habe. „Dank sey dem Manne, der Muth hat, zu zerbrechen, was Geist und Herz bindet, und uns dafür giebt, was so selten ist — Menschen und wahres Gefühl! Dank ihm, dafs er sich nicht schrecken läfst, wenn der Strom seines Genies überströmt, wegreifst die mit dürrem, trockenem Sand bedeckten Länder, die mit kurzbeschnittenem Taxis umgebnen Gänge, die Bosquets, wodurch die Kunst sieht — wenn ihn da in seinem Lauf nicht aufhält, das heisere Schreyen des Eigenthümers über die angerichtete Verwüstung eines Orts, der ihm doch nicht Schatten gab, nicht erquickende Kühlung in Sonnenhitze. — Dank ihm da! Er ströme, überströme, verschlinge die Kunst, die da trocken steht, so sehr gedrechselt von Menschen, die sich Künstler dünken und nennen lassen, so sehr entblöfst von Natur und ihrem starken Vermögen, dafs sie nicht ein einziges mal zu unserem Herzen redet, kein einziges Plätzchen unseres Herzens ausfüllt. Nicht so hier. Schier werden wir endlich einmal wieder Seel und Geist. Denn immer greifen wir nach Shakespeare, Goethe und wenigen andern, spaaren unsern Geist, lassen fühlen unser Herz, und werden erfrischt, wie das Land von fruchtbarem Regen nach langer Dürre.“

Beim ersten Blicke auf den „Hofmeister“ kann man in seinem Verfasser den „Vertrauten der Natur“ erkennen, der uns die Menschen als „unsere Brüder“ zeichnet. Das Stück ist „voll Menschheit“. Es „ergreift“ die Leser im Gegensatz zu „den kalten Declamationen“ der Franzosen und ihrer Nachahmer. „Man wird uns den Enthusiasmus verzeyhen, womit wir dieses Stück verteidigen. Doch was verzeyhen? Wehe dem, der hierinnen nicht mit uns fühlt! Oder haben ihn die Regeln die Empfindungen nach und nach gestohlen, nun dann mag der bleyerne Masstab Aristoteles und seiner ihn noch mehr er-

schwerenden Anbeter mit Zentnerlast auf ihm liegen! Was kümmerts uns andere, die wir der Natur huldigen? Wir begrüfsen den freundlich, der sie uns einmal wieder aufstellt." —

„Menschen- und Weltkenntnifs ist durchs ganze Stück verbreitet. Da sieht man originelle Charakter, alle mit Wärme geschildert." Gustchen erscheint dem Rezensenten besonders anziehend: „Wir zollten ihr und dem Vater Thränen." Ebenso vortrefflich ist der Major, der „wildzärtliche Mann", gezeichnet. „Das Stück ist so voll von neuen Charakteren, trefflichen Szenen, hervorstechenden Zügen, dafs jeder auch ohne Merkstab geniefsen kann." . . . „Die Studentenscenen sind göttlich . . . ." „Die originellen Figuren des Wenzeslaus und Rehhaar sind mit durchschauenden Blicken gefafst, und mit einem Meisterpinsel ausgeführt."

Begeistert besprach auch Schubart in der „Deutschen Chronik" [32]) das Stück, das er Goethe zuschrieb: „Ich kanns allen aufgeklärten Deutschen zumuten, dafs sie diese neue ganz eigentümliche Schoepfung unsers Shakespeares, des unsterblichen Dr. Goethe schon werden gelesen, empfunden, angestaunt haben. Sie brauchen keinen Ciceronen, der ihnen die göttliche Natur dieses Deutschen Torso anatomire. Aber Dir Landmann Schwabe! und Dir Nachbar Bayer! mufs ich dies Werk vorlegen, mit der Faust drauf schlagen, und Dir sagen: Da schau und lies! Das ist 'mal ein Werk voll deutscher Kraft und Natur . . . So mufs dialogiren, die Situationen anlegen, die Charaktere bearbeiten, wenn Du ein ächter Deutscher seyn willst . . . Sind gleich die drey Einheiten des Aristoteles, diese Krücken für Lahme, nicht mit französischer Ängstlichkeit beobachtet worden, so entschädigt Dich davor die ganze Zauberei des Genies, der volle Strom der Leidenschaft, altdeutsche Krafft und Macht."

Sich am „Götz" und am „Hofmeister" begeisternd, kann es der Kritiker nicht verstehen, wie der „grofse Verfasser" ein Stück wie Clavigo hat herausgeben können, „worinnen sein Genie — nicht auf Rosenbetten, sondern auf Brennesseln entschlummert ist".

Dem Verfasser des „Götz" wurde „Der Hofmeister" auch im „Almanach Deutscher Musen" zugeschrieben. [33]) Der Kritiker bemerkt, es wäre wohl richtiger gewesen, das Stück als Tragödie zu bezeichnen; ihr Inhalt sei so tragisch, „man möchte manche französische Tragödie dagegen Lustspiel heifsen" . . . „Durchgehend sieht man, dafs eben dasselbe Genie, welches im historischen Schauspiel einen Wettkampf mit Shakespeare gewagt hat, es nun auch im Trauerspiel thun wollen" . . . „Die aufser wesentlichen Unregelmäfsigkeiten" nicht zu rechnen, ist alles im Stücke gut, die grofse Kenntnis von der Natur der Leidenschaften, der meisterhafte Dialog und so weiter. „Wäre etwas mehr Einheit des Interesse, würde manche überflüssige Person

weggestrichen." Nach diesem schüchternen Vorwurfe ladet der Rezensent jeden ein, das Stück zu lesen, „um hier Nahrung des Geistes zu genieſsen, wie er in hundert Erziehungsbüchern und tausend Schauspielen vergebens suchen würde".

Auch im „Magazin der Deutschen Kritik" wurde der „Hofmeister" Goethe zugeschrieben.[34]) Es ist die umständlichste Kritik von allen. Bei den im allgemeinen wohlwollenden Beziehungen zum Stücke verfällt sie aber nicht in den begeisterten Ton der vorhergehenden Kritiken. Das Journal Schirachs war das Organ der gemäſsigten Partei, die der neuen Richtung zugetan, aber nicht blind für ihre Extreme und Übertreibungen war.

„Wenn innige Kenntniss der Menschen", fängt der Kritiker an, „das glücklichste Talent die Charaktere genau zu zeichnen und sie mit der Wahrheit der Natur handeln zu lassen, die groſse Gabe interessante Situationen anzulegen und wohl auszuführen, Mannichfaltigkeit der Erfindung, groſse und wahre Sentiments, den rechten Personen und zu rechter Zeit in den Mund gelegt, — wenn dieses alles eine vortreffliche Komödie macht, so ist der Hofmeister eine der vorzüglichsten unter allen vortrefflichen — nicht blos in Deutschland — sondern wo nur irgend Komödien geschrieben werden. Wenn man aber auf andere bisherigen Erfordernisse beym Lustspiele zugleich mit sehen will, so läſst sich auch hinwiederum nicht wenig einwenden". Nach Ansicht des Rezensenten wird die Illusion, „eine von den Hauptzwecken des dramatischen Dichters, dadurch gestört, daſs die Handlung selbst einen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren erfordert. Die allzuhäufigen Verlegungen der Szenen werden getadelt. Der Verfasser konnte die Antwort erteilen: „als wenn es mir nicht frey stünde, meine Komödie so und nicht anders zu machen als sie ist! als wenn es mir nicht frey stünde, den aristotelischen Leisten wegzuwerfen". — „Dawider habe ich nichts einzuwenden," erwidert der Rezensent, „nur will ich noch erinnern, daſs dadurch wohl die unverletzlichen Gesetze der Wahrscheinlichkeit könnten beleidigt werden".

Mit vollständigem Rechte weist der Rezensent darauf hin, daſs viele Szenen im Stücke sehr langweilig und einige Personen für die Handlung des Stückes ganz unnütz sind.

Bei alledem verdient das Stück lobende Erwägung und vor allem für den „sittlichen Zweck", die Nachteile der Privaterziehung aufzudecken. Aber der Verfasser ist mit seiner Aufgabe nicht zurecht gekommen; er muſste die Früchte der schlechten Erziehung am Zöglinge infolge des verderblichen Einflusses des Hofmeisters auf ihn nachweisen. Im Stück ist nichts darüber enthalten. Der Zwischenfall mit Gustchen hat nur eine nebensächliche Beziehung zum Hauptthema. Trotzdem ist das Stück lehrreich und sittlich.

„Die Charaktere und Sentiments zeigen von einer shakespearschen Intuition in die Seelen der Menschen unter den verschiedensten Umständen, und die Aktion ist so mannichfaltig, dafs sie fast zu sehr gehäuft ist. Aber das ist dem Herrn Goethe, den man für den Verfasser öffentlicht angibt, eigen, dafs er Begebenheiten nicht, wie die declamierenden Franzosen, erzehlen, sondern vor unseren Augen geschehen läfst, und daher werden seine Stücke dramatische Historien, die freilich den Wanderern auf der französischen breiten Landstrafse des Dramas ungewöhnlich sein müssen.“ [35]) Der Rezensent erfreut sich am meisten an der Charakterschilderung des Majors, der „nach der Natur gezeichnet“ sei, und zitiert zum Beweise die fünfte Szene des IV. Aktes. „Kann der Sturm entgegengesetzter Leidenschaften wohl besser, wahrer ausgedrückt werden?“ Die Charakterschilderung des Wenzeslaus sei eines Shakespeare würdig.

„Dem sey wie ihm wolle,“ so schliefst der Kritiker, „das Stück hat zu viel Schönheiten, um nicht dem theatralischen Genie des Verfassers warmen Beyfall zu erwerben, und des Dichters des Göz von Berlichingen unwerth zu sein“. [36])

Gehen wir jetzt zu den Rezensionen aus dem feindlichen Lager über.

Das Organ Wielands, der „Teutsche Merkur“ [37]), behandelte den „Hofmeister“ viel wohlwollender als die „Anmerkungen übers Theater“.

Die Rezension beginnt mit einem Lob der Charakterdarstellung. „In der Mannichfaltigkeit der Charaktere, in ihrer Entwickelung, in der Wahrscheinlichkeit und dem Anschauenden der Gesinnungen hat sich dieser Dichter als ein nicht gemeiner Kenner der Natur bewiesen.“ Seine Beobachtungsgabe habe sich besonders in der Darstellung der Charaktere des Majors, der Majorin, Gustchens und Wenzeslaus' bekundet. Die andern Personen redeten wenigstens „charakteristisch“, wenn sie auch nicht so handelten. Eine volle Anerkennung finden die Szenen, in denen der Major zwischen Wut und Liebe schwankt. „Hätte er doch, ein gleich grofser Kenner der Natur und Kunst, beide auch immer unzertrennlich miteinander verbunden! Aber so vermifst man zuweilen bey der Natur die Kunst und bey der Kunst die Natur.“ Die Kritik wirft dem Verfasser vor, dafs die Ereignisse im Stück zu gehäuft, die Begebenheiten zu oft unterbrochen seien. „Aber dadurch wird der getäuschte Leser oft da verlassen, wo er am begierigsten ward, und keine Person ist so durchgeführt, dafs wir uns befriedigt fühlten.“ Wieland tadelte auch die unnatürlich übereilte Entwicklung des Stückes. „Aussöhnungen, Verzeihungen, Wiedervereinigungen, Lotterien, Heyrathen folgen Schlag auf Schlag, so viele Schwierigkeiten allen diesem entgegenstanden. Am unnatürlichsten und übereiltesten ist des Hofmeisters Schicksal.“

Das Urteil des Nicolaischen Organs „Allgemeine deutsche Bibliothek“ [38]) glich der Kritik Wielands: „Diefs Schauspiel verräth durchgehends einen Mann, der zu getreuer Schilderung und Darstellung der Natur eine grofse Anlage hat, und wäre vielleicht, wenn der Verfasser nicht die Hülfe der Kunst recht muthwillig verschmäht hätte, ein schönes, meisterhaftes Ganze geworden. Aber so ist es blofs eine Reihe einzelner Gemählde, und die Hinreifsung von einem Gegenstande zum andern, von einer Scene, einer Gruppe, einer Handlung, einem Ort und Jahr zum andern, thut schon selbst dem Leser Gewalt an.“ Dem Verfasser wird Unfertigkeit und Zerfahrenheit vorgeworfen: „alles ist nur hingeworfen, alles bricht ab, ehe es vor dem Zuschauer rechte Wirkung thun kann.“ Einige Szenen seien überflüssig, „dahin gehören Fritzens sehr platte, alltägliche, nichtsbedeutende Universitäts- und Kaffeescenen“. Vergessen wir nicht, dafs die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ gerade diese Szenen als „göttlich“ bezeichnet hatten.

„Aber der Verfasser scheint mit dem Vorsatze gearbeitet zu haben, seinen Ideen und seiner Phantasie völlig freien Lauf zu lassen, ihnen nie durch Rücksicht auf die Vorschriften der Kunst — wovon doch die wichtigern nichts anders sind als Vorschriften der Natur — den geringsten Einhalt zu thun. Alle Erinnerungen also, die ihm die Kritik machen könnte, wären so gut wie in den Wind geredet. Vielleicht nach fünf oder sechs Jahren wird sich der Verfasser mit Schamröthe selbst mehr sagen, als man ihm jetzt sagen könnte.“ [39])

Nicolai schien auf die neue Richtung Lenzens wie auf etwas Vorübergehendes herabzusehen und nährte wohl die Hoffnung, dafs der schüchterne Student, der ihn einst mit der Übersetzung Popes ehrfurchtsvoll begrüfst hatte, wieder zur Autorität dieses Dichters zurückkehren würde.

Beachten wir, dafs Wieland sowohl wie Nicolai das Talent bei Lenz anerkennen und nur der übereinstimmenden Ansicht sind, dafs er nicht auf dem richtigen Wege sei, dafs verkehrte Theorien ihn von dem Pfade der Wahrheit ablenken, der ihn zum Schaffen eines wirklich vollendeten Ganzen führen könne.

Im allgemeinen müssen wir der Kritik des 18. Jahrhunderts ihr Recht widerfahren lassen; sie hat sowohl auf die Vorzüge als auch auf die Mängel des „Hofmeisters“ hingewiesen. Bei allem Enthusiasmus tadelten die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ wie auch Schubart Lenz seiner abstofsenden Idee wegen, Läuffer freiwillig das Los Abälards teilen zu lassen und dann später ein Bauernmädchen zu heiraten. [40]) Auch den Leser unserer Tage ekelt dieser gegen alle Kunst verstofsende Zug an. Der Enthusiasmus der erwähnten Kritiken läfst sich leicht erklären: sie richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf Lenzens vollendete Zeichnung der Charaktere und begrüfsten

in dem Stücke eine neue Schöpfung, die dem pseudoklassischen Drama ganz entgegengesetzt war. Tatsächlich entströmte dem „Hofmeister" so frisches Leben, solche Wahrhaftigkeit, er offenbarte ein so zweifelloses Talent, dafs das Stück den Zeitgenossen mitten unter dem Verfall des deutschen Theaters, mitten unter dem einförmigen und undankbaren Repertoire, aus dem nur „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Götz von Berlichingen" als Ausnahmen hervorleuchteten, auffallen mufste.

Die Kritiker des 19. Jahrhunderts haben über den „Hofmeister" nichts Neues hinzufügen können. Nur Gruppe, Bayer und Erich Schmidt haben dem Stück mehr Beachtung gewidmet.[41]) Die andern, die über Lenz geschrieben haben, gehen mit einigen Worten darüber hin.[42])

Alle Kritiker heben die meisterhafte Charakterisierung einzelner Personen, namentlich die des Wenzeslaus, hervor. Erich Schmidt hat noch auf eine andere Gestalt hingewiesen, die die Kritik des 18. Jahrhunderts übersehen hat. Es ist das Bauernmädchen Lise, das fast am Schlusse des Stückes erst auftritt. Man mufs die Geschicklichkeit Lenzens bewundern, mit der er mit wenigen Worten uns den Charakter des naiven, treuherzigen Dorfmädchens anschaulich macht. Dem 18. Jahrhundert war eine solche Gestalt eine völlig neue Erscheinung. Aufser Goethe war damals niemand im stande, so einfach, treu und ohne alle Beimischung dekorativer und sentimentaler Elemente ein naives Bauernmädchen darzustellen. Man mufs auch die musterhafte Charakterschilderung des Majors anerkennen, der an den Esquire Western im Fieldingschen „Tom Jones" erinnert. Auch die Nebenpersonen: der Musikus Rehhaar, der Dorfbarbier Schöpsen, die Studentenwirtin Frau Hamster, der Student Pätus, alle sind lebendige, augenscheinlich nach der Natur gezeichnete Gestalten. Wenzeslaus vereinigt in sich die Züge des Fieldingschen Pastor Adams („Joseph Andrews") mit einigen Zügen des Pedanten Partridge („Tom Jones"). Derselbe Partridge, der den Beruf eines Schulmeisters, Barbiers und Chirurgen zu gleicher Zeit ausübte, diente Lenz auch zum Vorbilde für seinen Schöpsen. Von anderen Einflüssen ist besonders auf den der Rousseauschen „Neuen Heloise" hinzuweisen; im „Hofmeister" spielt sich die Geschichte der Aristokratin Julia und des armen Lehrers St. Preux wieder ab.[43])

Anderseits hat die Kritik des 18. Jahrhunderts auf die Mängel in der Ausarbeitung der Komödie hingewiesen. Sie sind zweifellos vorhanden, und in ihnen liegt die Ursache, dafs das durch die meisterhaft dargestellten Charaktere, durch das pulsierende Leben so hervorragende Stück in der deutschen Literatur keinen angeseheneren Platz einnimmt. Vor allem würde das Stück durch Streichung einzelner Personen gewinnen. Die studentischen Szenen sind ganz überflüssig.

Der Verfasser hat sich hier durch seine Erinnerungen zu weit hinreifsen lassen und der Versuchung nicht widerstehen können, alles dieses, ohne Rücksicht ob es pafste oder nicht, in das Stück aufzunehmen. Wie trefflich an sich auch die studentischen Szenen geschildert sind, so zerstreuen sie doch den Zuschauer und lenken ihn von der Hauptsache ab.

Nur der I. Akt ist tadellos im Aufbau, er führt uns trefflich in medias res ein und bietet lebendige Charaktere der handelnden Personen. Im II. Akt begegnen wir schon einem allzuraschen Wechsel der Szenen; von den sieben Szenen spielen drei in Halle und sind für das Hauptthema belanglos. Die erste Szene enthält Betrachtungen über die Erziehung, als Opponent tritt der Pastor Läuffer auf, der im ganzen Stücke nicht wieder auf der Bühne erscheint. Es bleiben drei Szenen (2, 5 und 6), die die Handlung wohl fördern, aber allzu unerwartet für den Leser oder Zuschauer. Besser ausgearbeitet ist der III. Akt, der vier Szenen hat. Indes sind nur zwei für die Handlung von Bedeutung (die Nachricht von Gustchens und Läuffers Flucht und Läuffer bei Wenzeslaus), die dritte Szene, in der der Geheime Rat Kenntnis von Fritzens Abenteuern erhält, ist überflüssig; die vierte ist rein beschreibend zur Charakterisierung des Wenzeslaus hinzugefügt. Der dramatischen Handlung nach erscheint der IV. Akt als der beste; die ersten fünf Szenen sind unbedingt gelungen, nur die sechste, die wieder in Leipzig spielt, schwächt durch ihre Weitschweifigkeit den Eindruck auf den Leser ab.

Der V. Akt ist als der schwächste zu bezeichnen; hier ist alles in sittlicher Beziehung Abstofsende, Grobe, Wilde, Zweifelhafte des Stückes angehäuft. Nur in diesem Akte finden die unsinnigen und unnötigen Sprünge von einem Schauplatz der Handlung auf den andern statt. Die erste Szene spielt sich in der Schule des Wenzeslaus in Ostpreufsen ab, die zweite in einem Walde bei Leipzig, die dritte wieder in der Schule, die vierte führt uns wieder nach Leipzig zurück, nur damit Fritz und Rehhaar einige Worte miteinander wechseln können. In der fünften wieder ein Sprung nach Königsberg wegen eines Dialogs von 21 Zeilen, in der sechsten wieder zurück nach Leipzig, wo uns der Verfasser jetzt ohne irgend welchen Nutzen für die Handlung selbst etwas länger zurückhält. Die siebente Szene spielt wieder in Königsberg, die achte in Leipzig, damit Pätus in unserer Gegenwart Fritzen mitteilen kann, dafs er „dreihundert achtzig Friedrichsd'or“ in der Lotterie gewonnen habe. So verweilen wir in acht Szenen viermal in Ostpreufsen und viermal in Sachsen! Wir dürfen auch die ungleichmäfsige Verteilung der Szenen auf die Akte nicht unerwähnt lassen, im III. Akte sind ihrer vier, im V. zwölf. Die beste Szene im V. Akte ist die zehnte, in der die treuherzige Lise auf-

tritt und Wenzeslaus uns zum letztenmal mit seiner Persönlichkeit erfreut. Aber die schliefsliche Lösung wirkt abstofsend.

Zu den Mängeln der Ausarbeitung gehört auch die plumpe Nebeneinanderstellung des komischen und des tragischen Elements. Gruppe sucht uns zu beweisen, dafs die Vermengung im Lenzschen Stücke „lange nicht so stark ist wie bei Calderon und selbst bei Shakespeare, die niemand deshalb tadelt".[44]) Es handelt sich aber nicht darum, ob tragische und komische Elemente in ein und demselben Stücke enthalten sind, sondern um das Verständnis des Dichters, sie harmonisch zusammenzustellen, damit sie zur Einheit des Ganzen dienen. So wirkt die Gegenwart des Narren im „König Lear", so ist es auch in den Dramen Calderons der Fall. Bei Lenz vermissen wir es. Bayer bemerkte treffend, dafs zwischen den Charakteren und der Handlung der Lenzschen Stücke ein eigenartiger Widerspruch besteht: die ersteren gehören der Komödie, die letzteren in bedeutendem Mafse der Tragödie an.[45]) Eine derartige Vermischung der tragischen und komischen Elemente erscheint ganz unkünstlerisch. Wenn der Verfasser Gustchen nicht ganz hätte sinken lassen, sondern nur die Möglichkeit des Falles angedeutet hätte, wenn er aus dem unbedeutenden Stutzer und elenden Verführer Läuffer nicht durch einen tour de force einen Menschen, der aus Verzweiflung ein Märtyrer wird, gemacht hätte, so wäre es eine herrliche, inhaltsreiche und einheitlich wirkende Komödie geworden.

In demselben Jahre 1774 veröffentlichte Lenz noch ein anderes Stück unter dem Titel: „Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi".[46]) Es kann nicht vor 1772 geschrieben worden sein, weil sich im Stücke (Akt I Szene 7) eine spöttische Anspielung auf den letzten „Traktat" des „Herrn Hofrath" Wieland „Der goldene Spiegel", der in dem Jahre erschienen war, befindet. Wahrscheinlich verfafste es Lenz im Jahre 1773 oder Anfang 1774[47]), im Druck erschien es im Herbste des letzteren Jahres. Im Gegensatz zum „Hofmeister", in dem Lenz sich an der unmittelbaren Beobachtung der Natur begeisterte, schöpfte er im „Neuen Menoza" aus literarischen Quellen. Der Titel selbst weist uns auf den Roman des dänischen Schriftstellers Erich Pontoppidan hin, der 1743 geschrieben und bald darauf in Deutschland durch eine Übersetzung bekannt wurde: „Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Christen zu suchen, aber der Gesuchten wenig gefunden."[48])

Als neuer Menoza erscheint bei Lenz Tandi, der Prinz aus Cumba, „einem Lande", von dem es im Stück selbst heifst, „das nicht einmal auf unserer Landkarte steht". Bald heifst er im Stücke „indischer", bald „kalmückischer" Prinz. Mit einem Worte, es dreht sich alles um eine sagenhafte oder nach Lenz „romantische" Persönlich-

keit.[49]) Der Schauplatz hat, obgleich er bei einigen Szenen angegeben ist, keine grofse Bedeutung; die allgemeine Bemerkung unter der Angabe der Personen: „Der Schauplatz ist hie und da“ ist viel bezeichnender. Ganz wie in einem Märchen.

Tandi ist in Europa geboren. Eine Jesuitenmission nahm ihn mit nach Asien. Daselbst wurde er Page beim Könige von Cumba, von diesem an Sohnes Statt angenommen und zum Thronfolger ernannt; später erlitt er schwere Schicksalsschläge. Er wurde auf Befehl der Königin, die mit ihm die Geschichte von Potiphars Frau wiederholen wollte, in den Pyramidenturm gebracht, aus dessen dreifsigstem Stockwerk er herabsprang.[50])

Dem Helden entsprechen auch die andern handelnden Personen. „In einem Stück,“ sagt Lenz selbst, „wo der Hauptheld höchst romantisch ist, mufs alles Übrige mit ihm nicht zu sehr absetzen, oder die ganze Harmonie schreyt.“ [51]) Tatsächlich treten neben dem asiatischen Prinzen unter andern auf: eine spanische Gräfin Donna Diana, ein Weib voll rasender Leidenschaften, einer Karikatur gleichend, ein sich vor den Gerichten verbergender, gleichfalls spanischer Graf Camäleon, ein geheimnisvoller Herr von Zopf aus Tirol, ein Freund der Jesuiten, und ein Magister Beza, der am türkischen Hofe angestellt ist.

Den handelnden Personen entspricht auch der operettenhafte Ton des ganzen Stückes: komisch übertriebene Äufserungen der Gefühle, die possenhafte Schattierung mancher Szenen, die plötzlichen Ohnmachten usw. Dem Leser fällt es schwer, daran zu glauben, dafs die handelnde Person nicht nach einem Rezitativ irgend eine komische Arie anstimmen oder irgend einen Jahrmarktsbudenscherz loslassen wird.

In den allgemeinen Rahmen der Posse sind einige tragische Episoden eingezwängt, die in einem solchen Werke gar nicht am Platze sind. Im allgemeinen ähnelt dieses Stück unzweifelhaft den Fastnachtspossen der Schaubuden, die auch Goethe so meisterhaft zu schaffen verstanden hat. Alle „Stürmer und Dränger“ und insbesondere Lenz hatten sich an ähnlichen Werken des Hans Sachs und anderer älterer deutscher Schriftsteller, wie wir gesehen haben, begeistert.

Aber unter dem Gewande der Posse versuchte Lenz, gleich Goethe, einen ernsteren Inhalt zu verbergen, in diesen Fällen folgte er dem Beispiele von Rabelais in seinem berühmten Romane „Gargantua und Pantagruel“.

In seiner Posse verfolgte Lenz satirische Zwecke. Sein Tandi ist der Nachfolger des Voltaireschen Ingénu, des nach Europa gekommenen Huronen, der sich von der Unsinnigkeit und der Albernheit

mancher europäischer Sitten und Gebräuche überzeugt hat.[52]) Nur ist der Lenzsche Held kein naiver Wilder, der das in Europa Gesehene vom Gesichtspunkte des gesunden Menschenverstandes aus beurteilt, sondern ein feinfühlender, gebildeter, von den Ideen Rousseaus und den edelsten Bestrebungen seiner Zeit erfüllter Mensch. Hinter Tandi verbirgt sich Lenz selbst; in seinen Mund legt er die Anschauungen der Stürmer und Dränger.

Alles, was Tandi in Europa sieht, flöfst ihm „Widerwillen" und Enttäuschung ein. „In Eurem Morast ersticke ich," ruft er aus, „treib's nicht länger — mein Seel' nicht! Das der aufgeklärte Welttheil! Allenthalben wo man hinriecht, Lässigkeit, faule ohnmächtige Begier, lallender Tod für Feuer und Leben, Geschwätz für Handlung — Das der berühmte Welttheil!" [53])

Die deutliche Bevorzugung eines Lebens voller Tätigkeit vor einem beschaulichen Leben, der Tatendrang, das Streben zu handeln, die Sucht nach lauten Heldentaten, die Verachtung des blofsen Dahinlebens und der schweigsamen Unterwerfung unter das Althergebrachte waren die Hauptmotive für die Stimmung sowohl der deutschen wie der französischen Stürmer und Dränger. Der deutsche Kultus der Kraft- und Geniemenschen legt Zeugnis dafür ab. Durch alle Werke des Vertreters des französischen „Sturmes und Dranges", Sébastien Mercier, geht die Idee eines mutigen und tätigen Eingriffs ins Leben, der energischen Äufserung des eignen Willens und seines Einflusses auf andere hindurch. — „Nous devons être citoyens agissants" ist sein kerniger Wahlspruch, der auch Anklang in den Herzen der jungen deutschen Stürmer und Dränger fand.[54]) Das Streben nach einem tätigen Eingreifen ins Leben, das Suchen nach einer grofsen Heldentat, die seinen Namen der Nachwelt übermitteln konnte, waren auch die Lebensbedingungen Lenzens.

Die Europäer, meint der Prinz, wissen sehr viel, aber tun nichts. „Ich wollte sagen," verbessert er sich, „ihr wifst nichts; alles was ihr zusammengestoppelt, bleibt auf der Oberfläche eures Verstandes, wird zu List, nicht zu Empfindung, ihr kennt das Wort nicht einmal; was ihr Empfindung nennt, ist verkleisterte Wollust; was ihr Tugend nennt, ist Schminke, womit ihr Brutalität bestreicht. Ihr seyd wunderschöne Masken mit Lastern und Niederträchtigkeiten ausgestopft, wie ein Fuchsbalg mit Heu; Herz und Eingeweide sucht man vergeblich, die sind schon im zwölften Jahre zu allen Teufeln gegangen."

Die Europäer, so meint der Prinz ferner, tun es allen andern „im Betrügen und Spitzbüberei" zuvor. Er wünscht, „dafs Jeder, der aus Europa kommt, erst Quarantaine hält, eh er seine Pestbeulen unter seinen Unterthanen vervielfältigt".[55])

Aufser der neuen jungen Partei, deren Anschauungen durch den Prinzen Tandi verkörpert sind, bringt Lenz auch Vertreter der Hauptströmungen in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts auf die Bühne: den Bakkalaureus Zierau und den Magister Beza. [56]) Der erstere ist eine Parodie auf die Anhänger der Aufklärungspartei im französischen Sinne, deren Haupt Wieland war. Der zweite ist eine Satire auf die Pietisten, die im geistlichen Leben Deutschlands eine so wichtige Rolle gespielt haben. Die Aufklärer und die Pietisten waren die entgegengesetzten Pole im deutschen Leben. Die „Sturm und Drang"-Partei suchte eine Mittelstellung einzunehmen, indem sie die Extreme beider verwarf.

Der Bakkalaureus Zierau hat „schon über drei Jahr in Leipzig den Musen und Grazien geopfert". [57]) Er freut sich nicht genug darüber, dafs „itzt in Deutschland das Licht der schönen Wissenschaften aufgegangen ist" und dafs die Deutschen im stande sind, Namen aufzuweisen, „die wir kühnlich den gröfsesten Genies unserer Nachbarn an die Seite setzen können, die alle zur Verbesserung und Verfeinerung unserer Nation geschrieben haben". Er nennt Namen wie Besser, Gellert, Rabener, Dusch, Schlegel, Uz, Weifse, Jacobi, über die alle „der unsterbliche Wieland gleichsam hervorragt, ut inter ignes luna minores". [58]) Er begeistert sich besonders an dem letzten „Traktate" Wielands, dem „Goldenen Spiegel", „wodurch er allen seinen Werken die Krone scheint aufgesetzt zu haben." Auf die Frage Tandis: „Wovon handelt das Buch?" antwortet Zierau: „Wovon? ja es ist sehr weitläuftig, von Staatsverbesserungen, von Einrichtung eines vollkommenen Staats, dessen Bürger, wenn ich so sagen darf, alle unsere kühnsten Fiktionen von Engeln an Grazie übertreffen."

Prinz: So? und wo findet man diese Menschen?

Zierau: Wo? he he, in dem Buche des Herrn Hofrath Wieland. Wenns Ihnen gefällt, will ich gleich ein Exemplar herbringen.

Prinz: Geben Sie sich keine Mühe, ich nehme die Menschen lieber wie sie sind, ohne Grazie, als wie sie aus einem spitzigen Federkiel hervorgehen. [59])

Hier beginnt Lenz seinen Feldzug gegen Wieland und dessen Predigten von dem schönen Epikurismus nach französischem Geschmacke. In seiner dem Kaiser Josef II. gewidmeten Schrift „Der goldene Spiegel" nahm Wieland teilweise den Hallerschen Roman „Usong" (1771) zum Muster, der ein orientalisches Kostüm zur Einkleidung politischer Gedanken benützte. [60]) Die Erzählung von dem Lande Scheschian und seinem Reformator Tifan ist eine Lobrede auf den „aufgeklärten Absolutismus" des 18. Jahrhunderts, der sich auf die Philosophie der Zeit stützt. „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", erscheint als das Prinzip, das Wieland warm verteidigt. [61])

Von dieser Schrift erhoffte Wieland „grofse und reiche Gnadenerweise“ seitens Josefs II., den er so verherrlichte. Seine Erwartungen gingen in Erfüllung, doch in geringerem Mafse, als er gehofft; wenn auch nicht den Kaiser, so fesselte dieses Werk doch die Herzogin Anna Amalia von Weimar, die Wieland in ihre Dienste (1772) berief und so den Grund zum Weimarer „Musenhof“ legte. Wieland blieb bis zu seinem 1813 erfolgten Tode in Weimar. [62])

Zierau verkündet das Programm der deutschen Aufklärer: „Wenn fürs erste die Erziehung auf einen andern Fuss gestellt, würdige und gelehrte Männer an den Schulen, auf den Akademien, wenn die Geistlichkeit aus lauter verdienstvollen, einsichtsvollen Leuten ausgewählt, weder Mucker und Fanatiker, noch auch blofse Bauchdiener und Faullenzer, wenn die Gerichte aus lauter erfahrenen, rechtsgeübten, alten, ehrwürdigen, wenn der Unterschied der Stände, wenn nicht Geburt oder Geld, sondern blofs Verdienst, wenn der Landesherr, wenn seine Räthe — —

Prinz: Genug, genug, mit all euren Wenns wird die Welt kein Haar besser oder schlimmer, mein lieber ehrwürdiger Herr Autor.“ [63])

Die „Aufklärer“ werden auch nach der Seite ihrer literarischen Theorien hin charakterisiert. Als der Vater des Bakkalaureus, der Bürgermeister, abends das „Püppelspiel“ ansehen will, erregt sich Zierau darüber. Auf die Erwiderung des Vaters, warum er sich nicht an den Einfällen des Hanswurst erfreuen solle, antwortet er voller Autorität: „Vergnügen ohne Geschmack ist kein Vergnügen . . . Was die schöne Natur nicht nachahmt, Papa! das kann unmöglich gefallen.“ Weiter verbreitet er sich über „Illusion“, „Regeln“ und die „drei Einheiten“. [64])

Der Epikurismus übersättigt Zierau, er langweilt und grämt sich. Der Vater sucht ihn durch ein sehr originelles Mittel, nämlich Prügel, davon zu befreien. Der Tagedieb, der nur den Musen und Grazien gedient hat, soll im Kontor des Bürgermeisters arbeiten. „Dich krumm und lahm schreiben, da soll Dir das Püppelspiel schon drauf schmecken. Hab' ich in meinem Leben das gehört; ich glaube, die junge Welt stellt sich noch zuletzt auf den Kopf vor lauter schöner Natur. Ich will euch curanzen, ich will euch's Collegia über die schöne Natur lesen, wart nur!“ [65])

Diese zwei unterhaltenden Szenen zwischen Zierau und seinem Vater, in denen das Lenz innewohnende Talent zur Darstellung des Grob-Komischen zu Tage tritt, sind für die Anschauungen der Stürmer und Dränger beachtenswert. Die Verspottung der Büchergelehrsamkeit und ihrer Vertreter von der Art Zieraus ist einer ihrer beliebtesten Darstellungsgegenstände. [66])

Die Verteidigung des „Püppelspiels“ hängt mit dem lebhaften Interesse der Stürmer und Dränger fürs Volkstheater mit seinem Hanswurst und seiner derben Komik zusammen. In den Jahren 1773—74 schrieb Goethe eine Menge von Possen und Satiren in grob-volkstümlichem Geschmacke: „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen“, „Hanswurst's Hochzeit“ u. a. m. Goethe bringt den Hanswurst wieder auf die Bühne und läſst sich von der Art und Weise des alten Hans Sachs stark beeinflussen.

Im Lenzschen „Neuen Menoza“ weht derselbe Geist der Hanswurstiade und der volkstümlichen Komik. Nicht mit Unrecht vergleicht Schubart den „Neuen Menoza“ mit der zugleich erschienenen Schrift Goethes: „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel“. Ein eifriger Anhänger der neuen Bewegung, brachte er dem Wiederaufleben der Volkskomik jedoch keine Sympathien entgegen. In seinen Augen ist die Posse Goethes ein triviales, trauriges und abstoſsendes Werk: „Gott behüte uns vor Nachahmungen von Menoza und diesem Puppenspiele.“ [67])

Wenn im Bakkalaureus Zierau die deutschen „Aufklärer“ mit ihrer epikureischen Philosophie, ihrem Glauben an den trockenen Verstand, an die rettende Kraft des aufgeklärten Despotismus, lächerlich gemacht werden, so ist der Magister Beza der Vertreter der pietistischen Weltanschauung. In der sechsten Szene des II. Aktes bringt Lenz den Prinzen Tandi mit dem Bakkalaureus und dem Magister zugleich auf die Bühne. „Der Magister,“ so teilt Zierau dem Prinzen mit, „ist wenigstens mit unsern Sitten noch weniger zufrieden als Eure Hoheit. Er behauptet, es könne mit uns nicht lange währen, wir müſsten im Feuer und Schwefel untergehen, wie Sodom“. — „Die Welt liegt im Argen — ist ihrem Untergange nahe,“ so seufzt Magister Beza. „Das Saufen, Tanzen, Springen und alle Wollüste des Lebens haben so überhand genommen, daſs, wer nicht mitmacht und Gott fürchtet, in Gefahr steht, alle Tage zu verhungern.“

„Der Magister ist ein erklärter Feind aller Freuden des Lebens,“ so äuſsert sich Zierau. Es folgt ein charakteristisches Gespräch, in dem Lenz die Parteien kurz und treffend schildert. Tandi erklärt, daſs der Magister vielleicht nicht ganz unrecht habe.

Prinz: Das bloſse Genieſsen scheint mir recht die Krankheit, an der die Europäer arbeiten.

Zierau: Was ist Leben ohne Glückseligkeit?

Prinz: Handeln macht glücklicher als Genieſsen. Das Thier genieſst auch.

Zierau: Wir handeln auch, uns Genuſs zu erwerben, zu sichern.

Prinz: Brav! wenn das geschieht! — und wir dabei auch für andere sorgen.

Beza: Ja das ist die Freigeisterphilosophie, die Weltphilosophie — aber zu der schüttelt jeder den Kopf, dem es ein Ernst mit seiner Seele ist. Es ist alles eitel. O Eitelkeit, Eitelkeit, wie doch das die armen Menschen so fesseln kann, darüber den Himmel zu vergessen, und ist doch alles Koth, Staub, Nichts!

Prinz: Aber wir haben einen Geist, der aus diesem Nichts etwas machen kann.

Der Bakkalaureus bemerkt, dafs der Magister „den Fehler aller Deutschen hat; er baut sich ein System, und was dahinein nicht pafst, gehört in die Hölle“.

Beza: Und ihr Herren Kleinmeister und ihr Herren Franzosen lebt immerfort ohne System, ohne Ziel und Zweck, bis euch, mit Respekt zu sagen, der Teufel holt, und dann seyd ihr verloren, hier zeitlich und dort ewig.

Die in der Mitte liegende Anschauungsweise der Stürmer und Dränger offenbart sich in der Entgegnung Tandis:

„Weniger Strenge, Herr! eins ist freilich so schlimm als das andere; wer ohne Zweck lebt, wird sich bald zu Tode leben, und wer auf der Studierstube ein System zimmert, ohne es der Welt anzupassen, der lebt entweder seinem System all Augenblick schnurstracks zuwider, oder er lebt gar nicht.“ [68])

Der Epikureer Zierau und der Pietist Beza begegnen sich in dem Prinzip, das beste System sei, „vernünftig zu leben“. Aber dieses System befriedigt Tandi als echten Stürmer und Dränger nicht vollständig. „Vernunft ohne Glauben,“ sagt er, „ist kurzsichtig und ohnmächtig, und ich kenne vernünftige Thiere so gut als unvernünftige. Der ächten Vernunft ist der Glaube das einzige Gewicht, das ihre Triebräder in Bewegung setzen kann, sonst stehen sie still, und rosten ein, und wehe dann der Maschine!“

Die Glaubensfrage beunruhigt den sorglosen Epikureer Zierau nicht. „Die ächte Vernunft,“ erwidert er, „lehrt uns glücklich seyn, unsern Pfad mit Blumen bestreuen.“

Prinz: Aber die Blumen welken und sterben.

Beza: Ja wohl, ja wohl!

Zierau: So pflückt man neue.

Anders fafst Tandi den Lebenszweck auf. Der Zweck des Lebens ist, „Geist und Herz“ zu erweitern. Er verwirft weder den Genufs noch die Liebe, aber sie müssen auf sittlichem Grunde beruhen. „Wenn die goldenen Zeiten wiederkommen“ ruft Zierau seufzend aus. „Die stecken nur im Hirn der Dichter,“ erwidert Tandi, „. . . so lange wir selbst nicht Gold sind, nützen uns die goldenen Zeiten zu nichts, und wenn wir das sind, können wir uns auch mit ehernen und bleiernen Zeiten aussöhnen.“ [69])

Aufser den Vertretern der drei Parteien finden wir im „Neuen Menoza“ auch ein Abbild der deutschen Gesellschaft, einer Gesellschaft, die sich durch keinerlei Theorien erregen läfst und nur von persönlichen, nichtigen Interessen geleitet in den Tag hineinlebt. Hierher gehören alle übrigen handelnden Personen des Stücks: von Biederling, seine Frau, seine Tochter Wilhelmine, Graf Camäleon, Donna Diana u. a. Sie alle haben einen gemeinsamen Zug: ein egoistisches Streben, das Leben, koste es, was es wolle, zu geniefsen, ohne sich an höhere sittliche Anschauungen zu kehren. Der Sonderling Biederling geht ganz in seinen Plänen, in Deutschland die Seidenzucht einzuführen, auf; seine Frau, eine alte Kokette in der Art der Majorin im ,,Hofmeister‘‘, läfst sich vom Verehrer ihrer Tochter den Hof machen. Die Tochter ist ein sentimentales Mädchen, das bei jeder geeigneten Gelegenheit in Ohnmacht fällt, ,,ein Papiergeschöpf‘‘, wie ihr Vater sie nennt.[70]) Ein Gegenstück zu ihr ist die Geliebte des Grafen Camäleon, die spanische Gräfin Donna Diana, eine dämonische Natur, ein ,,Kraftweib‘‘ in der höchsten Bedeutung des Wortes. Sie ist ein Nachkomme der Lessingschen Lady Marwood und Gräfin Orsina, die ihre Vorbilder weit überbietet. Sie ist ein wütender Tiger in menschlicher Gestalt — Vatermörderin, Giftmischerin, Rächerin und alles, was man will. Sie benimmt sich auf der Bühne, als ob sie ein Ungeheuer noch überbieten wolle. Sie spricht abgebrochen und schwülstig. Sie führt sich folgendermafsen ein:

Verwalter: O Himmel! die Gräfin kommt.

(Donna Diana mit zerstreutem Haar tritt herein. Der Graf springt auf).

Graf: Was giebts, Donna?

Donna: Meines Lebens nicht sicher.

Graf: Was denn? wo kommen Sie her?

Donna (wirft sich auf einen Stuhl): Gustav — verfluchter Graf! Was hast du für Bediente?

Graf: Gustav — Ihnen nach dem Leben?

Donna: Hätt ich nicht Gegengift bei mir gehabt, so wär's aus jetzt.

Graf: Wo ist er?

Donna: In der Welt. Mit Kutsch' und Pferden fort. Wir waren zwei Stund' von Dresden, er machte mir Schokolade und als ich nicht geschwind genug sterben wollte, griff er mir an Hals und —

Graf: Gift —

Donna: Auf mein Geschrei der Wirth. Er sagt, er hätte mich wollen zum Erbrechen bringen. Und derweil der Wirth mir Hülf schaffte, springt er auf den Bock und fort —

Graf: Nachgesetzt, Leute, augenblicks — (mit dem Verwalter ab)

Donna: Wenn ich dem Kerl nur in meinem Leben was zu Leide gethan hätte! Es ärgert mich nichts mehr, als dafs er mich unschuldiger Weise umbringen will. Hätt' ich das gewufst, ich hätt' ihm die Augen im Schlafe ausgestochen, oder Successionspulver eingegeben, so hätt er doch Ursache an mir gehabt. Aber unschuldiger Weise — — ich möchte rasend werden.[71])

Von gleichem Schlage wie Diana ist ihr Geliebter, der Graf Camäleon, ein gemeiner Intrigant, der sich als Mörder vor den Gerichten verbirgt und einen geheimen Zufluchtsort bei dem absonderlichen Herrn von Biederling gefunden hat.

Lenz beabsichtigte, die sittliche Insolvenz dieser Gesellschaft aufzudecken. Daher stellt er den Grafen Auge in Auge der Frage über Liebe und Ehe gegenüber und beleuchtet diese seine Beziehungen mit den Anschauungen eines idealen Mannes — Tandis.

In Wilhelmine verlieben sich Tandi und Graf Camäleon gleichzeitig. Der erstere bewahrt seine Gefühle wie ein Heiligtum in seinem Herzen. Wie ein echter empfindsamer Verliebter des 18. Jahrhunderts benimmt er sich zurückhaltend zu dem Gegenstande seiner Leidenschaft, er vertraut sein Geheimnis nur dem Baume an, in dessen Rinde er den Namen „Wilhelmine" einschneidet. Das gibt Veranlassung zu einer sehr kurzen Szene:

Garten.

Der Prinz (schneidet einen Namen in den Baum): Wachs' itzt — (küfst ihn) wachs' itzt — — nun genug, (geht, sieht sich um) er dankt mir, der Baum. Du hast's Ursach (ab).[72])

In einer mondscheinhellen Nacht erblickt Wilhelmine diesen lautlosen Liebesbeweis am Baume und schneidet mit einem Federmesser ihrerseits den Namen des Prinzen ein.

Prinz (tritt auf): Ihr Sterne, die ihr fröhlich über meinem Schmerz daher tanzt! du allein, mitleidiger Mond — — bedaure mich nicht. Ich leide willig. Ich war nie so glücklich, als auf dieser Folter. Du unendliches Gewölbe des Himmels! du sollst meine Decke diese Nacht seyn, noch zu eng für mein banges Herz. (wirft sich nieder in ein Gesträuch).[73])

Graf Camäleon tritt selbstbewufst, wie ein echter Lovelace auf. Der Prinz wird zufällig Zeuge der Liebeserklärung des Grafen und fordert ihn zum Zweikampfe heraus. Der Graf findet eine Bundesgenossin in der Mutter Wilhelminens, Frau von Biederling, der er noch ungezwungener den Hof macht als der Tochter. Der Prinz entdeckt sein Geheimnis dem Vater seiner Geliebten, der seine Partei ergreift. Als Wilhelmine endlich das langersehnte „Ich liebe Sie" spricht, fällt ihr der Prinz „ohnmächtig zu Füssen". Mit Mühe

wird er wieder zu sich gebracht. Von Biederling segnet Bräutigam und Braut.

Aber der Prinz ist auch jetzt noch nicht von der Liebe Wilhelminens überzeugt.

Prinz (zu Wilhelminen): So bin ich denn — — (stammelnd) kann ich hoffen, dafs ich —

Wilhelmine: Hat's Ihnen der Baum nicht schon gesagt?

Prinz: Das einzige, was mir Muth machte, um Sie zu werben. O als der Mond mir die Züge Ihrer Hand versilberte, als ich las, was mein Herz in seinen kühnsten Ausschweifungen nicht so kühn gewesen war zu hoffen . . . ach ich dachte, der Himmel sey auf die Erde herabgeleitet, und ergiefse sich in wonnevollen Träumen um mich herum.[74])

Schon nach diesen Szenen kann man darauf schliefsen, dafs zum Vorbilde des Prinzen Tandi in hohem Mafse der Held der „Neuen Heloise", St. Preux, der nach den Worten Brandes' „einer mit Leidenschaften geladenen Leydener Flasche" gleicht, gedient hat.[75])

Kurz nach vollzogener Trauung wird eine schreckliche Entdeckung gemacht: Tandi ist der leibliche Bruder Wilhelminens. Gervinus und andere nach ihm folgende Kritiker behaupten, Lenz habe die Ehe zwischen Bruder und Schwester in milderem Lichte darzustellen gesucht.[76]). Im Gegenteil bemüht sich Lenz vielmehr mit allen seinen Kräften, die ganze schreckliche Lage Tandis zu schildern, und geifselt die leichtsinnige, sittenlose Auffassung der andern Persönlichkeiten dieser Frage gegenüber. Tandi flieht, wohin seine Füfse ihn nur tragen können, sobald er die schreckliche Kunde erhalten hat. Anders fassen Wilhelmine und ihre Eltern die Kunde auf. Wilhelmine hört nur auf ihre Leidenschaft; sie sieht nach wie vor in Tandi nur ihren Geliebten, ihren Mann, sie will seine Gattin bleiben und vergessen, dafs sie die Schwester ihres Mannes sei. Die Mutter erbost sich über Tandis Flucht und bemitleidet die verlassene junge Frau. Biederling hält eine solche Ehe nicht für ganz ausgeschlossen [77]). In dieser Ansicht wird er sowohl vom Epikureer Zierau, als auch vom Pietisten Beza unterstützt. Bekanntlich zeichneten sich die Pietisten bei der äufserlichen Strenge ihrer sittlichen Forderungen oft durch ein zügelloses Leben aus.[78]). Lenz reifst ihnen die heuchlerische Maske vom Gesicht und zeigt sie in ihrem wahren Lichte. Die „christliche Liebe" treibt den Magister Beza zum Prinzen Tandi, um ihn zu trösten.

„Sie sind hartnäckig darauf, Ihr Gewissen unnöthiger Weise zu beschweren, sich und Ihre Schwester unglücklich zu machen" — sagt er und sucht aus der Heiligen Schrift und den Werken des

Theologen Michaelis Tandi davon zu überzeugen, dafs Ehen unter Blutsverwandten nicht verboten seien. Tandi bekämpft energisch eine so laxe Moral. „Wollt Ihr den Unterschied aufheben, der zwischen den Namen Vater, Sohn, Schwester, Braut, Mutter, Blutsfreundin obwaltet? . . . Nun wohl, so hebt Euch denn nicht übers Vieh . . .“ [79])

Von Biederling seinerseits reist nach Leipzig, um mit Hilfe des Bakkalaureus die Gültigkeit der Ehe anerkennen zu lassen. [80]) Die Zulässigkeit einer Ehe zwischen Bruder und Schwester glaubt Zierau durch einen Hinweis auf „arabische Sitten und Gebräuche“ klar und deutlich beweisen zu können. Im Besitze der Einwilligung des „Konsistoriums und der theologischen Facultät“ sucht Biederling seinen Sohn zu überzeugen. Dieser gibt den erneuerten Bitten scheinbar nach, sinnt aber auf Flucht. Zum Glück stellt sich heraus, dafs Wilhelmine nicht Biederlings Tochter ist. Die Amme Babet hat sie an Stelle der Donna Diana untergeschoben; letztere ist die echte Schwester Tandis. [81])

Liegt es nicht klar auf der Hand, dafs Lenz die Sittenverderbnis der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts aufzudecken beabsichtigte, einer Gesellschaft, die sich den Genufs zum Alpha und Omega ihres ganzen Daseins gemacht hatte und gegen die Grundgesetze der Sittlichkeit taub war? „Wir wollen Nichts als uns immer amüsieren“ — das war das Prinzip dieser Gesellschaft [82]), die in Empfindsamkeit und Sittenverderbnis versunken war. Zugleich will Lenz darauf hinweisen, dafs Schriftsteller und Gelehrte, Rationalisten und Pietisten die sittliche Gesundheit der Gesellschaft nicht hüten, sondern selbst von der Sittenverderbnis angesteckt sind, sie gutheifsen und unter dem Deckmantel der Wissenschaft Nachsicht üben.

Alles dies verleiht dem „Neuen Menoza“ ein kulturhistorisches Interesse, das der Beachtung der Kritiker entgangen ist. Bedauerlicherweise hat sich Lenz nicht auf das ursprüngliche Thema seiner Aufgabe beschränkt und viele ganz unnütze Motive beigefügt, die das eigentlich gute, inhaltsreiche und oft witzige Stück bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Der Hauptfehler ist, dafs er die Donna Diana mit ihrer mangelhaft begründeten Bosheit, mit ihrer rätselhaften, geheimnisvollen Abstammung, mit ihrer unglaublichen Raserei auftreten läfst. Im Vergleiche zu ihr ist die rachsüchtige Kriemhild ein Kind. Alle Männer sind in ihren Augen „Giftmischer“, Meuchelmörder. [83]) „Ein Weib mufs nicht sanftmüthig seyn, oder sie ist eine Hure, die über die Trommel gespannt werden mag,“ sagt dieses Ungeheuer. Aber immer scheint es ihr, dafs sie nicht boshaft genug sei, weil sie ein Weib ist. „Ich halt mich nichts besser als meinen Hund, so lang ich ein Weib bin. Lafs uns Hosen anziehen, und die Männer bei ihren Haaren im Blute herumschleppen.“ [84]) Ihre Ver-

spottung des Heiligsten kennt keine Grenzen. Nachdem sie sich entschlossen hat, sich an dem Grafen Camäleon wegen seiner Liebe zu Wilhelmine zu rächen, sagt sie: „Wie ein Gott will ich erscheinen, meine Blicke sollen Blitz seyn, mein Odem Donner.“ [85])

In der Kleidung Wilhelminens erscheint Donna Diana auf dem Maskenfeste des Grafen; seinen Verrat rächend, stöſst sie ihm den Dolch ins Herz; in demselben Augenblick sieht der Sterbende in einer Ecke des Zimmers die Leiche seines erhängten Dieners Gustav. [86]).

Über den „Neuen Menoza“ wurden selbst die Anhänger Lenzens, die sich an dem „Hofmeister“ begeistert hatten, stutzig.

Der „Wandsbeker Bothe“ von Claudius war die einzige Zeitschrift, die sich wohlwollend über das neue Stück äuſserte, das sie „zu den besten Lustspielen rechnete, die bei uns seit einiger Zeit erscheinen“. [87]) Derselbe Schubart aber, der mit ungewöhnlichem Pathos das Erscheinen des „Hofmeister“ begrüſst hatte, fiel mit der ihm eignen Heftigkeit in der „Deutschen Chronik“ über den „Neuen Menoza“ her. „Der Geyer kann nicht so begierig auf seinen Raub niederstürzen, als ich auf diese Komödie von Lenz, einem meiner Lieblinge, hinstürzte. Aber diesmal hat mirs übel behagt, hab' schier's Erbrechen bekommen. Groſser Gott! dacht' ich, nachdem ich's zweymal hintereinander gelesen hatte, wie gehen die Leute mit ihrem Genie um! Um Originale zu werden, werden sie albern. Nichts kann einfältiger seyn, als die ganze Erfindung dieser Komödie.“ Schubart denkt nicht daran, Lenz darum zu tadeln, daſs er nicht auf den „Krücken der drey Einheiten“ daher trete. „Aber wenn einer der feurigsten Genies, von dem ich nicht weniger, als einen deutschen Aristophanes und Plautus erwartete, etwas so Kindisches herunterhaspelt, wogegen ‚Der Vierzigjährige A. B. C. Schütz‘ und die hochberühmte Tragödie von Dr. Faust, noch Meisterstücke sind, so möcht ich vor Unwillen bersten; denn unwilliger werd ich niemals, als wenn mich ein Mann täuscht, von dem ich was grosses erwartete . . . Ich habe seinen Hofmeister mit Entzücken gelesen, und les ihn, seiner Fehler ungeachtet, noch immer mit Wonne. Aber den Menoza? Da schreib ich mir die Urtheile des Prinzen Tandi über die Europäer, die zarte Beschreibung von seiner Liebe zur Wilhelmine, und einige originelle Wendungen des Dialogs, heraus und werfe das übrige ins Feuer.“ [88]).

Der im „Neuen Menoza“ persönlich angegriffene Wieland äuſserte sich über das Stück sehr zurückhaltend. Er tadelt den Verfasser wegen der zu künstlich erdachten Handlung, wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit und drückt zugleich seine Unzufriedenheit über die Fülle der „romantischen Elemente“ in den Stücken jener Zeit aus.

Nach seiner Ansicht könne das Stück Mischspiel, aber nimmermehr ein Lustspiel genannt werden. Wieland fand in demselben keine komischen Charaktere; lebendiger sei die Raserei der Donna Diana und der Enthusiasmus Tandis geschildert. [89])

Dem Rezensenten der Zeitschrift: „Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen" erscheint der „Neue Menoza" bedenklich. [90]) In dem Stücke erblickt er das „Fehlen eines jeden Planes, jedes Zusammenhanges, jeder Sittlichkeit und jedes bestimmten Zieles." Das Stück könne man für eine Parodie halten, wenn in ihr mehr attisches Salz enthalten wäre.

Wenn Wieland die Ansicht äufsert, dafs die komischen Charaktere dieses Stückes Lenz am wenigsten gelungen wären, so hält der Kritiker des „Almanachs der deutschen Musen" Biederling für eine sehr gelungene komische Figur. [91]) Seiner Meinung nach entbehrt jedoch der „Neue Menoza" der Vorzüge des „Hofmeisters", während die Mängel jenes Stückes im „Neuen Menoza" in verstärktem Mafse zu Tage treten. „Das Interesse ist hier noch weniger durchgeführt und erhalten, der dissentierenden und abentheuerlichen Stellen giebt es noch viel mehrere." Es ist beachtenswert, dafs der Rezensent Lenz mit seinen eigenen Waffen schlägt. Wir kennen die Lenzsche Lehre vom Interesse, die jede Einheit verdrängt (die er Mercier entlehnt hat). Der Rezensent weist nach, dafs Lenz gerade diese Forderungen nicht erfüllt, dafs das von ihm gewünschte Interesse fehlt.

Der „Neue Menoza" rief auch den Unwillen des „Magazins der deutschen Kritik" [92]) hervor, das, wie wir gesehen, im allgemeinen der neuen literarischen Bewegung wohlwollend gegenüberstand, wenn es auch den Extremen nicht zustimmte. Wir wissen, dafs das Organ des Herrn Schirach dem Prinzipe der Freiheit des poetischen Schaffens zustimmte und die Verpflichtung auf die drei Einheiten usw. verwarf. Die Kritiker der Zeitschrift hatten aber augenscheinlich nicht mit allen Folgerungen, die man aus einem solchen Prinzip ziehen konnte, gerechnet. Der „Neue Menoza" machte sie stutzig und liefs sie einige Schritte zurücktreten:

„Wenn nun ein solches Genie, das nichts von Regeln wissen will, eine Komödie schriebe von der Art, dafs die Handlung, der Natur nach, drittehalb Jahrhunderte dauern müfste, dafs die Skene bald in Europa, bald in Asien, bald in Amerika läge, dafs in dem letzten Akte, die entferntesten Nachkommen derjenigen, die in der ersten Skene sich gezeigt hätten, aufträten . . . Die Sache spricht von sich selbst. Es müssen Regeln seyn, in jeder Kunst, in jeder Unternehmung, und wer keine Regeln leiden mag, der leide die Strafe seines Mifsgeschicks . . ."

„So ähnlich sich der griechische Achill beym Racine ist, so

ähnlich ist sich Prinz Tandi beym H. L. . . . Er philosophiert über die Systeme der Philosophie, zitiert die Bibel, fordert zum Zweikampfe heraus, kurz er benimmt sich ganz europaisch . . . Donna Diana, ist ein so übertriebener Karakter der infernalen Bosheit, ein solches Scheusal von Weibe, dafs alle Medeen, Ladies Macbeth, Marwoods und Milwoods und alle weiblichen Scheusale zusammengenommen, noch keine Donna Diana ausmachen."

Ein solcher Charakter sei nicht wahrheitsgetreu. Der Rezensent erinnert an den Gedanken Goldonis, dafs auf der Bühne das Wahrscheinliche dem Wahren vorgezogen werden müfste; ein unwahrscheinlicher Charakter darf nicht auf der Bühne dargestellt werden, wenn er auch in der Wirklichkeit existiert. „An Plan, Verwickelung und Auflösung ist nicht zu denken." Der Verfasser, „wenn er den Musen mehr opfern wird als seiner wilden unbändigen Phantasie" kann ein ehrenvoller dramatischer Dichter werden. [93])

So hagelten die Vorwürfe auch aus Kreisen herab, die der neuen Richtung verhältnismäfsig geneigt waren; als die Niederlage des „Neuen Menoza" beim weiteren Publikum offenbar geworden war, sah sich Lenz veranlafst, in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" eine Antwort an seine Kritiker zu veröffentlichen, die am 11. Juli 1775 unter dem Titel „Recension des Neuen Menoza, von dem Verfasser selbst aufgesetzt" erschien. [94])

Aus Lenzens Worten ersicht man, dafs nicht allein das Publikum und die Kritiker vom Fach sich feindlich gegen sein Stück verhalten hatten (was er übrigens begreiflich findet), sondern auch Leute, die er am meisten schätzte (darunter ist der Goethe-Kreis zu verstehen), es gleichgültig und abweisend aufnahmen. [95])

Lenz betritt den schlüpfrigen Pfad der Selbstverteidigung, er will „seinem deutschen Vaterlande darthun, dafs er mit anderen unberufenen Schmierern nichts zu thun hat . . . Alles fordert mich dazu auf, die gänzliche Vernachlässigung und darf ich's sagen stillschweigende Gleichgültigkeit oder vielmehr Mifsbilligung derer, die ich als den edleren Theil desselben vorzüglich verehre, auf der einen; der Mifsverstand, das falsche schielende Lob, der ungegründete Tadel gewöhnlicher Kunstrichter auf der andern Seite."

Der „Kaltsinn", mit dem das Publikum den „Neuen Menoza" aufgenommen hat, wundert Lenz nicht, er erklärt ihn damit, dafs die Enthüllung der Mängel des deutschen Lebens nicht dem Geschmacke des Publikums entsprochen hätte. Es betrübt ihn aber, dafs es den edlen Charakter des Prinzen Tandi nicht erkannt habe, „eines hochachtungswürdigen, in unserem eigennützigen Jahrhundert, einzigen hochachtungswürdigen Menschen." Lenz erkennt die Unnatürlichkeit und Unwahrscheinlichkeit solcher Charaktere wie Donna Diana und Graf Camäleon

nicht an. So könnten nur die urteilen, „die die menschliche Natur nur immer im Schnürleib der Etiquette zu sehen gewohnt sind". Graf Camäleon sei eine aus dem Leben herausgegriffene Figur, „da wir ähnliche Bösewichte überall, leider sowol in südlichen als nördlichen Ländern finden". Er habe ihn mit der Wahrhaftigkeit eines Geschichtsschreibers dargestellt. Er habe seinen Charakter nur gemildert, ihm erträglichere Farben gegeben, um die Augen des Lesers und des Zuschauers nicht zu beleidigen. Ebenso sei er mit den andern Personen, die er schildert, verfahren. Die Herren Zierau, deren es so viele in Deutschland gäbe, „werden es sich für eine Ehre halten, so dargestellt zu seyn, so viel Beobachtungsgeist mit ihrem gewöhnlichen litterarischen Geschwätz zu verbinden. Sahen die Herren es lieber, daſs man ihre Blöſsen empfindlicher aufdeckte, so hängt Popens Geiſsel noch ungebraucht an der Wand. Wer weiſs, wer sie einmal über Deutschland schwingt." [96])

Auf den Vorwurf, das Stück sei zu romantisch, erwidert Lenz: „In einem Stück, wo der Hauptheld höchst romantisch ist, muſs alles Übrige mit ihm nicht zu sehr absetzen, oder die ganze Harmonie schreyt. Wir finden sogar in dem natürlichen Laufe der Dinge eine gewisse Übereinstimmung, einen Zusammenstoſs seltsamer und auſserordentlicher Begebenheiten, das auch das Sprichwort veranlaſst hat, kein Unglück kommt je allein. Bei einer Familie wie die Biederling'sche, waren ungewöhnliche Schicksale der Kinder auch eben nichts übernatürliches noch unbegreifliches. Vertauschungen sind ja auch auf der Bühne nichts fremdes, Giftmischereien nichts unerhörtes." Deutlicher hätte die Erzählung der Umstände sein können, die die Vergiftung des Vaters der Donna Diana in Madrid herbeigeführt haben, wenn der Verfasser nicht „überhaupt alle Erzählungen auf dem Theater haſste." Lenz gibt zu, hier gefehlt zu haben; wenn der Fehler nicht vorgekommen wäre, würde die Katastrophe im IV. Akt verständlicher sein. Er wollte zugleich der „geschwungenen Phantasie des Zuschauers auch was zu tun und zu vermuten übrig lassen und ihm nicht alles erst vorkauen."

Infolge dieser Lösung des Stückes, die von den Kritikern als zu ernst für eine Komödie befunden wurde, legt Lenz seine uns bereits bekannte Anschauung über die Komödie klar: „Daher müssen unsere deutschen Komödienschreiber komisch und tragisch zugleich schreiben, weil das Volk, für das sie schreiben, oder doch wenigstens schreiben sollten, ein solches Mischmasch von Kultur und Rohigkeit, Sittigkeit und Wildheit ist." [97])

Nach der Selbstrezension des Verfassers in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" erschien die Kritik Eschenburgs im Nicolaischen Organe der „Allgemeinen deutschen Bibliothek." [98])

Trotzdem er einige Vorzüge des Stückes (Menschenkenntnis, die Geifselung des Verfalls der Tugend und der Sittenverderbnis, den lebendigen und an vielen Stellen wahrheitsgetreuen Dialog) hervorhebt, hält Eschenburg eine Bühnenaufführung des Stückes für unmöglich, weil die Bühnenanforderungen nicht berücksichtigt seien. Der Kritiker stöfst sich an dem allzuraschen Wechsel der oft zu kurzen Szenen, an der Ungebundenheit der Rede und der Handlung, die an die karikierten Szenen eines Hogarth, die ein Festmahl von Bettlern, Lahmen und Blinden darstellen [99]), erinnerten; an der Mifsachtung solcher Namen wie Gellert, Wieland, Haller und Michaelis und an vielem andern. Auch die Szenen, in der sich der Bürgermeister mit seinem Sohne, dem Bakkalaureus, über die dramatischen Regeln streitet, mifsfielen selbstverständlich dem Kritiker.

Eschenburg tadelt nicht allein Lenz, sondern die ganze Richtung, der er angehört: „Gehört etwan ein so grofses Genie dazu, ausschweifende Dinge zu machen? Es scheinen dies einige Leute jetzt so gewifs zu glauben, dafs sie, wo sie nur etwas ausschweifendes erblicken, ausrufen: Welch ein Genie! welches Gefühl! welcher Wurf! welche Darstellung! Und so bald sie Überlegung und Zusammenhang erblicken, ausrufen: Welche kalte Seele! welche kahle Vernunft! welche schale Regeln! welche steifen Brettergerüste! Man mufs dieses kleine Fieber aber nur austoben lassen."

Der Verfasser des „Neuen Menoza" sei, nach seiner Selbstverteidigung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zu schliefsen, selbst stutzig geworden. Aber seine Rechtfertigung habe nichts genutzt: „Das Publikum scheint die allzugrofse Originalität verschmähen zu wollen, die jetzt der einzige Weg zur Unsterblichkeit in einigen Zeitungsblättern ist." [100])

Die Schadenfreude der Berliner „Aufklärer" war nicht unbegründet; wir sahen bereits, wie abfällig sich Publikum und Presse zu dem „Neuen Menoza" verhielten. Um so freudiger empfand es Lenz, einzelnen günstigen Beurteilungen zu begegnen. Im Sommer 1775 erschien eine kleine Broschüre unter dem Titel „Prinz Tandi, an den Verfasser des neuen Menoza." [101]) Es war ebenfalls eine Erwiderung auf die Selbstverteidigung Lenzens und entstammte der Feder seines Freundes Schlosser, der mit Goethes Schwester Cornelia verheiratet war.

Die Broschüre Schlossers fing mit einer enthusiastischen Anrede an Lenz an: „Und auch Du, edler Jüngling, legst so viel Werth auf das Lob und den Tadel der deutschen Journale, dafs Du Dich dagegen vertheidigst? Du? Und in einem Journale? — Fühlst Du so wenig den Werth des stillen Beyfalls guter Menschen, dafs Du für Deine Arbeiten nicht belohnt zu sein glaubst, wenn Dir nicht der Beyfall der Zeitschriften zurasselt?"

In der Person Schlossers fand sich ein Mann, welcher die Absicht Lenzens in der Zeichnung des Charakters des Prinzen Tandi vollständig verstand und in Tandi eine ihm selbst verwandte Natur und Seelenstimmung wiedererkannte. Durch die Worte des Prinzen offenbart Schlosser seine innere Welt, seine Unruhe, seine Hoffnungen — die Unruhe und die Hoffnungen eines echten Sohnes der sentimental-leidenschaftlichen „Sturm- und Drang-Periode“. Besonders interessant ist die Erzählung, wie der Verfasser zuerst Shakespeare zu lesen begonnen hat und welchen ungeheuren Umschwung Shakespeare in seinen Gefühlen und literarischen Ansichten bewirkte. Er erkannte die Nichtigkeit aller heimischen Dramatiker: Weifse, Engel u. a. Während seiner Krankheit, als das Lesen der Shakespeareschen Dramen ihn zu sehr erregte, und er es daher unterlassen mufste, nahm er Werke, welche die Theorie der Dichtkunst behandelten, zur Hand; er las Aristoteles, Dubois, Marmontel u. a. m. Er überzeugte sich aber nur von der Nichtigkeit solcher Anschauungen. Die einzige Regel für den Dichter müfste die sein: „Empfinde selbst, was Du wünschst das andere empfinden sollen.“ Diese Regeln lehrte keine Ästhetik. [102]) Dann werden seitens Tandis einige Bemerkungen über den „Neuen Menoza“ gemacht; es wird auf die „Schönheiten“, einige Gemeinplätze, auf einzelne mit dem Charakter des Prinzen unvereinbare Handlungen hingewiesen.

Anfangs September erschien in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ eine Rezension der Broschüre Schlossers. Das Organ der neuen Partei benutzte die Gelegenheit, um Lenz Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn über seinen Mifserfolg zu trösten und ihn aufzurichten. Schlosser hatte die Äufserung getan: „Hast Du in der Republik der Autoren gröfseres Recht? Verlangst Du von ihnen, dafs Du ihnen gefallen sollst, wie Du schreibst, so können sie von Dir verlangen, dafs Du schreiben sollst, wie es ihnen gefällt.“ — „Eine grofse Wahrheit,“ schreibt der Kritiker der Frankfurter Zeitung in Beziehung auf diese Worte, „die sich nicht allein Herr Lenz, sondern auch all die guten Menschen merken mögen, denen es einfällt um etwas besser zu seyn, und zu handeln, als ihre Zeitgenossen. Der laute Beifall verfolgt nur die Maske, Karrikatur und Manier selbst des würdigsten Menschen, und der Geist, der die That oder Schrift hervorbrachte, bleibt dem gemeinen Auge immer verhüllt.“ Der Rezensent weist auf den „brüderlich zuversichtlichen Ton“ der Schlosserschen Broschüre hin, mit dem Lenz wohl zufrieden sein werde.

Aber trotz dieser milden Kritik hielt die Zeitung es für angebracht, den Verfasser des „Neuen Menoza“ immer noch in Schutz zu nehmen. Im Anschlufs an die Bemerkungen Schlossers, dafs einzelne Szenen der Natur des Prinzen Tandi nicht entsprächen, sagt die Zeitschrift: „Mit dem was in der Natur oder nicht in der Natur war, ist es nun einmal

eine kützliche Sache, und der Medius Terminus, der das Minosurtheil hervorbrachte, ist immer das gefärbte Glas, wodurch ein jeder sieht. — Die würkliche Natur in ihrer ganzen Invidualität ist wol selten dramatisch, und um sie anschaulich zu machen, wie vieles mufs der Künstler dazu lügen und verkleistern." Dabei beruft sich die Zeitschrift auf das Beispiel des Goetheschen „Götz von Berlichingen." [103])

Die Broschüre Schlossers und die Kritik der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" mufsten Lenz Genugtuung gewähren; jetzt sah er, dafs es Menschen gab, die den Sinn seines Stückes verstanden hatten und seine edlen Absichten schätzten. Etwas früher (im Frühling 1775) beabsichtigte er eine Umarbeitung des „Neuen Menoza", indem er „sehr wesentliche Verbesserungen" vornehmen wollte. [104]) Die Verbesserungen erwähnte Lenz schon in seiner „Selbstrezension"; er wollte etwas mehr Licht in die Vergangenheit der Donna Diana und des Grafen Camäleon bringen, er wollte den Charakter des Magister Beza überarbeiten, in dem er einige Widersprüche bemerkte; er erklärte, dafs die Komödie in unfertigem Zustande gedruckt worden wäre. [105]) Im August drückte er in einem Briefe an Herder aus, dafs er mit seiner Komödie nicht zufrieden wäre. Ausschliefslich der teilnahmvolle Brief Herders, der nach Lenz ihm „zum Trost in diese Einsamkeit herabgesandt worden", ihm „ein paar Tropfen himmlischer Stärkung zu geben", veranlafste ihn, seinen Menoza „aus dem Innersten seines Schrankes" hervorzulangen und Gott zu danken." [106])

Von der Überarbeitung ist nichts vorhanden als die Schlufsszene zwischen Donna Diana und dem Grafen Camäleon, die mit dem Tode des letzteren endet. [107]) Auf diese Weise wurde die Katastrophe aus dem IV. Akt an den Schlufs des V. Aktes, an Stelle der karikiert-komischen Szenen zwischen dem Bürgermeister und seinem Sohne, dem Bakkalaureus Zierau, in der ersten Bearbeitung, verlegt. An Stelle des letzten komischen Schlufsakkords sollte das tragische Pathos treten. Lenz gedachte überhaupt dem tragischen Element eine gröfsere Stelle einzuräumen. Dafs die Überarbeitung eine ganz wesentliche werden sollte, beweist schon, dafs Lenz in der Fabel eine ganz bedeutende Änderung vorgenommen hatte: als Bruder Wilhelminens offenbart sich der Graf und nicht der Prinz Tandi.

Lenz behauptet in seiner Rezension, dafs er dem Charakter des Grafen erträgliche Farben gegeben habe. In der zweiten Überarbeitung verblassen diese Farben, ja sie verschwinden ganz. Die uns erhaltene Szene führt uns den Grafen im Bett mit verbundener Wunde vor; neben ihm sitzt Donna Diana. Am Anfange der Szene erscheint die spanische Gräfin — einem Weibe ähnlicher als in der ersten Bearbeitung. Wir erfahren, dafs sie bereits drei Nächte am Bette des Verwundeten

verweilt habe, um sein Leben zu retten. Vor unseren Augen entwickelt sie eine leidenschaftliche Fürsorge für den Grafen.

Donna Diana: Sprich nicht soviel und heftig — die Wunde entzündet sich.

Graf: Mag sie — bevor die Wunde meiner Seele nicht geheilt ist — o Deine Sorgfalt für mich, für mich unwürdigen — sieh meine Wunde geht tiefer als durch meine Brust, sie geht bis ins innerste meiner Seele und kann nicht geheilt werden. —

Donna Diana (küfst ihm auf den Verband): so will ich das Gift heraussaugen — ja an deiner Wunde will ich liegen, Lieber, wie ein Kind an der Mutter Brust.

Der Graf gesteht ihr aber, dafs er Wilhelminen liebe und dafs der Wunsch, sie zu besitzen, ihn rasend mache. Als er ihr seinen höllischen Plan, Wilhelmine zu besitzen, auseinandergesetzt hat, fafst Donna Diana ihn an der Gurgel, reifst ihm den Verband von der Wunde, ja noch mehr: sie kratzt mit den Nägeln an seiner Wunde (sic) und schlägt ihn mit den Fäusten. Der Graf verblutet unter den Augen des rasenden Weibes. [108])

In dieser Überarbeitung hat der Charakter der Donna Diana in künstlerischer Beziehung gewonnen; ihre wilde Raserei ist hier wenigstens einigermafsen begründet, während bei der ersten Bearbeitung ihre schwach motivierte Bosheit ans Karikaturenhafte streift.

Es ist unbekannt geblieben, welche Rolle dem komischen Element in der neuen Überarbeitung zufallen sollte. Nach der ersten Bearbeitung, in der das Komische den Hauptplatz einnahm, und nach der Anschauung Lenzens über die Komödie zu schliefsen, müssen wir annehmen, dafs auch die neue Überarbeitung ein Gemisch aus Komödie und Tragödie werden sollte. Man kann Lenz das Talent nicht absprechen, sowohl grob-komische, als hoch-tragische Szenen im einzelnen darzustellen; was ihm fehlte, war das Talent, beides zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen, das Verständnis, mit jedem der Elemente arbeitend, die Einheit des künstlerischen Eindrucks zu bewahren.

Seine Theorie, nach der er es für möglich hielt, die Elemente des Schrecklichen und des Übertriebenkomischen in ein und demselben Stücke zu vereinen, richtete ihn zu Grunde. In einer der nicht veröffentlichten Handschriften berührt er diese Frage und löst sie teilweise in Widerspruch zu seiner dramatischen Praxis. Hier unterscheidet er im Drama „das Feinkomische“ vom „Burlesken,“ das „Traurige“ vom „Schrecklichen“.

„Die Ausruhpunkte vom feinen Lächerlichen können rührend, aber nie traurig seyn. Lachen und Weinen zugleich ist Mangel der Kunst und Barbarey.

Die Ausruhpunkte vom Traurigen dürfen wohl Lächeln nie aber Lachen erregen; worin es einige Franzosen gröblich versehen haben.

Die Ausruhpunkte des Schröcklichen vertragen sich mit dem burlesken Lachen (nicht mit dem feinern), wenn der Dichter jenem das Übergewicht zu geben weifs, wie Shakespeare im König Lear. Das feinere Lächerliche ist Mangel der Kunst, zerstört das Schröckliche und ist die höchste Barbarey.

Die Ausruhpunkte des burlesken Lachens vertragen sich mit dem Angstvollen und Schröcklichen, wenn der Dichter jenem das Übergewicht zu geben weifs, wie Aristophanes im Plutus. Durchaus aber nicht mit dem Rührenden und Traurigen, worin die französischen Operetten hauptsächlich so sündigen und welches die höchste Barbarey, weil es unnatürlich und deswegen jedem Pfuscher leicht ist. Es müfste denn seyn, dafs sie es parodiren wollten." [109])

Dieser Theorie nach bemühte sich Lenz im „Neuen Menoza" die grob-komischen Elemente mit den hoch-tragischen und schrecklichen zu versöhnen, verstand aber nicht, sie harmonisch zu verteilen. In seinem Manuskript gesteht er aber selbst ein, dafs eine Vereinigung solcher Elemente nur dann möglich ist, wenn der Dichter das tragische Element vorherrschen läfst. Im „Neuen Menoza" walten die possenhaften und grotesken Elemente entschieden vor, und die Gegenwart des tragischen erscheint als eine unversöhnbare Dissonanz. Die Erkenntnis dieses Fehlers veranlafste Lenz auch augenscheinlich, das tragische Element in seiner Überarbeitung des „Neuen Menoza" zu verstärken, um ihm das Übergewicht zu geben.

Lenz versündigt sich ferner gegen seine eigene Theorie, dafs er in diesem Drama wie in vielen andern gar nicht daran denkt, die verschiedenen Abstufungen des Komischen und Tragischen voneinander zu unterscheiden. Das Traurige und Rührende verträgt sich im Widerspruche zu seiner Theorie mit einem schalkhaften Gelächter, die feine Komik mit dem tragischen und schrecklichen Element. Das von ihm in der Theorie Verurteilte findet oft Anwendung in seinen eignen Werken.

Lenz bekannte selbst: „Mein Hofmeister und Soldaten sind von Seiten der Kunst sehr fehlerhaft." Was den „Neuen Menoza" betrifft, so gestand er es bei nüchternem Nachdenken ein, dafs das Stück aufser der Form nichts Dramatisches enthalte. [110])

Neuntes Kapitel.

Freundschaft, Liebe und Poesie.

Lieben, hassen, fürchten, zittern
Hoffen, zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern;
Aber ohne sie wärs Quark!
Lenz.

„Freundschaft, Liebe und Poesie", mit diesen Worten kann man den glücklichsten Lebensabschnitt Lenzens, seine letzten Jahre in Strafsburg vom Beginn seines literarischen Bekanntwerdens an bis zur unheilvollen Reise nach Weimar, bezeichnen. Es sind nur zwei Jahre, vom Frühjahr 1774 bis Frühjahr 1776, voller feuriger literarischer Tätigkeit, voller leidenschaftlicher Zerstreuungen und zarter Verhältnisse. In dieser Zeit wurde die Mehrzahl seiner besten Werke, die ihm einen Platz in der deutschen Literatur sicherten, entweder gedruckt oder geschrieben. Er stand auf einer Höhe, auf der sich zu halten ihm nicht beschieden war. Er war mit den Vertretern der neuen deutschen Richtung befreundet, er war eins der angesehensten und begabtesten Mitglieder des „jungen Deutschland", das uns den „Götz" und den „Werther" geschenkt hatte und um eine neue Weltanschauung, eine neue Kunst, ein neues Leben kämpfte.

Diese Jahre sind sehr dürftig an äufseren Ereignissen, aber sehr reich an innerem Gehalt, an Ideen, Gefühlen und Schöpfungen.

Bis zum Herbst 1774 blieb Lenz der „Mentor und Genosse" der Kurländer Barone von Kleist, die in Strafsburg in französischen Kriegsdiensten standen. Tisch und Wohnung von ihnen erhaltend, war Lenz in seiner materiellen Lage verhältnismäfsig sicher gestellt. Die Beziehungen zu den Baronen wurden aber immer kälter, gespannter und führten schliefslich zu einem offenen Bruch.[1] Im Wintersemester 1774/5 liefs sich Lenz, der schon durch seinen „Hofmeister" und seine Übersetzung des Plautus bekannt geworden war, in Strafsburg als Student der Theologie immatrikulieren.[2] Da er schon mehrere Semester in Königsberg studiert hatte, so kann man sich seinen Eintritt in die Strafsburger Universität nur mit seinem Wunsche erklären, seine Kenntnisse aufzufrischen, das Examen zu machen und ein Diplom zu erhalten. Wenigstens schrieb Pfenninger unter dem 1. September an Lenz: „Studirst Theologie? predigest? bist ordinirt? Sag mir etwas hievon."[3] Er handelte wohl so unter dem Drucke aus Livland; der Vater war bekümmert, dafs sein Sohn noch immer keine Anstellung hatte und aufserdem noch vom Strudel des französisch-deutschen Lebens in Strafsburg mit fortgerissen werden würde, von dem der pietistische Alte nichts Gutes erwartete.

Nach seiner Trennung von den Kleists befand sich Lenz in einer sehr bedrängten Lage. Von einer Unterstützung seitens des Vaters ist uns nichts bekannt geworden. Schlecht bezahlte Unterrichtsstunden und der unbedeutende literarische Verdienst waren seine einzigen Hilfsquellen. Nach seinen eignen Worten war er arm wie eine „Kirchenmaus", abgejagt wie ein „Postpferd" und glich einem „Bettelmönche."[4])

Er schlug sich von Tag zu Tag durch, geriet in Schulden, die er nicht abzutragen vermochte. Er war einer der Vertreter der literarischen Bohême, einer im Deutschland des 18. Jahrhunderts seltenen Klasse von Menschen, da sich die Schriftsteller damals entweder durch ein erträgliches Amt ihr Fortkommen sicherten oder von der Freigebigkeit gekrönter Mäcene lebten — so Klopstock in Kopenhagen, Lessing in Wolfenbüttel, Goethe, Wieland und Herder in Weimar. Schwere materielle Sorgen bewogen ihn im Jahre 1775, den Vorschlag des Juden Flies, ihn für eine gewisse Honorarentschädigung auf seiner Reise durch Italien zu begleiten, anzunehmen.[5]) Auf diese Weise schickte er sich wieder an, seine persönliche Freiheit zu verkaufen und in die Abhängigkeit zu geraten, gegen die er in seinem „Hofmeister" so losgezogen war. Aber diese Reise kam nicht zur Ausführung.

Wenn wir die äufserst unsichere, ja die bettlerhafte Lage des literarischen Proletariers in Betracht ziehen, wird uns der Reichtum seiner inneren Welt, die Unerschöpflichkeit seiner selbständigen Gedanken und der weite Kreis seiner geistigen Interessen um so mehr in die Augen fallen.

Freundschaft und Liebe milderten die Schwere seiner verzweifelten Lage.

Welch eine grofse Rolle der Kultus der Freundschaft in den sentimental veranlagten Kreisen Deutschlands im 18. Jahrhundert spielte, ist bekannt. Lenz war einer der feurigsten Jünger desselben und suchte immer gleichgesinnte Herzen, denen er seine Freude und sein Leid, seine Gedanken und Empfindungen mitteilen konnte. Er fühlte sich zu den nach damaligem Sprachgebrauch „schöne Seelen" genannten Menschen hingezogen. Letzteres war ein ganz spezieller Ausdruck von ganz bestimmter Bedeutung, der mit dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts gemein hatte. „Schöne Seele" nannte man einen Menschen, der sich dem Ideale dieser Zeit näherte, der die Eigenschaften besafs, welche in der „Sturm- und Drang-Periode" am meisten geschätzt wurden. Es genügte nicht, ein empfindsames Herz und eine gewisse sittliche Gröfse zu haben, man mufste gewisse Anschauungen teilen, über den alltäglichen bürgerlichen Interessen stehen, die Menge überragen, den Stempel der „Genialität" an sich tragen. Unter letzterem

verstand man nicht allein die höhere schöpferische Gabe, sondern auch alles, was den Menschen über das gewöhnliche Durchschnittsmafs erhebt. Der Begriff „Genialität“ streifte an den Begriff — des „Übermenschentums.“ Die Ausdrücke „Schöne Seele“ und „Übermensch“ decken sich annähernd. [6])

Solche „schöne Seelen“, die in den Augen ihrer Verehrer auf der Grenze zwischen Himmel und Erde standen, waren der „Magus im Norden“ Hamann, der „Gottesmensch“ und das „Cherubsauge“ Lavater [7]), das „Kind der Unschuld“, „dessen Seele vom Mondscheinglanze und dem Liliendufte der Unsterblichkeit erfüllt“ war, Claudius [8]), der „Auserwählte des Himmels“ Jung-Stilling [9]) und der „Apostel“ Chr. Kaufmann. [10])

Zu ihnen allen hatte Lenz mehr oder weniger enge Beziehungen. [11]) Hamann hatte er wahrscheinlich in Königsberg kennen gelernt; er stand mit ihm in Briefwechsel, der selbst seinen Fortgang nahm, als Lenz nach Rufsland zurückkehrte. Die Teilnahme, die Hamann Lenz entgegenbrachte, zeugt dafür, dafs ihre Bekanntschaft wohl eine langjährige gewesen ist. [12])

Mit dem Züricher „Gottesmenschen“ und „Propheten“, dem Enthusiasten für die „Physiognomik“, Lavater trat Lenz im Frühjahr 1774 in Briefwechsel. Bereits im Februar hatte Lenz ihm durch Röderer eins seiner Werke geschickt, das dem Züricher Propheten ermöglichte, in Lenz eine „schöne Seele“ zu entdecken. [13]) Lenz wandte sich bald darauf wegen einer streitigen theologischen Frage an Lavater und redete ihn mit „Liebster Papa“ an. [14]) Seinerseits schrieb Lavater unter dem 10. Mai an Röderer und Lenz zusammen: „O Ihr gute Kinder — nicht meine — Gottes!! Kinder. Denn wir sind alle Brüder — wie gewinn' ich Euch so lieb! Wie gern möcht' ich Euch sehen und ans Herz drücken.“ [15]) In seinem Briefe vom 14. Juni geht Lavater schon zu dem vertraulichen Du über: „Lieber Lenz. . . . Du kannst nicht glauben, wie's mich freut, wenn Du an meinen Glauben, an mich glaubst.“ [16]) Dasselbe sehen wir in einem zur selben Zeit geschriebenen Briefe Lenzens an Lavater [17]), worin Lenz sein gröfstes Bedauern ausspricht, dafs er infolge seiner Beziehungen zu den Baronen Kleist, die seine Freiheit beschränkten, verhindert sei, Lavater nach Schwalbach zu begleiten, und ihn bittet, in Strafsburg in dem ihm benachbarten Hause abzusteigen: „Siehst Du da feiren wir den ganzen ersten Abend und darauf folgenden Morgen in süfser, stiller Einsamkeit.“

Am 16. Juni kam Lavater nach Strafsburg und wurde von Lenz und seinen Freunden begeistert empfangen. In Strafsburg, schrieb Lenz, „bewunderte, liebte der bessere Theil Menschen“ Lavater, obgleich auch kein Mangel an Tadel der „falschen Propheten“ herrsche. Nach der Abreise des neuen Freundes spricht Lenz Lavater „tausend

Dank“ aus — „für tausend tröstliche Gedanken“, die er ihm in seiner Einsamkeit nachgelassen — „alle auf die Zukunft.“ [18]) Und Trost bedurfte Lenz, wenigstens fügt er demselben Briefe die Nachschrift zu: „Ach ich leide — aber Bruder eure Hoffnungen schimmern mir in meiner Nacht, dafs ich den zögernden Tag nicht anklage.“ [19])

Nachdem Lavater Lenz für seinen Glauben gewonnen hatte [20]), interessierte er ihn für seine Physiognomik und nahm ihn unter seine freiwilligen Mitarbeiter auf. Seine physiognomischen Beobachtungen schickte Lenz auch noch nach mehreren Jahren aus Riga und Petersburg an Lavater ein. Aufserdem spielten republikanische Ideen eine grofse Rolle mit dabei. Lavater war ein Sohn der „freien“ Schweiz; Lenz erkennt in ihm „das Herz des Brutus“. Sich an dem ihm gesandten Bilde des unlängst verstorbenen Vaters Lavaters begeisternd, knüpft er daran folgende charakteristische Bemerkung: „Solche Köpfe können nur in einer Republik gebildet werden, das sind Züge, die in keinem monarchischen Staate gesehen noch empfunden werden können.“ Lenz kann sich an diesem Kopf „nicht satt sehen“, er möchte ihn „in sein innerstes Herz hinein zeichnen, damit er nur zu allen Stunden und Augenblicken gegenwärtig wäre.“ [21])

Deutlicher kann man den republikanischen Enthusiasmus jener Epoche, die hauptsächlich von den Ideen Rousseaus erfüllt war, nicht ausdrücken.

Von Strafsburg reiste Lavater nach Ems, und auf seiner Durchreise durch Frankfurt lernte er Goethe kennen, mit dem er bereits seit über einem Jahre in Briefwechsel stand. Goethe hatte ihm seinen Werther im Manuskript und Profile für seine physiognomischen Beobachtungen geschickt. [22]) Die neuen Freunde machten gemeinsam mit dem Pädagogen Basedow eine Rheinreise. In Koblenz schrieb Goethe bei dieser Gelegenheit das bekannte Gedicht:

Prophete rechts,
Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten . . .

Schon aus diesem Gedichte klingt ein ironischer Ton gegen Lavater heraus; später sah sich Goethe vom Züricher „Propheten“, dem Hoffart und Marktschreierei nicht fremd war, enttäuscht. [23]) Dieselbe Enttäuschung treffen wir später auch bei Karamsin an, als er Lavater besser kennen gelernt hatte. [24]) Bei Lenz dauerte die Freundschaft mit dem Züricher Pastor länger. [25]) Selbst aus dem geistlichen Stande hervorgegangen, in pietistischen Kreisen erzogen, theologisch gebildet, neigte er mehr als das Weltkind Goethe zur inneren Religiosität, Glaubensfragen interessierten ihn mehr, und er gab sich der sentimental-mystischen Lehre dieses „Magus des Südens“, wie Lavater zum Unterschiede von

dem ihm geistesverwandten „Magus des Nordens“, Hamann, genannt wurde, hin.

Lenzens Beziehungen zu Goethe waren in den Jahren 1774—75 die allerfreundschaftlichsten. Aus Goethes Mitteilungen wissen wir bereits, dafs sie sich nach dem Erscheinen des „Götz“ ihre literarischen Arbeiten, noch ehe sie gedruckt wurden, zuschicken. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Lenz auch das Manuskript des „Werther“ in den Händen gehabt. Bedauerlicherweise ist der Briefwechsel zwischen Goethe und Lenz abhanden gekommen. Aber zufällig erhaltene gegenseitige Äufserungen übereinander, Dritten gegenüber, beweisen uns, wie eng sie schon zu jener Zeit miteinander befreundet waren. Schon im Herbste 1773 nannte Goethe Lenz „einen trefflichen Jungen, den ich wie meine Seele liebe“.[26]) Anderseits schreibt Lenz dem auf der Reise nach Frankfurt befindlichen Lavater: „Aber bring, bring Goethen von mir — — was? Dich. Ich möchte ihm meine Seele schicken, denn ich habe Hoffnungen zu ihm, die wie die Sonne vor Tage nur den Antipoden sichtbar.“[27]) Erwartet er von Goethe, der die Wertherstimmung bereits überwunden hatte, etwa Heilung von ähnlicher Krankheit?

Goethe hatte im Jahre 1775 in Gesellschaft der beiden Brüder Stolberg eine Schweizerreise unternommen. Damals war er mit Lilly Schönemann, der Tochter eines Frankfurter Bankiers, verlobt, befand sich aber nicht in der Stimmung eines Bräutigams. Ohne besonders zärtliche Gefühle dachte er an die ihm bevorstehende Verbindung und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, Frankfurt auf einige Zeit zu verlassen, um die Macht seiner Liebe an den neuen Eindrücken der Alpenreise zu erproben.[28]) Auf der Hin- und Rückfahrt dieser Schweizerreise besuchte Goethe Strafsburg. Der Aufenthalt im Frühjahre erstreckte sich auf einige Tage (22.—27. Mai) und hinterliefs bei Lenz einen unverwischbaren Eindruck. Sie gingen zusammen in der Umgebung Strafsburgs unter den Linden in der Nähe der Ill spazieren, bewunderten den Turm des Münsters und speisten unter freiem Himmel.[29]) Nach Lenzens Worten waren es „göttliche Tage“, die man nicht schildern kann.[30])

Zur Erinnerung an diese Tage verfafste Lenz einen Vierzeiler, den er Goethe widmete:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen!
Ach käm' er ungefähr
Hier wo wir safsen wieder her:
Könnt ihr von meinen Tränen schweigen?

Am 27. Mai fuhren die Freunde über den Rhein in das am rechten Ufer an der Strafse von Karlsruhe nach Basel gelegene Städtchen Emmendingen.[31]) Dort wohnte die Schwester Goethes, Cornelia, die

vor kurzem Schlosser geheiratet hatte. Im Augenblicke der Trennung — Goethe reiste am 5. Juni nach Schaffhausen [32]) — schrieb Goethe folgendes in das Album Lenzens ein:

Zur Erinnerung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichter Herzen
Noch im letzen Augenblick
Lafs ich Lenzen dies zurück.

Bei seiner Rückkehr aus der Schweiz verbrachte Goethe wieder einige Tage, vom 13.–20. Juli, mit Lenz in Strafsburg. [33]) Am Tage der Ankunft bestiegen beide Freunde den Münsterturm, um sich an der herrlichen Aussicht auf das Rheintal zu erfreuen und um wiederholt das Genie des Münstererbauers Erwin zu bewundern. [34]) Goethe gelangte vor Lenz auf die oberste Plattform des Münsters und warf einige Zeilen aus der ,,Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe im Juli 1775" zu Papier. Das Hinzutreten Lenzens unterbrach die andächtige Stimmung; zu zweien kletterten sie bis auf die höchste Spitze des Turms, indem sie ihre gegenseitigen, durch dieses herrliche gotische Kunstwerk hervorgerufenen Eindrücke austauschten. In dem Gefühle für die richtigen Verhältnisse, für edles Mafshalten schien den Freunden das Hauptgeheimnis der Schöpfungskraft des Künstlers gelegen zu haben. [35])

Eine neue Begegnung der Freunde fand im Jahre 1776 in Weimar statt, wohin Goethe bald nach seiner Schweizerreise vom Herzog eingeladen worden war.

Lavater und Goethe gehörten zu den „schönen Seelen", zu denen sich Lenz in jenen Tagen hingezogen fühlte und mit denen er im ständigen Verkehr oder Briefwechsel stand. Dieser letztere dehnte sich immer weiter bei ihm aus und umfafste immer weitere Kreise. Den Jahren 1774–76 entstammen die meisten seiner erhaltenen Briefe.

Freundschaftliche Bande knüpfte er auch mit Menschen an, die er noch nie gesehen hatte; es genügte, einige Briefe miteinander zu wechseln. Bevor er Herder zum erstenmal in Weimar gegenüber trat, stand Lenz schon über zwei Jahre im freundschaftlichsten und intimsten Briefwechsel mit ihm. [36]) Durch Briefe trat er auch Wielands Freundin Sophie La Roche näher, der Verfasserin sentimentaler Romane, einer jener „schönen Seelen", deren Freundschaft von vielen hochgeschätzt wurde. [37])

Sich nicht mit der Freundschaft der Männer begnügend, suchte Lenz immer ebenso sentimental-freundschaftliche Bande mit Frauen anzuknüpfen. Verständlich wird es, dafs seinem leicht erregbaren Herzen hierbei die Gefahr drohte, sich derart hinreifsen zu lassen,

dafs die Bande mehr unter den Begriff der Liebe als der Freundschaft fielen. Und so ging es ihm öfter.

Mitte Juni 1774 schreibt Lenz an Lavater, dafs er die Barone v. Kleist nicht verlassen könne, weil er „in die allergeringsten ihrer beiden Geschäfte verwickelt“ sei und besonders da die Reise des älteren Baron Kleist nach Kurland „in dem ganzen Lebenslauf des ältesten Epoche macht“.[38])

Hier spielt Lenz auf einen Strafsburger Roman des ältesten v. Kleist an, bei dem unserem Dichter beschieden war, einen nahen und eigentümlichen Anteil zu nehmen. Die Heldin dieses Romans war die jüngste Tochter des reichen Strafsburger Goldschmieds Fibich, Cleophe, ein kokettes Mädchen, das viele Verehrer hatte und uns bereits als Freundin von Friederike Brion bekannt ist. Der älteste Kleist hatte sich in das Mädchen verliebt und erwog die Möglichkeit einer Ehe, die selbstverständlich in den Augen seiner aristokratischen Sippe nur eine Mesalliance sein konnte. Aus diesem Grunde mufste der Baron, um die Einwilligung der Eltern einzuholen, nach Kurland reisen. Vorher wurde am 27. Oktober 1773 ein Ehepakt abgeschlossen, dessen Bruch für jeden Teil mit einer Konventionalstrafe von vierzehntausend „Livres“ belegt war. Dieser von Lenzens Hand geschriebene Ehepakt wird im Strafsburger Archive aufbewahrt.[39]) Aus Lenzens eignen Mitteilungen wissen wir, dafs er dem Baron bei der Eroberung des Herzens Cleophes behilflich war, indem er ihm Gedichte verfafste, die jener seiner Geliebten als eigene überreichte.[40]) Da Lenz den Herzensangelegenheiten seines Freundes so nahe stand und alle seine Anstrengungen darauf richtete, Cleophen zu veranlassen, die „Flammen“ ihres Verehrers zu erwidern, hielt er es für seine moralische Pflicht, sie in der Abwesenheit des Barons vor allen Angriffen auf ihr Herz zu beschützen. Der leichtsinnigen Schönen fehlte es nicht an Verehrern, und augenscheinlich hatte Lenz Grund, an ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Er kannte Cleophe seit langem und war ihr befreundet.[41])

Auf dem Boden der Freundschaft zu ihr und dem Baron entwickelte sich der eigentümliche Lenzsche Roman mit Cleophe, die er in seinen Werken bald Araminte, bald Phyllis, bald Seraphine nennt. Ein helles Licht werfen auch seine Gedichte und sein leider unvollendet gebliebenes „Tagebuch“ *) aus jener Zeit auf dieses zwischen Freundschaft und Liebe hin und her schwankende Verhältnis.[42]) Lenz stellte sich verliebt, anspruchsvoll, gekränkt. Aber dies Spiel erwies sich als gefährlich.

Das „Tagebuch“ zeigt uns, dass er selbst, nachdem er die Rolle eines Argus übernommen, welcher Araminte - Cleophen vor den Be-

---

*) S. „Deutsche Rundschau“ 1877.

werbungen ihrer Verehrer bewacht, dem Zauber ihrer Reize unterliegt und sich in die Bande einer Freundschaft verstrickt, die von denen der Liebe nicht mehr zu unterscheiden sind. In seiner Seele tobt ein zweifacher Kampf: einerseits quält ihn der Zweifel, ob Araminte ihn wirklich liebe oder ihn blofs zum besten hielte, anderseits peinigt ihn sein Gewissen, sein Pflichtgefühl gegen seinen Freund und die Furcht, es zu verletzen. Das unvollendet gebliebene „Tagebuch" weist uns nur auf den ersten Kampf hin, der zweite spiegelt sich mehr in den Gedichten an Araminten ab.

Das erwähnte „Tagebuch" ist kein Tagebuch im buchstäblichen Sinne des Wortes, es ist vielmehr ein auf persönliche Erlebnisse aufgebauter Entwurf zu einer dichterischen Schöpfung. Lenz hat Goethe, für den er das zuerst englisch geschriebene Tagebuch ins Deutsche übertragen hatte, direkt angeboten, es zu einem Romane zu verwenden.[43]) Aber schon Lenz macht in seinem Tagebuche die ersten Versuche dazu, indem er Wahrheit und Dichtung miteinander vermengt. In seinen Konzepten bemerken wir häufig, dafs er die in seinen Werken handelnden Personen anfänglich mit den wirklichen Namen der ihm zum Vorbilde dienenden Personen bezeichnet, erst später werden sie allmählich durch fingierte ersetzt. In seinem Tagebuche hat er letzteres schon getan: Cleophe heifst Araminte, der ältere Baron Scipio, der jüngere einfach Schwager; die anderen Nebenpersonen haben ihren Namen behalten. Lenz tritt als Erzähler auf; deshalb mufste schliefslich das Ganze als sog. „Ich-Roman" bezeichnet werden.[44])

Es wäre daher ein grofser Fehler, das ganze „Tagebuch" als zuverlässiges biographisches Material ansehen zu wollen. Wir müssen in ihm die psychologische und nicht die faktische Wahrheit suchen; andernfalls könnten die hier geschilderten Ereignisse nicht unbedingt der Wirklichkeit entsprechen; hier ist die Person, von der die Rede ist, psychologisch wahr geschildert; wahr sind auch die Empfindungen eines Mannes, der sich in die Braut seines abwesenden Freundes verliebt und zwischen seinem Pflichtgefühl gegen seinen Freund und den Hoffnungen auf sein eignes Glück hin und her schwankt. Auf Grund dieser Beichte den persönlichen Charakters Lenzens zu verdächtigen, sind wir nicht berechtigt; in seinem unvollendeten „Tagebuch" ist Lenz nicht dazugekommen, den Hergang seiner inneren Läuterung, den Sieg seiner Pflicht und Freundschaft über Leidenschaft und Verblendung zu schildern.

Tatsächlich ist das im „Tagebuch" gezeichnete Bild keineswegs anziehend und wirft ein trauriges Licht auf Lenzens Stellung als „Mentor" der Barone v. Kleist. Sie unterschied sich nicht wesentlich von der Stellung eines „Hofmeisters", die Lenz für so erniedrigend

hielt und in seinem Stücke so grell gezeichnet hatte. Der unglaublich rohe jüngere Baron, der im „Tagebuch“ unter dem Namen Schwager vorkommt, behandelte den guten und weichherzigen Jüngling von oben herab. Gegen die plumpen Scherze und die rohen Ausfälle desselben hatte Lenz nur eine Waffe, schlagfertigen Witz, mit dem er die Launen des Haustyrannen zügelte. [45]) In solcher Umgebung konnte Lenz ebensowenig wie sein Prinz Tandi leben. Seine Klagen über Vereinsamung werden verständlich. [46])

Eine derartige Behandlung erfuhr er seitens der Aristokraten. Auch in bürgerlichen Kreisen glaubten viele berechtigt zu sein, auf den armen Studenten, den Pastorssohn, von oben herab sehen zu dürfen. Cleophe-Araminte behandelte ihn geringschätziger als ihre andern Verehrer. [47]) Ob die Heldin dieses Romans wirklich eine so verzweifelte Kokette gewesen ist, wie das „Tagebuch“ sie uns schildert, ist für uns gleichgültig. [48]) Aber Lenz mufste Araminte zur Kokette stempeln, sonst wäre die ganze Handlungsweise Lenzens oder seines Helden eine ununterbrochene Dummheit.

Araminte erscheint im „Tagebuch“ als eine Kokette, die ihre Verehrer nach allen Regeln der Kunst foppt. Künstlich treibt sie ihr Spiel, bald zieht sie an, bald stöfst sie ab; bald quält sie durch Gleichgültigkeit, bald heuchelt sie reuevolle Zuneigung. Der gutmütige, naive, zerstreute und immer im Reiche der Phantasien lebende Jüngling mufste sich leicht in den Netzen des verführerischen und hinterlistigen Weibes verwickeln. Er zerbricht sich den Kopf mit Rätseln: bald glaubt er an die Aufrichtigkeit Aramintens und fühlt sich überselig, bald leidet er unter ihrer Gleichgültigkeit, bald quälen ihn Zweifel, wenn er einfache Koketterie argwöhnt. [49]) Die Sache wird um so verwickelter, als Lenz seine Liebe als eine Verletzung der Freundschaftspflicht ansieht. Man darf vermuten, dafs der zweite Teil des „Tagebuchs“ dieses Motiv an erster Stelle behandelt haben würde, dessen Triumph dem Ganzen eine glückliche Lösung verliehen hätte, den Doppelsieg der Freundschaft über Liebe und Treubruch.

In den gröfseren Werken Lenzens finden wir mehr oder weniger starke Anklänge an den Roman des älteren Kleist mit Cleophe Fibich. Auf ihn begründet sich sein Lustspiel „Die Soldaten“; Anklänge tönen aus der Erzählung „Zerbin“ und aus dem dramatischen Entwurfe „Die alte Jungfer“ entgegen. [50])

Auf diese Werke werden wir später zurückkommen, jetzt wollen wir bei Lenzens Gedichten verweilen, die seiner Liebe zu Cleophen ihren Ursprung verdanken.

In den Augen Aramintens will der Dichter sein Schicksal lesen; die kokette Schöne verleiht ihm durch ihr Augenspiel bald Seligkeit, bald den Tod:

Das dich umgiebt, belebest du;
Dein Auge giefst wie Saft der Reben
In todte Adern Geist und Leben
Und führt dem Herzen Feuer zu.

In einem andern Gedicht sagt er:

Könnt ich dir zu fühlen geben,
All' die Wohlthat deines Blicks!
Schöpfer meines ganzen Glücks,
Spricht er über Tod und Leben.

Sehr charakteristisch ist ein Gedicht: „Auf eine Papillote; welche sie mir im Conzert zuwarf“:

Du hafsest meine Ruh, es scheint dich freut mein Leiden,
Du wünschst es gröfser noch, es scheint du willst mein Blut . . .

so klagt der Verliebte.

So nimm es göttliche! ein kleines Federmesser
Eröfnet mir die Brust, wie sanft wird es mir thun?
Ach thus, durchbor mein Herz, gewifs dann wird mir besser,
In deinen Armen will ich dann vom Leben ruhn . . . .
Dann will ich zärtlich dir als Geist zur Seite schweben . . .
Dann mein unschätzbar Gut! dann straft mich das Gewissen
Für meine Liebe nicht, nur dann, dann steht mirs frey;
Dann fühl ich keinen mehr von den verhafsten Bissen
Als ob ich Frevler Schuld an deiner Unruh sey.

In seinem Gedicht „An Seraphine“ sucht Lenz ihr und sein Gewissen in beliebter Sophistik der Sturm- und Drang-Periode mit Berufung auf die Freiheit des Gefühls, auf das Recht der Liebe, gegen die es kein Widerstreben gibt, zu beschwichtigen:

Wie, wer verbietet mirs? wer kann es mir verbieten?
Ist das ein Laster, Götterbild!
Von dir gerührt zu seyn? . . .
. . . . Gott! ist es eine Sünde
Wenn ich in dir den Himmel finde
Mit aller seiner Seeligkeit? . . .

Aus diesem Gedichte ersieht man bereits, dafs Lenz sich bemüht, seine Liebe in die früheren Grenzen der Freundschaft zurückzudrängen, die seine plötzlich wie ein Wirbelwind aufgetretene Leidenschaft überschritten hatte:

Schiltst du ein Kind, das dir die Hände küfst,
Dafür, dafs du ihm freundlich bist?

Hast du mich je in den beglükten Stunden,
Da ich noch nicht verstofsen war,
Wohl anders als ein Kind gefunden,
Und worin lag denn die Gefahr?

In diese Zeit, wo die Leidenschaft wieder in Freundschaft übergeht, fällt wohl nachstehendes Gedicht:

Liebe! sollte deine Pein
Werth der Lust der Freundschaft seyn?
Wenn ich deinen Dornen blute,
Wird bey ihr mir wohl zu Muthe,
Und wie rächts, wenn ich, Tyrann,
Deiner mit ihr lachen kann.

In diesem Kampfe unterstützte ihn Araminte selbst, die sich entschieden hatte, nur seine Freundin bleiben zu wollen. Am 4. Dezember 1774 schrieb sie ihm ein Gedicht ins Stammbuch ein, in dem sie ihn an die Pflichten gegen den abwesenden Freund erinnerte und erklärte, stets ihrem Bräutigam treu bleiben zu wollen. Das Gedicht war unterschrieben: „Von einer unbekannten und doch gut bekannten Freundin". [51])

So stellen sich auf Grund seiner Gedichte, die unmittelbar seiner Seele entströmten, seine Beziehungen zu Cleophe Fibich dar. In der Lyrik ist Lenz stets auffallend aufrichtig und wahrheitsliebend; sie ist das treueste Spiegelbild seines innern Lebens, das durch die Berührung mit der Kunst verklärt und von äufseren nebensächlichen Eindrücken geläutert ist. Nachdem er sich von dem allmächtigen Liebeszauber befreit hatte, sah er sich auch in der Persönlichkeit der Geliebten getäuscht.

Vom Mai bis Juli 1775 schrieb Lenz nach Lavaters Art eine eigentümliche Beichte: „Moralische Bekehrung eines Poeten, von ihm selbst aufgeschrieben". [52]) Diese Schrift scheint eine Fortsetzung des „Tagebuchs" zu sein und bezeichnet zugleich eine neue Etappe im Herzensleben Lenzens. Seine „moralische Bekehrung" wird durch den Übergang von der wilden Leidenschaft für die Strafsburger Kirke-Araminte zu der idealen, jeder sündigen Regung fremden Liebe zu der Schwester seines Freundes, Cornelia Schlosser, gekennzeichnet. [53])

Hier erinnert sich Lenz seiner Beziehungen zu Cleophe Fibich. Er konnte jetzt ruhiger alles das verstehen und würdigen, was im Herbste 1774 zwischen ihm und der Strafsburger Kirke vorgegangen war. Er fühlte sich auch jetzt noch nicht gegen ihre Reize gefeit, aber er erkannte nun wenigstens ihren Leichtsinn, ihre Gefallsucht, ihre Verderbtheit. „Ich erinnere mich," so schreibt er, „der Zeit noch wohl, da ich Tieffen des Genies in meiner geliebten Cleophe zu

entdecken glaubte — wie wohl war mir dabey — alle meine Kräfte arbeiteten, wie Shakespear sagt, meiner Narrheit das Ansehen der Vernunft zu geben . . . Nach vielen Abarbeiten und ohnmächtig werden meines dahinsterbenden Genies bin ich endlich zu der kalten und freudenleeren Betrachtung zurückgekommen, die Schönheiten, die Vollkommenheiten, die ich ihrem Geist und Herzen lieh, haben blofs in meiner Imagination gesteckt, ich sah allen Zauber um Armiden verschwinden und ein gemeines und, weh dafs ichs sagen mufs, häfsliches Porträt stand da, wo mein bethörter Kopf vor einem Augenblick Ideale gesehen hatte[53]) . . . Als eine wahre Kokette hatte sie mich immer glauben zu machen gewufst, sie liebte mich und im nächsten Augenblick darüber doch in völligem Zweiffel gelassen.“ Er erinnert sich aller ihrer Launen und Streiche, denen er zum Opfer gefallen war. „Jetzt anatomire ich dieses Herz . . . ohne mich weiterst jemals damit abgeben zu wollen und wenn es in dem Busen einer Venus von Florenz schlüge.“ [54])

Er warnt die Jünglinge vor ähnlichen Frauen: „Ach liebe Jünglinge betrügt euch nicht! glaubt nur sicher sie liebt euch nicht — sie liebt blofs sich selber, sie ist nicht zärtlich, sie ist nur eitel und wehe euch, je edler, je grossmütiger ihr seyd . . . Hütet euch eure edelsten Kräfte und Entschliefsungen in dem Schoofs einer Delila einschlummern zu lassen, die nur ihr Gespötte damit treibt.“ Wie oft beurteilte Lenz in den Augenblicken der Ernüchterung vom Liebesrausch seine Lage richtig. „Wie kann da Liebe seyn, wo keine Hochachtung ist! Gewifs sie liebte mich nicht, sie liebte nur ihre Eitelkeit, die Gottheit ihrer Schönheit und mich als den hundischen Anbeter derselben.“ [55])

Die Beziehungen zu Cleophe haben eine „gewisse Leere“ in seinem Herzen zurückgelassen und entsprechen nicht seinen Anschauungen von idealer Liebe. Heilung sucht er bei Goethes Schwester Cornelia.[56])

Er sieht in Cornelia seinen „heiligen Schutzgeist“[57]), der berufen war, ihn vor dem sittlichen Untergange zu bewahren, ihn aus dem Joche der leichtsinnigen Kokette zu befreien, „meine verirrte Seele auf die rechte Bahn zu leiten[58]) . . . Du Du allein hast den Zauber aufgehoben der mich sonst würde unglücklich gemacht haben.“[59]) An Stelle der „unruhigen, tobenden, angsthaften Leidenschaft“ zu Cleophen erfüllt jetzt „das ruhige süfse Göttergefühl“ seine Brust.[60])

Cornelia ist sein „erster, bester und vertrautester Freund“. Die hohe Freundschaft zu ihr könnte ihn nicht hindern, ein anderes Weib zu lieben, das seine Phantasie durch alle weiblichen Vollkommenheiten bezauberte, aber den „ersten Platz in seinem Herzen“ solle nur Cornelia haben.[61]) „O Du mehr als meine Muse, moralische Freundin,

Lenkerin meines Herzens, Werkzeug der Gottheit, meine Jugend für Ausgleitungen zu bewahren — entzieh mir Deine Freundschaft nicht oder ich bin der verlorenste unter den Sterblichen.“ [62]) Cornelia wird ihm zum Vorbilde des Weibes, zum idealen Maſsstabe in der Schätzung anderer. Sie ist ihm nicht allein von Gott gesandt, sondern sie gleicht selbst der Gottheit: „Dein ganzer Umgang hatte für mich etwas von dem höhern Reitze, womit wir uns Gottheiten nähern [63]) . . . Die Gottheit ist zu sehr über uns erhaben, der Abstand von ihr zu uns zu groſs, als daſs unsere innige Verehrung derselben allemahl in Flammen der Liebe ausbrechen könnte . . . Aber die Gottheit hat das Mittel gewuſst sich auch lieben zu machen. Sie erscheinet uns in Menschen . . . So Cornelia lieb' ich Dich!“ [64])

Von diesen ihn beseligenden Gefühlen hat Cornelia keine Ahnung. Nur ein einziges Mal standen sie sich allein gegenüber, aber „eine lächerliche Gewissenhaftigkeit band mir zu gleicher Zeit die Zunge“. [65]) Er wollte ihr schreiben, aber sie hatte es ihm verboten. „O was für Briefe habe ich für Dich fertig liegen und darf doch keinen Dir zuschicken.“ [66])

Mit einer solchen halb Liebe, halb Freundschaft zu nennenden Neigung zu einer verheirateten Frau gedachte Lenz seine Leidenschaft für Araminte zu heilen. Seine Gefühle für Cornelia waren zu leidenschaftlich für die Freundschaft und viel zu vernünftig für die Liebe. Er war zu gewissenhaft, um an eine Trübung des ehelichen Glückes Schlossers zu denken, und von der sittlichen Gröſse Cornelias zu sehr hingerissen, um sich mit bloſser Freundschaft zu begnügen. Er befand sich in der Lage eines Seiltänzers, der sein Gleichgewicht da sucht, wo es bereits unmöglich ist, es aufrecht zu erhalten.

Die Gedichte, die Lenz Cornelia gewidmet hat, sind in weichen, leidenschaftslosen Tönen gehaltene, melancholische Elegien. So sein Gedicht „In Emmendingen“. [67]) Er sucht umsonst die am Emmendinger Berge gelegene „heilige Stelle“, wo Cornelia sich zu ergehen liebte. Er beneidet die Bäume, die Blumen, die Quelle, die sie „mit ihren Blicken segnen“ wird:

> Aber sie wird, wenn sie euch vorbeygeht,
> Süſsern Schauer empfinden, sie wird euch
> Mit ihren Blicken segnen, ihr werdet
> Glücklicher seyn, als ich.

In dem Gedichte „Urania“ (so nennt er Cornelia auch in seiner erwähnten Beichte), schildert er seine Liebe als ein niemandem bekanntes Geheimnis seines Herzens:

Du kennst mich nicht,
Wirst nie mich kennen,
Wirst nie mich nennen
Mit Flammen im Gesicht.

Sie ist für ihn geboren, sollte sie wirklich ewig für ihn verloren sein und sollte ihr Gatte ihr wirklich treuer sein als er?

Dich missen? Nein,
Für mich geboren —
Für mich verloren?
Bey Gott es kann nicht seyn.

* * *

Sey hoch dein Freund
Und grofs und theuer —
Doch ist er treuer
Als dieser, der hier weint?

Unter dem Einflusse seiner Liebe zu Cornelia entstand sein Gedicht „Petrarch“. Als Lenz Emmendingen verliefs, gab Cornelia ihm ihren Petrarca mit und schrieb ihm ins Stammbuch:

Si vedrem chiaro poi, come sovente
Per le cose dubbiose altri s'avanza
E come spesso indarno si sospira.*) [68]

Petrarca interessierte an und für sich die Stürmer und Dränger. Sie fühlten ihre Verwandtschaft mit den italienischen und deutschen Humanisten heraus; sie erkannten die Ähnlichkeit der gemeinsamen Ideale, ihrer Beziehungen zur Gesellschaft, ihres Kampfes gegen das Herkömmliche. Als äufserste Individualisten mufsten sie einen der Vorkämpfer der Individualität, den ersten Humanisten hochschätzen, der zuerst seiner eignen inneren Welt mit ernster Aufmerksamkeit gegenübergetreten war. „Petrarca ist der Schöpfer unserer Freyheit,“ schrieb Lenz einem seiner Freunde. [69]

Die deutschen Anakreontiker, die an der Liebeslyrik Petrarcas Gefallen fanden, hatten den Boden für die Popularität des Sängers der Laura in Deutschland geebnet. [70] Klinger übersetzte die berühmte Kanzone „Le tre sorelle“ und bezeugte lebhaftes Interesse für den italienischen Dichter. Petrarca begeisterte ihn zu einer rührenden Episode in seinem Stück „Neue Arria“. [71] Der „Almanach der deutschen

*) Dann werden klar wir sehn, wie oft durch Wehen
Der Mensch zum Bessern wird emporgetragen,
Und wie so oft das Seufzen ganz vergebens.

Musen" erwähnte den „jetzigen Enthusiamus vieler unserer Dichter und Kunstrichter für Petrarca".[72])

Wenn der mannhafte Klinger dem zarten Sänger der Laura eine solche Beachtung entgegenbrachte, so mufste Lenz, der unglückliche Liebhaber par excellence, der mit sich und den Menschen ewig Unzufriedene, der melancholische Grübler, der an einer Petrarcas Acedia ähnlichen Krankheit Leidende, sich noch mehr von ihm angezogen fühlen. Cornelia konnte in seinen Augen zur Laura werden, er selbst sich für Petrarca halten.

Nichtsdestoweniger gehört sein „Petrarch", dem die Hauptsache: der unmittelbare Lebensodem, fehlt, zu seinen schwächsten Erzeugnissen. Dieses Gedicht, „aus seinen Liedern gezogen", ist rein literarischen Ursprungs; keine wirklichen, von Lenz selbst erlebten Tatsachen liegen demselben zu Grunde. Nur Bruchstücke der Wirklichkeit sind dem Gewebe, das dem „Canzoniere" des italienischen Dichters und dessen Biographie entlehnt ist, eingefügt. Lenz war allzusehr Realist, als dafs ihm solche literarische Stilübungen gelingen konnten. Jedesmal, wenn er nicht aus der realen Wirklichkeit herausschöpft, weht uns Kälte und falsche Erfindung entgegen. „Petrarch" besitzt keinen höheren dichterischen Wert als Lenzens Jugendgedicht „Schreiben Tankreds an Reginald", das er Torquato Tasso nachgebildet hatte.

Selbst Lenzens Empfinden zu Cornelia, dieses halb Liebe halb Freundschaft zu nennende Gefühl mit viel Phantasie vermengt, konnte ihm nicht jene aufrichtige Begeisterung verleihen, welche den echten Sänger der echten Laura beherrschte.

Hier und da tauchen im Gedicht autobiographische Züge auf, zuweilen erfreut uns eine glückliche Wendung, ein guter Vergleich. Zuweilen ertönt ein Anklang an die Anschauungen des „Stürmers und Drängers", an den Herzenskultus und die Verkündigung der Rechte desselben heraus:

. . . Hat
Er, der die Sterne lenckt, umsonst geschaffen?
Er weiset mir den Weg, giebt mir die Waffen!
Dies Herz, das er in diese Brust gelegt,
Ist auch sein Werk, wie die, für die es schlägt.

In dem ersten Gesange wird die erste Begegnung Petrarcas mit Laura in der Kirche beschrieben, eine Szene, die an die Fausts mit dem aus der Kirche kommenden Gretchen erinnert. In dem zweiten erscheint im Gegensatze zur geschichtlichen Wahrheit Colonna, der Freund Petrarcas, als sein glücklicher Nebenbuhler und heiratet Laura. Mit dieser Erdichtung spielt Lenz selbstverständlich auf seine eignen Beziehungen zu Schlosser und seiner Gattin an.[73]) Der dritte Gesang

enthält die Klagen Petrarcas über sein Schicksal und schildert sein Wiedersehen mit der verheirateten Laura. Das Ende des Gedichts ist schwer verständlich, was auch der Kritiker der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" bereits hervorhebt.[74]) Von den Zeitschriften beurteilte nur der „Almanach der deutschen Musen" das Gedicht wohlwollend.[75])

Gleich Petrarca überlebte Lenz seine Laura; Cornelia starb nach zwei Jahren im Juni 1777.[76]) In seinem Gedicht auf ihren Tod stellt er sie als seinen besondern Schutzengel hin, der einen wohltätigen, sittlichen Einfluſs auf ihn ausgeübt habe:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.

Hier überschreitet er schon nicht mehr die von der Freundschaft gezogenen Grenzen, die er bei Lebzeiten Cornelias so oft unberücksichtigt gelassen hatte.

Lenzens Beichte war aber nicht allein der Ausdruck eines halb aus Liebe halb aus Freundschaft entstammenden Enthusiasmus zu Goethes Schwester. Sie ist zugleich die Beichte seiner Seele, ein interessantes psychologisches Dokument aus der Geheimkammer der seelischen Welt des Verfassers. Lenz gesteht mit vollster Offenheit alle Regungen seiner Seele, alle ohne Ausnahme, selbst die tadelswertesten ein. Ähnlich wie Hamlet ist er sogar bereit, seine Fehler gröſser zu schildern oder noch welche hinzuzudichten. Ähnlich wie Hamlet empfindet er eine krankhafte Freude an der Selbstgeiſselung und an der Enthüllung seines eignen Unwertes. Er schleudert Blitze gegen die Gesellschaft, legt seiner Zeit das Hamletsche „the time is out of joint" bei, hält sich für berufen, sie ins Geleise zu bringen, und quält sich an seinen eignen Unvollkommenheiten und Mängeln.

„Hasse mich heiliger Engel!" so ruft er Cornelia zu, „und Du wirst der Gottheit näher kommen, Du wirst ihre Gunst erhalten und sie wird Dir Mittel an die Hand geben mich auf ewig zu straffen.[77]) . . . Den Ansatz aller niedrigen, häſslichen Eigenschaften der Seele fühle ich in mir. Was hinderts, daſs sie nicht in Handlungen ausbrechen?[78]) . . . Ich beneide Deinen Bruder über den Ruhm seiner Zeitverwandten. Ich halte es für ein groſses Unrecht, daſs ich leide, wenn man ihm meine Werke zuschreibt, da ich doch bedenken sollte, daſs sie unter keinem andern Namen sich so würden produzirt haben, daſs bloſs sein Name die Leser aufmerksam und begierig, die Kunstrichter bescheiden und ehrerbietig gegen diese armen Kinder meiner Laune gemacht . . . Die höchst kindische Furcht man werde unsere Pro-

duktionen mit einander vermischen — dieser nagende Geyer, der mich nie verläfst — Elender sage ich zu mir selbst, ist Goethe so arm, die Fülle seines Genies so ausgetrocknet, dafs er sich mit Deinen Schätzen zu bereichern nöthig hätte? Sieh seine Werke an — ein Blick in seinen Götz, ein Blick auf seinen Werther macht mich über und über erröthen. Es ist das verdammte Philistergeschmeifs mit ihrem Lob oder Tadel das mich so klein macht." [79]) Er wirft sich auch Eitelkeit, Hoffart vor: „Ich fühle es eben, dafs ich Anlagen in mir habe, der allerschlechteste Mensch auf dem ganzen Erdboden zu werden und das sobald ich mich in mich selbst verliebe. Welch ein schnöder schlechter und elender Carakter Eitelkeit!" [80])

Seine Lage, die Umstände halten ihn an der Kette und hindern ihn, „der schlechteste Mensch auf dem Erdboden" zu werden. „Ich bin gezwungen gut zu seyn. Gütige Natur, wenn ich von Deiner Brust abfiele, was würde aus mir? Und doch ist mirs unerträglich, dafs die guten Bewegungen, die ich in meinem Herzen fühle, nicht mein, sondern des Zufalls, nicht freywillig, sondern mir abgenötigt sind." [81]) Aufrichtig rechnet er sich zu den seltsamen, drolligen Menschen. [82])

Diese Beichtschrift Lenzens besticht uns durch ihre Aufrichtigkeit, Unmittelbarkeit, ihr heifses Verlangen nach Besserung und Selbstvervollkommnung. Es ist eine lyrische Erzählung in der Art des Turgeniewschen „Genug", eine Klage um zerstörte Hoffnungen, eine bittere Enttäuschung über sich selbst, sein Leben und seinen Beruf. Es ist aber kein Sterbegebet wie beim Helden Turgeniews, hier pulsiert ein tätigeres Leben, man fühlt die Möglichkeit eines glücklicheren Ausgangs heraus. Trotz der Krankhaftigkeit seines Willens, der Gebrechlichkeit seines geistigen Organismus, war Lenz immer kein „überflüssiger Mensch". Sein lebhaftes Talent hebt ihn darüber empor.

Sein Herz war sein schlimmster Feind, seine Liebe war nur ein Mittel zur Selbstquälerei. Er besafs die traurige Fähigkeit, seine zärtlichsten Herzensneigungen auf ganz ungeeignete Weise dahin zu richten, wo sie gar nicht angebracht waren. Mit der Liebe zu der von Goethe verlassenen Friederike fängt er an, die noch von dem verlornen Glücke erfüllt und so vom gegenwärtigen Kummer niedergebeugt war, dafs nur ein Phantast oder Wahnwitziger wie Lenz Ansprüche an ihr Herz zu stellen vermochte. Zum zweitenmal verschenkt er sein Herz ebenso unglücklich; nachdem er die untröstliche Friederike aufgegeben hatte, gerät er in die Hände der Braut eines anderen, einer verzweifelten Kokette, die lange nicht die Gaben des Geistes und Herzens besafs, die er in seiner Begeisterung an ihr wahrzunehmen glaubte. Von den ihm von der leichtsinnigen Schönheit geschlagenen Wunden sucht

er Heilung in seinem eigentümlichen Verhältnis zu Cornelia Schlosser, einer verheirateten, in ihrer Ehe glücklichen Frau. Dann entbrennt er in Liebe zu Henriette Waldner, einer Vollblut-Aristokratin, die ihm schon der gesellschaftlichen Stellung wegen unerreichbar war.

Verweilen wir etwas länger auf dieser neuen Etappe seines Herzenslebens. Der Ursprung dieser Leidenschaft war höchst eigentümlich. Lenz verliebte sich in Henrietten hinter ihrem Rücken, ohne sie jemals gesehen zu haben, nur nach den Erzählungen einer gewissen Luise König und begeistert von ihren Briefen an die letztere![83]) Bereits im Mai 1775, als er die „Moralische Bekehrung eines Poeten“ für Cornelia Schlosser schrieb, war er nicht mehr gleichgültig gegen seine schöne Unbekannte. Am Schlusse der ersten Selbstunterhaltung gesteht er Cornelia, dafs er ein Frauenzimmer kenne, das ihr gefährlich werde: „es hat was Du hast und ist frey“, doch fügt er rasch hinzu: „aber wäre es möglich . . . dafs ich selbst bey und mit diesem Frauenzimmer (Henriette ist hier zweifellos gemeint) vollkommen glücklich werden könnte, so sollst Du dennoch . . . meine erste Freundin seyn, Engel, Trost“ usw.[84]) Während Goethes Besuch im Mai und Juli 1775 teilte Lenz seinem Freunde das Herzensgeheimnis mit, wie aus einem Brief an Sophie La Roche vom 31. Juli zu ersehen ist: „Sie wünschen mir eine Geliebte? Welche Güte der Seele liefs Sie grade diesen Wunsch thun? O dafs die — Ihr Bild trüge — obschon ich Sie beide nicht kenne. Nach ihren beiden Briefen zu urteilen, mufs eine wunderbare Übereinstimmung in Ihrer ganzen Art zu denken, zu leben und die Sachen anzusehen seyn. Eine Gnade! Fragen Sie nie nach ihrem Namen, auch Goethe nicht!“[85]) Der Vergleich mit Sophie La Roche beweist, dafs Lenz auch in Henrietten, nach ihren Briefen an Luise König, die „schöne Seele“ entdeckt hatte, über die seine Zeitgenossen völlig den Verstand verloren.

Im Sommer 1775, als er seine Cornelia gewidmeten lyrischen Ergüsse fortsetzte und beendete, sehnte er sich in seinen Gedichten nach seiner unbekannten Schönheit, Henriette Waldner, und dürstete nach einer Zusammenkunft mit ihr. Bald will er sich in die Quelle verwandeln, in der sie sich badet:

Ich will, ich will den nagenden Beschwerden
Ein Ende machen, will zur Quelle werden.

Bald bedauert er, weder Zephyros noch ein Sylphe zu sein, um zu der von ihm vergötterten Henriette dringen zu können, bald, dafs er nicht als Maus in ihr Haus schlüpfen kann, bald, dafs er nicht die Macht habe, die Berge, die sie von ihm trennen, zu ebnen:

Wie mach ich es? wo heb ich Berge aus
Mich ihr zu nähern? wer kommt mir zu Hülfe?
O wär ich leicht wie Zefir, wie ein Sylphe,
Ach oder dürft ich in ihr Haus
Unmerkbar leise wie die Maus!

Er möchte sich in die Hände eines Zauberers geben, tausenderlei Gestalten annehmen, tausenderlei Tode erleiden, nur um das Glück zu kosten, sie sehen zu dürfen:

O wär ein Zaubrer da, mich zu zerschneiden, spalten
Mich tausendartig zu gestalten:
Gönnt er mir nur das Glück ihr Angesicht zu sehn,
In tausend Tode wollt ich gehn.

Er möchte sich in einen Vogel verwandeln, um Henrietten im Liede die Qualen seines Herzens zu offenbaren.[86]) Er grämt sich, dafs seine Geliebte ihn nicht kennt und er sie nie gesehen hat.[87])

Im Winter 1775—76 trat der ersehnte Augenblick ein: Lenz begegnete Henrietten und lernte sie durch Luise König kennen.[88]) Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, dafs auch diese Liebe eine unglückliche war. In einem vom 28. Dezember 1775 datierten Gedichte spricht er bereits von einer „tiefen und tödlichen Wunde", die sein Herz betroffen. Jetzt stellt er Henrietten höher als Cornelia, die verkörperte Tugend.[89])

In einem Briefe an Lavater (Januar 1776) bietet Lenz ihm ein Bild Henriettens für seine Physiognomik an und macht von ihr eine begeisterte Beschreibung; er nennt sie „das Ideal weiblicher Vollkommenheit . . . Von einem erhabenem Stande, durch persönliche Eigenschaften unendlich weit über denselben erhoben . . . Alles Feuer des ungewöhnlichsten, erhabensten Genies mit dem scharfen Blick durch das Innerste aller Sachen!"[90]) Nach kurzer Zeit übersendet Lenz Lavater einen Brief seiner Göttin, die den „Züricher Gottesmann" gleichwie er selbst hochschätzt. Sie schreibt für gewöhnlich alle ihre Briefe französisch, und daher hat ihr der deutsche Brief an Lavater nicht wenig Mühe gekostet. „Doch auch hier wirst Du ihre ganze schöne Seele finden", fügt der Verliebte hinzu.[91])

Aufser zu lyrischen Gedichten begeistert die Liebe zur Baronesse Waldner Lenz auch zu zwei dramatischen Schöpfungen, die er im Winter von 1775 zu 1776 schrieb: „Die Freunde machen den Philosophen" und „Der Engländer". Später in Weimar entwarf er das Stück „Henriette von Waldeck" und den Roman „Der Waldbruder", in denen eben dieser Henriette die Hauptrolle zufällt.*)

*) Vergleiche Kapitel XI und XII.

Die Liebe und Freundschaft sollten Lenz vor dem ihn umgebenden Strafsburger Leben bewahren, auf das er mit den Augen des Prinzen Tandi herabsah. Er wirft der Strafsburger Gesellschaft Zügellosigkeit der Sitten vor und tadelt sie wegen der Fesseln, die sie der Persönlichkeit des Einzelnen auferlegt. Seinen Worten nach ist es dem gröfsten Teil der jungen Leute in Strafsburg rein „unmöglich“, einen „vernünftigen Gedanken, ein edles Gefühl“ zu hegen. Ein der Zerstreuung und dem Genufs gewidmetes Leben, das durch das heifse, warme Klima und den Nationalcharakter bedingt wird, das Auf- und Abziehen der geputzten Damen und Herren auf der Promenade „stumpft“ zuletzt die ganze Fassungskraft ab, so dafs sie zu Wesen „ohne Menschensinn und Menschengefühl“ werden müssen.[92])

Anderseits sind auch die Gesellschaftsfesseln sehr lästig, da man sich „immer vergnügt und heiter stellen“ und immer bei Besuchen ins Haus ein „Sonntagsgesicht“ mitbringen mufs. „Die menschliche Natur hält das immerfortwährende Vergnügen eben so wenig aus als das Feld den ununterbrochenen Sonnenschein. Es entsteht am Ende eine solche Dürre dadurch, dafs Menschen und Vieh verschmachten.“ Wohl fühlte er sich da, wo er die Nase hängen lassen durfte, wie er wollte, und lachen, wenn's ihn kitzelte.[93]) „Und doch kann ich nicht süfs dazu sehen, solche elende läppische Creaturen um mich zu haben und keinen Busen zu wissen wo ich ausruhen kann“.[94]) „Ach ich bin,“ schrieb er an Herder, „in einer fürchterlichen, grausen Einöde lange gewesen. Kein Laut überall edler Empfindung, die aus dem Herzen kommt, die nicht Wiederhall ist“.[95])

Das eitlen Vergnügungen gewidmete und zügellose Leben der Strafsburger Jugend hat Lenz in seinem Lustspiel „Die Freunde machen den Philosophen“ geschildert. Der Schauplatz ist Cadix, aber unter der äufserlichen Hülle spanischer Sittenschilderungen erkennt man leicht die Strafsburger Eindrücke Lenzens, ebenso wie auch das Stück selbst mit dem Spanischen nichts als den Schauplatz und die Namen der handelnden Personen gemein hat.[96])

So war der dunkle Hintergrund von Lenzens Leben eine Reihe von Enttäuschungen, Qualen, Kämpfen mit der Welt und sich selbst.

Zu allem diesem trat die Kränkung über die Uneinigkeit mit seinen Verwandten, die sein Strafsburger Leben scheel ansahen und seine Rückkehr nach Livland forderten. Bereits im September 1772 beschwor Lenzens Bruder Johann Christian ihn in einem nach Fort Louis gerichteten Briefe, nach Hause zurückzukehren, und erbot sich, ihm beim Hinwegräumen etwaiger Hindernisse behilflich zu sein.[97]) In seinem aus dem Jahre 1774 stammenden „Tagebuche“ sagt Lenz selbst, dafs ihn der Vater nach Hause zurückriefe.[98]) In diese Zeit fällt wahrscheinlich, nach Weinholds Ansicht[99]), Lenzens

Gedicht „An die Sonne", in dem Lenz die warme Sonne des Elsasses preist und den Wunsch ausdrückt, noch länger unter dem Einflusse ihrer „süſsesten Strahlen" zu bleiben und sie nicht für seine kalte Heimat eintauschen zu müssen. Einen ähnlichen Gedanken spricht das Gedicht „Trost" aus.[100])

Im Jahre 1775 steigert sich der Unmut des alten Lenz gegen den verlornen Sohn. Im Juni schreibt ihm die Mutter einen zärtlichen und rührenden Brief. Sie schreibt ihm, wie vergeblich sie nun so viele Jahre (Lenz verlieſs das Elternhaus im Jahre 1768) auf die Heimkunft ihres „allerliebsten Jacobs" gewartet habe; wie viele Tränen und Seufzer sie in Gott emporgeschickt habe. „Wie lange willst Du so herumirren, und Dich in solche nichtswürdige Dinge vertiefen? Ach nimm es doch zu Herzen, was Dein Vater Dir schreibt, es ist ja die Wahrheit, nimm es nur zu Herzen, und denk nach, was will aus Dir werden? Ich billige alles, was Papa geschrieben hat."[101])

Der Brief des Vaters ist nicht erhalten, aber auf dessen Inhalt kann man teilweise aus dem Briefe der Mutter, teilweise aus dem Briefe des Bruders Johann an den Vater schlieſsen. Johann dankt für die Nachrichten von Jakob und fährt fort: „Was soll ich von der Lebensart, die er erwählt hat, sagen? Ihre Gründe wider dieselben sind stark und unwiderlegbar, und werden ihm zu seiner Zeit gewiſs eben so einleuchtend und überzeugend sein als uns, zumal wenn die letzten aus der Natur der Menschen hergenommenen Beweg-Ursachen (ich meine den ehelichen Stand) bei ihm mehr Gewicht zu bekommen anfangen."[102])

Es ist klar, daſs der Vater und die Familie gegen seine schriftstellerische Tätigkeit eiferten, von der Lenz sich befriedigt fühlte; sie verlangten von ihm, daſs er irgend einen bürgerlichen Beruf ergreife, der ihn von dem in ihren Augen „anstöſsigen Leben", das er in Straſsburg führte, erretten sollte. Als eines der Mittel, „den verlornen Sohn gesetzt zu machen", erschien die Ehe. An die rettende Kraft dieses letzten Mittels glaubte der alte Lenz, wie wir sehen werden, bis zu den letzten Lebensaugenblicken seines unglücklichen Sohnes.

Auch die Richtung seiner schriftstellerischen Tätigkeit konnte dem strenggläubigen Pastor nicht zusagen, den die spöttischen Glossen über die Pietisten im „Neuen Menoza" verletzen muſsten. Mit den Auslassungen des Vaters ist Johann Lenz einverstanden, aber er findet eine Entschuldigung in dem „Mode-Geschmacke der Zeit" und besonders dem Beispiel „seines Freundes Goethe": Alles dies habe „seinem Genie den Zügel schieſsen lassen". Auſserdem ist Jakob „durch seine glänzenden Erfolge in Deutschland geblendet".

Johann drückt seine Hoffnung aus, „dafs die Zeit kommen wird, wo Jakob seiner Pflichten, die er als Weltbürger und redlicher Mann, am meisten aber als Christ, seinen Mitgeschöpfen schuldig ist, vor Augen haben wird“.[103])

So schrieb Johann Christian Lenz, der unserem Dichter geneigteste Bruder, derselbe, von dem er sagt: „Mein Bruder Christian ist immer der einzige Mensch, der mich noch am besten verstehen kann“.[104]) Strenger waren die Vorwürfe des Vaters und des ältesten Bruders, des Pastors, den Lenz in einem Briefe an Herder als seinen „halben Feind“ bezeichnet.[105])

Lenz sah sich veranlafst, in einem Briefe an seine Eltern vom 18. November sich zu verteidigen.[106]) Seinen Zweck hat das Schreiben augenscheinlich nicht erreicht; es machte die Vorwürfe nur noch schärfer, wie man aus einem Briefe des Johann Lenz an den Vater vom 29. Januar 1776 ersehen kann: „Ich finde, wie Sie, seinen Brief voll Schwärmerei, und für einen so zärtlichen und gütigen Vater so unbefriedigend, dafs ich nicht wünschte ihn geschrieben zu haben ... Schade wohl, dafs er auf den verderblichen Abweg geraten, die schönen Wissenschaften zu seinem Studio zu machen, ohne sich ein gewisses Ziel zu stecken.“ Der Vater ist auch gegen die Reise nach Italien und England (die Lenz vermutlich in seinem Briefe vom 18. November erwähnt hatte), es verdrofs ihn am meisten, dafs er mit einem Juden reisen wollte. Johann sucht den Bruder zu rechtfertigen, indem er auf den Nutzen einer solchen Reise aufmerksam macht. Die theologischen Anschauungen, die Lenz in seiner Schrift „Meynungen eines Laien“ (1775) bekundete, mufsten den alten Pastor, den auf diesem Gebiete geschworenen Feind aller rationalistischen Ansichten, ebenfalls erregen. Nach den Worten Johanns hat sich Lenz in dieser Beziehung vor dem Vater gerechtfertigt, indem er behauptete, dafs seine theologischen Anschauungen mit denen des Vaters übereinstimmten. „Nur über den Punkt des Theaters und der schönen Wissenschaften mag er es wohl nicht sein, weil er sich darüber nicht ausläfst und das ist freilich schlecht von ihm. Doch vielleicht hat er gefürchtet, Sie durch Vertheidigung seines Geschmackes und der Sekte, zu der er geschworen (die Herder-Goethe'sche und zum Theil Klopstock'sche), weil er Sie vielleicht derselben abgeneigt glaubet, zu beleidigen. Was mich tröstet, ist, dafs diese Sekte durchgängig den Ruhm behauptet, Vertheidiger unserer heiligen Religion, der Sitten und Tugend zu sein, aus welchem Grunde sie der Wieland'schen so konträr ist. Ueber das, was dem ohngeachtet in seinen Komödien anstöfsig ist, wage ich nicht ihn loszusprechen. Goethe mit seiner neuen freien Sprache hat ihn verdorben.“ Trotzdem spricht Johann auch diesmal seine Zuversicht aus, „dafs diese Epoche der Schwärmerei, welche doch mehrenteils die Folge

einer guten gefühlvollen Seele ist, nur eine Zeitlang dauern, und am Ende, wenn der Geist mehr zur Reife kömmt, einen redlichen und brauchbaren Mann aus ihm machen werde".[107])

Die Antwort des Vaters war wohl in ähnlichem Sinne, aber noch strenger gehalten. Sie ist nicht erhalten, hat aber Lenz tief gekränkt. Um den erzürnten Vater, dem er stets eine hohe Verehrung entgegengebracht hat, zu besänftigen, schrieb er am 3. März 1776 ein Gedicht: „An meinen Vater", in dem er dem Vater die Abschiedszene in Tarwast in Erinnerung bringt, als letzterer ihm vor seiner Abreise eine Blume gab und die unvergefslichen Worte sprach:

Mein Sohn, komm ich dir aus dem Gesicht,
Auch in der Ferne — vergifs mein nicht! [108])

Aber das Gedicht, so zart und gefühlvoll es auch sein mochte, genügte nicht, um den Vater umzustimmen. Schon nach kurzer Zeit, bereits aus Weimar, rechtfertigte sich Lenz abermals vor dem Vater: „Ich Ihrer spotten — das ist ein Gedanke, der mich tödten würde, wenn ich nicht hoffen dürfte — dafs er nur aus Ihrer Feder, nicht aus Ihrem Herzen gekommen ist. Ich sehe mein Vater, dafs es ein Schicksal ist, das ich nicht ändern kann, wegen Entfernungen der Zeit und des Orts von Ihnen und allen den Meinigen mifsverstanden zu werden" . . .

„Die Welt ist grofs mein Vater, die Wirkungskreise verschieden. Alle Menschen können nicht einerley Meinungen oder vielleicht nur einerley Art sie auszudrücken haben. So unvollkommen das was man in jedem Fach der menschlichen Erkenntnis modern nennt seyn mag, so ist es wie Sie selbst mir nicht ganz absprechen werden, jungen Leuten doch nothwendig sich hineinzuschicken, wenn sie der Welt brauchbar werden wollen." *).

Hier weist Lenz deutlich auf den Grund seiner Meinungsverschiedenheit mit dem Vater hin; es lag daran, dafs der alte Pastor sich durch grofse Unduldsamkeit gegen alle Anschauungen, Meinungen und Überzeugungen auszeichnete, die seinen eigenen widersprachen. Ein gewisser sittlicher Despotismus, ein Mangel an Anpassungsvermögen der Seele und des Geistes waren ihm eigen und zwangen ihn, sich zu allem, was nicht in den Rahmen seiner ein- für allemal gefafsten Weltanschauung pafste, ablehnend zu verhalten. Das ist aus seiner Feindschaft gegen die Goethesche und Herdersche Sekte, aus seinen Vorwürfen an den Sohn zu ersehen. Er war viel unduldsamer als Goethes Vater, der eine weit umfassendere Weltbildung erhalten, durch seine italienische Reise seinen Geist erweitert hatte und nicht so beschränkte Anschauungen über das Leben und dessen Aufgaben besafs.

*) Siehe Beilage A Nr. 14 (Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

Die Werke Lenzens aus den Jahren 1775—76 sind mit Anspielungen auf sein Verhältnis zum Vater überfüllt. Besonders bezieht sich dies auf seine Dramen „Die Freunde machen den Philosophen“ und „Der Engländer“. Im ersteren Stücke verbirgt sich Lenz unter dem Namen Strephon, im letzteren unter dem Engländer Robert Hot.

Im ersteren Stücke zieht vor allem die zweite Szene des I. Aktes die Aufmerksamkeit auf sich:

Dorantino: . . . Ja so, wie stehts mit deinen Finanzen, hast du Nachrichten von deinem Vater?

Strephon: Es wird Regen geben auf die Nacht.

Dorantino: Ja du bist zu gut, liebes Kind. (zu Arist) Sagen Sie selbst, mein Herr, in sieben Jahren ihm kein Geld zu schicken, blofs weil er seine Talente nicht zu Hause im Schweifstuch hat vergraben wollen.[109])

Charakteristisch ist auch der Schlufs der Szene, die teilweise die Weigerung Lenzens, nach Livland zurückzukehren, erklärt.

Arist: Und warum kehrst du nicht nach Hause zurück, Unglücklicher? — Ists deinem Vater zu verdenken, dafs er dich im Elende untersinken läfst, wenn dein Eigensinn — (da Strephon auf einen Stuhl niedersinkt, hält er inne)

Strephon: Mehr — mehr Vetter — ich verdiene mehr —

Arist: Was hält dich — deine Freunde? die dich verderben lassen? denen du das Herz nicht einmal hast, dich zu entdecken?

Strephon: Freilich — mein Stolz — meine Freiheit . . .

In der fünften Szene überredet Arist Strephon, mit ihm in die Heimat zu reisen: „Die Gelegenheit kommt nicht wieder, und Euer Vater ist sehr aufgebracht“. Strephon bedeckt mit der Hand sein Gesicht und seufzt. „Was wird er sagen“, fährt Arist fort, „wenn er weifs, dafs Ihr hättet mit mir kommen können, und nicht gewollt habt?“

Strephon: Schonet meiner!

Arist: Ich darf Eurer nicht schonen. Es sind acht Jahr, dafs Ihr ihn nicht gesehen habt, dafs Ihr so herumirrt und Euren nichtswürdigen Grillen folgt —

Strephon (aufgebracht).: Vetter, das stille Land der Todten ist mir so fürchterlich und öde nicht, als mein Vaterland. Sogar im Traum, wenn Wallungen des Bluts mir recht angsthafte Bilder vors Gesicht bringen wollen, so deucht michs, ich sehe mein Vaterland.[110])

Die Versuche Arists bleiben ergebnislos. Er schickt sich zum Weggehen an und bemerkt, dafs sie sich wahrscheinlich niemals wiedersehen würden.

Strephon: Niemals? — Lebt wohl! Grüfst meine Eltern! (reifst sich von ihm los, und eilt halb ohnmächtig ab).

Diese Szenen schildern uns den Kampf, der beständig im Innern Lenzens tobte: zwischen der Anhänglichkeit an seine Eltern, denen er jeden Kummer zu ersparen hoffte, und der Unmöglichkeit, ihren Wunsch zu erfüllen und nach Livland zurückzukehren. Livland schien ihm das Land des Todes; mit Schrecken dachte er daran, sich von dem wogenden Leben am Rhein losreifsen zu müssen, das von so lebendigen geistigen Interessen erfüllt war. Es fiel ihm schwer, eine Gegend zu verlassen, wo damals das deutsche Leben pulsierte, das in dem fernen Livland nur ein schwaches Echo fand — in Livland, dem Bärenwinkel der deutschen Zivilisation, in einer Gegend, wo die Vorzüge der deutschen Kultur des 18. Jahrhunderts viel schwächer, ihre Nachteile aber, die kleinlichen bürgerlichen Interessen, viel schroffer zu Tage traten.

Im „Engländer“ gerät der junge Robert Hot in einen Konflikt mit seinem Vater, der seine Rückkehr aus Italien nach England fordert und ihm eine Braut ausgesucht hat.

Robert: . . Mein Vater kommt morgen an, mich nach England zurückzuführen — Komm, schöne Armida, rette mich! lafs mich dich noch einmal demüthig anschauen, dann mit diesem Gewehr mir den Tod geben; meinem Vater auf ewig die grausame Gewalt nehmen, die er über mich hat, Mich nach England zurückführen! mich zu den öffentlichen Geschäften brauchen! mich mit Lord Hamiltons Tochter verheirathen! [111])

Wenn sich ferner Robert der Prinzessin Armida als „Stolz und Hoffnung“ seines Vaters vorstellt, so ist das wieder ein autobiographischer Zug; gerade so sah der alte Lenz auf seinen Sohn: da er ihn für seinen würdigsten Nachfolger hielt, fühlte er um so schmerzlicher die Enttäuschung. „Bruder Carl wird die Hoffnungen seines Vaters nicht so grausam hintergehen als ich,“ schreibt Lenz dem Vater.[112])

„Sie haben Ihrem Vaterlande die reizendsten Hoffnungen vernichtet,“ sagt der Geistliche dem sterbenden Robert.[113]) Erinnern wir uns, dafs auch Pastor Oldekop im Vorwort zu Lenzens jugendlichem Werke geschrieben hatte, dafs Livland grofse Hoffnungen auf das Talent Lenzens setze*). Dieses Motiv klingt auch aus dem ganzen Briefwechsel Lenzens mit seiner Familie hervor.

Seinen Gram über sein Mifsgeschick in der Liebe und über seine Lebensenttäuschungen suchte Lenz durch angestrengte literarische Tätigkeit zu betäuben.[114]) Im Sommer 1775 beendigte er drei seiner gröfseren Arbeiten: das Lustspiel „Die Soldaten“, eine Komödie nach Aristophanes: „Die Wolken“ und eine literarische Satire in dramatischer Form: „Pandaemonium germanicum“. In der zweiten Hälfte des Juli schickte er sein Manuskript der „Soldaten“ nach Bückeburg an Herder

*) Siehe zweites Kapitel, S. 39. Anmerkung des Übersetzers.

zum Druck.[115]) In einem Briefe vom 28. August verspricht er Herder, ihm seine „Wolken“ zu schicken,[116]) sendet aber das Manuskript am 3. September statt an Herder an Lavater.[117]) Im September erwähnt er seines „Pandaemonium germanicum“ als vollendet und in den Händen Herders befindlich.[118]) „Die Soldaten“ wurden erst im Jahre 1776 gedruckt, die „Wolken“ sofort nach dem Drucke im selben Jahre auf Lenzens Wunsch wieder vernichtet; sie sind nicht auf uns gekommen. Das „Pandaemonium“ blieb als Manuskript erhalten, das erst im Jahre 1819 veröffentlicht wurde. Gleichzeitig arbeitete Lenz auch an einer Übersetzung des Shakespeareschen „Coriolan“ [119]) und veröffentlichte Jacobi in seiner Zeitschrift „Iris“ eine Lenzsche Übersetzung aus dem „Ossian“ [119a]) sowie zwei Satiren gegen Wieland.[120]) In jene Zeit fallen auch noch mehrere andere dramatische Schöpfungen und einzelne Entwürfe.

Im Herbste 1775 beginnt die rege Beteiligung Lenzens an der auf seine Veranlassung gegründeten literarischen Gesellschaft in Strafsburg. Die alte Salzmannsche Gesellschaft, die in den Jahren 1771—74 in voller Blüte stand, schleppte augenscheinlich kümmerlich ihr Dasein hin oder hatte eine Lenz unsympathische Richtung angenommen, wie aus einem Briefe Lenzens an Goethe ersichtlich ist, der der ersten Hälfte 1775 (wenn nicht schon 1774) zuzuschreiben ist.[121])

Mit der Tätigkeit der alten Gesellschaft unzufrieden, beschlofs Lenz eine neue zu gründen. Anfangs war es eine reine Privatgesellschaft und hatte keinerlei Organisation. Man kann das dem Lenzschen Briefe an Boie vom 2. Oktober 1775 entnehmen: „Ich habe aber in Strafsburg eine Gesellschaft junger gelehrter Freunde, die ich durch Ihren Brief aufgemuntert habe, etwas fürs Vaterland zu arbeiten“.[122])

Am 8. Oktober 1775 wurde die Gesellschaft unter dem Namen „Deutsche Gesellschaft in Strafsburg“ oder „Gesellschaft deutscher Sprache“ begründet.[123]) Am 2. November fand die erste Zusammenkunft im Hause des Aktuars Salzmann statt. „Bey dieser Gelegenheit hat Herr Lenz als Sekretär dieser Gesellschaft eine Anrede über die Vorteile einer Verbindung dieser Art, zu einer hoffentlich zu erwartenden allgemeinen deutschen Sprache gehalten.“ [124])

Das Protokollbuch schliefst mit dem 9. Januar 1777. Bis zu diesem Tage sind 34 Sitzungen abgehalten worden, in denen Lenz bis zu seiner Abreise nach Weimar im März 1776 die führende Rolle hatte. In den ersten 18 Versammlungen ist Lenz zehnmal mit seinen Werken vorgetreten. Aus Veranlassung seiner Reise nach Weimar wurde am 28. März 1776 zum stellvertretenden Sekretär für Lenz Friedrich Rudolph Salzmann, ein Vetter des Aktuars Salzmann, gewählt. Was den letzteren selbst anbetrifft, so spielte derselbe augenscheinlich in der neuen Gesellschaft eine unbedeutendere Rolle als in

der alten. Im Mitgliederverzeichnis ist er nicht mit aufgeführt, obgleich er zweifellos der Gesellschaft angehörte (am 8. August 1776 las Michaelis ein Referat von ihm vor) und diese auch in seiner Wohnung tagte.[125]) Weit näher stand der Gesellschaft der Vetter des Aktuars, der öfter mit Referaten hervortrat.

Bei Gründung der Gesellschaft zählte sie 32 Mitglieder, von denen 18 eine mehr oder minder ehrenvolle Berühmtheit, sei es auf dem Gebiete der Literatur, der Wissenschaft oder des Staatsdienstes erlangt haben. Unter ihnen befand sich Leopold Wagner, der Verfasser der „Kindermörderin“, der spätere Strafsburger Professor der Philosophie und bekannte Kanzelredner Blessig und der ebenfalls spätere Professor der Theologie Haffner. Ein anderes Mitglied, Ott, diente später in Petersburg im Ministerium des Äufsern. Im diplomatischen Dienste zeichnete sich auch ein anderes Mitglied, Otto, aus, der schliefslich französischer Gesandter in London, Wien und Berlin gewesen ist. Türkheim, in dessen Wohnung die Gesellschaft öfter tagte, wurde Deputierter von Strafsburg in der Nationalversammlung von 1789, Friedrich Rudolph Salzmann Erzieher des berühmten preufsischen Ministers von Stein.[126]) Auch Goethes Schwager Schlosser, der im benachbarten Emmendingen wohnte, war Mitglied der Gesellschaft.[127]) Der Gesellschaft gehörten auch die Franzosen Mathieu und Ramond de Carbonnières an. Der letztere ist eine äufserst interessante Persönlichkeit, ein verbindendes Kettenglied zwischen den deutschen und französischen Stürmern und Drängern.[128])

Die Gesellschaft hatte ihr eignes Organ, die Zeitschrift „Der Bürgerfreund“, die zwei Jahre lang (1776 u. 1777) in Strafsburg erschien. Lenz empfahl sie der besondern Beachtung des Publikums.[129])

Die Gesellschaft und ihre Zeitschrift waren ein Bollwerk des Germanismus in einer Gegend mit ursprünglich deutscher Bevölkerung, die aber dem Bestande Frankreichs angehörte und die immer mehr und mehr dem Einflufs der französischen Kultur erlag. Die Gesellschaft nahm die deutsche Sprache, die deutsche Vergangenheit des Landes, die deutsche Kunst unter ihren Schutz.

„Uns kam vor,“ so heifst es in dem Vorwort zu Nr. 1 des „Bürgerfreundes“, „dafs es gar keine Sünde seye, wenn jeder Bürger wünschte, mit der Geschichte und den Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes etwas genauer bekannt zu werden.“ Daher sollten die Interessen Strafsburgs und des Elsasses an erster Stelle, dann aber die der benachbarten Länder berücksichtigt werden. „Dann kann uns jeder Landsmann mit Nutzen und der Fremde mit Vergnügen lesen; und so könnte ja wohl unser Wochenblatt das Vereinigungs-Band vieler rechtschaffenen Leute werden.“ [130])

Gesellschaft und Zeitschrift blieben dieser national-patriotischen

Richtung treu. Ein grofser Teil der in der Gesellschaft gehaltenen Vorträge wurde in der Zeitschrift veröffentlicht.

Der deutschen Sprache sind mehrere Abhandlungen gewidmet.[131]) Die altdeutsche Literatur wird hervorgesucht. Am 10. Januar 1776 las der Magister Leupold Auszüge aus Sebastian Brants „Narrenschiff" vor und erläuterte und erklärte sie.[132]) Dieser Vortrag wurde im „Bürgerfreund" (1776 Nr. 10 ff.) veröffentlicht. Mit Interesse wird die deutsche Kunst behandelt. Dem Strafsburger Münster, der Goethe so begeistert und an dem er die gotische Kunst schätzen gelernt hatte, ist in der Zeitschrift eine Reihe von Abhandlungen gewidmet. Die patriotische Richtung wird durch mehrere Aufsätze: „Von der Vaterlandsliebe", „Versuch einer Geschichte Strafsburgs", aufrecht erhalten.[133])

Auch Erziehungsfragen wurden behandelt.[134]) Zugleich beschäftigten sich Gesellschaft und Zeitschrift mit verschiedenen Problemen der Religion, Philosophie und Moral.[135])

Der Unterschied zwischen Gesellschaft und „Bürgerfreund" bestand darin, dafs in ersterer hauptsächlich literarische Interessen vorwalteten, während die Zeitung an erster Stelle das belehrende Element vertrat, dabei der Richtung der englischen moralischen Zeitschriften folgend.

Sowohl hier wie da machte sich das vorwaltende Interesse für die englische Literatur bemerklich. Es wurden vorgelesen die Übersetzung des „Coriolan" (21. März 1776), die Übersetzung einer Ballade aus Dodsleys Sammlung altenglischer Gedichte (21. Dezember 1775), „Etwas über die Veränderungen des Theaters im Shakespeare" (25. Januar 1776), „Vermischte Gedanken über D. Swift" (1. Februar 1776), der „Anti-Pope" von Schlosser (16. Februar 1776), die Übersetzung einer Romanze aus dem „Landprediger von Wakefield" (18. April 1776). In der ersten Nummer des „Bürgerfreundes" finden wir ein Motto vom Verfasser der „Nachtgedanken", Young („Neujahrs Gedanken"). Der dritte Band (1777) Nr. XIV bringt die Lebensbeschreibung Sternes. Einzelne Übersetzungen aus dem Englischen kommen auch sonst noch vor.

Trotz der patriotischen Richtung zeigte die Gesellschaft keine Unduldsamkeit gegen das Fremde. In Strafsburg, wo die Eingesessenen die deutsche und die französische Sprache gleichmäfsig beherrschten und der Einflufs der französischen Kultur mächtig war, nahm die Gesellschaft einen halb deutschen, halb französischen Charakter an. Referate und Abhandlungen wurden in beiden Sprachen erstattet, obgleich die deutsche Sprache vorherrschte.[136]) Unter den Mitgliedern der Gesellschaft befanden sich, wie wir gesehen haben, auch eingeborene Franzosen.

Beachten wir, wie Lenz sich für diese Gesellschaft bemüht, die mit seiner Rede „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache" eröffnet wurde. Diese Abhandlung enthält für die damalige Zeit be-

merkenswerte Gedanken über die literarische Behandlung der deutschen Sprache.

„Wir alle sind Deutsche," beginnt Lenz. „Mit Vergnügen, aber mit heimlichem, habe ich bisher aus einigen Ihrer Vorlesungen gesehen, dafs selbst die Obermacht einer herrschenden, und was noch weit mehr ist, verfeinerten Sprache den alten Hang zu dem mütterlichen Boden Ihres Geistes, ich meine, zu unserer nervigten deutschen Sprache, nicht habe ersticken können. Bleiben Sie ihm treu. Alle Ihre kindischen und nachher männlichen Vorstellungen und Gefühle sind auf diesem Boden erwachsen, wollen Sie denen entsagen, weil Sie Unterthanen einer fremden glücklichen Regierung sind? Eben weil diese Regierung menschenfreundlich und beglückend ist, fordert sie diese Aufopferung von Ihnen nicht; der Geist, meine Herren, leidet keine Naturalisationen, der Deutsche wird an der Küste der Caffern so gut als in Diderots Insel der Glückseligkeit*) immer Deutscher bleiben, und der Franzose Franzos." [137])

Die nahe Nachbarschaft und die vertraute Bekanntschaft der Elsässer mit der französischen Sprache gibt ihnen ein so grofses Hilfsmittel zur Bearbeitung ihrer eignen an die Hand, wie es ihre deutschen Landsleute nicht besitzen. Der im Elsafs und im Breisgau herrschende schwäbische Dialekt mit allen seinen Provinzialismen und oft hier allein noch erhaltenen uralten Wortfügungen und Redegebräuchen erscheint Lenz als eine Fundgrube, aus der man mit Hilfe der geschliffenen Ausdrücke und Redensarten der Franzosen, wie mit Werkzeugen, unbezahlbare Schätze für die gesamte hochdeutsche Sprache herausheben könne.

Hier erblickt man in Lenz den Schüler von Hamann und Herder, die alles Individuelle und Nationale in der Sprache so hochschätzten.

Die deutsche Sprache jener Zeit hält Lenz (mit Ausnahme der in den ober- und niedersächsischen Kreisen) für „sehr arm" und doch „unaussprechlich reich". Arm, weil sie wenig bearbeitet ist, und reich, weil sie einen unerschöpflichen Vorrat von Wortfügungen und Redewendungen besitzt. Alle Dialekte müssen zur Ausarbeitung eines gesamten Hochdeutsch herangezogen werden. Er meint unter Hochdeutsch nicht die in gewissen Kreisen Deutschlands durch berühmte Schriftsteller in Gang gebrachte Sprache. Lenz denkt an ein Zusammentreten mehrerer Gesellschaften, deren Mitglieder aus den verschiedensten Ständen ausgewählt sein müfsten, um eine verständliche Sprache für alle hervorzubringen. Die Hauptrolle in diesen Gesellschaften müfsten die gebildetsten und belesensten Menschen spielen, die sowohl mit den alten als auch mit den neuen Sprachen und deren Literatur vertraut sind. Diese aber müfsten durchaus die übrigen ihrer Nation

*) Le fils naturelle. Drame.

heranziehen. „So allein können wir uns griechische Ründe, römische Stärke, englischen Tiefsinn, französische Leichtigkeit zu eigen machen, ohne das Eigenthümliche unserer Sprache zu verlieren, welches Kürze und Bestimmtheit ist, die wir aber nach Maafsgabe der Umstände und Zwecke ausdehnen und verwandeln können; ein Vorzug unserer Sprache, den wir der ruhigen und gründlichen Anlage unsers Nationalcharakters zu danken haben, der in der That dazu gemacht ist, in Werken des Geistes Gesetzgeber aller benachbarten Nationen zu werden." [138])

In diesen Worten Lenzens drückt sich vortrefflich das erwachende deutsche Nationalbewufstsein aus, das sich so lange dem Kulturzwange anderer Nationen unterworfen hatte. Lenz war einer der Pioniere dieses Nationalgefühls, das erst nach hundert Jahren in Deutschland sichtbare Erfolge zeitigte. Die Ausarbeitung einer gesamten deutschen Sprache würde nach Lenz ein mächtiges Werkzeug zur kulturellen Vereinigung der verschiedensten Teile Deutschlands geworden sein.

Lenz empört sich gegen die Fülle der Gallizismen in der deutschen Sprache; er kann Worte wie „interessiren, frappiren, saisiren, intriguiren, kultiviren, kompromittiren u. a. m." nicht vertragen. Man müfste die alten deutschen Schriftsteller studieren, um die Worte für dergleichen Begriffe zu finden und dieselben nicht fremden Sprachen zu entlehnen, „auf Kosten unserer ganzen Art zu denken, zu empfinden, und zu handeln, auf Kosten unsers National-Charakters, Geschmacks und Stolzes". Lenz billigt den National-Hochmut nicht, aber „sich freiwillig in den Fall setzen, andere Leute nöthig zu haben, wenn man dessen entübrigt seyn kann, ist eine Trägheit, die gar zu gern in sklavische Unterwürfigkeit ausartet, und den Adel der Seele tödtet". Indem wir eine Unmenge Fremdwörter, die abstrakte Begriffe ausdrücken, in unsere Sprache einführen, machen wir andere Nationen zu „Herrschern unserer Seele und deren Bewegungen", was selbstverständlich „jeden wahren Patrioten schmerzen" mufs. „Daher allein kommt es, dafs wir bisher (aus einer nur faulen nicht edlen Selbsterniedrigung), unsern Nachbarn zum Gelächter haben dienen müssen."

„Alle rauhe Sprachen sind reicher als die gebildeten, weil sie mehr aus dem Herzen als aus dem Verstande kommen", wiederholt Lenz den Lieblingsgedanken Hamanns. „Bei den Rauhen ist es Bedürfnifs, das die Wörter macht, bei den Gebildeten Uebermuth. Bei den ersten hat jedes Wort seine Stelle von der Natur angewiesen, seine geflissenste Bestimmtheit und bleibenden Werth, bei den andern verjährt dieses, erhält sich jenes mehr aus Eigensinn der Mode als aus Verdienst." Einer grofsen Gefahr sei die deutsche Sprache dadurch ausgesetzt, dafs sie die damals in Mode stehenden Schriftsteller schön und abgeschliffen machen wollten, sie dabei aber jeder Kraft und jedes Reichtums beraubten. Man müsse zu den alten deutschen Schriftstellern,

die die Stärke verkörpern, zurückkehren und „sie gegen den Übermuth des alles zerstörenden Witzes vertheidigen!“ Die alten Wörter und mundartlichen Spracheigentümlichkeiten seien zur Bereicherung der gesamten hochdeutschen Sprache besonders wichtig.

Aufser auf die alten deutschen Schriftsteller weist Lenz noch auf eine andere Quelle zur Bereicherung der deutschen Sprache hin: die Wörter der sogenannten gemeinen Leute, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen.[139])

In der nächsten Sitzung am 9. November hielt Lenz ein Referat „Über die Vorzüge der deutschen Sprache“. Der Zweck des Vortrages war, die Mitglieder der Gesellschaft zu veranlassen, ihre Berichte in deutscher Sprache und nicht in der französischen, die augenscheinlich von vielen Einheimischen des Elsass bevorzugt wurde, zu halten. Er weist darauf hin, dafs die Gesellschaft es sich zur Aufgabe gestellt habe, die deutsche Sprache in dieser französisch gewordenen Gegend zu schützen, und macht die Mitglieder auf den Nutzen aufmerksam, Gedanken, die sie französisch gefafst hätten, deutsch wiederzugeben. Aber die Hauptsache sei, dafs zu wissenschaftlichen Erörterungen die deutsche Sprache zweifellos mehr als die französische geeignet sei. Das käme an erster Stelle von der gröfsten Freiheit her, mit der man die Wörter im Satze beliebig setzen könne. So hält Lenz beispielsweise die Wiedergabe des französischen Satzes

J'aime Dieu et mon prochain

im Deutschen auf dreierlei Weise für möglich:

Ich liebe Gott und meinen Nächsten.
Gott und meinen Nächsten liebe ich.
Gott liebe ich und meinen Nächsten.

wobei jede Satzbildung eine besondere Abstufung durch die eine oder andere Stellung der Wörter erhält.

Einen zweiten Vorteil der deutschen Sprache sieht Lenz darin, „dafs die Verbes im Deutschen, wie der Verstand eines Feldherrn die ganze Armee, so sie alle ihnen zugeordnete Wörter einschliefsen und umfassen können“.[140])

Der dritte Vorteil der deutschen Sprache besteht darin: „zusammengesetzte Wörter ohnbeschadet ihres Sinnes wieder von einander zu trennen, wo es zur Aufhellung des Begriffs nöthig ist“. Hauptsächlich hat Lenz hier die Teilbarkeit der zusammengesetzten Zeitwörter im Auge, im Gegensatze zu den französischen verbes composés, wie surprendre, surpasser, parcourir u. a. m.

Obgleich diese Vorzüge der deutschen Sprache als solche auch bestritten werden können, so war doch die Verteidigung der Muttersprache zu einer Zeit, wo man sich nicht selten verachtungsvoll zu ihr verhielt

und ihr, wie der geniale Friedrich II., die französische Sprache vorzog, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Lenzens, das kein Erforscher der deutschen Kultur und der deutschen nationalen Selbsterkenntnis unbeachtet lassen dürfte.

Zweifellos schliefst sich Lenz mit seinen Ansichten und mit seinem Eintreten für die Muttersprache Hamann und Herder an. Eine literarische Reform wird gewöhnlich von einer Reform der Sprache und des Stils begleitet. So war es auch damals. Für die neuen Ideen, die neuen Empfindungen, den neuen Inhalt eignete sich die alte Form, der alte Stil nicht mehr.

Wir müssen auf die analogen Erscheinungen in Frankreich hinweisen. Von allen französischen Zeitgenossen Lenzens zeichnete sich am meisten Mercier mit seinem Versuche, die Literatur umzugestalten, aus. Gleich den Stürmern und Drängern denkt er an eine Reform der Sprache und des Stils. Im 28. Kapitel seines Buches „Nouvel essai sur l'art dramatique" behandelt Mercier auch die Frage des Stils und löst sie annähernd so wie Lenz.[141]) Mercier verwirft ebenfalls die durch Regelnzwang beengte akademische Sprache und fordert für den Schriftsteller Freiheit auch in dieser Beziehung. „Schafft Euch eine eigene Sprache", sagt er, „die Euch allein angehört.[142]) . . . Wie die Seele eines Schriftstellers, so ist auch seine Sprache.[143]) . . . Die Sprache mufs erweitert, reicher und fruchtbringender gemacht werden.[144]) . . . Die Sprache der Barbaren zeichnet sich durch grössere Kraft und Energie aus. . . . Ein bilderreicher Stil ist der Vorzug der Urvölker." [145])

Erst die Romantiker verwirklichten die Reform des französischen Stils, für die Mercier sein ganzes Leben kämpfte. Das war auch der Grund, dafs letzterer Châteaubriands „Atala" so freudig begrüfste.[146])

Am 23. November las Lenz in der Gesellschaft seine Überarbeitung der Plautinischen „Kriegsgefangenen" vor, am 14. Dezember sein Familiengemälde „Die beiden Alten", am 21. Dezember die Übersetzung von William Hamiltons schottischer Ballade: „The braes of Jarrow" (oder richtiger, die letzten sieben Strophen dieser dreifsig Strophen enthaltenden Ballade) [147]) und am 25. Januar 1776 seine Abhandlung „Etwas über die Veränderungen des Theaters im Shakespeare". Diese Abhandlung sollte eine gewisse Richtigstellung seiner „Anmerkungen übers Theater" sein, die zwei Jahre vorher erschienen waren. In seinen „Anmerkungen" verwarf er mit Heftigkeit die Lehre von den drei dramatischen Einheiten, jetzt macht er der allgemeinen Meinung einige Zugeständnisse und hält es für notwendig, Shakespeare zu verteidigen, dass dieser die Einheit des Ortes verletzt. Lenz gibt jetzt zu, dafs ein zu rascher Wechsel des Schauplatzes die szenische Illusion raubt, und warnt die

dramatischen Schriftsteller vor dem Mifsbrauche eines solchen Wechsels. Seinen Worten nach liefs Shakespeare den Wechsel des Schauplatzes während eines Aktes nur als Ausnahme zu, um dadurch gröfsere Vorteile zu erzielen.[148])

Nach Lenzens Abreise aus Strafsburg las Röderer am 21. März 1776 dessen Übersetzung des „Coriolan" vor. Zum Vorlesen in der literarischen Gesellschaft war auch die Übersetzung Lenzens aus Pope bestimmt, und zwar des ersten Gespräches aus dem Epiloge zu den Satiren. Das Manuskript dieser Übersetzung, die nie im Druck erschienen ist, befindet sich in der Bibliothek des Professors Weinhold. Mitteilungen über dieselbe, die in der Presse erschienen sind, beschränken sich auf kurze Bemerkungen Clarkes. In dem Vorwort sagt Lenz, dafs er das erste Gespräch aus dem Epiloge zu Popes Satiren als Muster zeitgemäfser Satiren vorlesen wolle. Er nennt Pope einen Schriftsteller, der uns durch seine Werke zu edleren, höheren und freieren Anschauungen führt. Die Übersetzung ist in Prosa und kann nach Clarkes Meinung als die am wenigsten gelungene aller Lenzschen Übersetzungen bezeichnet werden. „Alle Fehler der früheren Übersetzungen sind in verstärktem Mafse vertreten, während die Vorzüge ganz fehlen". . . Diese Übersetzung ist nur als Gelegenheitsarbeit zu betrachten, die den Zweck hatte, die Mitglieder der literarischen Gesellschaft mit der Art Popes bekannt zu machen, und war nie für den Druck bestimmt.[149])

Von andern Referaten sind noch zu erwähnen: „Briefe über die Moral des jungen Werther"; sie sind leider nur in einem kurzen Bruchstücke in den Anmerkungen zu der Wagnerschen Übersetzung von Merciers „Nouvel essai" erhalten geblieben. Wenigstens vermutet Erich Schmidt, dafs das betreffende Bruchstück zu den „Briefen über Werther" gehört habe.[150]) Diese Briefe hat Lenz vermutlich bald nach dem Erscheinen des Goetheschen Romans als Erwiderung auf den vielfach gegen dieses Werk erhobenen Vorwurf der Unsittlichkeit geschrieben. Lenz schickte das Manuskript Goethe zu, der es seinerseits an Friedrich Jacobi sandte. Letzterer schrieb unter dem 25. Mai 1775 an Goethe: „Lenzens herzige Briefe über Werthers Moralität haben mir manche schöne Stunde gemacht. Ich habe sie zu verschiedenen Malen ganz durchgelesen und mehrentheils mit Entzücken."[151]) Nichtsdestoweniger erklärte sich Jacobi gegen die Veröffentlichung dieser Briefe, wobei er sich im Gegensatze zu Goethe befand.[152]) Die Ansicht Jacobis beeinflufste augenscheinlich Lenz, er dachte nicht mehr daran, sie drucken zu lassen, und beschränkte sich darauf, sie in der Strafsburger Gesellschaft am 1. März 1776 vorzulesen.[153])

Das in den Anmerkungen zu Wagners Übersetzung des „Nouvel essai" von Mercier enthaltene Bruchstück weist auf zwei Mängel

im deutschen Lesepublikum hin: auf sein Unverständnis, das Gebiet der Poesie von dem der Moral zu scheiden, und auf seine Neigung, sich mit den Helden dichterischer Werke zu identifizieren, von ihren Leidenschaften mit ergriffen zu sein und ihre Handlungen nachzumachen. Dem zweiten Mangel sind die „leidenschaftlichen Leser" unterworfen, für welche die „trefflichsten Gedichte die gefährlichsten" sind. Bei seinen Ansichten stützt er sich auf den noch nicht erschienenen Goetheschen „Prometheus", vielleicht „das gröſste was er schrieb". „Dieser Prometheus ist ein Götterverächter, wie er in der Geschichte war und seyn muſste. Ihn fromm zu machen hieſse der Medicäischen Venus einen Rosenkranz in die Hände geben . . . Wenn wird man einmal anfangen, mit fester Seele bey den Meisterstücken unserer Künstler vorüberzugehen und sich ungestört von ihnen entzücken zu lassen, ohne sich Leidenschaften zu seinem Verderben zu überlassen?" [154]) Mit dieser Frage schlieſst das Bruchstück, das den verloren gegangenen Briefen über Werther entlehnt sein, aber ebensogut einer andern Quelle entstammen kann.

Das war, in allgemeinen Zügen geschildert, die Tätigkeit Lenzens in der neuen Straſsburger Gesellschaft, deren Seele er war und deren Interessen ihn lebhaft beschäftigten. In einem Briefe an Boie, den letzterer am 2. Januar 1776 empfing, äuſsert sich Lenz sehr erfreut über die Fortschritte seines Unternehmens: „Unsere deutsche Gesellschaft vergröſsert sich von Tage zu Tage. Schlosser ist auch davon und in Colmar, Freyburg und andern benachbarten Orten bekommen wir Zuwachs".*)

Den ganzen Winter 1775—76 trug sich Lenz mit Plänen zu einer italienischen Reise. In einem Briefe an Herder vom 20. November 1775 teilt Lenz ihm mit, daſs er mit dem Sohne des Berliner jüdischen Bankiers Ephraim, der sich aber Flies nenne, nach Italien reisen werde.[155]) Im folgenden, wahrscheinlich im Dezember desselben Jahres geschriebenen Briefe schreibt Lenz: „Meine Reise nach Italien könnte sich wohl noch machen, aber so bald nicht. Der Stein des Anstoſses ist fort, nur hängt mein Mann noch zu stark an Straſsburg. Diese Reise ist mir eine wahre Höllenfahrt. Von allem mich loszureiſsen — und doch muſs es gerissen sein." [156]) Dasselbe schreibt er im Januar 1776 an Lavater, er bemerkt dabei, daſs er nach Italien reise, um beim Anblicke der toten Kunstschöpfungen Henriette zu vergessen, die ihn tief im Herzen verwundet habe.[157])

Diese Reise verwirklichte sich leider nicht; man muſs es beklagen, weil ein längerer Aufenthalt in Italien, bei einem völlig sorgenfreien

---

*) Siehe Beilage A Nr. 7 (Manuskript in der Königl. Bibliothek zu Berlin).

Leben ihn geistig und körperlich hätte retten können. Es war für ihn notwendig, sich aus den schweren Lebensbedingungen Strafsburgs herauszureifsen, seinem Gehirn und seinen Nerven Ruhe zu gönnen, für ihn, der in der aufregenden Sturm- und Drang-Periode lebte. Die Reise nach Italien hätte eine günstige Wirkung auf Lenz, sowie auf den Künstler in ihm ausüben müssen. Die Betrachtung der Kunstwerke und der Natur dieses von Gott so gesegneten Landes wäre wohl geeignet gewesen, seine miteinander kämpfenden Seelenkräfte ins Gleichgewicht zu bringen. Sie hätte ihm künstlerischen Takt verleihen können, jenes Gefühl für Schönheit, Vollendung und Harmonie, das ihm gerade abging.

Aber nicht umsonst war Lenz ein typischer Unglücksmensch; das Schicksal ist ihm immer eine Stiefmutter gewesen und auch in diesem Falle sich treu geblieben.

Indes wurde seine Lage in Strafsburg unerträglich; er versank in Schulden [158]), seine Bettelarmut hatte ihn erschöpft, die Strafsburger Gesellschaft ihn enttäuscht, seine unglückliche Liebe ihn abgezehrt. Nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, dachte er dem Beispiele des Baron Lindau zu folgen und als Freiwilliger nach Amerika zu gehen.[159])

Aber statt nach Amerika reiste er in der zweiten Hälfte des März nach Weimar. Er hoffte vermutlich, am Weimarer Hofe, wo sein Freund Goethe eine so wichtige Rolle spielte, eine Anstellung zu finden. Er hatte ja auch den Herzog von Weimar bei dessen Durchreise durch Strafsburg kennen gelernt.[160]) Eine gewisse Rolle spielten hierbei auch seine phantastischen Projekte über eine Reform des Militärwesens, die ihn gerade damals sehr beschäftigten.

Am 10. März 1776 verabschiedete sich Lenz von den Mitgliedern der deutschen Gesellschaft mit einer rührenden Ode, aus der die Vorahnung seines traurigen Endes hindurchklingt. Er schildert seine Tätigkeit in ihrem Kreise, und auf seine ihn quälenden Ahnungen hindeutend ruft er ihr Mitgefühl hervor.[161])

Nach vier Tagen richtet er an Merck einen Brief voller lyrischer Ergüsse und trauriger Gedanken. Es ist schwer, eine geringere Meinung von sich selbst zu haben. „Bey meiner Jugend, Schwachheit und Thorheit führt mir der Himmel doch immer weise, reiffe und grosse Freunde zu, die mich wieder auf die Beine bringen“ schreibt er. Er teilt ihm seine bevorstehende Durchreise durch Darmstadt (in ungefähr 8 Tagen) mit und freut sich auf das Wiedersehen mit Merck, „dem herzlich geliebten, innig geschätzten Mann“. „Arm wie eine Kirchenmaus“ findet er keine Stimmung zur Ausübung seiner poetischen Tätigkeit. „Mir fehlt zum Dichter Mufse und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens . . .“ Er denkt nicht daran, sich zu

rechtfertigen, er denkt nicht daran, alle Schuld auf das Schicksal zu wälzen.[162]).

Über seine äufserst bedrängte materielle Lage klagt Lenz auch gleichzeitig Boie gegenüber in einem Briefe vom 11. März 1776: „Überdem mufs ich Ihnen aufrichtig gestehen, dafs ich gegenwärtig durch Schulden und andere wunderbare Verwickelungen mich in einer Geldnoth befinde die üble Folgen auf mein ganzes künftiges Schicksal haben könnte.“ *) Die projektierte Reise nach Weimar veranlafst ihn auch, auf das Honorar für „Die Soldaten“ zu dringen, die sich gerade damals im Druck befanden. „Ich brauche Geld,“ schreibt er an Zimmermann, „nöthiger als das Leben, und das zu einem entscheidenden Augenblicke, der hernach nicht wiederkommt . . . Helfen Sie Ihrem aufs Äufserste gebrachten Lenz.“ **)

Ehe wir an die Beschreibung des Weimarer Lebens unsers Dichters gehen, müssen wir noch seiner literarischen Schöpfungen aus den letzten Jahren seines Strafsburger Lebens gedenken.

Zehntes Kapitel.

Literarische Kämpfe.

„Sähen die Herrn es lieber, dafs man ihre Blöfsen empfindlicher aufdeckte, so hängt Popens Geifsel noch ungebraucht an der Wand: wer weifs, wer sie einmal über Deutschland schwingt.“

Lenz.

Als die junge literarische Partei des Sturms und Drangs Anfang der siebziger Jahre das Feld ihrer literarischen Tätigkeit betrat, waren Lessing, Klopstock und Wieland die angesehensten und einflufsreichsten Schriftsteller Deutschlands. Zu jedem dieser Beherrscher der damaligen Literatur verhielt sich die junge Partei ganz verschieden. Lessing brachte sie eine tiefe, aber kalte Hochachtung entgegen, an Klopstock begeisterte sie sich und vergötterte ihn beinahe, Wieland hafste und verachtete sie.

Die kriegerische Hitze der jungen Partei fand ihre volle Befriedigung in der „Hamburgischen Dramaturgie“, die die Götter des pseudoklassischen Parnasses gestürzt und die Fesseln der blinden Nachahmung der Franzosen gesprengt hatte. In der Reaktion gegen die veralteten dichterischen Kunstmittel, beim Versuche einer Reform der Literatur folgte diese Partei vollständig dem mächtigen Antriebe Lessings

*) Siehe Beilage A Nr. 9 (Manuskript in der Königl. Bibliothek zu Berlin).

**) „Aus Herders Nachlass“ II, 364—365.

und zehrte an den Früchten seiner kritischen Siege. Sie achtete ihn hoch. Aber sein Standpunkt konnte doch die feurige Jugend nicht ganz befriedigen, er erschien ihr im Zerstören wie im Aufbauen zu vorsichtig und konservativ. Sein Rationalismus, seine Freundschaft mit den deutschen „Aufklärern", seine kalte Vernunft und sein nicht genügend weiches Gefühl stiefsen die Partei von Lessing zurück. Er erschien der erregten, von den neu sich ihr eröffnenden Lebensaufgaben trunkenen Jugend, der Jugend, die sich zu leben und zu empfinden beeilte, als ein zu nüchterner, nicht aus dem Gleichgewicht zu bringender Philosoph. Sie benutzte alle seine kritischen Erfolge, achtete aber seinen glänzenden, doch kalten Verstand nicht und begeisterte sich am Feuer des Klopstockschen Enthusiasmus. Klopstock bot ihr die Fülle der Empfindsamkeit, die sie bei Lessing vermifste, die reiche Speise für Herz und Phantasie, nach der sie hungerte, und die Poesie der Seele, von der sie träumte, nicht die des Verstandes. Unter der Fahne Klopstocks nahm die junge Partei den Kampf auf und bildete eine Gruppe von Klopstockianern, die dem Verfasser des berühmten „Messias" einen Enthusiasmus entgegenbrachte, der an Vergötterung streifte. Dieser Enthusiasmus verbindet die beiden Kreise der Stürmer und Dränger, den rheinischen und den Göttinger, obgleich er im letzteren noch schärfer ausgeprägt war.

Der Verehrung Klopstocks gab die Verurteilung und Verwerfung Wielands nichts nach. Den Freunden der seraphischen Dichtung des „Messias", — mit seiner Herrschaft überirdischer Schatten, die vom geheimnisvollen blassen Mondscheine durchleuchtet waren, mit seinem Streben nach übermenschlicher Vollendung —, konnte die grob realistische, epikureische, französische Salonrichtung des Verfassers der frivolen „Komischen Erzählungen" und des cynischen „Neuen Amadis" nicht gefallen. Die Frankomanie Wielands stand in krassem Gegensatze zu der patriotischen Richtung Klopstocks, der als „Barde" des deutschen Altertums aufgetreten war.

Der Göttinger Dichterbund sah in Wieland den Verbreiter der französischen „Sittenverderbnis" und sprach über ihn gleichwie über Voltaire den Bannfluch aus. Bei den Versammlungen des Bundes wurden nach Vorlesung Klopstockscher Oden und nachdem Toaste auf sein Wohl ausgebracht worden waren, stürmische Reden gegen den „Sittenverderber" Wieland gehalten; es wurde ihm Rache für die verletzte Sittenreinheit geschworen. Im Jahre 1773 feierten die Barden den Geburtstag Klopstocks. Ein langer, mit Blumen geschmückter Tisch war gedeckt. Auf einem mit Rosen und Levkojen überstreuten Sessel lagen alle Werke Klopstocks, unter ihm ein zerrissenes Exemplar von Wielands „Idris". Klopstocks auf Deutschland bezügliche Oden wurden vorgelesen, die „Idris" wurde mit Füfsen ge-

treten, Seiten wurden herausgerissen, um sich ihrer als Fidibus zum Anstecken der Pfeifen zu bedienen. Man trank auf das Wohl Klopstocks, auf das Andenken Luthers und Hermanns, dann auf den Bund, auf Ebert, Goethe und Herder. „Wir safsen mit Hüten auf dem Kopf, sprachen von Freiheit, Deutschland und Tugend.“ Zum Schlufs wurden Wielands Buch und sein Bildnis verbrannt.[1])

Die rheinische Gruppe begnügte sich nicht damit, im geschlossenen Kreise hinter vier Wänden den Bannfluch auf Wieland zu schleudern, sie erklärte vielmehr laut und offen Wieland den Krieg und überschüttete ihn mit Pamphleten und Satiren. Zwischen ihr und Wieland bestand eine Meinungsverschiedenheit in allen wesentlichsten Punkten, in allen Fragen, welche die damalige Jugend erregten. Eine fanatische Begeisterung für Volkspoesie, für Shakespeare und für deutsches Altertum erfüllte die Jugend ganz. Wieland aber war ein hinreifsender Erzähler nach dem leichten Sinne des französischen Salons, er hatte nichts Gemeinsames mit der Volkspoesie und verstand sie auch nicht. Shakespeares Werke hatte Wieland, nach Ansicht der Stürmer und Dränger, in seiner Übersetzung entstellt und in seinen Anmerkungen zu den Stücken bewiesen, dafs er keinerlei Verständnis für das Shakespearesche Genie besitze. Gerstenberg und Herder, die ersten Vorkämpfer des Shakespeare-Kultus in Deutschland, überschütteten Wieland mit derartigen Vorwürfen; Herder war bereit, Wieland „die Augen auszukratzen“ wegen der Art, wie er einige Monologe Shakespeare's verdeutschte.[2]) Seine freie Behandlung des Shakespeareschen Textes erschien als eine Art glaubenslästerlichen Eingriffs in das Heiligtum, vor dem die Vertreter Jungdeutschlands sich bis zur Erde verbeugten. Sie konnten Wieland seine Bestrebungen nicht verzeihen, die Shakespearesche Redeweise zu glätten, zu kürzen und alles, was dem sogenannten Geschmacke widersprach, auszumerzen. Der Shakespearesche Realismus, die Shakespearesche Kraft begeisterten sie. Eben diese Kraft, diese ursprüngliche Eingebung, dieselbe kühne Schöpfergabe schätzten sie auch in der alten Kunst, in der mittelalterlichen Gotik; Wieland als Vertreter des verzärtelten Salongeschmacks konnte sie nicht befriedigen.

Schon Hamann, der Begründer der deutschen Sturm- und Drang-Periode, hatte sich abweisend über Wieland ausgesprochen[3]), aber die von ihm beeinflufste junge literarische Partei trat in offenen Krieg mit dem Herausgeber des „Teutschen Merkur“. Das erste Signal dazu gab Goethe im Jahre 1773. In seinem „Jahrmarktsfest zu Plunderweilern“ macht er Wieland als Nürnberger Spielwarenhändler, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Zeitungs-Bude Käufer herbeilockt, lächerlich. Zum Schlufs verspottet der Schattenspielmann die Ansprüche des Wielandschen Merkurs, der Retter der deutschen Literatur zu sein:

Fährt da die Sündflut rein:
Wie sie gottserbarmlick schrein!
All' all' ersaufen schwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck sie! in vollem Schufs
Fliegt daher Merkurius,
Macht ein End all dieser Not;
Dank, sei dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgelei
Dudeldumdei![4])

Wenn Goethe in dieser Fastnachtsposse Wieland nur so nebenbei streift, so schreibt er bald darauf eine auf den Herausgeber des „Teutschen Merkur" speziell gemünzte Posse: „Götter, Helden und Wieland", die im Frühjahre 1774 im Druck erschienen ist.[5]) Hier wurde der literarische Gegner der Stürmer und Dränger als unfähiger Ausleger Shakespeares und in seiner „Alceste" als trauriger Nebenbuhler des grofsen griechischen Tragikers Euripides hingestellt. Die unmittelbare Veranlassung zu dieser von Goethe binnen wenigen Stunden bei einer Flasche Wein zu Papier gebrachten Posse waren Wielands Briefe im „Teutschen Merkur", in denen er seine „Alceste" mit der des Euripides verglich und seinem eigenen Werke den Vorzug einräumte. Über diese Selbstüberschätzung des leichtsinnigen Erzählers empört, bewies Goethe scharfsinnig, dafs Wieland ebensowenig Euripides wie Shakespeare begriffen habe. Die „Riesengestalten" beider Dramatiker überstiegen sein Verständnis. Seine Alceste und sein Admet hätten nichts mit den gewaltigen Schöpfungen des Genies des Euripides gemein. „Es sind abgeschmackte, gezierte, hagere, blasse Püppchens, die ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel und zuletzt mit einem traurigem Gekrächze verschwanden." In der Posse tritt Wieland gegen den Euripides auf, durch dessen Mund Goethe die ästhetischen Anschauungen der neuen Lehre verkündet, die sich gegen die bleiche, schwache, farblose Salonkunst erhebt und die für die Kunst vor allem Charakter, plastische Darstellung und Individualismus fordert. „Ihr Dichter auf unseren Trümmern!", ruft Euripides aus. „Eure Leute sehen einander ähnlich wie die Eier, und ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammengerührt."

Beim Erscheinen des Herkules ist Wieland über seine Riesengröfse erschrocken.

W i e l a n d: (zurückweichend). Ich hab nichts mit Euch zu schaffen, Kolofs.

H e r k u l e s: Nun, wie dann? Bleibt nur!

W i e l a n d: Ich vermutete einen stattlichen Mann mittlerer Gröfse.

H e r k u l e s: Mittlerer Gröfse? Ich?

W i e l a n d: Wenn Ihr Herkules seid, so seid Ihr's nicht gemeint.

„Meine Gottheit ist Dir niemals im Traum erschienen", erwidert ihm Herkules und fügt hinzu, dafs nach den Beschreibungen von Homer diese alten Helden für Wieland alle „zu gross sind" [6]).

Im übrigen Teile der Posse hebt Goethe die Widersprüche zwischen Wielands rhetorischer Verkündigung einer gewissen abstrakten Tugend und dem zweideutigen Inhalt seiner frivolen Stücke hervor.

H e r k u l e s: Tugend! Ich hab' das Wort erst hier unten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wufsten.

W i e l a n d: Ich bin's ebensowenig im Stande. Doch lafst uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, dafs ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Weiter gesteht Wieland seine „kleinen Angriffe an Tugend und Religion" ein und beklagt sich, dafs man ihn „so entsetzlich verketzert".[7])

Diese Goethesche Posse wurde von Lenz herausgegeben, der bald der Führer des literarischen Feldzuges gegen Wieland wurde.

Im Sommer 1774 erschien der berühmte Roman: „Die Leiden des jungen Werthers", der die deutsche Gesellschaft in Aufruhr brachte, das wirkliche Leben streifte und die einen begeisterte, die andern bestürzte. Begeisterung und Entzücken über das Werk herrschten vor, das zu so rechter Zeit und in so künstlerischer Weise alle geheimen Saiten der zarten und träumerischen Empfindsamkeit der damaligen Generation berührte, das die sentimentalen Tränenschleusen gezogen, aus denen sich nun ein wahrer Strom ergofs, und das deutsche Wesen in Werther und Lotte so treu geschildert hatte. Aber es fehlte auch nicht an Verurteilungen und falschen Auslegungen.[8]) Als Wortführer der orthodoxen Partei trat der Hamburger Pastor Goetze auf, der in seinen polemischen Aufsätzen über die allgemeine Sittenverderbnis klagt und gegen solche verderblichen Schriften wie „Werther" „die theuere Obrigkeit" und die Polizei zu Hilfe ruft.[9]) Die deutschen „Aufklärer", vertreten durch den Berliner Journalisten und Buchhändler Nicolai, fielen mit der faden Parodie „Freuden des jungen Werther" über Goethe her. Die Rationalisten konnten es nicht verwinden, dafs Goethe in seinem Romane die Alleinherrschaft des Herzens und die Überlegenheit des Gefühls verkündete.[10])

Der Streit, der um „Werther" entbrannte, berührte die Interessen der ganzen jungen Partei des Sturmes und Dranges, es entstand ein Kampf zwischen den verschiedenen literarischen Richtungen jener

Zeit. Wir wollen in die Einzelheiten dieses Kampfes nicht näher eingehen und beschränken uns darauf, die Stellung zu erläutern, die Lenz in demselben einnahm.

Eingeschüchtert durch die oben erwähnte Posse, die Wieland in Goethe einen mächtigen und gefährlichen Feind sehen liefs, veröffentlichte Wieland im Dezemberhefte des „Teutschen Merkur“ eine ziemlich nachsichtige Kritik über „Werther“; zwischen den Zeilen derselben konnte man jedoch eine geheime Verurteilung des Buches lesen. Aber schon im nächsten Hefte (Januar 1775) fielen Wieland und sein treuer Satellit Professor Schmidt, veranlafst durch Lenzens „Anmerkungen übers Theater“, die zu gleicher Zeit mit „Werther“ erschienen, heftig über die junge Partei der Stürmer und Dränger her.

Eine gelungene Antwort der jungen Partei auf alle die Angriffe der literarischen Gegner war die Posse Wagners: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“, die viele Auflagen erlebt hat.[11]) Im Prometheus ist Goethe, im Deukalion sein Werther dargestellt. Die Rezensenten figurieren als verschiedene Tiergestalten: der Esel ist der Hamburger Hauptpastor Goeze, der Orang-Utang ist der Berliner Buchhändler Nicolai usw. Wieland erscheint als Merkur wie in der Posse Goethes. Er offenbart Goethe seine Liebe und bittet ihn, seine Sporen küssen zu dürfen.*)

Zur Verteidigung Nicolais veröffentlichte Hottinger in Zürich eine Hanswurstiade: „Menschen, Thiere und Goethe“, die keinerlei Erfolg hatte.[12]) Die junge Partei erhielt aber eine Stütze in der Satire „Wieland und Seine Abonnenten“, in der als Gegner Wielands Goethe, Herder, Klopstock, Gerstenberg, Lenz, die Grafen Stolberg u. a. m. genannt werden.[13])

Im Laufe des Jahres 1775 schrieb Lenz Werke über Werke gegen Wieland: eine längere Ekloge „Menalk und Mopsus“, ein mehrteiliges „Eloge de feu Monsieur **nd“, eine Komödie im Geschmacke des Aristophanes, „Die Wolken“, dazu in Prosa: „Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken“. Aufserdem richtete er gegen Wieland eine ganze Reihe von Epigrammen und machte ihn in seinem „Pandaemonium germanicum“ lächerlich.

Die erste Schrift, „Menalk und Mopsus“, ist vom Verfasser „eine Ekloge nach der fünften Ekloge Virgils“ genannt, aber die Nachbildung besteht nur in der Beibehaltung der Namen und darin, dafs bei Lenz wie bei Virgil sich beide handelnden Personen in lyrischem Wettgesang ergehen. Unter Menalk ist, wie Erich Schmidt bewiesen hat[14]), der Strafsburger Künstler und Schriftsteller Kamm, der Verfasser der geistlosen Schrift „Gallimatisches Allerley, oder Stadt-, Land- und Waldgedicht“ zu suchen. Mopsus ist niemand anders als

*) „Ist's mir vergönnt den Sporn zu küssen?“

Wieland selbst; die ganze Satire ist eine ausführlichere und beifsendere Darlegung aller Anklagen, die Goethe am Schlusse seiner Posse „Götter, Helden und Wieland“ gegen Wieland gerichtet hat. Wieland wird als ein in empörenden Epikurismus versunkener Wollüstling, als ein grofser Liebhaber verbotener Früchte, als ein ausschweifender, grober Kyniker, der sich hinter schwülstigsten Redensarten über Sittlichkeit und Tugend verbirgt, bezeichnet.

Menalk, der sein Leben durch Malerei unzüchtiger Bilder auf geheimen Deckeln von Tabaksdosen fristete, ist alt und blind geworden. „Mit Reimlein sucht' er nun das zu erreichen, was seinem Pinsel unerreichbar blieb.“ [15]) Als Nebenbuhler von ihm bei solchen Dichtungen erscheint Mopsus, der von seinen frühesten Knabenjahren an Geschmack an solchen Dingen gefunden hat.

Durch seinen Ruhm angelockt, kommt Menalk in einer Sommernacht zu Mopsus und ladet ihn ein, in einer vom Monde erleuchteten Grotte einen „Wettgesang von Amors Macht“ zu singen. Der Wettgesang ergibt, dafs Mopsus mit seinem Kynismus Menalk weit übertrifft, und dafs dieser noch viel bei ihm lernen kann:

Das ist nun mein Talent. Und schufsfrei doch zu seyn,
So kleid ich all das in Moralen ein.

Diese Moral „blendet“ die Augen der Leser:

Doch die Moral ist das, was Schwefel bei den Weinen:
Verdirbt sie zwar, doch macht sie besser scheinen,
Und blendt dem Volk die Augen.

Von seinen Kunstgriffen sagt Mopsus:

Das ist das Heiligthum der Kunst.

Zufrieden gehen sie auseinander, nachdem sie sich gegenseitig beschenkt haben.

Die nächste Satire Lenzens gegen Wieland erschien unter der französischen Überschrift: „Eloge de feu Monsieur **nd écrivain tres célèbre en poésie et en prose. Dedié au beau sexe de l'Allemagne.“ [16]) Die Satire besteht aus drei Teilen. Die beiden ersten tragen die Überschrift Wielandscher Werke „Der neue Amadis“ und „Die Grazien“. Unter der ersteren Bezeichnung legt Lenz seinem Gegner eine „Profession de foi“, die in der Lehre des sinnlichen Lebensgenusses besteht, in den Mund. Ideale Bestrebungen sind „schöne Lügen“, denen jeder selbstverständlich die „nackte Wahrheit“ vorziehen wird. Seinen Proselyten will Wieland sie bieten [17]). Alles andere ist „Dunst“, sind „Träume“ usw. Wahnwitz und Raserei ist die Verherrlichung der Liebe. Das Geheimnis der Liebe ist ihm besser bekannt. [18]) Im zweiten Teil protestieren die Grazien gegen die Behandlung, die ihnen Wieland zuteil werden läfst. Er hat sie angeschwärzt, entehrt, der

Achtung aller ehrlichen Menschen beraubt, ihren ehrlichen Namen in den Schmutz getreten. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als die Götter um Rache anzurufen; sie klagen Wieland an, dafs er „in der Larve der Weifsheit“ da stand „wie Mendelson und Garve“.[19]) Der dritte Teil der Satire, „Palinodie“ genannt, ist in den Mund einer fremden Persönlichkeit gelegt, die dem Verfasser die Ratschläge erteilt, um im Leben Erfolge zu erzielen, nicht gegen den Strom zu schwimmen und den gewohnten Pfad der Menge zu begehen. Denn wieviel würde er gewinnen, wenn er sich zu den Anhängern Wielands zählen würde.[20])

Das deutsche Publicum weifs nimmer aufzuhören;
Rennt's einmal einen Weg, so ists nicht umzukehren.[21])

In dem Feldzuge gegen Wieland nehmen die Satiren Lenzens eine hervorragende Stellung ein, sie stehen weit über ähnlichen Schriften anderer und sind Goethes Posse „Götter, Helden und Wieland“ gleichzustellen. Scharfsinn, beifsender Hohn, sichere Sprache, meisterhafte Handhabung des Verses — alles zeichnet Lenzens „Eloge de feu Monsieur **nd“ aus, dem sicher nicht die letzte Stelle in der deutschen literarischen Satire zusteht. Wenn diese gelungene Gabe der satirischen Muse Lenzens keine so weite Verbreitung, wie sie verdient, gefunden hat, so ist es, wie Erich Schmidt bemerkt, wahrscheinlich nur den diplomatischen Erwägungen des Goetheschen Kreises zuzuschreiben, der eine endgültige Niederlage Wielands nicht für angebracht hielt.[22]) Vielleicht ist die Satire auch ohne Wissen des Verfassers gedruckt worden und von der Goetheschen Partei, die nicht noch mehr Öl ins Feuer giefsen wollte, einfach totgeschwiegen worden.

Mit dem Augenblicke des Erscheinens dieser Satire gegen Wieland wurde es klar, dafs Goethes und Lenzens Ansichten über die Notwendigkeit eines offenen Kampfes gegen Wieland auseinandergingen. Im Dezember 1774 begann Goethe mit Wieland einen Briefwechsel.[23]) Nach einigen Monaten tauchte der Plan auf, Goethe solle nach Weimar kommen. Am 7. November 1775 fand dies wirklich statt, und es erfolgte eine Annäherung an Wieland *). So verlor die junge literarische

---

*) „Dafs Göthe schon über 5 Wochen hier ist, wissen Sie vermuthl. schon; und dafs Er und Ich nicht nöthig gehabt haben, einander fünf Wochen lang alle Tage zu sehen, um Freunde zu werden, brauche ich einem Manne von Ihrer Empfindung wohl nicht erst zu sagen. Schiefköpfe und kleine Seelen werden gewaltige Klotzaugen darüber machen, und sich nicht in das Wunder finden können. Göthe ist, so wie er ist, alles zusammengenommen, das gröfste Genie und zugleich einer der liebenswürdigsten Menschen unsrer Zeit; und Herder und Lavater sind wohl die Einzigen, die ihm allenfalls die Königswürde der Geister zu dieser unsrer Zeit streitig machen können“.

Postscriptum eines Briefes von Wieland (Weimar, 10. Dez. 1775) an

Partei einen mächtigen Bundesgenossen und Teilnehmer am Feldzuge gegen Wieland. Trotzdem setzte Lenz den Kampf unermüdlich fort. Den entscheidenden Schlag gegen Wieland gedachte er durch die dem Aristophanes nachgebildete Komödie „Die Wolken“ zu führen.

Dieses Werk entstand, als der Kampf gegen Wieland emporloderte, und war im Sommer 1775 geschrieben worden. Im August war es beendigt, und Lenz versprach, die Komödie an Herder nach Bückeburg zu senden[24]), aber bereits anfangs September war sie in Lavaters Händen in Zürich. Lenz bat Lavater, den Druck der „Wolken“ auf sich zu nehmen, eines Werkes, das, nach seiner Ansicht, der deutschen Literatur „wohl anderen Schwung geben möchte und somit ihrem Einfluſs auf die Gemüther“. (Dorer-Egloff Lenz und seine Schriften, 182.) Die Komödie machte auf Lavater einen unangenehmen Eindruck, und er riet Lenz vom Druck ab. „Wehe über mein Vaterland,“ erwiderte Lenz, „wenn die „Wolken“ nicht gedruckt werden.“ Er wollte, daſs die Wolken umgehend gedruckt würden. „Schick mir ein Giftpulver lieber, als daſs Du mir diese Bitte abschlägst. Werd ich gewürdigt für dieſs Stück zu leiden, wer ist glücklicher als ich? Und gerade itzt muſs es ins Publikum oder alle Gemälde verlieren ihre Anzüglichkeit, Stärke und Wahrheit.“[25]) Anfangs Oktober setzt Lavater in einem langen Briefe an Lenz seine Bedenken gegen die Drucklegung der „Wolken“ auseinander. Es scheint ihm, daſs Lenz ungerecht gegen Wieland sei und ihn für anders halte, als er wirklich ist. „Ich halt ihn für das reizbarste, wankelmütigste Geschöpfe, aber für keinen Heuchler, keine Schlange. Wäre er's — hohl' ihn der Schlangenzüchter.“ Lavater weist auf die Verdienste Wielands um die Entwickelung des literarischen Geschmackes in Deutschland hin und äuſsert die Ansicht, daſs das Gute, das er erwirkt, bei weitem das Böse, das sich trotz guter Absicht bei ihm eingeschlichen, überwiege.[26])

Aber die Bedenken Lavaters erwiesen sich nicht stark genug, um den polemischen Zorn Lenzens zu besänftigen. „Unsere Feindschaft,“ so schreibt er Lavater, „ist so ewig als die Feindschaft des Wassers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle . . . Oder hab ich hier mit Wieland dem Menschen, nicht mit Wieland dem Schriftsteller zu thun? . . Wieland der Mensch wird einst mein Freund werden — aber Wieland der Schriftsteller, das heiſst der Philosoph, der Sokrates*) nie.“[27])

Da er bei Lavater auf Widerstand stöſst, plant Lenz schon, die

---

Anton von Klein [1744—1810], den Verfasser des „Athenor“ und des ersten deutschen Singspiels „Günther von Schwarzburg“. Vrgl.: H. Mr. Malten, Bibliothek der Neuesten Weltkunde, 1840, Bd. 1, S. 382.

Anmerk. des Übersetzers.

*) d. h. in der Rolle des (aristophanischen) Sokrates.

„Wolken“ auf seine eigenen Kosten in Kehl drucken zu lassen[28]), aber am 2. Oktober bittet er Boie um seine Vermittelung, der ihm denn auch einen Verleger in der Person Helwings in Lemgo verschafft. Im Winter 1775—76 wurde die Satire gedruckt.[29])

Indessen hatte Lenz seine frühere Ansicht über Wieland, die ihn zu der beifsenden Satire veranlafst hatte, etwas geändert. Vielleicht war Lavaters Zureden doch nicht ergebnislos gewesen. Aufserdem bewogen ihn auch vielleicht die nahen Beziehungen der von ihm hochverehrten Schriftstellerin Sophie La Roche zu Wieland, mildere Saiten gegen seinen literarischen Feind anzuschlagen. Schliefslich hatte Lenz anscheinend begründete Aussichten, ähnlich wie Goethe, in Weimar, wo Wieland in hohem Ansehen stand, eine Anstellung zu finden. Um den Eindruck, den die „Wolken“ hätten hervorbringen können, etwas abzuschwächen, beschlofs Lenz, einen Nachtrag: „Vertheidigung des Herrn W(ieland) gegen die Wolken“, hinzuzufügen. Im Februar 1776 entschlofs er sich, nur letztere erscheinen und die bereits gedruckte Satire „Die Wolken“ vernichten zu lassen. Zur Entschädigung schickte er dem Verleger seine neue Komödie „Die Freunde machen den Philosophen“.[30]) Auf Betreiben des Verfassers wurden die „Wolken“ vom Verleger vernichtet, und zwar so gründlich, dafs kein einziges Exemplar dieser Satire uns erhalten geblieben ist.[31])

Weinhold ist der Beweis gelungen, dafs diese Schrift eine dramatische Form gehabt habe. Schubart nennt sie geradezu eine Komödie; Lenz selbst spricht von Akten und Szenen seines Werkes.[32])

Die Lenzsche Komödie war zweifellos eine Nachahmung der „Wolken“ des Aristophanes. Sokrates ist Wieland, Strepsiades Leopold Sauck usw. Die erhaltenen Zeilen Lenzens geben uns über das Thema des Stückes Auskunft: „Wieland, der den Sokrates machen will, zu dem allerley Leute kommen und sich Raths über ihre Seelenanliegen erholen. Sitzt der Esel da in der Löwenhaut.“[33]) — „Hiernach dürfen wir annehmen,“ sagt Weinhold, „dafs die Haupthandlung, die zwischen Sokrates-Wieland und Strepsiades-Sauck sammt dessen Sohne spielte, durch eine Zahl von Szenen begleitet ward, in denen Leute verschiedener Art sich an Wieland ratbegehrend wandten, und aus denen die verderbliche, sittengefährliche Natur des deutschen Sokrates derb sich entwickelte.“[34]) Unter andern kommt auch der Maler Gerard zu Wieland, um ihn um Rat zu befragen; dieser empfiehlt ihm Boccaccio als Mittel, sich von der Melancholie zu befreien. Unter den Konzepten Lenzens hat sich eine Szene zwischen Sokrates und einem pietistischen Mädchen erhalten. Zweifellos darf man annehmen, dafs diese Szene für die „Wolken“ bestimmt war, wenn sie vielleicht auch aus dem zum Drucke bestimmten Manuskript ausgemerzt worden ist.[35])

Diese von Weinhold veröffentlichte Szene zeigt uns den Wieland in den „Wolken“ als eine Fortsetzung des Mopsus aus der Ekloge „Menalk und Mopsus“. Hier wie da ist er ein Wollüstling, „ein Bösewicht, und ein desto gefährlicherer Bösewicht,“ weil er „unter der Maske der Frömmigkeit“ auftritt. Die Pietistin, die ihren Fall bereut, sucht eine sittliche Stütze bei Sokrates-Wieland. Der letztere verkündet ihr kynisch, dafs Liebe keine Sünde sei und sie daher nichts zu bereuen habe. „Die Reue ist die allerniederschlagendste Leidenschaft der menschlichen Seele, die sie aller ihrer Kräfte benimmt und zum fernern Guten untüchtig macht,“ sagt er.

Pietistin (fafst ihn ängstig an). Ach Gott! was sagen Sie da? Also Reue und Leid über die Sünde wäre ein Uebel?

Sokrates. Ja wohl, ein Uebel, und ich wiederhole, die Seele kann keine Kräfte fassen, ihr Leben zu bessern.

Sokrates-Wieland hält sich an das Sprichwort: „Eine Hitze vertreibt die andere“ und empfiehlt, um die Gewissensqualen zu betäuben, die Wiederholung der Sünde. Nach dem Abgange der erzürnten Pietistin sinnt er auf die Möglichkeit, die schöne Sünderin nach der von ihm empfohlenen Methode zu heilen. [36])

Zur Zielscheibe seines Witzes nimmt Lenz in seinen „Wolken“ aufser Wieland noch Nicolai, der ihn vor kurzem in seiner Werther-Parodie lächerlich gemacht hatte. [37])

Einiges Licht auf den Inhalt der „Wolken“ wirft die „Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken“ (mit dem Motto: Nec sum adeo informis. Virgil Eccl. 2 v. 25 sq. 1776, in 16°, 48 Seiten). Von dieser überaus seltenen Schrift sind gegenwärtig nur noch vier Exemplare bekannt. [38])

In der Einleitung wird darauf hingewiesen, dafs der Verfasser der „Wolken“ diese Satire nicht mit kaltem Blute schrieb, bei gelassenem Nachdenken aber „manche Schritte, die sein Flügelrofs gemacht, hernach selbst, wo nicht mifsbilligt, doch entschuldigt und dafür um Nachsicht bittet. Er übersah seinen Weg, und das Ziel, wohin er kommen wollte . . . Er sieht sich um und findt, dafs er von der Landstrafse abgeirret, durch manche Sümpfe gesetzt, sich und andere mit Koth bespritzt, und nun zittert er, wohl gar durch sein Beyspiel andere Strudelköpfe zu seiner Nachahmung bewogen, und wieder sein Wissen und Willen in die äusserste Gefahr gestürzt zu haben, im Sumpf unterzusinken und dem Auge der Sterblichen entzogen zu werden.“[39]) „Es ist nichts leichter als eine Aristophanische Schmähschrift geschrieben, es möchte aber in manchen Fällen ein wenig schwer werden, sie zu vertheidigen.“ Lenz vergleicht sich sogar mit „einem dreisten Buben“, der „dem ersten besten wohlgekleideten Mann Koth, Steine, Erdschollen und was ihm zu Handen kommt“, ins Gesicht wirft“.[40])

Lenz gesteht ein: „Herr W. hat sich gegen mich gerechter als gegen alle andere angehende Schriftsteller bewiesen.“ [41]) Seinerseits denkt er nicht daran, die Verdienste dieses „grofsen Mannes“ zu schmälern, „er war vielleicht der Einzige unter allen Gebohrnen, der Durst nach Erkenntnifs, Feinheit der Gefühle und in einem gewissen Grad Güte des Herzens unter den allerdisparatesten Ständen und Beschaffenheiten seiner Landsleute von den Kabinettern bis zur niedrigsten Klasse seiner Leser gäng und gebe machen konnte“. [42])

Seine Grundthese drückt Lenz mit den Worten, die er einst einem Freunde geschrieben hatte, aus: „Ich liebe W. als Menschen, ich bewundere ihn als komischen Dichter, aber ich hasse ihn als Philosophen, und werde ihn unaufhörlich hassen.“ [43]) Hierzu kommt die diktatorische Stellung, die Wieland zur Literatur einnahm und welche Lenz für ungerechtfertigt ansah. „Man erlaube mir doch hier, allen künftigen Dichtern oder Nachtretern und Nachbetern unserer Dichter, wenn es möglich wäre, mit der Stimme des Mars, als er verwundet war, oder wollen Sie lieber mit der Stimme Silens des Eselreiters, zuzurufen, dafs Uneigennützigkeit der grofse, der ewige Probierstein aller wahren Dichter gewesen ist, ist und bleiben wird“. Niemand hat wohl mehr Recht auf Belohnungen des Staates Anspruch zu machen als die Dichter; traurig ist das Los eines Plautus, ein Mühlrad umdrehen zu müssen. [44])

Der Verfasser beneidet Wieland um sein „glückliches Schicksal“ nicht; er ist gerecht belohnt, mag er aber durch „allzu lebhafte Anmafsungen nicht Eingriffe in die Rechte anderer thun . . . Poeten sind als Kaufleute anzusehen, von denen jeder seine Waare, wie natürlich, am meisten anpreist“. Aber das Urteil über die Würdigkeit steht „dem ganzen Volke“ zu. Den Begriff des Volkes nimmt der Verfasser hier „im gemilderten Verstande, so dafs er den Pöbel, der weder Dichter noch Gelehrte anders als vom Hörensagen kennt, davon ausschliefst“. Dagegen zählt er „auch die Väter des Volks zum Volke“. Hier spricht Lenz den Lieblingsgedanken Merciers aus, der fortwährend und beharrlich eine ähnliche Meinung über die souveraineté du peuple bei der Beurteilung der Kunsterzeugnisse hegte. [45]) Die einzigen Leiter des Volkes bei derartigen Fragen sind darnach die „wahren Gelehrten und Philosophen“. „Diese allein sollten den heiligen Namen der Rezensenten tragen“. [46])

Es gab eine Zeit in Deutschland, in der noch wirkliche Rezensenten vorhanden waren — ein Abbt, Mendelssohn, Hamann und ihresgleichen in den „Berlinischen Litteraturbriefen“. [47]) Solche Kritiker können die Führer in der Literatur sein.

Ganz anders verhält es sich mit der Diktatur der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, mit ihren zu einer wahren Kritik unberufenen

Mitarbeitern. Hier greift Lenz den Herausgeber dieser Zeitschrift, Nicolai, an, der unzweifelhaft unter der Bezeichnung „Buchhändler J." gemeint ist.[48]) Lenz geifselt ihn wegen seiner Anmafsung, ein despotischer Gesetzgeber der deutschen Literatur sein und das Monopol der Journalistik und der Kritik besitzen zu wollen. Er wirft ihm vor, seinen Geschmack und seine Anschauungen dem Publikum fast gewaltsam aufdrängen zu wollen und eine Menge nur in der Wolle anders gefärbter Mitarbeiter um sich zu versammeln, die er zumeist noch im Interesse seines kaufmännischen Geschäfts ausnutzt, um alles Neue, Junge, Frische und Ehrliche (selbstverständlich sind die Stürmer und Dränger darunter zu verstehen) zu verfolgen.

Um gegen seine unparteiischen Beziehungen zu Nicolai keinen Verdacht aufkommen zu lassen, fügt Lenz sofort hinzu, dafs er den Berliner Journalisten „als Buchhändler und anfänglichen Liebhaber und Beförderer der deutschen Literatur, auch in seinem N. (Sebaldus Nothanker) als unterhaltenden Romanendichter schätze, sobald er aber Kunstrichter und mehr als das, Impresario und Direcktor aller Kunstrichter, Herr aller Herren werden will, mit allen seinen aufgeblasenen Anmafsungen verspotte und verlache".[49])

„Diese wachsgelben Aristarchen, die mit einem Blick das ganze Teutschland und wills Gott alle vergangene und zukünftige Nationen übersehen, verdienen also nicht allein verlacht und verspottet, sondern auch, wenn sie sich wie Paillasse unter schnellkräftigen Seiltänzern unbehelfsam herumtummeln, wie Strohsäcke behandelt zu werden. Wiedrigenfalls sie uns unsere jungen Leute irre machen, und durch das nirgends schädlichere jurare in verba magistri eine ganze Posterität verhunzen könnten."[50])

Nach diesem geht Lenz zum Hauptthema, der „Vertheidigung", über, zur Darlegung der Gründe, die ihn gegen Wieland aufzutreten gezwungen hatten. Er wirft diesem die unglückliche Idee vor, ein neuer Sokrates sein zu wollen. „Diesen Mann in unseren Zeiten heruntersetzen oder geringschätzig machen zu wollen, hielte ich für eine wahre Gotteslästerung." In den „Wolken" bekämpfe er nur die „Sokratidien", „die schon zu seiner Zeit Aristophanes Galle rege machten" — „nur diese Sokratidien möchte ich durch Erinnerung an jenen grofsen Namen in Schröcken setzen und bescheidener machen". Welch unglücklicher Gedanke Wielands, der so grofse anderweitige Verdienste habe, sei es gewesen, die Anzahl dieser vermehren zu wollen.[51])

Lenz hört nicht auf, Wieland als Dichter zu rühmen. Er redet mit Enthusiasmus von seinem „Musarion": „Welche ruhige Farbemischung, welche herrliche lebendige Schattirung der Charaktere!" . . . „Der Dichter weiset anschauend und sinnlich, wie es ist, aufs höchste wie es nach gewissen gegebenen Umständen seyn kann, der Philosoph

sagt wie es seyn soll . . . So lang Wieland sich also neben Fieldingen hinstellt, nehmen wir keinen Anstand, seine Schriften, anstatt sie zu verbieten, vielmehr jungen Leuten in die Hände zu geben, um die Welt, in der sie zu leben haben, um alle die Gefahren, an denen ihre Tugend geübt werden soll, vor ihre Augen zu bringen: sobald er sich aber neben Sokratessen stellt, und doch der Hauptheld seines Stücks eine lächerliche Rolle spielt, so müssen wir dafür ärger warnen, als für das korrosivste und beschleunigendste Gift, das jemals von einem Menschenfeinde in den Eingeweiden der Erde ist zubereitet worden." [52])

Am meisten ereifert sich Lenz gegen Wieland wegen dessen „Neuen Amadis", in dem, wie er behauptet, auf grobe und kynische Weise der Idealismus der Jugend verhöhnt werde. An einem solchen sympathischen Charakter, wie dem des Amadis, „sind auch die Schwachheiten verehrungswerth und verdienen eher die Thränen des Menschenfreundes als das Gelächter . . . . .". [53]) Wen mache Wieland lächerlich? Einen Jüngling, der ganz andere Rücksichten verdiene, der von seiner Würde, von guten Eigenschaften und edlen Trieben erfüllt sei. Man könne sich nicht genug darüber empören, einen solchen Menschen „mit einem halbwahnwitzigen Ritter von der traurigen Gestalt in eine Klasse zu werfen und zum Havpthelden eines komischen Romans zu formen". [54])

Im Zusammenhange mit seinem Urteil über den Amadis enthüllt Lenz ein trauriges Bild des sittlichen Zustands jener Zeit: „Die Religion — ist viel zu ohnmächtig in dem entscheidenden Augenblick der Versuchung, den in uns stürmenden Leidenschaften die Waage zu halten." [55]) Die Ehen, so meint er, sind des sittlichen Inhalts beraubt und entsprechen nicht den Forderungen des Herzens. [56])

Lenz schliefst seine „Vertheidigung" mit der Hoffnung, dafs Wieland einen andern Weg beschreiten werde. In diesem Falle wird er sagen: „o mein liebenswürdiger Freund! reichen Sie mir Ihre Hand, und ich will Ihr Herz so sehr verehren, als ich Ihren Geistesgaben meine Bewunderung nie habe entziehen können." [57])

In der „Vertheidigung" streckte Lenz zweifellos Wieland die Hand zur Versöhnung entgegen und bereitete sich so den Boden zu den persönlichen Beziehungen zu ihm, die ihn in Weimar erwarteten. Die Versöhnung fand, wie wir später sehen werden, wirklich statt. [58])

Wenden wir uns jetzt zu einem Werke Lenzens, in dem Wieland auch eine gewisse Rolle spielt, dessen Aufgabe aber eine weit gröfsere ist. Es ist dies das „Pandaemonium germanicum", eine in dramatische Form gekleidete literarische Satire, die vom Standpunkte Lenzens aus die Stellung der jungen Sturm- und Drang-Partei den andern damaligen literarischen Richtungen gegenüber kennzeichnet.

Dieses Werk war wahrscheinlich nicht für den Druck bestimmt.

Wenigstens steht auf dem Manuskript der Berliner Königl. Bibliothek die Notiz von Lenzens eigner Hand: „Wird nicht gedruckt". Lenz machte aber aus seiner Satire kein Geheimnis. Ende Juli oder Anfang August 1775 schickte er das Manuskript des „Pandaemonium germanicum" mit dem der „Soldaten" an Herder.[59]) Es ist sehr wahrscheinlich, dafs auch Goethe davon Kenntnis erhalten hat.[60]) Lenzens Freunde Schlosser und Röderer kannten vermutlich dieses Werk auch.[61])

Die Entstehungszeit der Satire kann man ziemlich genau feststellen. Das „Pandaemonium" gehört teilweise zu jener durch Goethes „Werther" hervorgerufenen polemischen Literatur[62]) und schliefst sich den „Briefen über die Moralität Werthers" von Lenz an. So kann das „Pandaemonium" nicht vor dem Winter 1774—75 geschrieben worden sein, in welchem der literarische Kampf um den Goetheschen Helden entbrannte. Der Plan zum „Pandaemonium" entstand wohl zu der Zeit, als dieser Kampf in vollem Gange war, zur Ausführung ist es wohl nicht vor dem Frühjahr 1775 gekommen. Das ist aus der Erwähnung: „In Böhmen ist neulich der Bauernkrieg ausgebrochen" (II. Akt, 3. Szene), der im Frühjahr 1775 stattfand[63]), und aus dem Hinweis auf die Wagnersche Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (II. Akt, 4. Szene), die auch erst im Frühjahr 1775 gedruckt wurde[64]), zu ersehen. Um die Zeit zu bestimmen, wann die Satire geschrieben sein mag, kann auch die Anspielung auf Wielands Rezension im Januarhefte des „Teutschen Merkur" dienen.[65]) Aufserdem waren Lenzens Beziehungen zu Sophie La Roche, die er mit Begeisterung in seinem „Pandaemonium" erwähnt, im Jahre 1775 die denkbar besten. Im selben Jahre besteht auch zwischen Lenz und Goethe, der in der Satire die wichtigste Rolle spielt und als Führer der neuen literarischen Bewegung verherrlicht wird, das innigste und herzlichste Verhältnis.[66])

Wir wissen bereits, dafs nach dem Erscheinen des „Götz von Berlichingen" Lenz an Goethe einen scherzhaften Aufsatz „Unsere Ehe" sandte, worin er humoristisch sein Talent mit dem Goethes verglich. „Werther", ein neues glänzendes Zeugnis von dem aufserordentlichen Genie des Verfassers, veranlafste Lenz, das „Pandaemonium" zu schreiben, dem eine ähnliche Tendenz zu Grunde liegt. Hier handelt es sich auch um die Nebeneinanderstellung ihrer Talente, wobei Lenz, wenngleich er das seine auch mit dem Goethes vergleicht, es doch viel geringer schätzt. Die ganze Schrift ist voller Begeisterung für Goethe, der als lichtstrahlender Genius, Dichter von Gottes Gnaden, Held der Poesie verherrlicht wird, der siegreich seine literarischen Gegner in den Staub tritt. Lenz nennt sich bescheiden einen „Nachahmer Goethes" (I. Akt, 2. Szene). Goethe klimmt leicht, alle Hindernisse überwindend, zum Gipfel des Parnafs empor; Lenz klettert ihm mühsam nach. Goethe, der alle poetischen Ziele mit Leichtigkeit

erreicht, ist als Genie in der Art des Puschkinschen Mozart dargestellt. Sich selbst schildert Lenz als schätzbares Talent, das der unbedingt Leitung dieses neuen Prometheus bedarf. Nur die Nähe Goethes und das Geständnis der Überlegenheit desselben bringen die Stellung Lenzens zu Ehren.

Der erste Akt, der aus vier Szenen besteht, zeichnet die Beziehungen der literarischen Partei Goethes zu den „Nachahmern", „Philistern" und „Journalisten".

In seiner Frankfurter Rede (1771) nannte Goethe Shakespeare den „gröfsten Reisenden" der Welt, der in „Siebenmeilenstiefeln" dahin schritte. Herder erschien Shakespeare majestätisch auf einem hohen Felsen sitzend, an dessen Füfse sich die Menge der furchtsamen Erklärer drängte. Schubart verglich den Genius Goethe mit Riesenbergen. [67]) In Übereinstimmung damit ist im „Pandaemonium" der deutsche Parnafs als steiler Berg dargestellt, an dem Goethe und Lenz hinaufklimmen. Lenz ist im Reisekleide, was darauf hinweisen soll, dafs er in Deutschland fremd und nur ein Reisender daselbst sei.

Goethe: Was ist das für ein steil Gebirg mit so vielen Zugängen?

Lenz: Ich weifs nicht, Goethe! Ich komme erst hier an.

Goethe: Ist's doch so herrlich dort oben zuzusehn, wie die Leutlein ansetzen, und immer wieder zurückrutschen. Ich will hinauf. (Geht um den Berg herum und verschwindet.)

Lenz: Wenn er hinaufkommt, werd' ich ihn schon zu sehen kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung*). Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock schütteln, und selbst zusehen, wo heraufzukommen.

(Erscheint eine andere Seite des Berges, ganz mit Busch überwachsen. Lenz kriecht auf allen Vieren.)

Lenz (sich umkehrend und ausrufend): Das ist böse Arbeit. Seh' ich doch niemand hier, mit dem ich reden könnte. Goethe! Goethe! wenn wir zusammen blieben wären. Ich fühl's, mit dir wär' ich gesprungen, wo ich itzt klettern mufs. Wenn mich einer der Kunstrichter sähe, wie würd' er die Nase rümpfen! Was gehn sie mich an, kommen sie mir hier doch nicht nach. Aber weh', es fängt wieder an zu regnen. Himmel, bist du so erbost über einen handhohen Sterblichen, der nichts als sich umsehen will. — Fort! das Nachdenken macht Kopfweh. (Klettert weiter.)

(Wieder eine andere Seite des Berges, aus dem ein kahler Fels hervorsticht. Goethe springt herauf, sich umsehend.)

Goethe: Lenz! Lenz! welche herrliche Aussicht. — Da, o! da steht Klopstock. Wie, dafs ich ihn von unten nicht wahrnahm. Ich

*) Wahrscheinlich spielt hier Lenz auf die erste Bekanntschaft mit Goethe in Strafsburg [1771] an.

will zu ihm. Er deucht mich auszuruhen, auf den Ellbogen gestützt. Edler Mann, wie wird's dich freuen, jemand Lebendiges hier zu sehen!

(Wieder eine andere Seite des Berges. Lenz versucht zu stehen.)

Lenz: Gottlob, daſs ich einmal wieder auf meine Füſse kommen darf, mir ist das Blut vom Klettern so in den Kopf geschossen. O, so allein! Daſs ich stürbe. Hier seh' ich wohl Fuſstapfen, aber alle herunter, keinen hinauf. Gütiger Gott! so allein.

(In einiger Entfernung Goethe auf einem Felsen, der ihn gewahr wird. Mit einem Sprung ist er bei ihm.)

Goethe: Lenz, was Teutscher machst du denn hier?

Lenz (ihm entgegen): Bruder Goethe! (Drückt ihn an sein Herz.)

Goethe: Wo Henker bist du mir nachgekommen?

Lenz: Ich weiſs nicht, wo du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht.

Goethe: Bleiben wir zusammen. (Gehen beide einer andern Anhöhe zu.)

Der allegorische Sinn dieser Szene ist leicht verständlich: sie offenbart die Beziehungen Lenzens zu Goethe von ihrer ersten Begegnung in Straſsburg bis zum Jahre 1775, wo ihre Freundschaft im Zenit stand.

Nach der Erzählung Goethes in seiner Autobiographie war er Lenz rasch nähergetreten, weil sie „ähnliche Gesinnungen hegten". So stellt Lenz sich und Goethe auf ein und denselben Berg klimmend, das heiſst als ein und denselben literarischen Geschmack und dieselben Bestrebungen Teilende vor. Aber Goethe eilte ihm voran und erreicht zuerst die Höhe oder, anders ausgedrückt, er schreibt seinen „Götz" (1773). Der in Straſsburg zurückgebliebene Lenz ist voll von Erinnerungen an Goethe, der vor ihm „wie eine Erscheinung" bei ihrer ersten Bekanntschaft aufgetaucht war. Mit langer und hartnäckiger Arbeit versucht er die Höhe der Goetheschen Schöpfungen zu erreichen. Klopstocks Poesie erscheint beiden als leitendes Ideal. Wenn auch nach Goethe, so erreicht Lenz doch die Höhe des deutschen Parnaſs, d. h. er gibt den „Hofmeister", die „Übersetzungen nach dem Plautus", den „Neuen Menoza", die Übersetzung von Shakespeares „Verlorne Liebesmüh'" und die „Anmerkungen übers Theater" heraus (alles im Jahr 1774). In derselben Zeit veröffentlicht Goethe seinen „Werther" oder, in der Sprache des „Pandaemonium" zu reden, er klimmt noch höher. Von da streckt er die Hand Lenz entgegen, er würdigt Lenzens Anstrengungen auf dem ihm teuren Gebiete und ladet ihn ein, zusammen zu bleiben.

Diese Szene gab Hettner einen Vorwand, Lenz hoffärtigen Selbstdünkel, dem seine poetischen Schöpfungen nicht entsprachen, vorzuwerfen.[68]) Tatsächlich aber wiederholte Lenz nur die Meinung

seiner Zeitgenossen; in den Jahren 1774—75 wurden die Namen Goethe und Lenz oft nebeneinander genannt, beide wurden als die hervorragendsten Vertreter der neuen literarischen Partei angesehen, die sich gerade in ihren Werken so deutlich gekennzeichnet hatte. In den Augen der Zeitgenossen besteht kein so tiefer Abgrund zwischen Goethe und Lenz wie in den unserigen zwischen dem genialen Schöpfer des „Faust“ und dem talentvollen Schriftsteller zweiten Ranges der Sturm- und Drang-Periode. Wir wissen, dafs die Zeitgenossen oft die Schöpfungen Lenzens und Goethes nicht auseinander halten konnten; Lenzsche Schriften wurden Goethe, Goethesche Lenz zugeschrieben. Einer der begeistertsten Vertreter der Sturm- und Drang-Periode, Schubart, bezeichnete Lenz und Goethe als „Poeten-Zwillinge“; beide waren seine „Lieblinge“, beide nennt er „Zauberer“. [69]) Wir wissen auch, dafs unsere jetzige Kritik sich in einer sehr schwierigen Lage befindet, die Gedichte aus dem „Sesenheimer Liederbuch“ zwischen Goethe und Lenz zu verteilen. In den Jahren, von denen wir sprechen, waren Goethe und Lenz erst angehende Schriftsteller, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verstanden. Bei weitem nicht alle Schöpfungen Goethes aus jenen Tagen wurden von den Zeitgenossen über diejenigen Lenzens gestellt. Derselbe Schubart, der sich an Lenzens „Hofmeister“ begeisterte, tadelte Goethes „Clavigo“. Goethes Genie sei, wie er sich ausdrückte, in diesem Stücke „nicht auf Rosenbetten, sondern auf Brennesseln entschlummert“. Derselbe leidenschaftliche Verehrer des Sturmes und Dranges konnte der Goetheschen Karnevalsposse „Jahrmarkt in Plundersweilern“ keinen Geschmack abgewinnen. [70]) Ein so strenges Urteil fällte er über keines der Werke von Lenz.

Sowohl an Goethe wie an Lenz hatten die Zeitgenossen manches zu loben und manches zu tadeln; man nahm von beiden dasjenige sympathisch auf, was diesem oder jenem Leser nach seinem Geschmack geschrieben zu sein schien. Die damalige Zeit legte an die Erstlingswerke Goethes und Lenzens einen andern Mafsstab zur Wertschätzung an als die Gegenwart. Ohne befürchten zu müssen, in ein Paradoxon zu verfallen, darf man wohl behaupten, dafs die damaligen Leser in mancher Beziehung unparteiischer waren als die gegenwärtigen Spezialisten der Goethe-Philologie; der lebendige und unmittelbare Eindruck wurde nicht so oft durch die vorgefafste Meinung beeinflufst, als ob alles, was je der Feder Goethes entstammt sei, unermefslich höher stehen müsse, als alle andern dergleichen Versuche.

Die Meinung der Zeitgenossen ist mafsgebend für unsere Frage. Worin liegt der „hoffärtige Selbstdünkel“, wenn Lenz nur das wiederholt, was alle der neuen Richtung gewogenen Zeitschriften laut ver-

kündeten, indem sie Goethe und Lenz nebeneinander stellten? Aufserdem stand Lenz mit Goethe in den allerherzlichsten Freundschaftsbeziehungen. Es war gerade die Zeit, in der beide jungen Schriftsteller einen sehr vertrauten und innigen Briefwechsel miteinander führten, ihre Gedanken, Hoffnungen, Pläne einander mitteilten, die tiefsten Schlupfwinkel ihrer Herzen einander enthüllten, ihre Werke handschriftlich vor der Drucklegung austauschten und gegenseitige Hinweise und Ratschläge hoch hielten. Wir wissen, wie sehr Goethe Lenzens Talent schätzte [71]), was dem Freunde selbstverständlich nicht unbekannt bleiben konnte. Lenzens kräftiges Eintreten für „Werther", seine „Briefe über die Moralität Werthers", die Goethe so gefallen hatten (er nannte diese Briefe einen „Zweig aus Lenzens goldnem Herzen" [72]) knüpften die gemeinsamen Bande noch fester. Wir sahen, wie herzlich Goethes Wiedersehen mit Lenz im Juli 1775 in Strafsburg gewesen ist. Die damals einander gewidmeten Gedichte zeugen für die Gröfse ihrer Freundschaft nach der Weise jener exaltierten Zeitepoche.

Wenn wir all das Gesagte erwägen, können wir die erste Szene des „Pandaemonium" unmöglich als eine zum Himmel schreiende Dreistigkeit Lenzens ansehen, wie es so oft zu geschehen pflegt. [73])

Die zweite Szene geifselt die „Nachahmer". Unter den letzteren mufs man selbstverständlich die unberufenen Anhänger der Sturm- und Drang-Partei verstehen, nicht Goethes Mitkämpfer, wie Klinger, Wagner u. a. m., sondern eine Menge unbegabter Skribenten, denen der Erfolg Goethes den Kopf verdreht hatte, und die sich einbildeten, dieselben Erfolge ernten zu können, wenn sie Goethe nur nachahmten, oder, um die Bilder der Satire anzuwenden, den Berg erklimmten, auf dessen Gipfel Goethe stand. Der Olympier Goethe sieht auf diesen Haufen am Fufse des Berges sich balgender Nachahmer herab und macht sich mit Lenz über diese herumkrabbelnden Ameisen lustig. [74]) Ironisch ladet Goethe die „werten Herren" ein, heraufzukommen, die Aussicht sei herrlich. Einige der „Nachahmer" besteigen Steine am Fufse des Berges, fühlen sich erhaben über die andern und fordern sie, laut rufend, auf, ihnen zu folgen. „Sollst gleich herunter sein, Pickelhering, bist ja nur eine Hand hoch höher, als wir, und machst solchen Lärm da." Sie raufen und bewerfen sich mit Steinen. Sie wollen auch Goethe von seiner Höhe durch Steinwürfe herunterbringen, aber er steht so hoch, dafs sie ihn selbst durch die Lorgnette nicht gut unterscheiden können. Die Steine erreichen ihn nicht, fallen zurück und verstümmeln und töten nur die Angreifer.

G o e t h e: Wollen uns doch die Lust machen und was hinunterwerfen! Hast du einen Bogen Papier bei dir?

L e n z: Da ist.

Goethe: Sie werden meinen, es sei ein Felsstück. Du sollst dich zu todt lachen.

(Läfst den Bogen hinabfallen. Sie laufen alle mit erbärmlichem Geschrei):

Er zermalmt uns die Gebeine. Er wird einen zweiten Aetna auf uns werfen. Schone, schone, weitwerfender Apoll.

(Einige springen ins Wasser, andere kehren alle Viere in die Höhe, als ob der Berg schon auf ihnen läge.)

Goethe (kehrt sich lachend um, zu Lenz): Die Narren!

Lenz: Ich möchte fast hinunter und sie bedeuten.

Goethe: Lafs sie doch. Wenn keine Narren auf der Welt wären, was wäre die Welt?

(Der ganze Haufe kommt den Berg hinangekrochen, wie Ameisen. Rutschen alle Augenblicke wieder herunter und machen die possierlichsten Kapriolen.)

Unten: Das ist ein Berg. Der Henker hol' den Berg. Ist ein Schwernothsberg.

(Kommt ein Haufen Fremde zu ihnen, sie komplimentiren sie. „Kennen Sie Herrn Goethe?“ „Und seinen Nachahmer, den Lenz?“ „Wir sind eben bei ihnen gewesen; die Narren wollten nicht mit herunter kommen, sie sagten, es gefiel' ihnen so wohl oben in der dünnen Luft.“)

Die dritte Szene führt uns die „Philister“ vor.[75]) Lenz, an einem einsamen Orte, spricht mit einigen Bürgern aus dem Tale? Einer teilt ihm seinen Verdrufs darüber mit, dafs seine Stücke unter einem andern Namen (d. h. dem Goethes) herumwandern.

Lenz: Und mich freut's. Sollt' ein Vater sich kränken, dafs der Sohn seinen Namen verändert, wenn er so ein geschwinderes Glück macht?[76])

Auf einem Vorsprunge des Berges erscheint Goethe. Bürger und Gelehrte heben die Hände in die Höhe, als ob sie sich vor Steinen beschützen wollten. „Traut ihm nicht“ erschallen Stimmen.

Weiter erscheinen die „Journalisten“, die von der jungen Partei beständig angegriffen werden. Sie „heben sich alle auf ihrem Luftschiff mit Goethens Wind und machen ihm ihre Komplimente“.

Goethe (zu Lenz): Wollen den Spafs mit den Kerlen haben. (Wirft ihnen ein Seil zu. Die Journalisten verwandeln sich in Schmeifsfliegen und besetzen ihn von oben bis unten.) Nun wollt ihr herunter? (Schüttelt sie ab.)

Die Journalisten bekommen die Gestalt kleiner Jungen, umklammern Goethes Füfse und preisen ihn: „Alexander, Cäsar, Friedrich, das waren alles Pygmäen gegen dich.“ — „Was sind die grofsen Genies unserer Nachbarn, die Shakespeare, die Voltaire, die Rousseau?“ — „Was sind die so sehr gerühmten Alten selber, der Schwätzer Ovid,

der elende Virgil und dein Homer? Du, du bist der Dichter der Nation und hebst die Teutschen über die Griechen."

Lenz (sein Haupt verhüllend): O weh, sie verderben ihn!

Aber Goethe schüttelt sie von den Beinen kopflängs den Berg hinunter: „Ihr Schurken, daſs ihr euch immer mit fremder Gröſse beschäftigt, und nie eure eigene ausstudiert. Wie seyd ihr im Stande, zu fühlen, was Cäsar war, oder was Friedrich ist? Wie seyd ihr im Stande, zu fühlen, was ich bin? Wie unendlich anders die Gröſse eines Helden, eines Staatsmanns, eines Gelehrten und eines Künstlers! Ich bin Künstler, dumme Schmeichler, und verlangte nie mehr zu seyn." Da erklären alle Journalisten, Künstler werden zu wollen.

Angriffe und Ausfälle gegen die Journalisten und Rezensenten waren gewohnte Erscheinungen bei den Stürmern und Drängern. Die Ansichten des Goetheschen Kreises über erstere fanden einen guten Ausdruck in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1772.[77])

Der beste Akt der Satire ist der zweite. Hier nimmt die Satire schon einen persönlichen Charakter an. Lenz bringt die Vertreter der verschiedenen literarischen Parteien Deutschlands auf die Bühne und charakterisiert sie oft treffend und scharfsinnig.

Die beiden ersten Szenen spielen sich im „Tempel des Ruhms" ab.[78]) Die deutschen Schriftsteller: Hagedorn, Gellert, Weiſse, Wieland u. a. m. befinden sich unten, oben auf dem Chore aber hinter einem Gitter einzelne Berühmtheiten der französischen Literatur: Lafontaine, Molière, Rabelais, Scarron u. a. m. Die ersteren treten handelnd auf, die letzteren stellen den Chor der griechischen Tragödie vor, äuſsern ihre Meinung über die Vorgänge, loben oder tadeln dieselben. Alle hier vorkommenden deutschen Schriftsteller der heterogensten Richtungen haben die Sucht gemeinsam, es den Franzosen nachzumachen, und werden wegen ihrer Frankomanie gegeiſselt. Hagedorn „spaziert einsam im Tempel herum und pfeift zum Zeitvertreib einige Lieder", dann „setzt er sich an eine schwarze Tafel und malt einige Tiere hin". Lafontaine patscht in die Hände und ruft ihm vom Chore zu: „Bon! bon! cela passe!" — „Tritt herein ein schmächtiger Philosoph, ducknackigt, mit hagerem Gesicht, groſser Nase, eingefallenen, hellblauen Augen, die Hände auf die Brust gefaltet." Es ist Gellert, der süſslich sentimentale Schriftsteller und Professor der Leipziger Universität, an dessen Vorlesungen sich Radischtschew, der auf einer Bank mit Goethe sitzende Student, so begeistert hatte.[79]) Dem Beispiele Hagedorns folgend, fängt er auch an, Tiere zu zeichnen, verbirgt sich aber in einem Winkel, um von Lafontaine nicht gesehen zu werden. Die Menge verläſst Hagedorn und umringt Gellert, um dessen Zeichnungen zu sehen. Dieser „verzieht seine sauertöpfischen Mienen, und sagt mit hohler Stimme und hypochondrischem Lachen",

dafs er nicht blofs Tiere (d. h. Fabeln zu schreiben), sondern auch Menschen (d. h. Komödien) zu malen verstände. Alte Weiber und zutätige Mütterchen drängen sich um ihn. Er wirft rasch eine derselben aufs Papier, was überlautes Gelächter von einer und ein Geschimpf von der andern Seite herbeiführt.

Ein altes Weib: Der böse Mensch, der gottvergessene Mensch, er hat keine Religion, er hat keine Frömmigkeit, sonst würd' er des ehrwürdigen Alters nicht spotten; er ist ein Atheist!" (Anspielung auf die Anklagen der orthodoxen Partei gegen Gellert wegen seiner tatsächlich harmlosen Komödie „Die Betschwester").

Bei diesen Worten fällt Gellert auf die Knie und fleht um die Rückgabe des ihm entrissenen Bildes, das er verbrennen will.

Einige Franzosen (hinterm Gitter): Ah l'original!*)

Molière (streicht sich den Stutzbart): Je ne puis pas concevoir ces Allemands-là. Il se fait un crime d'avoir si bien réussi. Il n'auroit qu'à venir à Paris, il se corrigeroit bientôt de cette maudite timidité.

Bei diesen Worten läuft Christian Felix Weifse, sehr weifs gepudert und mit Steinschnallen an den Schuhen, rasch heraus, um sich ein Billet für den Postwagen nach Paris zu nehmen. Gellert drängt sich unterdessen in seinen Winkel, „knieet nieder, weint bittere Tränen, fängt auf einmal geistliche Lieder an zu singen, dann verfällt er in ein gänzlich trübsinniges Stillschweigen, als ob er ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen hätte. Ein Engel fliegt vorbei und küfst ihm die Augen zu".

Eine Stimme: Redliche Seele! auch in deinen Ausschweifungen zeigtest du, dafs eine teutsche Seele keiner unedlen Narrheit fähig sei.

Einige Franzosen (als er stirbt): Il est fou, cet homme.

Rousseau (am äufsersten Eck des Gitters, auf seine beiden Ellbogen gestützt): C'est un ange.

Gellert wird hier als Fabeldichter und Verfasser von Dramen und geistlichen Liedern verspottet. Seine süfsliche Sentimentalität, seine passive Melancholie, seine fade Sittenlehre waren nicht nach dem Geschmacke der Stürmer und Dränger. Schon im Jahre 1772 hatte sich das Organ der jungen Partei, „Die Frankfurter gelehrten Anzeigen," über diesen gepriesenen Dichter, der sich seinerzeit so viel Verdienste um die deutsche Literatur und die gesellschaftliche Bildung erworben hatte, abfällig geäufsert. Jetzt war er bereits zu einer historischen Denkwürdigkeit mitten unter der neuen, brausenden Generation geworden. [80])

---

*) Auf die Frage Friedrichs II., ob er nicht Lafontaine nachahme, erwiderte Gellert: „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original."

In der zweiten Szene tritt der Satiriker Rabener auf, zerstreut den Haufen um Gellert und hält dem Publikum einen zylindrischen Spiegel vor; einige erschrecken, als sie in demselben ihre verzerrten Gesichter erkennen, andere aber lachen über die Grimassen. Rabelais und Scarron machen vom Chor herab ihre Randglossen: „Au lieu du miroir, s'il s'étoit ôté la culotte, il auroit mieux fait." Liskow, Klotz und ein paar „Waisenhäuser Studenten" (in einer andern Redaktion: „Recensenten") schicken sich an, den Rat der Franzosen zu befolgen. Der bekannte Klotz, der Gegner Lessings und Herders, wird hier samt seinen Anhängern wegen seines leichtsinnigen Lebenswandels und seiner frivolen, anakreontischen Poesie gegeifselt. Die Franzosen rufen vom Chor herab: „Voilà qui est plaisant. Ils commencent à avoir du ton, ces drôles d'Allemands-là."

Gleim und Uz, die Vertreter der anakreontischen Muse, treten auf und spielen einer nach dem andern auf der Leier Anakreons. Ein junger Mann (unter dem Wieland gemeint ist, der in seiner Jugend gegen Uz und die andern Anakreontiker gezetert hatte) verweist den Anakreontikern ihre Sittenlosigkeit und treibt sie mit Hilfe der Pastoren, die die Leier zerbrechen, zum Tempel des Ruhmes hinaus. Herren und Damen umringen Wieland, der ihnen aus seinen Taschen seine Schriften aus seiner früheren sittlichen Richtung zum Lesen reicht. Das Publikum gähnt. Da ergreift Wieland die zerbrochene Leier, stimmt sie und beginnt zu spielen. Alle Damen halten sich die Fächer vor die Gesichter. Hin und wieder erschallt ein Gekreisch: „Um Gotteswillen, hören Sie auf!" Wieland läfst sich nicht stören, sondern spielt immer feuriger. Die Franzosen rufen vom Chor herab: „Oh le gaillard! Les autres s'amusoient avec des grisettes, cela débauche les honnêtes femmes. Il a bien pris son parti au moins." Die Vertreter der „petite poésie", Chaulieu und Chapelle, lassen Jacobi auf einer Wolke von Nesseltuch nieder, wie einen Amor gekleidet (Johann Georg Jacobi, den Bruder des Philosophen, den Anakreontiker und süfslichen Schriftsteller „für das schöne Geschlecht"), er spielt in der Wolke auf einer kleinen Sackvioline. Alles fängt zu tanzen an. Auf einmal läfst Jacobi eine ungeheure Menge Papillons*) fliegen, die die Damen unter dem Rufe „Liebesgötterchen! Liebesgötterchen!" haschen.

J a c o b i (steigt aus der Wolke, in schmachtender Stellung): Ach mit welcher Grazie!

W i e l a n d: Von Grazie hab' ich auch noch ein Wort zu sagen.

---

*) Ein unumgängliches Zubehör der anakreontischen Poesie, wie Schmetterlinge, Bienen, Zephire, Amoretten usw. (Siehe Minor und Sauer, „Studien zur Goethe-Philologie" S. 19 ff.)

Er spielt ein anderes Stück (Anspielung auf die „Grazien“ von Wieland). „Die Damen minaudieren entsetzlich. Die Herren setzen sich einer nach dem andern in Jacobis Wolke und schaukeln damit. Endlich gähnen sie alle.“

Wieland stimmt ein neues Lied an. In diesem Augenblicke stürzt Goethe in den Tempel „glühend, einen Knochen in der Hand“: „Ihr Teutsche? — Hier ist eine Reliquie eurer Vorfahren.“ *) „Ha! dafs du Hektor wärst,“ sagt er zu Wieland, „und ich dich so um die Mauern von Troja schleppen könnte!“

Goethe: Ich will euch spielen, obschon's ein verstimmtes Instrument ist. (Setzt sich, stimmt ein wenig und spielt. Alles weint.)

Wieland (auf den Knieen): Das ist göttlich!

Jacobi (hinter ihm, gleichfalls auf den Knieen): Das ist eine Grazie, eine Wonnegluth.

Hier handelt es sich selbstverständlich um „Werther“, von dem Wieland eine ziemlich wohlwollende Kritik gebracht hatte; in Jacobis Zeitschrift „Iris“ (Dezember 1774) stand eine Rezension des „Werther“, der Lenz die Worte entlehnt hat, die Jacobi spricht.

Die beiden folgenden Szenen haben eine unmittelbare Beziehung auf die durch den „Werther“ hervorgerufene Polemik. Es treten zwei neue Personen, der am Tempel des Ruhmes angestellte Pfarrer und der Küster, auf. Die Charaktere sind treffend und gelungen gezeichnet und erinnern an die besten komischen Figuren Lenzens. Aufser Atem kommt der Küster, der Zeuge der Auftritte im Tempel des Ruhmes gewesen ist, zum Pfarrer gestürzt: „O, Herr Pfarrer! um Gotteswillen, es geschieht Mord und Todschlag in der Kirche, wenn Sie nicht zu Hilfe kommen. Da ist der Antichrist hereingetreten, der hat ihnen allen die Köpfe umgedreht, dafs sie sich das Leben nehmen wollen. . . . Vorhin safsen sie da, in aller Eintracht, hübsch artig, und spielten mit Papillons, da führt ihn der Satan herein und sagt: wenn's doch gespielt sein soll, so spielt mit Pistolen“. — „Ob sie aber auch geladen sind?“ fragt der besorgte Pfarrer. „Das weifs ich nun freilich nicht“, erwidert der Küster. „Aber auch mit ungeladenen ist's doch sündlich. — Und die Weiber sind alle wie besessen darauf, sie sagen, sie haben so etwas in ihrem Leben noch nicht gehört.“ — Beide sind sehr besorgt um ihre Frauen, die im Tempel des Ruhmes zurückgeblieben sind.

Am Anfange der vierten Szene, die in demselben Tempel spielt,

---

*) Darunter ist „Götz“ gemeint; siehe Goethes Brief an Salzmann vom 28. November 1771. — „Pandaemonium germanicum“ herausg. von Erich Schmidt. S. 53.

bezichtigt Goethe Wieland, dafs er den Roman der Sophie La Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ mit schlechten Anmerkungen versehen hätte und nun fast bereit wäre, ihn für den seinigen auszugeben. Goethe stellt das „Bild“, das Frau von La Roche gezeichnet hat, — d. h. den genannten Roman — auf eine Erhöhung, alle Männer fallen auf ihr Antlitz. Goethe sagt: „Seht Plato's Tugend in menschlicher Gestalt! Sternheim! wenn du einen Werther hättest, tausend Leben müfsten ihm nicht zu kostbar seyn!“ Der Pfarrer schreit von der Kanzel, mit Händen und Füfsen schlagend, herunter: „Unholde, Bösewichter, Ungeheuer! von wem habt ihr das Leben? Habt ihr das Recht, darüber zu schalten und zu walten?“ Ferner werden alle Anschuldigungen und Verwünschungen, mit denen die kirchlich-orthodoxe Partei unter Führung des Pastors Goeze den „Werther“ überschüttet hatte, dem Pfarrer und Küster in den Mund gelegt. Den komischen Charakter des Küsters hat Lenz sehr gelungen gezeichnet. Dieser ist Anhänger der „schönen Liebe“ und wettert gegen die „so wilde gottvergessene, satanische Leidenschaft“, die Werther umstrickt hat. Er bedauert, dafs es in Deutschland keine Inquisition gäbe: „Es ist wohl gut, dafs in Teutschland keine Inquisition eingeführt ist, aber es ist doch nicht gar zu gut. Solche Rebellen, gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, sollten exemplarisch bestraft werden.“ Er wirft dem Verfasser „Gotteslästerung“ und „Blasphemien“ vor. Die komische Situation des Pfarrers und Küsters wird noch dadurch erhöht, dafs ihre eignen Frauen von „Werther“ ganz hingerissen sind und ihn verteidigen.

Die fünfte Szene verspottet Weifse, der bereits aus Paris zurückgekehrt ist, den Anakreontiker Michaelis und den Professor Schmidt, den eifrigen Mitarbeiter am „Teutschen Merkur“ und beständigen Gegner der jungen Sturm- und Drang-Partei.

Im Hintergrunde des Theaters sitzen französische Dramenschreiber und „zeichnen nach griechischen Originalen“. „Hinter ihnen, auf einem kleinen Bänkchen, teutsche Übersetzer und Nachahmer, die ihnen oft über die Schulter gucken und Zug für Zug nachkritzeln.“ Weifse ist nach der neusten Pariser Mode gekleidet und trägt dazu eine kurze englische Perücke (Anspielung auf seine Stücke: „Romeo und Julia“ und „Richard III.“, in denen er mit Shakespeare wetteifern wollte). Michaelis ruft ihn zum deutschen Shakespeare aus und der ganze Tempel tönt: „Shakespeare! Teutscher Shakespeare!“ *) Schmidt bemerkt bei Weifse „eine wunderbare Vereinigung aller Vollkommenheiten,

*) Michaelis und Schmidt bezeichneten tatsächlich, selbst gedruckt, Weifse als neuen Shakespeare. Siehe „Pandaemonium germanicum“, herausg. von Erich Schmidt, S. 56.

die das englische sowohl als französische Theater auszeichnen, das griechische mit eingeschlossen.“ Weiſse findet, daſs Schmidt ihn am richtigsten beurteilt. Alle drei überschütten sich mit Liebenswürdigkeiten. Michaelis nennt Schmidt ein wahres kritisches Genie. „Ich bin der Mund der Nation“, verkündet Schmidt. Er fühlt sich wohl auf der Höhe der Situation; nur Lessing macht ihm Sorgen: „Herr Lessing hat mir einmal einen Faustschlag unter die Rippen gegeben, von dem ich zehn Tage lang engen Athem behielt. Ihn wieder zu besänftigen, hab' ich hernach wohl zwanzig Nächte nach einander aufgesessen, um nach seiner Idee zehn Stücke in eins zu bringen, und der erhabene Plan hat mir eine solche Migräne gemacht, daſs ich fürchte, er hat sich auf die Art noch schlimmer an mir gerächt, als auf die erstere.“ [81])

Der in dieser Szene verhöhnte Weiſse war kein offener Feind der jungen Partei, aber im geheimen suchte er Lessing gegen Goethe und seinen Kreis aufzubringen [82]), doch mochte Lenz schon von diesem heimlichen Ingrimm wissen. Goethe hatte Schmidt im „Jahrmarktsfeste zu Plundersweilern“ als „Wagenschmierer mit seinem Esel“ lächerlich gemacht und Herder ihn 1771 wegen der „Biographie der Dichter“ im Wandsbecker Boten angegriffen. [83])

Die sechste Szene ist eine Apotheose der jungen Partei des Sturmes und Dranges in den Personen, die sie begeisterten: Shakespeare, Klopstock und Lessing. Die beiden letzteren betreten Arm in Arm mit Herder den Tempel des Ruhmes. Lessing wird dreifach gerühmt: als Gegner des pseudoklassischen französischen Theaters in der „Hamburgischen Dramaturgie“, als Verteidiger der Alten und Nachahmer des Plautus, als Verfasser der „Minna von Barnhelm“. Herder wird für seine Abhandlung über Shakespeare (1773) gepriesen: „Tritt unter uns, Shakespeare, seliger Geist! steig herab von deinen Himmelshöhen“, ruft Herder aus.

S h a k e s p e a r e (einen Arm um Herder geschlungen): Da bin ich.

Weiſse schleicht aus dem Tempel. Die Franzosen begucken mit verächtlicher Miene Shakespeare. — Wie in seinen „Anmerkungen übers Theater“ so erwähnt Lenz Shakespeare und Klopstock auch hier zusammen.

K l o p s t o c k (vor Shakespeare): Ich kenne dies Gesicht.

S h a k e s p e a r e (den andern Arm um Klopstock schlingend): Wir wollen Freunde seyn.

Jetzt kommt die Reihe an Lenz. Er sitzt in einem Winkel und schneidet den Franzosen Gesichter (selbstverständlich seine „Anmerkungen übers Theater“, 1774). Herder bemerkt ihn und läſst sich mit ihm in ein Gespräch ein.

H e r d e r: Was verlangst du denn?

Lenz: Ich will nicht nachzeichnen — oder gar nichts. Wenn Ihr wollt, Herr, so stell' ich Euch ein paar Menschen hin, wie Ihr sie da so vor Euch seht. Was den Alten galt mit ihren Leuten, soll uns doch auch wohl gelten mit unsern.

Herder fordert ihn auf, es zu probieren. Lenz bringt keuchend einen Menschen nach dem andern und stellt sie vor Herder hin.

Herder: Mensch, die sind zu grofs für unsere Zeit.

Lenz: So sind sie für die kommende.

Lessing bemerkt, dafs sie eher für ein bürgerliches Trauerspiel seien. Als Antwort darauf setzt Lenz ziemlich verworren seine Lieblingstheorie von dem tragikomischen Drama auseinander. „Gott segne dich“ sagt Klopstock (hierbei hat Lenz sicher die „Gelehrtenrepublik“ Klopstocks, die die dramatische Theorie der Stürmer und Dränger unterstützte, im Auge gehabt). Goethe umarmt Lenz und redet ihn „Mein Bruder!“ an.

Lenz: Wär' ich alles dessen würdig! Lafst mich in meinem Winkel! (Auf dem halben Wege steht er still und betet.) Zeit, du grofse Vollenderin aller geheimen Rathschlüsse des Himmels; Zeit, ewig wie Gott, allmächtig wie er, immer fortwirkend, immer verzehrend, immer umschaffend, erhöhend, vollendend, lafs mich — lafs mich's erleben! (Ab.)

Klopstock, Herder, Lessing: Der brave Junge! Leistet er nichts, so hat er doch grofs geahndet.

Goethe: Ich will's leisten. —

Zum Schlufs erzählt Goethe eine Fabel, deren Sinn der ist, dafs die wirkliche Meisterschaft des Künstlers darin bestehe, gleich wie der Schöpfer seinen Werken lebendigen Hauch einzublasen.

Der dritte Akt des „Pandaemonium“ stellt das Gericht dar. Es ist Nacht. Geister und Stimmen unterhalten sich darüber, ob die Tugend der Mühe wert sei und ob Kunst und Wissenschaften glücklich machen? Der „Ewige Geist“ verkündet darauf Klopstocks Lob, „der auf jene steinigten Pfade Rosen warf“, und Herders, „der jene Labyrinthe mit einem breiten Wege durchschnitt, die nur immer um Künste herum, nie zur Kunst selber führten“. So erschien er „Tausend Unglücklichen, Verirrten ein Retter, die sonst nicht wufsten, wo sie hinaus wollten, und in dieser tödtlichen Ungewifsheit an Felsenwänden kratzten“.

Mit dieser Anerkennung der Verdienste Herders um die Aufklärung der wahren Aufgaben der Kunst („Fragmente“, „Kritische Wälder“ u. a. m.) schliefst harmonisch das „Pandaemonium germanicum“.

Dieses Werk Lenzens wurde erst im Jahre 1819 veröffentlicht.[84]) Folglich konnte es seinerzeit keinerlei Einflufs auf die Entwicklung der deutschen Literatur haben. Indes müssen wir das „Pandaemonium germanicum“ zweifellos als eine der wichtigsten und

bis heute noch nicht gehörig gewürdigten Gaben erachten, mit denen Lenz die deutsche Literatur bereichert hat. In der Tat haben einzelne Stimmen die Satire gepriesen, andere sie sogar für genial geschätzt.[85]) Ohne in solche Übertreibungen zu verfallen, müssen wir doch zugeben, dafs das „Pandaemonium germanicum" eine talentvolle Skizze voller Scharfsinn und wahrer, wenn auch zuweilen derber Komik ist und die Stellung der jungen Sturm- und Drang-Partei in den ersten Jahren ihres Bestehens wie in einem Spiegel wiedergibt. Es ist eine übersichtliche symbolische Geschichte ihrer ersten Ideen und Bestrebungen, welche mit beachtenswerter Klarheit die Abhängigkeit der Partei von den Persönlichkeiten, die sie begeistert hatten, und die wichtigsten Momente ihrer Entwicklung kennzeichnet. Es ist richtig, dafs es, wie Erich Schmidt bemerkt, zum vollen Verständnis jetzt eines Kommentars bedarf[86]); nichtsdestoweniger mufs man dem Talente Lenzens, das sich hier besonders in der Darstellung der komischen Figuren offenbart, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Pfarrer und der Küster stehen wie lebend vor uns. Die Karikaturen Gellerts, Weifses, Wielands und besonders Jacobis sind wahre Meisterstücke.[87]) Ausgezeichnet ist auch die Charakteristik Schmidts und der unsinnigen „Nachahmer" wie der hohlköpfigen „Journalisten".

Das „Pandaemonium germanicum" kann den besten Satiren Goethes aus jener Zeit zur Seite gestellt werden.

An diese Satire schliefst sich das fast gleichzeitig geschriebene Gedicht „Über die deutsche Dichtkunst" an.[88]) Auch hier treten Goethe und Lenz selbst als hellere Erscheinungen auf dem im allgemeinen dunkeln Hintergrunde der deutschen Literatur, deren Lage sehr trübe geschildert wird, auf.

Der deutschen Poesie fehlt es an „erhabenen Gedanken", heifst es hier; die Griechen, Römer und die kühnen Briten mit Shakespeare an ihrer Spitze haben die meisten weggehascht, wie die Römer die Sabinerinnen:

O traure, traure Deutschland,
Unglücklich Land! zu lange brach gelegen!
Deine Nachbarinnen blühen um dich her voll Früchte
Wie goldbeladne Hügel um einen Morast,
Wie junge kinderreiche Weiber
Um ihre älteste Schwester,
Die alte Jungfer blieb.[89])

Die Griechen hatten Homer und Sophokles, die Italiener Dante, Petrarca, Ariost, die Engländer Shakespeare, Milton, Ossian, der Talente zweiten Ranges gar nicht zu gedenken.

Auf dem Boden Deutschlands trieb die Kunst nur „kranke Stengel"

und „matte Blüthen“. Nur „zwei Körner Genie“ fanden sich: in der Poesie Goethes und in seiner — Lenzens. Im „dunklen Morgenroth“ seines Lebens gedachte er „Deutschlands Freude und Lieflands Stolz“ zu werden. Als aber der Mittag kam, erkannte er die Ohnmacht seines Talentes und sah sich in seinem dichterischen Beruf enttäuscht. Möge, so heifst es weiter, sein „einsames Grab“ etwas entlegener liegen,

Dafs kein Blick aus dem Reiche der Seeligen
Von Shakespeares brennendem Auge,
Oder dem düsterleuchtenden Auge Ossians,
Oder dem rothblitzenden Auge Homers,
Sich auf dasselbe verirre,
Damit sich meine Asche im Grabe nicht empöre
Für Schaam, dafs auch ich einst wagte zu dichten!

Wenn sich Lenz schon im „Pandaemonium“ wesentlich niedriger als Goethe hinstellt, so erklingen aus diesem Gedichte noch mehr die Töne völliger Bescheidenheit, Enttäuschung und des Mangels an Selbstvertrauen heraus. Auch dieses Gedicht müssen wir den bei Lenz nicht selten vorkommenden selbstvernichtenden Bufspsalmen zuzählen.

Titanischer Aufschwung wechselte bei ihm mit traurigen Klagen, ein stolzes Selbstvertrauen auf seine Kraft mit Anfällen der Demut und der Selbsterniedrigung. Er schien die Stimmung eines „Götz“ und eines „Werther“ in sich zu vereinen und schwankte beständig zwischen dem einen und dem andern. Beide Stimmungen waren Extreme, aber Lenz war aus Extremen und Widersprüchen zusammengesetzt.

Elftes Kapitel.

Dramatische Werke.

1775—1776.

Alle meine Stücken sind grofse Erzgruben, die ausgepocht, ausgeschmolzen und in Schauspiele erst verwandelt werden müssen, so dafs alle die Handlungen ein an einander hängendes Bild machen.

Lenz.

Wie wir bereits wissen, verkehrte Lenz in Strafsburg, Fort Louis und Landau beständig in Offizierskreisen, mit denen er infolge seiner Beziehungen zu den in das französische Heer eingetretenen Baronen von

Kleist Gelegenheit hatte, näher bekannt zu werden. Teilweise gab er sich dem Einflusse dieser Gesellschaft hin und bezeigte lebhaftes Interesse für die Kriegstaktik und die Befestigungskunst.[1]) Er hatte sich diese Wissenschaften so angeeignet, dafs er die sorglosen Marssöhne, die geistigen Beschäftigungen wenig geneigt waren, darin unterrichten konnte. Seinem Freunde, dem Baron Lindau, der nach Amerika ging, um am Kriege teilzunehmen, gab er eine Menge taktischer Ratschläge mit, da er sich für einen grofsen Sachverständigen hielt.*) Die Befestigungswerke sind sein liebster Spaziergang in Strafsburg.[2]) In Weimar besichtigt er jeden Morgen das Exerzieren der kleinen Armee des Herzogtums.**) Das Genie eines Feldherrn übt auf ihn eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus; die Lorbeeren des Siegers verlocken ihn mehr als die des Dichters, ebenso wie er ein Leben voller Tätigkeit dem der Betrachtung, die Energie eines geschickten Politikers der eines theoretischen Genies vorzieht.[3]) Zweimal versuchte er trotz seiner physischen Schwachheit, die ihn zum Militärdienst untauglich machte, ins Heer einzutreten, zuerst in Weimar, dann in Petersburg.[4]) Beide Versuche mifsglückten, aber bis ans Ende seines Lebens bewahrte Lenz diese Neigung, obgleich er sich nur mit platonischen Projekten über die Reorganisation des Kriegswesens und fruchtlosen Grübeln über die Kunstgriffe der Befestigungslehre und der Taktik begnügen mufste.[5])

Wenn Lenz länger gelebt hätte, wenn er Zeuge der erstaunlichen militärischen Laufbahn Napoleons gewesen wäre, würde er zweifellos zu den begeistertsten Verehrern des korsischen Abenteurers gehört haben; wirkte dieser doch so bezaubernd auf die ganze, zu dieser Verehrung durch den vorhergehenden Kultus des Genies vorbereitete Generation, die nach einer weiten und energischen Tätigkeit hinstrebte.

Selbstverständlich idealisierte Lenz das Militär nicht und sah auf den Stand nicht von unten herauf. Im Gegenteil, auch hier bemerkte er viele Mängel, hier konnte seine an Donquichotterie grenzende Sucht nach Reformen und Reorganisation Anwendung finden. Nicht zum Scherze träumte er davon, ein Reformator des Militärwesens zu werden, die Wunden des Soldatenstandes in bezug auf dessen sittlich-soziale Lage zu heilen. Zu diesem Zweck schrieb er nicht nur spezielle Traktätchen sondern auch poetische Werke. Im Gebiete der nüchternen Wirklichkeit trug er sich mit phantastischen Plänen herum, in der Sphäre der Phantasie und der Dichtung beschäftigte er sich mit der Lösung ultra-utilitarischer Fragen.

---

*) Siehe Beilage A Nr. 17 (nach der in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift).

**) Siehe Beilage A Nr. 15 (nach der in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift).

Sein Umgang mit den Offizieren in Verbindung mit einigen andern Eindrücken des Strafsburger Lebens bedingte das Erscheinen seiner Komödie „Die Soldaten“. Gleich dem „Hofmeister“ trägt dieses Stück einen sozial-politischen Charakter und ist nach einer bestimmten These geschrieben. Im „Hofmeister“ wurde die schlechte Einrichtung der häuslichen Erziehung in adlichen Familien enthüllt; die „Soldaten“ sollen den Offiziersstand wegen seines verderblichen Einflusses auf das friedliche Bürgertum, das seiner Lüsternheit zum Opfer dient, geifseln.

Die Personen dieses letzteren Stückes sind gröfstenteils lebendige Abbilder der Strafsburger Bekannten Lenzens. Hier sehen wir die Familie des Goldschmieds Fibich, dessen Tochter, die uns bereits bekannte Cleophe, als Hauptperson in Marie Wesener auftritt. Cleophes Bräutigam, der ältere Baron von Kleist, ist als Offizier Baron Desportes dargestellt. Der jüngere von Kleist, der im „Tagebuch“ blofs als „Schwager“ erwähnt wird, tritt als Offizier Mary auf. Lenz selbst verbirgt sich unter der Soutane des Feldgeistlichen Eisenhardt. Der Schauplatz des Stückes ist nach Flandern, an die Grenze Frankreichs, verlegt, tatsächlich wird aber Strafsburg beschrieben. In den Text des Stückes hat sich sogar durch Unachtsamkeit des Verfassers ein Versehen eingeschlichen: das Entzücken an der „rheinischen Luft.“ [6])

In einem Briefe schreibt Lenz an Sophie La Roche: „Diese Komödie ist nichts anders als ein Bild aus meinem eigenen Leben“. [7]) „Das ist“, so schreibt er an Herder über dieses Stück, „nach dem strengsten Verstand wahre Geschichte, in den innersten Tiefen meiner Seele aufempfunden und geweissagt.“ [8]) Aber Lenz arbeitete nicht wie ein Photograph, der sklavisch die Wirklichkeit kopirt; der „Wahrheit“ fügt er stets „Dichtung“ hinzu. So war es auch hier; die grundlegenden Umstände und Charaktere entnahm er dem Leben, die Handlung und den tragischen Ausgang denkt er sich selbst hinzu. Nach seiner Gewohnheit von der Wirklichkeit ausgehend, läfst er seiner Phantasie freien Spielraum, sucht alle nur möglichen Folgen der gegebenen Situation zu erraten, die zukünftige Lösung zu finden und tritt dabei wie ein Prophet auf, der durch Bilder bevorstehenden Unglücks warnt und mit unvorhergesehenen traurigen Folgen droht. Die äufserst nervöse und fieberhafte Art seines Schaffens offenbart sich besonders deutlich darin, dafs er gar nicht daran denkt, den natürlichen Lauf der Ereignisse abzuwarten, um ihn als etwas Vollendetes unter sein poetisches Material aufzunehmen. Seine Einbildungskraft geht wie ein wildes Steppenpferd mit ihm durch und zeichnet auf den Kanevas des Lebens unvorhergesehene Muster. Während Cleophe Fibich „in der süfsen Erwartung lebt, ihren Bräutigam, der

ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen" [9]), wird ihre Kopie, Marie Wesener, von Lenz bereits als unglückliches Opfer von Desportes, der das Mädchen verführt hat, dargestellt. Aufser der Hauptidee, von der später die Rede sein wird, verfolgte das Stück auch einen praktischen Zweck: es sollte Cleophe vor dem Sturz in den Abgrund, der vor ihr gähnte, bewahren oder wenigstens, wie Lenz an Herder schrieb, Kleist „zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückpeitschen". [10])

Das Stück ist im Winter 1774—75 unter dem frischen Eindrucke des von Lenz mit Cleophe durchlebten und noch nicht vollständig abgeschlossenen Romans geschrieben. Bei Übersendung des Stückes an Herder am 23. Juli 1775 bemerkte Lenz, dafs es „sein halbes Dasein mitnehme." [11]) An den Wunsch, Herders Meinung über das Stück zu erfahren, knüpft er die Erklärung, es sei sein fester Entschlufs, es nicht vor einem Jahre drucken zu lassen. [12]) Trotzdem bemühte sich Herder, durch Vermittelung Zimmermanns, für das Stück um einen Verleger, den er in der Person des Buchhändlers Reich fand. Am 25. Februar 1776 waren vier Akte bereits gedruckt, was Lenz sowohl „erfreute" als auch „erschreckte." [13]) Er suchte jetzt das Erscheinen bis zum Herbste zu verzögern und bestand darauf, dafs sein Name als Verfasser in tiefstes Geheimnis gehüllt und auf dem Titelblatte „eine Komödie von Steenkerk aus Amsterdam" gedruckt würde. Selbst Reich sollte den wirklichen Namen des Verfassers nicht erfahren. [14])

Die Wünsche Lenzens wurden nur teilweise erfüllt; das Stück erschien trotz aller seiner Einreden im Frühjahre 1776 anonym im Handel. [15]) Obgleich er sich bemühte, keine gedruckten Exemplare nach Strafsburg gelangen zu lassen, wurde das Stück doch daselbst bekannt [16]) und machte durch seine dreisten Enthüllungen aus dem intimen Familienleben der Fibichs dort einen unangenehmen Eindruck. Ebenso mifsfiel es den dortigen Offizieren, die sich durch die Satire in ihrem Stande beleidigt fühlten. Lenz fürchtete augenscheinlich unangenehme Begegnungen, was ihn veranlafste, seine Anonymität aufs sorgfältigste zu wahren. In einem Briefe an Boie, den dieser am 13. August 1776 erhalten hat, erklärt Lenz geradezu, dafs er nicht der Verfasser der „Soldaten" sei, dafs er bei Übersendung des Manuskripts an Zimmermann sich nur deshalb als Verfasser ausgegeben habe, um die Anonymität des Autors zu wahren; nur eine Szene des Stückes rühre von ihm selbst her.*)

Nach einigen Monaten, im März 1777, erklärte Klinger in einem Briefe an Reich, dafs der wahre Verfasser der „Soldaten" kein

---

*) Siehe Beilage A Nr. 12 (Manuskript der Königl. Bibliothek zu Berlin).

anderer als er selbst sei. Dieser Brief wurde im Jahre 1864 veröffentlicht und warf die Frage auf, wer eigentlich die „Soldaten“ geschrieben habe, Lenz oder Klinger.[17]) Koberstein liefs in einem in dem „Archiv für Litteraturgeschichte“ 1870[18]) erschienenen Aufsatze diese Frage unentschieden, er neigte sich aber der Ansicht zu, dafs wir Klinger mehr Glauben schenken müfsten als Lenz, dem es nichts verschlagen hätte, sich in den Briefen an Herder als den Verfasser der „Soldaten“ auszugeben. Der Artikel Kobersteins rief eine gründliche, in derselben Zeitschrift veröffentlichte Abhandlung Beaulieu-Marconnays hervor[19]), der auf viele äufsere Beweise der Angehörigkeit des Stückes an Lenz, besonders auf den politisch-sozialen Inhalt desselben, der den Ideen Lenzens entspräche, hinweist. Den Brief Klingers an Reich erklärt er als pia fraus; Klinger wolle damit seinem furchtsamen und mifstrauischen Freunde beispringen, der von dem vorzeitigen Erscheinen der „Soldaten“ unangenehme Folgen für sich befürchtete. Dieser Meinung schlofs sich auch Karl Weinhold an, der seinerseits mit dem Hinweis auf die vielen im Stück befindlichen livländischen Redewendungen die Unmöglichkeit bewiesen hat, dafs Klinger dies Stück geschrieben haben könne[20]). Die Frage wurde endgültig gelöst, als Max Rieger 1880 einen Brief Klingers an Dumpf aus dem Jahre 1819 veröffentlichte, in dem Klinger erklärte, er habe den Brief an Reich blofs auf Veranlassung von Lenz geschrieben, der sich gescheut hätte, sich als Verfasser der „Soldaten“ zu bekennen, weil er Unannehmlichkeiten seitens der Strafsburger Offiziere fürchtete.[21])

Im Drucke sind die „Soldaten“ trotz des tragischen Ausgangs als Komödie bezeichnet; Lenz gedachte, sie als Schauspiel zu bezeichnen. Im März 1776 schrieb er Zimmermann darüber und bat ihn, die betreffende Titeländerung veranlassen zu wollen.[22]) Aber Lenz war zu spät gekommen, der Verleger wollte den ersten Bogen deshalb nicht neu drucken lassen, und so erschien das Stück unter der von Lenz selbst nicht gebilligten Bezeichnung: „Eine Komödie.“[23])

Nach dem Plane von Lenz sollte sein Stück ein bürgerliches Drama im Geschmacke von Mercier und Diderot werden. Um dem ersteren zu genügen, gab er seinem Stücke eine lebhafte sozial-politische Färbung; um dem zweiten zu gefallen, stellte er nicht einzelne Persönlichkeiten, sondern ganze Gesellschaftsklassen dar. Indem er Bürgertum und Militär, das sich besonders aus dem Adel ergänzte, gegenüberstellt, weist er den sittenverderblichen Einflufs der privilegierten Kaste auf den friedlichen Bürgerstand nach. Das Übel, das er schildert, hat seinen Ursprung nicht in individuellen, lasterhaften Neigungen einzelner Personen aus dem Militär, sondern ist gleichsam eine typische Erscheinung, die die Eigentümlichkeiten des Wehrstandes

in seiner damaligen Einrichtung und Stellung begleitet und aus ihnen entspringt.

Ähnliche Stoffe liebte auch Mercier zu behandeln. Eines seiner volkstümlichsten Stücke war „Le Déserteur" (Paris 1770); es hatte ebenfalls die Mängel des Militärstandes zum Vorwurfe. Das Stück war unmittelbar gegen das drakonische Gesetz, das jeden Deserteur mit der Todesstrafe bedrohte, gerichtet. Hier erscheint als Deserteur der Franzose Durimel, der seine Zuflucht in einem kleinen deutschen Städtchen an der französischen Grenze gefunden hat. Während des Krieges wird das Städtchen von demselben französischen Regiment besetzt, aus dem Durimel vor sieben Jahren entflohen ist. Seine Fahnenflucht wird bekannt, am Tage vor seiner Hochzeit wird er den Armen seiner Braut entrissen und verhaftet, das unerbittliche Gesetz fordert den Tod des jungen Mannes. Unter den Offizieren des Regiments befindet sich auch sein Vater St. Franc, dem das Kommando beim Erschiefsen der Verurteilten obliegt. Der ehrliche Offizier, der aus den Reihen der Gemeinen emporgekommen ist, wird von dem auf ihn hereinbrechenden Kummer gebrochen; das Gewicht der militärischen Disziplin erdrückt ihn, raubt ihm die Willenskraft und macht ihn zur Gliederpuppe. Sein eigner Sohn fällt unter den Kugeln seiner Soldaten. Das ist die Haupthandlung des Mercierschen Stückes, in welchem man übrigens den Wunsch des Verfassers, den Wehrstand in seinen Beziehungen zum Bürgertum — und gerade vom Standpunkte Lenzens aus — darzustellen, nicht verkennen kann.

Merciers Stück, das von einer der handelnden Personen in den „Soldaten" sogar erwähnt wird, hat sicherlich einen gewissen Einflufs auf Lenz ausgeübt.[24]) Der Schauplatz im „Deserteur" ist ein kleines an der französischen Grenze gelegenes deutsches Städtchen; bei Lenz ist er das französische Flandern, unter dem das Elsafs gemeint ist. In beiden Stücken treten sowohl Deutsche wie Franzosen auf. Die französischen Offiziere im Stücke Merciers, die die deutsche Stadt besetzt haben, nehmen den Bürgern gegenüber dieselbe Stellung ein, wie die Offiziere in den „Soldaten". In diesem wie in jenem Stücke erweist sich das Eindringen des militärischen Elements in das friedliche Leben der Bürgerfamilie (Luzères bei Mercier und Weseners bei Lenz) für letztere verhängnisvoll. Die Tochter der Madame Luzère, Claire, wird vom Bräutigam verlassen und verliert mit ihm alle Aussichten auf das Glück; Weseners Tochter Marie wird verführt. Lenz hebt das leichtsinnige Treiben der Offiziere und ihre kynischen Ansichten über das Weib, besonders das von nichtadeliger Geburt, hervor. Madame Luzère betreibt die Hochzeit ihrer Tochter und begründet die Eile mit der Gefahr, die den jungen Mädchen durch die bevorstehende Ankunft zahlreicher Offiziere drohe.

„Voici des officiers qui arrivent en foule, il est important de marier les filles.“ [25]) Die Buhlereien der Offiziere kennzeichnet Mercier in der Person des jungen Valcour, dessen Charakteristik der ganze zweite Akt gewidmet ist. Valcour faſst, nachdem er kaum das Haus der Madame Luzère betreten hat, trotz aller treuherzigen Ermahnungen des Majors St. Franc, den Plan, Claire zu verführen.

St. Franc: Cette fille est honnête, vertueuse.

Valcour: Assurément, j'adore la vertu, mais beaucoup . . .

St. Franc: Elle appartient à sa mère . . .

Valcour: Oh! j'espère bien la lui rendre . . .

St. Franc: Songez au désastre qui cause presque toujours une fantaisie désordonnée . . .

Valcour: A moi, quelque désastre!

St. Franc: A vous même usw. [26])

Das von Mercier nur berührte Thema hat Lenz in seinen „Soldaten“ viel ausführlicher behandelt. Statt des einen liederlichen Grafen Valcour zeichnet Lenz eine ganze Reihe solcher Militärtypen und schildert ihr Leben auf das eingehendste. [27]) Wie bei Mercier der alte Klügler St. Franc erscheint, durch dessen Mund der Verfasser selbst redet, so führt Lenz den Feldprediger Eisenhardt vor, dem dieselbe Rolle zufällt. [28])

Vom Gesichtspunkte des Aufbaues betrachtet, ist in den „Soldaten“ dem „Hofmeister“ gegenüber ein bedeutender Fortschritt zu bemerken. Es herrscht schon nicht mehr die Mannigfaltigkeit des Orts und der Handlung wie im ersten Stücke vor. Der Schauplatz sind zwei benachbarte Städtchen, Lille und Armentières, teilweise auch das nahe Philippeville. Die Zahl der auftretenden Personen ist bei weitem geringer. Besonders angenehm berührt das fast gänzliche Fehlen irgendwelcher Episodenfiguren, die das erste Stück so belasteten und die Handlung unnütz in die Länge zogen. Die Darstellungen des Offizierslebens nehmen nur den Raum ein, der zur Aufrechterhaltung der Hauptidee des Stückes dringend erforderlich ist, sie erscheinen nicht als unnützer Ballast, wie die studentischen Szenen im „Hofmeister“.

Ziemlich geschickt ist der erste Akt ausgeführt.

Bei Beginn des Stückes führt uns Lenz in das Haus des Galanteriehändlers Wesener in Lille ein und macht uns sowohl mit dessen beiden Töchtern Marie und Charlotte als auch mit dem Bräutigam der ersteren, Stolzius, einem Tuchhändler aus Armentières, bekannt. Der junge Stolzius liebt seine Braut innig, was aber die leichtsinnige Marie nicht hindert, sich vom Baron Desportes leidenschaftlich den Hof machen zu lassen. Sie berauscht sich an den abgeschmackten Schmeicheleien des Lovelace und willigt ohne Schwierig-

keiten darein, ihn wider das Verbot des Vaters heimlich ins Theater zu begleiten.

Wir müssen bemerken, dafs Lenz, wenn er auch viele Züge der ihm bekannten Strafsburger Familie des Juweliers Fibich entnahm, Wesener doch als einen einfacheren Bürger geschildert hat, der an seinen beschränkten Anschauungen festhält. Die Familie Fibich in Strafsburg gehörte dem besseren Bürgerstande an und führte ein feines, offenes Haus. Im Stücke ist die Familie Wesener zu einem geringeren Kaufmannstande gehörig, auf einer niedrigeren Bildungsstufe, aber mit desto strengerer Sittlichkeit gezeichnet. Das ist selbstverständlich das Ergebnis der künstlerischen Absicht Lenzens, auf diese Art und Weise den Eindruck zu erhöhen, und seine Grundtendenz, den sittenverderblichen Einflufs des Militärs auf die bescheidenen und friedlichen Bürger plastischer darzustellen. Der alte Wesener leidet es nicht, dafs seine Töchter das Theater besuchen, er kann sich nicht mit dem Gedanken befreunden, dafs seine Tochter sich öffentlich in Begleitung eines Offiziers zeigen soll und verbietet der Tochter, Geschenke von dem Baron anzunehmen. Er hütet die Töchter überhaupt vor den Offizieren, da der Verkehr mit ihnen ihrem Rufe schaden könnte. „Da laufen sie in alle Aubergen und in alle Kaffeehäuser, und erzählen sich, und eh' man sich's versieht, wips ist ein armes Mädel in der Leute Mäuler.“ [29])

Weiterhin entrollt der Verfasser ein Bild der Offizierssitten, das die Vorsichtsmafsregeln des alten Wesener rechtfertigt. Der Regimentsfeldprediger Eisenhardt hält heftige Reden gegen den sittenverderbenden Einflufs der damaligen Komödie. [30]) Er ist nicht gegen das Theater im allgemeinen und sieht sich mit Vergnügen ein gutes Stück an, aber deshalb kann er immer nicht glauben, „dafs es ein so heilsames Institut für das Corps Offiziers sei.“ Die Komödie führe Unordnungen in das sittliche Leben derselben ein.

Eisenhardt: Ich bitte Sie, beantworten Sie mir eine einzige Frage, was lernen die Herren dort?

Mary: Ei was, mufs man denn immer lernen, wir amüsieren uns, ist das nicht genug?

Eisenhardt: Wollte Gott, dafs Sie sich blofs amüsierten, dafs Sie nicht lernten! So aber ahmen Sie nach, was Ihnen dort vorgestellt wird, und bringen Unglück und Fluch in die Familien.

In Erwiderung darauf entwickelt der Offizier Haudy sehr kynische Ansichten über die Frauen. Eisenhardt tritt sehr energisch für die Frauenehre ein.

Haudy: Red' ich denn von honetten Mädchen?

Eisenhardt: Eben die honetten Mädchen müssen zittern vor Ihren Komödien, da lernen Sie die Kunst, sie malhonett zu machen. —

„Werden nicht in den neuesten Komödien die gröbsten Verbrechen gegen die heiligsten Rechte der Väter und Familien unter so reizenden Farben vorgestellt . . . Einen wachsamen Vater zu betrügen, oder ein unschuldig Mädchen in Lastern zu unterrichten, das sind die Preisaufgaben, die dort aufgelöst werden." [31])

Unmittelbar darauf befinden wir uns wieder im Hause Weseners in Lille; die Familie speist zur Nacht. Marie kehrt ganz entzückt aus dem Theater heim, sie kann ihre Freude nicht für sich behalten und ruft damit den Unmut des Vaters und spitze Bemerkungen der ältesten Schwester hervor. Marie bleibt mit dem Vater allein und beichtet ihm, daſs Desportes ihr seine Liebe gestanden habe; zum Beweise liest sie die ihr von letzterem gewidmeten Gedichte vor und zeigt dem Vater die von ihm erhaltenen Geschenke. Der Gedanke, daſs seine Tochter Baronesse werden kann, schmeichelt dem Alten.

Wesener (küſst sie): Kannst noch einmal gnädige Frau werden, närrisches Kind. Man kann nicht wissen, was einem manchmal für ein Glück aufgehoben ist.

Marie: Aber, Papa, (etwas leise) was wird der arme Stolzius sagen?

Wesener: Du muſst darum den Stolzius nicht so gleich abschrecken, hör' einmal. — — Nu, ich will dir schon sagen, wie du den Brief an ihn einzurichten hast. Unterdessen schlaf sie gesund, Meerkatze.

Marie (küſst ihm die Hand): Gute Nacht, Pappuschka! — (Da er fort ist, thut sie einen tiefen Seufzer, und tritt ans Fenster, indem sie sich aufschnürt.) Das Herz ist mir so schwer. Ich glaube, es wird gewittern die Nacht. Wenn es einschlüge — (sieht in die Höhe, die Hände über ihre offene Brust schlagend). Gott! was hab' ich denn Böses gethan? — — Stolzius — ich lieb' dich ja noch — aber wenn ich nun mein Glück besser machen kann — und Papa selber mir den Rath giebt, (zieht die Gardine vor) trifft mich's, so trifft mich's, ich sterb' nicht anders als gerne (löscht ihr Licht aus). [32])

Der zweite Akt enthält nur drei Szenen, von denen zwei in Armentières spielen und eine in Lille. Der uns durch seine kynische Philosophie bereits bekannte Offizier Haudy beruhigt Stolzius, dem Gerüchte über die Beziehungen seiner Braut zu Desportes zu Ohren gekommen sind und verspricht ihm, sie mit seinem Blute zu beschützen (II 1). Aus den Worten Eisenhardts entnehmen wir, daſs alle Offiziere Stolzius den Hof machen, seitdem sie von seiner Verlobung mit Marie Wesener erfahren haben. „Es ist lächerlich, wie die Leute alle um den armen Stolzius herschwärmen, wie Fliegen um einen Honigkuchen." [33]) Haudy ladet Stolzius in ein Kaffeehaus, in die Gesellschaft der Offiziere ein und bemüht sich von neuem, ihn seiner Braut

wegen zu beruhigen; ein anderer Offizier, Rammler, sucht dagegen Stolzius' Verdacht rege zu machen, der ganz erhitzt das Kaffeehaus verläſst, ohne den Punsch abzuwarten. Die Offiziere beschlieſsen, Rammler einen bösen Streich zu spielen (II 2).

Die letzte Szene zeigt uns wieder Marie und Desportes in ihren wechselseitigen Beziehungen, die die Ungebundenheit der Straſsburger Sitten bekunden, wie sie Lenz in seinem „Tagebuche" schildert. [34]) Marie gestattet Desportes, über ihren Bräutigam zu schimpfen, und glaubt dem Baron, daſs er die Einwilligung seiner Eltern zu ihrer Ehe einholen wird. Das Haus erschallt von ihren Scherzen, Neckereien, Gelächter und Geschrei. Unterdessen erklingt als eine unheilverkündende Warnung das Lied der alten Groſsmutter, das den 2. Akt beschlieſst:

Ein Mädele jung ein Würfel ist,
Wohl auf dem Tisch gelegen . . .



Der dritte Akt beginnt mit einer völlig überflüssigen Szene, die mit allzugroſsem Realismus ein miſslungenes Liebesabenteuer Rammlers im Geschmacke der Helden des „Decamerone" darstellt. Ihr folgen zwei wirklich prächtige Szenen im Hause des Stolzius und bei Wesener. Die erstere schildert die traurige Lage Stolzius', der seiner Braut und seiner gekränkten Liebe wegen leidet, da neue schlimme Gerüchte über Marie ihn erreicht haben. Er ist nahe daran, wahnsinnig zu werden oder in ein Nervenfieber zu verfallen. Die Mutter tröstet ihn, macht ihm Vorwürfe und weint mit ihm. Marie erfährt indessen, daſs Desportes, unbekannt wohin, unter Hinterlassung vieler Schulden verschwunden sei. Wesener hofft auf die Rückkehr des Barons. Er hat keinen Augenblick gezögert, einen Wechsel des Barons querzuschreiben, und ist fest davon überzeugt, daſs die promesse de mariage die Interessen seiner Tochter vollkommen sicher stelle. [35])

Um von Marie loszukommen, führt Desportes ihr seinen Kameraden Mary zu, in der Hoffnung, daſs dieser ihn im Herzen des leichtsinnigen Mädchens ersetzen würde. Den Warnungen der Mutter zuwider, ist Marie gegen Mary sehr zuvorkommend, sie entschuldigt sich damit, daſs er der beste Freund Desportes' und der einzige sei, der mit ihm im Briefwechsel stünde (III 6).

In einer kurzen, aus einem einzigen Monolog bestehenden Szene, deren Schauplatz Philippeville ist, wo Desportes sich verbirgt, läſst dieser uns keine Zweifel darüber, daſs er Marie gänzlich verlassen und auch den Briefwechsel mit ihr abbrechen will (III 7). Seinen Rachedurst verheimlichend, kommt Stolzius als Soldat zu Mary und tritt als Diener bei ihm ein.

In den letzten Szenen des dritten Aktes tritt eine neue Gestalt auf: die Gräfin La Roche, eine hochachtbare, tugendhafte, herz-

liche und vernünftig denkende Dame. In einem Gespräche mit ihrem Sohne, der auch gegen Marie Wesener nicht gleichgültig geblieben, versucht die Gräfin alles ins rechte Licht zu setzen und ihren Sohn zu seiner Braut zurückzuführen. Sie verspricht ihm, die zärtlichste Freundin Maries zu werden, um sie aus der zweideutigen Lage, in die sie geraten, zu reifsen und ihr den Schrecken der schiefen Ebene, auf der sie stünde, klarzulegen. Sie besucht Weseners, läfst ihrer Beredsamkeit freien Lauf und überredet Marie, auf einige Zeit ihrer leichtsinnigen, dem Flirt gewidmeten Lebensweise, dem Umgange mit den Offizieren zu entsagen und mit in ihr Haus zu ziehen (III 8—10).

Der vierte Akt besteht aus elf unglaublich kurzen, den Schauplatz schnell wechselnden Szenen. Mary weifs nichts Besseres zu tun, als Stolzius seine Absicht mitzuteilen, Marie selbst zu heiraten, falls Desportes sie verlassen sollte. Die nächste Szene zeigt uns Desportes im Gefängnis zu Armentières. Er sucht nach allen Mitteln, um vor Marie verborgen zu bleiben. Das unglückliche Mädchen kann ihren Verführer nicht vergessen. Trotzdem sie unter der Aufsicht der Gräfin wohnt, weifs sie doch Mittel und Wege zu finden, um sich mit Mary im Garten zu treffen. Die Gräfin wird unfreiwillige Zeugin einer solchen Begegnung (IV 3). Aus den fünf folgenden, ein bis acht Zeilen langen, Szenen ersehen wir, dafs Marie der Gräfin entflohen ist, um Desportes in Armentières aufzusuchen. Die neunte Szene führt uns wieder in die Gesellschaft der Offiziere, die sich bei einer Dame von leichten Sitten, Frau Bischof, zusammengefunden haben. Weiter erfahren wir, dafs die Bürgschaft für Desportes Weseners Vermögensverhältnisse zerrüttet hat, und sehen Stolzius vor der Apotheke zu Armentières, wo er sich Gift holen will.

Im fünften Akt geht die Handlung rasch ihrer Lösung entgegen. Wie ein Blitz erscheint anfangs plötzlich für einen Augenblick der heruntergekommene Wesener, der nach Armentières geht, um Desportes zu suchen. Eine gleiche Absicht führt seine Tochter dahin. Sie setzt sich unter einen Baum und zieht ein Stück trockenes Brod aus der Tasche.

Marie: Ich habe immer geglaubt, dafs man von Brot und Wasser allein leben könnte. (Nagt daran.) O hätt' ich nur einen Tropfen von dem Wein, den ich so oft aus dem Fenster geworfen — womit ich mir in der Hitze die Hände wusch — (Contorsionen). O das quält — — nun ein Bettelmensch (sieht das Stück Brot an). Ich kann's nicht essen, Gott weifs es. Besser verhungern. (Wirft das Stück Brot hin, und rafft sich auf.) Ich will kriechen, so weit ich komme, und fall' ich um, desto besser. [36])

Desportes erzählt in der Wohnung Marys in empörend kynischer Weise, wie er seinem Jäger befohlen habe, Marie zu empfangen und

sich mit ihr, wie es ihm gutdünken würde, die Zeit zu vertreiben, er fügt hinzu, dafs der Jäger der passendste Mann für sie wäre. Der bei Tisch aufwartende Diener reicht darauf Desportes eine vergiftete Suppe und entleibt sich, zufrieden mit seiner Rache.

In der nächstfolgenden Szene redet eine unbekannte Bettlerin in der Dämmerung Wesener um ein Almosen an. Es stellt sich heraus, dafs es seine Marie ist, die durch den Treubruch Desportes', ihren Leichtsinn und den Hochmut des Vaters dahin gebracht wurde.

Das Stück schliefst mit einer Szene, in der der Oberst Graf Spannheim sich mit der Gräfin La Roche über die Mittel berät, durch welche die traurigen im Stücke erzählten Ereignisse verhütet werden könnten. „Ich habe allezeit eine besondere Idee gehabt, wenn ich die Geschichte der Andromeda gelesen. Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden mufs, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben." Dazu müfste der König eine „Pflanzschule von Soldatenweibern" anlegen. „Ich zweifle," erwidert ihm die Gräfin scharf, „dafs sich ein Frauenzimmer von Ehre dazu entschliefsen könnte." Der Oberst entgegnet ihr darauf folgendes: „Amazonen müfsten es seyn. Eine edle Empfindung, deucht mich, hält hier der andern die Wage. Die Delikatesse der weiblichen Ehre dem Gedanken, eine Märtyrerin für den Staat zu seyn." [37])

Lenz hat unzweifelhaft seine eignen Ideen, sein eignes Projekt dem Oberst in den Mund gelegt. Er hat diesem Projekt auch eine eigne Schrift gewidmet, der Lenz vor seiner Abreise nach Weimar eine besondere Bedeutung beimafs. [38])

Im Gegensatze zum „Hofmeister" und dem „Neuen Menoza" riefen die „Soldaten" wenig Rezensionen in den damaligen Zeitschriften hervor. Nur der „Almanach der deutschen Musen" auf das Jahr 1777 brachte eine kurze Notiz, in der dem Talente des Verfassers die gebührende Anerkennung gezollt und auf den Unterschied hingewiesen wurde, der zwischen diesem Stücke und dem „Hofmeister" in künstlerischer Beziehung hervortrete.

Die Unterschiede sind ziemlich bedeutend. Der Hauptvorzug des „Hofmeisters" besteht in einer ganzen Reihe ungewöhnlich scharf gezeichneter Charaktere, wie sie bis dahin in der deutschen Literatur fast unbekannt geblieben waren. Solche ausgebildete und originale Charaktere würden wir in den „Soldaten" vergeblich suchen, obgleich dieses Stück in der künstlerischen Ausarbeitung das ältere weit übertrifft. In den „Soldaten" hat Lenz, wie es scheint, der Methode Merciers folgen wollen. Mercier verwahrte sich energisch dagegen, dafs im Lustspiel irgend eine handelnde Person vor den andern bevorzugt würde, und forderte vom Künstler die gleiche Aufmerksamkeit für alle Personen

des Stückes, das nach seinen Worten ein „Gemälde“ (tableau) des Lebens sein müsse. Mercier erstrebte eine gleiche Verteilung von Licht und Schatten auf alle Gestalten des Stückes und suchte dies in seinen eigenen Stücken zu betätigen.[39] Zweifellos folgt Lenz seinem Beispiele auch in den „Soldaten“; im Besitze eines gröſseren Talentes der Charakterdarstellung löst er seine Aufgabe besser als sein französischer Vorgänger. Alle in seinen „Soldaten“ auftretenden Personen, mag ihre Rolle auch noch so klein sein, leben auf der Bühne, weisen charakteristische, wahrhafte Züge auf. Die Reihe der Offizierstypen soll den Zuschauer zuerst mit den allgemeinen Charakterzügen des Militärstandes bekannt machen; jede dieser Typen hat auch ihre individuellen Züge, die dem ganzen Stande eine Mannigfaltigkeit verleihen, die aber von ein und denselben Bedingungen und einer Gemeinschaft der Interessen eingeschränkt sind.

Der leichtsinnigen, hübschen Marie ist ihre weniger hübsche, aber vorsichtigere und gesetztere Schwester Charlotte zur Seite gestellt. Die Szenen zwischen den beiden Schwestern sind voller Leben, Wahrheit und Reiz. Auf gleicher Höhe mit ihnen steht unter den Frauengestalten die Gräfin La Roche, die durch ihr echt aristokratisches Wesen das bürgerliche Leben der Schwestern in das rechte Licht stellt. Auch auf die Figur der sorgsamen Mutter des sympathischen und aufrichtigen, so plötzlich vom Geschick ereilten Stolzius ist Fleiſs verwendet. In der Person Weseners ist das Bild eines am Alten festhaltenden, den Neuerungen abholden Bürgers wahrheitsgetreu gezeichnet, der sich und seine Tochter durch den hoffärtigen Gedanken, mit einem Baron verwandt zu werden, zu grunde richtet.

Aber das Bestreben, Licht und Schatten auf dem Bilde gleichmäſsig zu verteilen, ohne eine Figur besonders in den Vordergrund zu stellen, führte dazu, daſs die Charaktere in den „Soldaten“ blasser und weniger abgerundet erscheinen als im „Hofmeister“. Durch die Personen wurden nur die Standesunterschiede in ihren Besonderheiten beleuchtet.

In kultureller Beziehung bilden die „Soldaten“ ein beachtenswertes Gegenstück zu „Minna von Barnhelm“. Lessings Stück verherrlicht in der Gestalt Tellheims den militärischen Stand und zeigt letzteren von der vorteilhaftesten Seite. Lenz wagte es, den Revers der Medaille zu zeigen: an Stelle der glücklichen Ausnahmen von der Art Tellheims, führte er den ganzen Stand mit seinen ihm eigentümlichen Zügen vor. Das Bild wurde nicht anziehend, wenn auch wahr. Lenzens Realismus tat sich auch hier durch seine gröſsere Stärke gegenüber dem idealisierenden Stile der Lessingschen Schöpfungsweise hervor. Aber die künstlerische Struktur, die so vorteilhaft das berühmte Lustspiel Lessings auszeichnet, fehlt den „Soldaten“. Ihre Aufführung auf dem Theater ist ohne wesentliche szenische

Änderungen unmöglich. Der rasche Wechsel der kurzen Auftritte im vierten Akte wirkt verblüffend. Die letzte klügelnde Szene, die das Projekt darstellt, die im Stück beschriebenen Übel durch ein andres Übel zu heilen, erscheint als ein überflüssiger antikünstlerischer Ballast, der den Eindruck abschwächt und durch seine wunderliche Überspannt heit den Zuschauer und Leser abstöfst.[40])

Herder schätzte die „Soldaten“ Lenzens vom sozial-politischen Gesichtspunkte aus.[41]) Tatsächlich ist es diese Seite, die dem Stück seine historische Bedeutung verleiht. Die Standesfrage ist hier neben die Frage über die Lage der Frauen, ihr Los und ihr schweres Schicksal in einer kulturell wenig gebildeten Gesellschaft gestellt. Die Heldin des Stückes fällt den grofsen Mifsständen des sozialen Lebens, den Ausschweifungen einer groben Soldateska zum Opfer.

Auch in seinem „Hofmeister“ behandelt Lenz ein ähnliches Thema, indem er den verhängnisvollen Fall Gustchens mit einer Art Heiligenschein der Empfindsamkeit und Seelenreinheit umgibt. Lenz sucht die Sympathien für diese gefallenen Engel zu wecken, ruft zum Mitleiden auf und wälzt die ganze Schuld nicht auf sie, sondern auf die Gesellschaft und ihre Ordnung. Zu den empfindsamsten Schriftstellern seiner Zeit gehörend, behandelte er unverweilt und leidenschaftlich die Zeitfragen. Sein Gustchen und seine Marie Wesener stehen der Zeit nach in der ersten Reihe jener sympathischen Sünderinnen, als deren vollendetstes Urbild später Gretchen im „Faust“ erschien.[42]) Dasselbe Thema berührte Wagner in seinem Stücke „Die Kindermörderin“, indem er sich gegen das Furchtbare der Kriminalgesetzgebung erhob, die die unglücklichen Mütter strafte und die wahren Urheber des Verbrechens straffrei liefs.[43]) Einen ähnlichen Stoff behandelte Lenz in seiner Erzählung „Zerbin oder die neuere Philosophie“.[44]) Hier wird ein einfaches Dienstmädchen, das in dieselbe Lage wie Wagners Evchen gerät, geschildert. Bereits im „Hofmeister“ bekundete Lenz seine Kunst in der Darstellung des einfachen, naiven Bauernmädchens Lieschen, durch deren Urbild er, nach dem gerechten Urteile Erich Schmidts, die deutsche Literatur bereichert hat. In eine Reihe mit Lieschen mufs auch Marie aus der Erzählung „Zerbin“ gestellt werden. Auch diese schöne Sünderin ist sehr anziehend, und ihre Geschichte wird von Lenz mit grofser Wahrheit und psychologischem Scharfsinn erzählt. Mariens Kind wird totgeboren, nichtsdestoweniger verurteilt sie das Gesetz wegen Verheimlichung der Schwangerschaft zum Blutgerüst. Im Gefängnis besucht Marie ihr unglücklicher Vater. Hier geht Lenz gelegentlich zu der ihm mehr gewohnten dramatischen Form über. Es spielt sich eine herrliche, rührende, erschütternde Szene ab. Gewissensbisse treiben den Verführer zum Selbstmorde.[45])

Ein ähnliches Motiv berührt Lenz in seinem unvollendet gebliebenen Entwurfe „Der Magister“.[46]) Wie im „Zerbin“ ist auch hier der Held solch ein „Magister“, der Dienstmädchen verführt. Im „Zerbin“ sündigt der Held von der Leidenschaft hingerissen. Im „Magister“ ist es ein herzloser Wüstling, der das arme Weib durch Geld verführt. Die Verführungszene ist mit dem Realismus eines Zola geschildert. Die Strafe wird durch die eigene Unvorsichtigkeit des Magisters herbeigeführt; er hat abends die Lampe brennen lassen und fällt den Flammen zum Opfer.

Von Lenzens literarischem Vorbild angeregt, überschwemmten Schriften mit ähnlichen Motiven bald die europäische Literatur. Dieser Richtung schloſs sich auch das jüngste Mitglied der Stürmer und Dränger, Schiller, mit seinem bürgerlichen Drama „Kabale und Liebe“ an. Mit seinen „Soldaten“ war Lenz ein echter Vorgänger Schillers. Auch letzterer gibt seinem Werke einen grellen sozial-politischen Anstrich. Der Grundgedanke: das unheilvolle Eindringen des liederlichen Adels in das Leben der friedlichen Bürger, ist ein und derselbe; Luise Miller erscheint geradezu als Nachfolgerin der Marie Wesener. In der Charakterzeichnung der Frau Millers ahmte Schiller einige Züge des Lenzschen Wesener nach; beide behüten gleichzeitig ihre Töchter und fühlen sich durch die Aufmerksamkeiten des Aristokraten geehrt. Gleich Wesener ist Frau Miller davon überzeugt, daſs der Kurmacher nur von der schönen Seele ihrer Tochter entzückt sei.[47])

Wie Lenz bearbeitet auch Goethe das Motiv der bürgerlichen Liebe in Egmont und Klärchen, sein Teilnahme erweckender Brackenburg erinnert an Stolzius in den „Soldaten“.[48]) Gruppe und Froitzheim finden im „Faust“ und „Egmont“ Anklänge an die Schluſsszene des I. Aktes der „Soldaten“.[49])

Unter den dramatischen Entwürfen Lenzens befindet sich ein Stück: „Die alte Jungfer“, das in drei verschiedenen Überarbeitungen vorhanden ist.[50]) Dieses Stück steht in engsten Beziehungen einerseits zu den „Soldaten“ und dem „Tagebuche“, anderseits zu der „Moralischen Bekehrung eines Poeten“. Es handelt sich zweifellos um Nachklänge an Erlebnisse des Dichters im Hause des Straſsburger Juweliers Fibich. Besonders beachtenswert ist in dieser Beziehung die dritte Überarbeitung des erwähnten Stückes, die in einer unbeendigten Szene und zwei kleineren Bruchstücken erhalten ist. Als handelnde Personen treten in dieser Szene Fibich, der Vater Amaliens, und Wiedeburg auf. Unter Amalie ist Cleophe zu verstehen. Wiedeburg ist Lenz selbst. Der Inhalt der Szene ist folgender: Wiedeburg ist in Amalie, die Braut des Grafen Dönhoff, verliebt. Von

ihrem Vater Fibich erfährt er, dafs der Bräutigam sich weigere, sein Versprechen zu erfüllen, das er durch ein besonderes Dokument, „promesse de mariage“, bekräftigt hatte. Wiedeburg rät Fibich, den Grafen zu verklagen, dieser will nicht darauf eingehen, weil er zu viel Nachrede fürchtet. Wiedeburg verspricht ihm, den Prozefs auf seinen eignen Namen zu führen. Hier bricht die Szene ab, und Lenz schildert mit wenigen Zeilen den weiteren Verlauf des Stückes: Wiedeburg verliert den Prozefs, da die „promesse de mariage“ sich als gefälscht herausstellt, und erbietet sich aus Grofsmut, Amalien zu heiraten. Am Schlusse des Bruchstückes befindet sich die charakteristische Anmerkung: „Darum darf ich das Stück nicht drucken lassen. Wenigstens nicht so lang Fib. unverheurathet ist.“ Vrgl. Weinhold, Dram. Nachlafs von Lenz, 207. So ist die Beziehung dieses Stückes auf Cleophe Fibich keinem Zweifel mehr unterworfen. In der zweiten Überarbeitung des Stückes „Die alte Jungfer“ (die Weinhold unter dem Buchstaben B veröffentlicht hat) ist sie bereits unter ihrem wirklichen Namen „Clephgen“ angeführt. Lenz erscheint wieder unter dem Namen Wiedeburg; ferner tritt Lenzens Strafsburger Freund Ott unter seinem Namen auf. Diese Bearbeitung (B) enthält eine vortreffliche Szene zwischen Wiedeburg und Ott, vier Bruchstücke von Monologen Wiedeburgs und einen kurzen Entwurf zu einer andern Szene (6, „Ihr Krankenbett“). Hier trägt Wiedeburg Cleophen, die fast wie in der „Moralischen Bekehrung eines Poeten“ als ein herzloses, kokettes, leichtsinniges und hoffärtiges Wesen, das ihn in die Netze ihrer hinterlistigen Liebe gezogen, geschildert wird, die Ehe an. Wie in der von uns besprochenen, der Cornelia Schlosser gewidmeten Beichte trägt Lenz-Wiedeburg auch hier schwer an der Last der Ketten und versucht oft erfolglos, sie abzuschütteln; er fühlt, dafs seine Leidenschaft zu Cleophe-Araminten der sittlichen Grundlage entbehrt, dafs er in Liebe zu dieser Kirke vergehen, aber sie nie achten könne, da sie seinem wahren Ideale eines Weibes nicht entspräche. In der „Moralischen Bekehrung“ erscheint Cornelia in den Strahlen eines solchen Glorienscheins, hier in dem Stücke „Die alte Jungfer“ ist es Henriette Waldner, die in ähnlicher Weise verherrlicht wird. (Die beginnende Liebe zu ihr wird schon in jener Beichte erwähnt.) Henriette tritt als Cecilie auf, ja in einer Szene wird sie ganz offen Waldner genannt.[51]) Das Wesen des ganzen Stückes ist in dem Schwanken Wiedeburgs zwischen diesen beiden, ganz verschieden gearteten Frauen enthalten, Schwankungen, die augenscheinlich (wenigstens nach den Bearbeitungen A und B) mit der Rückkehr Wiedeburgs zu seiner ersten Geliebten enden müssen. In der Gestalt Ceciliens sind die Eindrücke vereint, die zwei wirkliche Persönlichkeiten, Henriette Waldner und Luise König

— eine Strafsburger Bekannte Lenzens und Freundin Karoline Herders und Cornelia Schlossers —, auf unsern Dichter hervorgebracht haben.

Nach Lenzens Gewohnheit vermischten sich hier tatsächlich erlebte Eindrücke mit Motiven, die ihm durch Lesen bekannt geworden waren. Wie Weinhold nachgewiesen, entstand bei Lenz der Plan zu seinem Stücke beim Lesen eines im Februarhefte 1775 der Zeitschrift „Iris“ erschienenen Romans der Sophie La Roche, betitelt „Freundschaftliche Frauenzimmerbriefe“.[52]) Dieser Roman entzückte Lenz und führte zu einem Briefwechsel mit der Verfasserin. Eine Episode dieses Romans flöfste Lenz den Gedanken ein, sie zu einem Stücke zu verwenden, das er dann wirklich unter dem Namen: „Die alte Jungfer“ zu schreiben begann. Anfangs behält er die Namen bei, die er im Romane der La Roche gelesen. Aber allmählich verdrängte das persönlich Erlebte und Empfundene die rein literarischen Eindrücke; das Stück, durch neue Motive erweitert und sich einem neuen Plane unterordnend, entfernte sich weit von der Quelle und gewann in der Gestalt Wiedeburgs einen ganz subjektiven Charakter. Wiedeburg tritt in eine Reihe mit Strephon, Robert, David usw.[53])

Nach dem „Hofmeister“, dem „Neuen Menoza“ und den „Soldaten“ müssen wir auch Lenzens Stück: „Die beiden Alten“[54]) einen Platz zuweisen.

Lenz las das Stück in der Versammlung der Strafsburger Literarischen Gesellschaft am 14. Dezember 1775 vor.[55]) Den Stoff dazu lieferte eine wirkliche Begebenheit, die sich im Languedoc zugetragen und von den Tageszeitungen besprochen worden war: Ein Sohn hatte seinen Vater in einen Keller eingesperrt und ihn für tot ausgegeben, um desto eher zur Nutzniefsung seiner Güter zu gelangen. Einer der alten Freunde des unglücklichen Greises reiste vorbei und kehrte bei dem Sohne ein, dessen Bedienter aus Unvorsichtigkeit die Tür des Gefängnisses offen gelassen hatte. Der Alte kam heraus und gelangte in der Nacht in das Zimmer seines Freundes, dem er die ganze Begebenheit entdeckte. Der Sohn ward zur Strafe gezogen.[56])

Lenzens Stück enthält drei kurze Akte und eine beschränkte Anzahl handelnder Personen. Der Ort wird Belcourt genannt. Der verbrecherische Sohn heifst St. Amand. Die beiden ersten Szenen zeigen ihn uns bereits im Besitze der Erbschaft. Er läfst sich übel beeinflussen von seinem verschmitzten Diener Valentin und dessen Schwester Rosinette. Valentin und Rosinette beabsichtigen, St. Amand zu veranlassen, das Gut so rasch als möglich zu verkaufen und mit ihnen nach Paris zu reisen, wo sie bald in den Besitz seines Vermögens zu gelangen hoffen. „Es ist nicht die erste Gans aus der Provinz, die sie gerupft hat“ sagt Valentin von seiner Schwester.[57]) St. Amand sorgt sich nur darum, was mit dem im Keller eingesperrten Vater, dem alten Obristen Rochefort, werden solle. Das Gut hofft er seinem

Schwager Belloi, dem Gatten seiner Schwester Angelika, verkaufen zu können. Valentin meldet die Ankunft des Generals Rochefort, des leiblichen Bruders des eingesperrten Greises. Um keinen Verdacht zu erregen, schickt St. Amand Rosinette nach Paris, wohin er bald nachzukommen verspricht.

Der zweite Akt besteht ebenfalls nur aus wenigen Szenen. Beim Auskleiden, um zu Bett zu gehen, befragt der General Rochefort den verbrecherischen Sohn über den vermeintlichen Tod seines Vaters. St. Amand versucht den General zu überzeugen, daſs die Heirat Angelikas mit Belloi der Anfang zum Kummer gewesen sei, der seinen Vater ins Grab gebracht. Der General bemerkt St. Amands feindseliges Verhalten gegen den Schwager, dessen Heirat mit Angelika der Vater selbst betrieben hat. Das St. Amand als Erbe zugefallene Gut ist der General zu kaufen bereit.

Die zweite Szene spielt in einem Garten. Der General und Belloi unterhalten sich über den angeblich Toten, den „guten Alten mit seinen Silberlocken". Das Betragen St. Amands, seine Schüchternheit, seine Verschlossenheit gegen die Verwandten, sein gemeiner vertrauter Umgang mit den Bedienten gefallen dem General nicht. Major Belloi fügt noch hinzu, daſs St. Amand sein und Angelikas „geschworner Feind" sei. St. Amand könne sich nicht damit aussöhnen, daſs Angelika einen Offizier bürgerlicher Herkunft geheiratet habe. Der General erklärt ihm, die wahre Ursache des Widerwillens läge darin, daſs sein Bruder den Neuvermählten eins seiner Güter abgetreten habe, das St. Amand lieber verkauft hätte, um den Erlös in Paris, das ihm den Kopf verdreht habe, zu vergeuden. Belloi erzählt, daſs er mit seiner Frau gleich nach Empfang der Todesnachricht nach Belcourt geeilt, der Vater aber bereits begraben gewesen wäre, und keinerlei Bitten Angelikas hätten vermocht, ihnen die Gruft aufschlieſsen zu lassen. Jetzt seien sie auf die Einladung St. Amands nach Belcourt gekommen, um ihm das Gut abzukaufen. Es stellt sich heraus, daſs auch der General nicht zufällig, sondern von Belloi dazu aufgefordert, gekommen ist. Der Major rät dem General, um den jungen Mann zu retten, ihm nicht das ganze Kapital auf einmal auszuzahlen, sondern ihm eine alljährige Leibrente auszusetzen. „Alter, Alter!" ruft der General aus, „wenn du das hörtest! . . . Ich glaube keine Geister — aber unsern Alten so jetzt unter diesen Bäumen erscheinen zu sehen, wo wir so oft gesessen und über Euer künftiges Schicksal deliberirt haben, — ich möchte ein altes Weib beneiden um ihren Aberglauben!" [58]) Belloi seinerseits glaubt nicht allein an Geister, sondern auch, „daſs sie sich wieder unter die Lebendigen mischen" und „an all ihren Schicksalen Antheil nehmen". Die Szene

schliefst mit der Erklärung des Generals, dafs er den Sohn Bellois zum Erben von Belcourt und allen seinen andern Gütern einsetze.

Die dritte Szene spielt im Schlafzimmer St. Amands. Valentin wickelt ihm die Locken auf. St. Amand weifs nicht, „was mit dem Alten anfangen". Er verwirft den Vorschlag Valentins, dem Alten Gelegenheit zur Flucht zu geben. Valentin schlägt nun vor, den Alten zu erschlagen, und nimmt die Sache auf sich.

Die erste Szene des III. Aktes stellt ein Kellergewölbe dar. Hier ist der Obrist Rochefort eingeschlossen, er trägt sein Leid mit ungewöhnlicher Stärke und Seelenruhe. Valentin tritt herein, in einer Hand ein Licht, in der andern einen Dolch.

Valentin: Bereitet Euch, Herr, Ihr müfst sterben.

Rochefort (steht auf): Sterben? — Kommst du von meinem Sohn?

Valentin: Ich bin nicht hier auf Eure Fragen zu antworten. Macht Euch fertig!

Rochefort: Kann mein Sohn dir geheifsen haben, seinen Vater umzubringen? — Nur über diesen Punkt beruhige mich.

Valentin: Was sollen die Fragen? Nein, er hat es mir nicht geheifsen. Macht! —

Rochefort: Nun so brauch ich keiner weitern Vorbereitung. (Nimmt die Mütze zwischen beide Hände.) Schöpfer! ich hatte dir meine Seele lang empfohlen. Sollte mein Sohn Antheil an diesem Morde haben — ach! ich habe ihn nicht so gezeugt, er hat kein Herz, das den Urheber seines Lebens hassen könnte. Verzeihe ihm, er erweis't mir keine Strafe, er erweis't mir das, warum die Wilden ihre Kinder bitten, er überhebt mich der Mühe langsam auszugehen (wirft die Mütze weg, zu Valentin). Jetzt mein Freund, thut was Ihr zu thun habt. (Sich die Brust aufreifsend, die er ihm hinhält.) Macht! —

Valentin (wirft ihm den Dolch vor die Füfse, und läuft heraus): Herr, verrathet uns nicht! (Er läfst die Thür offen.)

Rochefort (fängt bitterlich an zu weinen, endlich steht er auf): Meine Kinder wieder sehen? (schlägt in die Hände) Grofser Gott! wenn das mehr als Traum ist — meine Angelika, meinen Belloi — (geht Valentinen nach).[59]

Die zweite und dritte Szene spielen nachts in dem vom Monde erhellten Garten. Der General Rochefort tritt auf, er kann nicht schlafen, mufs immer an seinen Bruder denken und hält es für eine „Ahndung", ihm bald zu folgen. Im Hintergrunde des Gartens erscheint Angelika im Nachtkleide, ihr folgt Belloi. Sie ist aus dem Bette gestiegen, weil es ihr so vorgekommen war, als ob sie ihren Vater unter ihrem Fenster habe husten hören. „Auf einmal erschien er mir, ich sah ihn vor mir, ich betrog mich nicht, in seiner ganzen

Gestalt, lieber Belloi, mit seinen weifsen Haaren, der Mond schien drauf.“ Es hatte den Anschein gehabt, dafs er im Schlafzimmer gewesen wäre, am Kopfende ihres Bettes gestanden und sich die Tränen aus den Augen gewischt habe; irgendwer flüsterte ihr zu: „Geh in den Garten!“ Belloi glaubt, dafs sie geträumt habe. Sie vertiefen sich in Erinnerungen an den Greis und an den Abend, wo Belloi um sie unter einer der Linden im Garten angehalten habe. Plötzlich gewahrt Angelika den General, der auf einer der Bänke eingeschlummert ist, sie hält ihn für ihren Vater und fällt schreiend Belloi in die Arme. Der General berichtet voller Zweifel, dafs auch er den verstorbenen Bruder unter den Bäumen seufzend auf- und abgehend gesehen habe; er wäre jetzt im stande, an Geister zu glauben. Angelika erklärt sich bereit, ihr Leben dahinzugeben, um ein so teures Gespenst zu sehen. In diesem Augenblicke tritt der Obrist Rochefort hinter einer Hecke hervor.

Rochefort: Hier bin ich, meine Kinder. (Angelika fällt Belloi ohnmächtig in die Arme, der General springt auf und zittert, dann fällt er auf die Knie.) Wollt Ihr mich nicht wiedererkennen? — Rochefort, du auch hier? (seinen Bruder umarmend). Ich lebe, ich bin nicht todt gewesen — ermuntert euch!

General: Wie, du wärest —

Rochefort: Dein Bruder, dein Bruder. — Ich bin nicht todt gewesen. — (Zu Belloi) Und was macht dieser weibliche Engel? O ich kann mich nicht halten, ich mufs diese kalten Lippen warm küssen! (Seine Tochter und Belloi wechselsweise umarmend.) Und du, Belloi, glaubst noch nicht, dafs ich lebe.

Belloi: Ich begreife alles dieses nicht — aber ich glaube es.

Rochefort: Ich bin Rochefort, ich bin dein Vater, ich war nicht todt, ich war nur eingesperrt.

Angelika (die erwacht, ängstlich): Mein Vater — ist er noch da? verschwunden — o ich Unglückselige!

Rochefort: Nein, Angelika, nein, (an ihrem Halse) ewig wollen wir zusammen bleiben.[60])

Der Greis erzählt, wie St. Amand ihn in ein Kellergewölbe eingeschlossen und die falsche Nachricht von seinem Tode verbreitet habe, um desto eher in die Nutzniefsung seiner Güter zu gelangen. Er will ihm verzeihen, seiner Jugend, der Jahre der Torheit wegen. Plötzlich stürzt St. Amand herein mit einem Dolch, er ruft laut: „Mein Vater — wo ist mein Vater?“ Der General fällt ihm in den Arm: „Was willst du thun, Rasender!“ — „Sie irren sich, Onkel,“ erwidert der verbrecherische Sohn, „der Dolch ist für mich bestimmt. Ich komme noch vorher seine Verzeihung zu erhalten, und alsdann mich zu strafen.“ Er teilt ferner mit, dafs sein Gewissen ihm keine

Ruhe gelassen, seitdem er Valentin den schrecklichen Befehl erteilt; er wäre nach dem Keller geeilt, um an Valentin das Blut des Greises zu rächen. Valentin habe ihm aber alles Vorgefallene berichtet. Jetzt fleht er den Vater um Vergebung an; er klagt Rosinette an, die „durch ihre Schlangenzunge“ Gift wider die ganze Familie in seine Seele „strömte“. Weinend wirft er sich auf die Erde.

Rochefort (der ihn aufrichtet): Betrogener Jüngling — stehe auf! — Wenn dich meine Verzeihung nicht bessern kann, desto schlimmer für dich. Der Vater ist von jeher ein schlechter Richter gewesen. Komm an mein Herz zurück, das soll deine ganze Strafe seyn. (Will ihn umarmen.)

St. Amand: Nein, lassen Sie mich hier im Staube liegen bleiben und Sie anbeten, gar zu grofsmüthiger Vater! [61])

Der General freut sich, den Bruder wieder unter seinen Kindern zu sehen. Belloi weint, „das erste mal“ in seinem Leben, vor Rührung. Als letzter friedenstiftender Akkord erscheint die Musik; Angelika singt ein Lied an die Freude, Belloi begleitet sie auf der Flöte.

Das Stück „Die beiden Alten“ bezeichnet eine neue bemerkenswerte Wandlung in der literarischen Entwicklung Lenzens. Vor allem ist die Abwesenheit jedes komischen Elements zu erwähnen. Die Lieblingsidee Lenzens über die Vermischung des Tragischen mit dem Komischen ist hier nicht zur Geltung gekommen. Das Stück kann man als eine Übergangsstufe zur wirklichen Tragödie, als deren Muster Lenz seine „Sizilianische Vesper“ schrieb, ansehen. In dem von uns betrachteten Stücke gibt Lenz dem Tragischen einen friedlichen, ja sentimentalen Ausgang. Er scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, das tragische Pathos des Aeschylos mit der idyllischen Süfsigkeit der Gefsnerschen Hirtendichtungen zu verbinden. [62]) Schon im „Hofmeister“ machte er den allerdings nicht sehr gelungenen Versuch, tragischen Ereignissen eine friedliche Lösung zu geben. Das sogenannte „bürgerliche Trauerspiel“ sucht er in ein „bürgerliches Schauspiel“ umzuwandeln, indem er die Notwendigkeit eines tragischen Ausgangs negiert. Aber im „Neuen Menoza“ und in den „Soldaten“ kehrt er zu den alten Traditionen der bürgerlichen Tragödie zurück.

Der Beweis ist leicht zu erbringen, dafs bei dem Stücke „Die beiden Alten“ zahlreiche und sehr volkstümliche Stücke des auch in Deutschland bekannten Sebastian Mercier zum Vorbilde gedient haben. Schon allein die Bezeichnung des Stückes als „Familiengemählde“ veranlafst dazu, einige Beziehungen zum Theater Merciers zu vermuten, da dieser, wie wir gesehen, immer diesen Ausdruck (tableau), der in dem Wesen seiner Forderungen an das dramatische Theater wurzelte, gebrauchte. [63]) Ferner fafst Lenz im Gegensatze zu seinen andern Stücken den Inhalt des Stückes „Die beiden Alten“ in drei Akte

zusammen, oder mit andern Worten, er wählt Merciers beliebte Form des dreiaktigen in Prosa geschriebenen Dramas.[64]) Der allgemeine Typus ähnlicher Stücke des fruchtbaren französischen Schriftstellers wird in diesem Werke Lenzens ziemlich treu wiedergegeben. Kein einziges Stück unseres Dichters weist eine solche Fülle tugendhafter Personen auf. Gewöhnlich treten ähnliche Personen nur episodisch bei ihm auf, so der Geheime Rat Berg im „Hofmeister“, Prinz Tandi im „Neuen Menoza“, Pastor Eisenhardt und Gräfin La Roche in den „Soldaten“; die gröfste Anzahl der von ihm dargestellten Charaktere erscheint entweder geradezu abstofsend oder als die im Leben gewöhnliche Mischung von Licht und Schatten. Anders in dem Stück „Die beiden Alten“. Als Vertreter des Bösen treten hier fast nur Valentin und Rosinette auf. Die meisten andern Personen sind vortreffliche, würdigste Menschen, die miteinander in Güte, Empfindsamkeit, Standhaftigkeit und Grofsmut wetteifern. Die allerschändlichste Tat St. Amands wird nicht durch bösen Willen, sondern durch seine Jugend, seine Unerfahrenheit und die giftigen Einflüsterungen des erwähnten lasterhaften Paares erklärt. Ein solches numerisches Übergewicht der tugendhaften Personen finden wir gewöhnlich bei Mercier, bei dem dies durch seine Theorie bedingt war. Wir wissen bereits, dafs er es als Aufgabe des Dramatikers ansah, den Zuschauer durch die Tugend „anzustecken“; er fürchtete daher, viele lasterhafte Personen auf die Bühne zu bringen, da ja auch die Laster die Zuschauer anstecken könnten.[65])

Die Charaktere selbst erinnern an die Gestalten Merciers und scheinen seinen Dramen entnommen zu sein. Der Obrist Rochefort ist das bei Mercier gewohnte Urbild eines ehrwürdigen Greises, meistenteils eines verabschiedeten Land- oder Seeoffiziers (wie z. B. in der „Nathalie“), eines gesetzten, seines Wortes bewufsten, aber äufserst empfindsamen und grofsherzigen Mannes. Auch sein Bruder, der General, kommt diesem Urbilde nahe.[66]) Der biedere Major Belloi ist eine Kopie des Mercierschen Typus eines sympathischen Offiziers bürgerlicher Herkunft (wie z. B. St. Franc im „Déserteur“).[67]) Angelika gleicht keiner der Lenzschen Frauengestalten, weder den „schönen Sünderinnen“, wie Gustchen Berg oder Marie Wesener, noch den dämonischen Naturen, wie Donna Diana, oder den sentimental — sinnlichen Gestalten, wie Wilhelmine im „Neuen Menoza“. Angelika gleicht mehr dem im 18. Jahrhundert gangbaren literarischen Urbilde eines Mädchens oder einer Frau, die in allen Beziehungen schön, empfindsam, bescheiden, verständig ist, die besonders häufig den typischen Namen Sophie trägt, ein Typus, den Mercier selten in seinen Stücken entbehren kann.[68]) St. Amand erinnert auch an den in den Stücken des französischen Dramatikers geschilderten jungen Mann, der eine tadelnswerte oder verbrecherische Handlung begeht,

sie aber sofort bereut. Bei Mercier wandeln sich fast alle Bösewichter in reuige Sünder um.[69]) Der Schlufs des Stückes ist ganz nach dem Geschmacke Merciers, der die Handlung gewöhnlich friedlich beendet und mit einer rührenden Versöhnung der Streitenden, Reue der Lasterhaften, Grofsherzigkeit der Tugendhaften, allgemeinen Vergebungen, Tränen und Umarmungen zu schliefsen pflegt.[70])

So waren „Die beiden Alten“ eine offenbare Nachahmung der Art und Weise Merciers. Den Stoff zum Stücke hat Lenz einer Zeitung entnommen — er war nicht aus ihm selbst entsprungen, er hat ihn auch nicht selbst erlebt, wie es bei dem „Hofmeister“ und den „Soldaten“ der Fall gewesen war. In den beiden letztgenannten Stücken pulsiert das reale Leben, bekunden sich persönliche Beobachtungen des Verfassers, die dargestellten Charaktere weisen die eigentümlichen Verschiedenartigkeiten allgemeiner psychologischer und gesellschaftlicher Typen auf. „Die beiden Alten“ gleichen mehr einer literarischen Übungsarbeit als einem Gemälde nach der Natur; sie sind mehr durch Lesen, als durch Beobachten entstanden. Daher tritt hier auch der Einflufs Merciers mehr zu Tage als in den andern Werken Lenzens, denen dem Verfasser genau bekannte Ereignisse und Tatsachen zu Grunde lagen.

Nichtsdestoweniger hat Lenz zweifellos seine Aufgabe mit vielem Geschick gelöst, was auch von der Kritik jener Zeit anerkannt worden ist. Der „Almanach der deutschen Musen“ lobte besonders die Szene, in der der von allen totgeglaubte Greis erscheint, und bemerkte, dafs sie „gut vorbereitet und frappant vorgestellt ist“.[71])

Das Lenz feindliche Organ Nicolais, „Die allgemeine Deutsche Bibliothek“, konnte auch nicht umhin, das Stück lobend zu erwähnen. Nachdem der Kritiker die zu Grunde gelegte Zeitungsanekdote erzählt, fährt er weiter fort: „Die dramatische Behandlung dieses Stoffes ist Herrn L. so sehr geglückt, dafs vermuthlich jedem Leser der Wunsch aufsteigen wird, er hätte statt dieses Fragments ein vollständiges Schauspiel daraus verfertigt.“[72]) Das dramatische Talent Lenzens zeigt sich hier in der Tat von der vorteilhaftesten Seite. Die konzentrierte Handlung, die natürliche und einfache Entwicklung derselben, das Fehlen jeder überflüssigen Person und unnützer Einzelheiten, das Verständnis, wirklich dramatische Lagen zu schaffen — sind die Vorzüge dieses Stückes, das leider nur eine Skizze geblieben ist. Die Szenen des Mordversuchs auf den alten Rochefort und sein Erscheinen in der Mondnacht unter den Lebenden hätten jedem Dramatiker zur Ehre gereicht.

Diese talentvolle Skizze Lenzens hat Schiller in seinen „Räubern“ vor Augen gehabt. Als jüngstes Mitglied der Sturm- und Drang-Partei las Schiller mit Eifer alle die Werke der Hauptführer dieser Bewegung,

unter denen Lenz sich seiner besonderen Beachtung erfreute.[73] Wir sahen bereits, dafs Schiller in seiner Vorrede zu den „Räubern" Ideen entwickelt, die er aus Lenzens „Anmerkungen über's Theater" entnommen. Später während der Zeit seiner Freundschaft mit Goethe suchte Schiller sorgfältigst die hinterlassenen Werke Lenzens nach, und einige derselben sind nur dank dieser seiner Bemühung im Drucke erschienen.[74]

So verdankt nun Schiller seinem Vorgänger auch eine der dramatischsten Episoden in den „Räubern". Gedenken wir der fünften Szene des vierten Aktes. Die Szene stellt einen ein altes verfallenes Schlofs umgebenden Wald vor; in dem Keller eines der Türme dieses Schlosses schmachtet der alte Moor, der hier von seinem mitleidslosen Sohne Franz gefangen gehalten wird. Nachts schleicht der Diener Hermann zum Turme, er bringt dem unglücklichen Greise Nahrung und wechselt mit ihm einige Worte. Karl Moor hört verdächtige Stimmen, er hält Hermann an; dieser glaubt, es sei Franz, und fleht ihn um Verzeihung an, dafs er dem alten Grafen Nahrung zuträgt. Aus dem Turme erschallt eine Stimme, die Karl davon überzeugt, dafs da noch jemand gefangen schmachtet. Er erbricht das Gittertor. Aus dem Grunde steigt „ein Alter, ausgemergelt wie ein Gerippe".

Der Alte: Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor (springt erschrocken zurück): Das ist meines Vaters Stimme!

Der alte Moor: Habe Dank, o Gott! Erschienen ist die Stunde der Erlösung.

Karl hält ihn für einen Geist, der in seinem Grabe beunruhigt ist und seine Sünden noch nicht alle gebüfst hat. „Ich bin kein Geist," antwortet ihm der Greis. „Taste mich an, ich lebe, oh ein elendes, erbärmliches Leben!" Weiter erzählt der Greis, wie Franz ihn in diesen Turm gesperrt und zum Hungertode verurteilt, von dem er nur dank dem Diener Hermann, der ihm seit drei Monaten Speise heimlich zugetragen habe, errettet worden sei. „Tausendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Mafs meiner Strafe mufs noch nicht gefüllt sein." Er leide gerecht — so schliefst er — da er seinen ältesten Sohn Karl zur Verzweiflung gebracht habe.

Wir wollen diese von tiefer Tragik und wahrer Poesie erfüllte Szene nicht weiter verfolgen. Für den Lenz-Biographen ist es eine Freude festzustellen, dafs Schiller diese vorzügliche Episode in den „Räubern" dem Lenzschen Stücke „Die beiden Alten" verdankt. Die Einsperrung des ehrwürdigen Greises durch den unbarmherzigen Sohn, die unvorhergesehene Errettung von dem sicheren Tode, das Erscheinen unter den Lebenden, die ihn für ein Gespenst, einen Geist ansehen, die Erzählung

von dem schrecklichen Verbrechen des Sohnes an den Blutsverwandten — alles dies ist beiden Stücken gemein. Aufserdem ist der Einflufs der Lenzschen Skizze auch auf andere Einzelheiten in den „Räubern“ unverkennbar. Bei Lenz fällt der Bruder des unglücklichen Rochefort bei dessen plötzlichem Erscheinen vor ihm auf die Knie, bei Schiller tut es Schweizer vor dem geretteten Greise nach dessen Erzählung von den überstandenen Leiden. Wie der alte Rochefort seinem Sohne verzeiht, so ist es auch der alte Moor in bezug auf Franz zu tun bereit. In beiden Fällen werden die verbrecherischen Söhne von Gewissensbissen gequält, die St. Amand in Versuchung führen, sich das Leben zu nehmen, und Franz zwingen, durch Selbstmord zu enden. [75])

„Die beiden Alten“ Lenzens haben Schillers „Räuber“ durch eine packende Episode bereichert. Zweifellos ist der Einflufs des ersteren Stückes auf das zweite festgestellt. Aufserdem findet die Verwandtschaft des dramatischen Genies beider Dichter eine glänzende Bestätigung in dem Umstande, dafs Schiller in seinen „Räubern“ sich auch sonst mit Lenz begegnet. Schillers „Räuber“ hatten einen Vorgänger in Lenzens Stücke: „Der tugendhafte Taugenichts“ — einem sehr talentvollen, aber leider unvollendet gebliebenen Werke aus seinem Nachlafs. [76]) Das Thema zu den „Räubern“ hat Schiller bekanntlich einer von Schubart im „Schwäbischen Museum“ 1775 unter der Überschrift „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ veröffentlichten und von ihm als dankbare Fabel für irgend ein Drama oder einen Roman warm empfohlenen Anekdote entlehnt. [77]) Als der junge Schiller, der angehende Mediziner der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart, dieser Anregung folgte und im geheimen an seinem berühmten Drama zu arbeiten begann (1777) [78]), lag unter den Konzepten Lenzens der fertige Entwurf des durch dieselbe Erzählung Schubarts angeregten Stückes vor. „Der tugendhafte Taugenichts“ ist in zwei Bearbeitungen auf uns gekommen, von denen die erste dem Winter 1775—76, die zweite der Zeit von Lenzens Aufenthalt in Weimar (1776) zuzuschreiben ist. [79]) Das Weimarer Mifsgeschick und die darauf eingetretenen Wanderjahre verhinderten Lenz an der Vollendung dieses schönen Stückes, das sich unter seinen zahlreichen dramatischen Entwürfen und Skizzen verzettelte.

Die von Schubart erzählte Anekdote ist nichts anderes als die veränderte Lesart eines alten Themas, das aufs glänzendste von dem genialsten Romanschreiber des 18. Jahrhunderts, Fielding, in seinem grofsartigen „Tom Jones“ bearbeitet ist. Es ist das Thema von den feindseligen Brüdern, das in Shakespeares „König Lear“ in Edmund und Edgar Gloucester vertreten ist. Bei Fielding erscheinen die Brüder als der angebliche Findling Tom Jones, ein guter Junge und

Wagehals, und Blifil, ein schlauer Heuchler und böser Intrigant, der seine Bösartigkeit unter der Larve der Tugend und Gesittung verbirgt. Hinterlistig von Blifil verleumdet, wird Tom Jones aus dem Hause seines „Wohltäters“ Esquire Allworthy gestofsen, findet keine Zufluchtsstätte und erleidet alle möglichen Abenteuer, bis sich schliefslich die Intrigue Blifils offenbart. Tom Jones entpuppt sich nun als Neffe Allworthys, wird von diesem in seine Rechte eingesetzt, und Blifil erhält seine verdiente Strafe.

Der Patriot Schubart verlegte den Schauplatz nach Deutschland und gab seine Erzählung als eine wahre Begebenheit aus.[80]) Nach Schubart lebte in der Nähe Bambergs auf seinem Gute ein Edelmann, der zwei Söhne, Wilhelm und Karl, hatte. Wilhelm hat den Charakter von Blifil, Karl den von Tom Jones. Auf der Schule und auf der Universität offenbart sich der vollständige Kontrast zwischen den Brüdern. Gut und sympathisch, aber ein feuriger, lustiger Mensch, gerät Karl in Schulden und wird in ein Duell verwickelt. Der scheinheilige Wilhelm berichtet die Laster seines Bruders treulich nach Hause. Als sich über ihm der Zorn des Vaters entladet, bleibt Karl nichts übrig als die Universität zu verlassen und sich im Heere Friedrichs II. anwerben zu lassen. Bei Freiberg verwundet, kommt er ins Lazarett, wo unter dem Eindrucke der geschehenen Schrecken und erlebten Leiden eine sittliche Wandlung mit ihm vorgeht. Er schreibt dem Vater einen Brief, bittet um Vergebung und verspricht Besserung. Dieser Brief fällt in Wilhelms Hände, er unterschlägt ihn. Nach dem Friedensschlusse verdingt sich Karl als Knecht auf einem anderthalb Stunden vom Rittersitze seines Vater gelegenen Gute unter dem Namen Hans. In dieser neuen Lage erweist er sich als musterhafter Arbeiter und erwirbt sich allseitige Sympathien. Den „guten Hans“ lobt auch sein Vater, der keine Ahnung davon hat, dafs in dem Kittel des Arbeiters sein eigner verlorner Sohn stecke. Da kommt Hans einmal, als er im Walde Holz fällt, dazu, wie sein Vater von vier verlarvten Mördern überfallen wird. Er erschlägt drei Meuchler; der vierte, am Leben gebliebene bekennt, dafs der Mordplan von Wilhelm, dem der Vater zu lange lebte, angestiftet worden sei. Man kann sich den Schrecken des unglücklichen Vaters vorstellen . . . Unwillkürlich gedenkt er des verlornen jüngsten Sohnes, der sich schliefslich dem Greise zu erkennen gibt. Der erste Gedanke des Vaters ist, Wilhelm den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, aber Karl wirkt ihm Verzeihung aus.

Dafs diese Erzählung unter dem unmittelbaren Einflusse des Fieldingschen „Tom Jones“ entstanden sei, beweist schon die Anmerkung Schubarts am Schlusse: „Die Geschichte, die aus glaubwürdigen Zeugnissen zusammengeschlossen, beweist, dafs es auch

deutsche Jones und deutsche Blifil gebe.“ [81]) Einzelne Züge der Erzählung sind offenbare Nachbildungen Fieldings. Sowohl Blifil als auch Wilhelm kennen nach der Enthüllung ihrer Intrigue keine Reue; sie ziehen in eine andere Stadt und suchen sich ihr Fortkommen auf einem andern Gebiete: Blifil wird Methodist, Wilhelm das „Haupt einer gottesfürchtigen Sekte“. Gleich dem Pastor Twakum, der Blifil beeinflufst, finden wir bei Schubart den „alten Erzieher“ Wilhelms, der ihn auch nach Enthüllung seiner Ränke leitet. [82])

Die Erzählung Schubarts bildete die Grundlage zu Lenzens Stücke „Der tugendhafte Taugenichts“. Er entlehnte aber dieser Quelle nur die Fabel; die Charaktere der handelnden Personen entnahm er teilweise der realen deutschen Wirklichkeit, teilweise „Tom Jones“, an dessen Lektüre er sich, wie wir gesehen, zur Zeit der ersten Liebe zu Friederike Brion begeisterte. An der künstlerischen Ausführung, an der Lebendigkeit des Dialogs, am lebhaften Humor und an der ansteckenden Komik ist der Einflufs Fieldings deutlich erkennbar.

Lenz verlegt die Handlung nach Schlesien in das Haus des reichen Gutsbesitzers Leybold, eines grofsen Sonderlings, der seine beiden Söhne David und Just nach seiner eignen originellen Methode erzieht. Mit seinen pädagogischen Kunstgriffen macht uns der Verfasser gleich in der ersten Szene genau bekannt. Um seine Söhne zu fördern, setzt er tausend Dukaten zu Preisen für ihre Fortschritte aus; zu ihrem Ergötzen bringt er „Sängerinnen, Musikanten, Komödianten, alles, alles“ ins Haus. Just ist ein musterhafter Jüngling, der alle Aufgaben löst und allen Forderungen seines Vaters entspricht. David wird das Lernen schwer, er ist ein Schwärmer, kann seine Gedanken nicht auf eine trockene, langweilige Aufgabe konzentrieren und ruft dadurch den Unwillen des Vaters hervor, der ihn mit Verachtung von sich zurückstöfst und ihn nur zum „Holzhacker“ tauglich erklärt. Die Ursache zur Zerstreutheit Davids liegt in seiner Liebe zu Brighella, einer Sängerin, die auf Kosten seines Vaters ausgebildet ist. Durch den Diener Johann erfährt David, dafs sie bei einer von Leybold zur Belustigung des Musterknaben Just veranstalteten Festlichkeit singen soll. Um in den Konzertsaal herein zu können, wechselt David mit Johann die Kleider und beteiligt sich in der Livree des Dieners an dem in der zweiten Szene geschilderten Feste. Die bezaubernde Brighella singt eine italienische Arie. Schlankard, der Hofgeiger Leybolds, der ebenfalls auf seine Kosten ausgebildet ist, begleitet sie auf der Geige. David bemerkt, dafs der Geiger und die Sängerin ineinander verliebt sind und sich, nach Beendigung der Vorträge, mit Schmeicheleien überhäufen. Zu den Kränkungen des Vaters kommen also noch die Qualen der Eifersucht hinzu. David kann das nicht

länger ertragen: in der Livree des Bedienten entflieht er aus dem elterlichen Hause.

Der zweite Akt beginnt mit einer lebhaften Szene: David begegnet preufsischen Werbern und läfst sich anwerben. Die zweite Szene führt uns ins Schlafzimmer Leybolds. Just teilt dem Vater die Ursache der Verstimmung Davids, dessen Liebe zu Brighella, mit. Um den Sohn aus den Netzen der Schönen zu befreien, entschliefst sich Leybold, sofort Schlankard und Brighella miteinander zu verheiraten. Um David noch mehr zu ernüchtern, schlägt Just vor, den Bräutigam und die Braut auf Davids Zimmer kommen zu lassen und letzteren so mit der unerwarteten Nachricht zu überraschen. Dieser Plan wird in der dritten Szene, die voll frischer und unmittelbarer Komik ist, ausgeführt. Johann räkelt sich im Bette des verschwundenen David, mit dem er die Kleider gewechselt hat; sobald er Schritte vernimmt, zieht er die Vorhänge des Alkovens zu. Leybold und Just treten herein, Schlankard und Brighella folgen ihnen. Der Gutsherr erklärt, seine beiden Schützlinge, den Geiger und die Sängerin, miteinander verheiraten zu wollen. Die überraschten Verliebten fallen vor ihm auf die Knie und danken ihm. Mit komischer Wichtigkeit legt Leybold die Hände beider ineinander und führt sie so zum Bette Davids, den er laut bei Namen ruft. Aber an Stelle Davids erscheint Johann. Die Überraschung ist grofs. „Wo ist David? Wo ist mein Sohn?“ zetert der launenhafte Haustyrann und schickt Diener nach allen Seiten aus, um den Entflohenen zu suchen[83]).

In der ersten Szene des dritten Aktes, die sich ebenfalls durch lebhafte Handlung auszeichnet, finden wir David in einem Dorfwirtshause in der Gesellschaft von Soldaten und Bauern. Hier trifft ihn Johann, der ihn von allem, was während seiner Abwesenheit vom Hause sich ereignet hat, auch der Hochzeit Schlankards mit Brighella, berichtet. Die letzte Nachricht trifft David wie ein Donnerschlag, und er sehnt sich nach dem Tode auf dem Schlachtfelde.

Es folgt eine kurze Szene auf Leybolds Schlosse, in der Just dem Briefträger anweist, ihm alle für den Vater eingehende Briefe einzuhändigen. Dann versetzt uns der Verfasser aufs Schlachtfeld, mitten in den Kampf zwischen den Preufsen und Österreichern. David wird verwundet. Johann, der hier die Rolle eines Shakespeareschen Clowns, einer komischen Memme, spielt, tritt auf. Auf dem Schlachtfelde treiben sich Marodeure herum. Einer derselben will David töten, um ihn bequemer berauben zu können, ein anderer hindert seinen Kumpan daran, wirft ihn zu Boden, und zwingt ihn, den Verwundeten mit ins Lazarett zu tragen.[84])

Vom vierten Akt sind nur zwei Szenen erhalten geblieben. In der ersten sehen wir Leybold an Podagra leiden, er hört nicht auf,

sich um David zu grämen. In der zweiten Szene beschliefst Just, einen Brief Davids dem Vater vorzuenthalten, und der vom Schlachtfelde desertierte Johann bestärkt ihn dabei in dem Glauben, dafs David tot sei.

Hiermit bricht das so viel Talent aufweisende Stück ab, das eins der besten Werke Lenzens zu werden versprach. Die spannende Handlung, die wahre Komik vieler Szenen, die scharfe Charakterschilderung des Sonderlings Leybold und der reinere Geschmack, den Lenz in diesem Stücke zeigt, lassen uns tief bedauern, dafs die Arbeit unvollendet geblieben ist. Nach dem Ganzen der Handlung darf man darauf schliefsen, dafs Lenz bis zum Schlusse sich an die Erzählung Schubarts anzulehnen gedachte.

Was die Charaktere anbelangt, so sind sie mehr oder weniger Originalschöpfungen Lenzens. In der Person Leybolds vereinte er einige Züge des ihm bekannten Strafsburger Pädagogen Leypold mit solchen des Grafen von Hoditz auf Rofswald, eines schlesischen Gutsbesitzers (1706—1778), der ein nach Millionen zählendes Vermögen vergeudet hatte.[85]) In der zweiten Bearbeitung des „Tugendhaften Taugenichts“ nennt Lenz den Vater geradezu Hoditz und führt uns seine Lebensweise noch deutlicher vor. So führt uns eine Szene in seinen Harem ein, den er sich aus Bauermädchen gebildet hatte, die nach seiner Laune sich in Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Musikantinnen verwandeln mufsten. Hoditz's üppige Lebensweise wird von Lenz richtig geschildert, aber die Charakterzeichnung entspricht nicht der Wirklichkeit; Lenz hat ihn als Wahnwitzigen und gutmütigen Menschen nach Art des Western im „Tom Jones“ geschildert. Pädagogische Einfälle waren dem wirklichen Hoditz fremd; diesen Zug hat Lenz dem Magister Leypold entlehnt, der nach seiner Methode die Lernbegier der Schüler durch Geschenke und „theatralische Ergötzlichkeiten“ zu reizen suchte.[86]) Just ist eine Kopie des Fieldingschen Blifil. Was David anbetrifft, so gleicht er weder dem Schubartschen Karl noch dem Fieldingschen Tom Jones. Sowohl Karl als auch Tom sind als gesunde Sanguiniker dargestellt, die sich nur immer wieder durch ihr heifses Blut hinreifsen lassen. David dagegen ist ein Schwärmer, ein Phantast, ein schmachtender Anbeter in der Art Werthers. Lenz hat viel Subjektives in ihn gelegt, was ihn dem Prinzen Tandi, Strephon, Robert und ähnlichen Typen voller lyrischer Veranlagung nähert. Die leidenschaftliche Neigung Lenzens zur Taktik und Fortifikationslehre, seine Gedanken an den Militärdienst als ein Mittel zum Weiterkommen sind sowohl im David als auch im Strephon wiedergegeben.[87])

In der zweiten Bearbeitung kam Lenz nicht über den ersten Akt hinweg. Den erhaltenen Bruchstücken nach zu schliefsen, war sie bedeutend minderwertiger als die erste.[88]) Die Bemerkung Lenzens

(in der Vorrede zu dem Gedichte „Die Landplagen“), dafs die ersten Entwürfe der Dichter in der Regel die besten seien, bewahrheitete sich diesmal.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, allen Quellen nachzuforschen, die auf die eine oder andere Weise in Schillers „Räubern“ zu Tage traten. Wichtig ist es aber, zu beachten, wie verschieden Lenz und Schiller sich zu ihrer Hauptquelle, der Schubartschen Erzählung, verhalten haben. Schiller behielt den Namen des jüngeren Bruders bei und entwickelte dessen Charakter in der gleichen Richtung. Das ganze Thema erhielt bei ihm einen tragischen Anstrich. Der Wirklichkeit entnommene, lebendige Gestalten wie bei Lenz haben Schillers „Räuber“ nicht; Schiller war noch zu arm an eignen Erfahrungen und unterlag daher mehr literarischen Einflüssen. Unter letzteren dürfen wir Fieldings „Tom Jones“ nicht anzuführen vergessen.[89])

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung zweier anderer Lenzschen Stücke über, die in eine besondere Gruppe zu ordnen sind, nämlich „Die Freunde machen den Philosophen“ und „Der Engländer“. Beide können „subjektive“ Dramen genannt werden. Denn das Persönliche drängt sich darin besonders vor. Sie sind von lyrischen Ergüssen erfüllt. Strephon und Robert sind durchsichtige Pseudonyme für Lenz selbst. Aber die Stücke enthalten doch auch noch mehr als blofs Selbstbiographisches. Sie sind eigentümliche, halb reale, halb phantastische Chroniken der Neigungen, Enttäuschungen und Hoffnungen unseres Dichters. Seiner Gewohnheit nach von realen Tatsachen und unmittelbar erlebten Eindrücken ausgehend, gerät Lenz doch auch bald in das Gebiet der Träume und Phantasien; aus Elementen der Wirklichkeit stellt er wunderbare Kombinationen zusammen, die dem Ganzen den Charakter einer Fata Morgana verleihen, die in einem erhitzten Gehirn und einer glühenden Einbildung entstanden ist.

Die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen“ steht im engsten Zusammenhange mit der krankhaft-phantastischen Liebe Lenzens zur Baronesse Henriette Waldner.[90]) Sich selbst stellt er als Strephon, „ein junger Deutscher, reisend aus philosophischen Absichten“, dar, den Gegenstand seiner unglückseligen Leidenschaft unter dem Namen Donna Seraphina als die Schwester des spanischen Granden Don Alvarez. In den andern handelnden Personen erkennt man die leicht maskierten Strafsburger Bekannten und Freunde Lenzens; der in Seraphina verliebte Don Prado ist niemand anders als der Bräutigam Henriettens, der Baron Oberkirch; in Don Alvarez und Dorantino kann man die Charakterzüge der Barone von Kleist erkennen, Arist weist auf Salzmann hin usw.[91])

Es darf uns nicht irre machen, dafs der Schauplatz Cadiz ist und die Mehrzahl der Personen Spanier sind. Hier nahm Lenz zu

demselben Kunstgriff wie in den „Soldaten“ seine Zuflucht; in beiden Fällen mufs man Strafsburg und seine Verhältnisse meinen. Indem er Strephon als einen unter Spaniern lebenden Deutschen darstellt, will Lenz seine Stellung im Elsafs als die eines Fremden kennzeichnen, der mit den besten „philosophischen“ Absichten hingekommen ist und schwere Enttäuschungen erlitten hat.

Zuerst wird Strephon von seinen Freunden enttäuscht. Einzelne Szenen des Stückes sind geradezu Anklageakte gegen diejenigen Strafsburger Freunde Lenzens, die nach dem bekannten Sprichwort sich schlimmer als seine Feinde erwiesen hatten. Alle diese Dorantino, Strombolo, Mezzotinto und ähnliche nutzen Strephon-Lenz zu egoistischen Zwecken aus, verleiten ihn zu einem Leben voller Zerstreuungen, erheben Ansprüche, über seine Zeit und Person nach Gutdünken zu verfügen, und lassen ihn nicht arbeiten, denken, sein eignes unabhängiges Leben führen. Der charakterschwache, jedem fremden Einflusse leicht zugängliche, grofse Pläne hegende, in der Tat aber auf Kleinlichkeiten seine Kräfte vergeudende, leicht erregbare und im Reiche der Phantasien schwebende Strephon ist ein lebendiges Porträt von Lenz in den letzten Jahren seines Strafsburger Aufenthalts. Wir sahen bereits, wie schwer der Winter 1775—1776, in dem diese Komödie geschrieben wurde [92]), auf Lenz gelastet hatte; die unsichere Lebenslage, die fast die Bettlerarmut streifte (einen Bettler nennt sich Lenz in einem Briefe an Lindau im Januar 1776) [93]), eine Werthersche Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden Gesellschaft, innerer Seelenkampf und endlich eine hoffnungslose Liebe zu einem Mädchen, das seinem Stande nach weit höher als er stand, alles war geeignet, seine bereits von Natur schwachen Kräfte zu untergraben. „Ich bin allen alles geworden,“ klagt Strephon-Lenz, „und bin am Ende nichts. Sie haben mich abgeritten wie ein Courierpferd; ich bringe den Meinigen ein Skelet nach Hause, dem nicht einmal die Kraft übrig gelassen ist, sich über seine erstandenen Mühseligkeiten zu beklagen . . . Meine Kräfte sind verbraucht, das Oel ist verzehrt, was wollt Ihr mit der stinkenden verlöschenden Lampe? . . . All' meine Liebe war wie ein Mayregen, der auf einen kalten Felsen giefst und dem nicht ein einziges belohnendes Veilchen nachkeimt.“

So erleichtert Strephon sein Herz im Gespräche mit seinem Vetter Arist, der gekommen ist, um ihn dem Joche zu entreifsen und in die Heimat zurückzubringen. Da treten aber auch schon seine „Freunde“ ein, die Quälgeister, einer nach dem andern. Dorantino ist unzufrieden mit einem Gedicht, das Strephon auf seine Bestellung hin gemacht, seine Geliebte Rosalinde verstünde es nicht. Strephon verspricht ihm, ein neues anzufertigen. Ein anderer „Freund“, Strombolo, verlangt, dafs Strephon ihn auf einem Spaziergange begleite usw.

„Ist das freundschaftlich," fragt Arist, „einem Menschen, der von seinen Talenten leben mufs, seine Zeit, und folglich sein letztes Hülfsmittel stehlen?" Er fährt fort, Strephon zu überreden, ihn in die Heimat zu begleiten, wo sein ihn zärtlich liebender Vater seit acht Jahren auf ihn wartet. „Tödtet mich lieber. Ich kann keinen Nagel breit fort von hier."[94]) Mächtige Leidenschaft hat ihn bezaubert; Strephon bleibt in Cadiz, und Arist reist allein heim. Zu dem Entschlusse zu bleiben, trägt bei Strephon viel die Erzählung Mezzotintos bei, dafs Don Alvarez zu verreisen gedenke und ihn, Strephon, mit sich nehmen wolle. Tatsächlich erhält er auch ein Billet von Alvarez, das alles Schwanken beendet; zur festgesetzten Zeit begibt er sich in das Haus des Alvarez.

Das ist der Inhalt des ersten Aktes, in dem Lenz noch auf dem Boden der Wirklichkeit steht und reale Tatsachen, persönlich Erlebtes berichtet. Im zweiten Akte beginnt schon die zügellose Phantasie sich einzumengen. Er tröstet sich mit dem Gedanken, dafs Henriette-Seraphine ihm wohlgeneigt ist. Der Schauplatz der ersten Szene dieses Aktes ist der Hafen von Marseille. Strephon hebt Seraphine aus dem Schiff, und sie laufen das Ufer hinauf. „Hier, Strephon, sind wir gleich", bemerkt Seraphine. Strephon wirft sich auf die Erde und küfst sie: „Glücklicher Boden, wo die Freiheit athmet". Er möchte für Seraphine einen Tempel errichten, aber diese zieht „eine Schäferhütte", mit einem Gärtchen nebenan „und Schäfchen so herum", vor. Der Reichtum, der sie hindert, sich selbst zu erkennen, scheint ihr lästig zu sein.[95]) Plötzlich fällt es ihr ein, die Anhänglichkeit Strephons auf die Probe stellen zu wollen, sie reifst ihm ihr Juwelenkästchen aus den Händen und wirft es ins Meer. Strephon glaubt, dafs er an dieser Laune schuld sei, und will sich erdolchen, Seraphine aber hält ihn zurück, und der hinzukommende Don Alvarez findet die Episode mit dem Juwelenkasten sehr unterhaltend. „Bon!" ruft er. „Wir müssen den französischen Fischen wissen lassen, dafs Spanier angekommen sind."

Diese eine Szene genügt, um zu zeigen, welch eine ungesunde Luft dem Leser aus diesem Stücke entgegenweht, das von allen möglichen Überspanntheiten, Wunderlichkeiten und Verschrobenheiten erfüllt ist. Die Stimmung, die im „Neuen Menoza" herrschte, wiederholt sich; der Leser kann sich schwer von den Gedanken trennen, dafs der Verfasser mit den handelnden Personen wie mit Marionetten umgeht, um sich an ihren karikierten Bewegungen nach dem Prinzip: je unwahrscheinlicher desto besser, erfreuen zu können.

Es folgt eine Szene, die uns zeigt, wie die in Cadiz zurückgebliebenen Freunde über Strephon urteilen. Dies ist mit der gewohnten Meisterschaft Lenzens geschrieben. Dann aber „verschwindet

die Wahrheit“ und „das Reich der Phantasie“ beginnt auf seiner Bühne. Wir befinden uns wieder in Marseille im Hause des Don Alvarez. In seiner Einsamkeit gibt sich Strephon Selbstgeifselungen à la Hamlet hin: „Tod oder Liebe! Strephon! Strephon! wie lang' hast du gezaudert?“ Er würde seinen Tod auf dem Schlachtfelde suchen, aber „überall Friede, schändlicher Friede“. Soll er weg gehen? Würde Seraphine ihn dann nicht durch einen andern ersetzen? Sie ist „das höchste Gut“, das er sich wünschen konnte. Er hätte auf dem Gipfel des Glücks, der Ehre sein können, wenn nicht die „verwünschte Philosophie“ ihn zur „beobachtenden Unthätigkeit“ verurteilt hätte. Jetzt kommt er zur Überzeugung, dafs „ein kühner Entschlufs besser“ sei „als tausend Beobachtungen“.[96]) Er greift wieder zum Dolch. In diesem Augenblicke tritt Seraphine ein, und Strephon fällt ihr zu Füfsen. Seraphine gibt ihm zu verstehen, dafs die Standesunterschiede das Hindernis zu ihrem beiderseitigen Glücke wären. Das ganze Unglück sei, dafs Strephon „nicht zum Fidalgo geboren“; aber diesem sei abzuhelfen. „Sie sind in Frankreich, wo man Ihren Ursprung nicht weifs — mein Beutel, meines Bruders Beutel steht Ihnen zu Diensten“.

Allein geblieben ergeht sich Strephon in einem leidenschaftlichen Monologe. Um Seraphinens willen ist er zu allem bereit, kein Krieg, keine Gefahr schrecken ihn. „Nicht einen, tausend Tode zu sterben, wäre mir Wollust“, sagt er. Um Seraphinens Hand zu erlangen, mufs er „in der schrecklichen Einöde des Hofes“ sein Glück versuchen, aber die Eifersucht auf den Franzosen La Fare, der Seraphinen den Hof macht, raubt ihm die Kraft, sich aus Marseille zu entfernen. So „verhindert ihn die Furcht sie zu verlieren, sie zu gewinnen.“ Er ist auch ihres Herzens nicht sicher. Um sich zu überzeugen, ob Seraphine ihn wirklich liebe, entschliefst sich Strephon zu demselben Mittel, das Hamlet anwendete, um die Schuld des Königs festzustellen, zu einer Theatervorstellung.

Inzwischen entsteht Strephon ein neuer gefährlicher Nebenbuhler: in Don Prado. Don Alvarez erhält von ihm einen Brief, den Strephon, nicht Gutes ahnend, sich nicht zu öffnen getraut. Der ehrenwerte Grande kann nämlich weder schreiben noch lesen und läfst sich daher von Strephon alle Briefe vorlesen. Don Prado ist von altem Adel, angesehen, reich — er hat alle Chancen für sich, die Hand Seraphinens zu erhalten, die von aristokratischen Tendenzen durchdrungen ist.[97])

Der dritte Akt stellt eine Hausbühne vor, auf der ein von Strephon verfafstes Stück aus dem Leben der Ninon de Lenclos aufgeführt wird. Zufällig fällt ein Brief La Fares an Seraphine in Strephons Hände, voller Verachtung gegen den „Fidalgo mit dem abstudierten bleichen Gesicht“, d. h. Strephon. Letzterer findet im

Briefe den Beweis einer Intrigue La Fares: die Entfernung Strephons nach Paris dazu zu benutzen, um in der Abwesenheit desselben Seraphinens Herz zu erobern.

In dem aufgeführten Stücke spielt Strephon die Rolle des Ritters von Villiers, der in Ninon de Lenclos verliebt ist. Die Schöne, die den Genufs für den alleinigen Lebenszweck hält, nährt seine Hoffnungen, denkt aber zu gleicher Zeit an eine Heirat mit dem Marquis Grammont und kokettiert mit dem Marquis Riparo, um Villiers von seiner Leidenschaft zu ihr zu bekehren. Villiers kann aber die Flammen seiner Leidenschaft nicht ersticken. Plötzlich enthüllt sich ein schreckliches Geheimnis: Ninon ist seine Mutter. Der Unglückliche ersticht sich.

Das Stück ist voll Anspielungen auf die Beziehungen Strephons zu Seraphinen; durch den Mund Villiers schildert er seine Leiden, seine Befürchtungen und richtet an Seraphine eine Reihe von Vorwürfen wegen ihres Benehmens. Seraphine wird gerührt und weint. La Fare, der die Anspielungen begriffen hat, verläfst den Saal. Seraphine bleibt schliefslich allein. Der Vorhang fällt, Strephon, noch als Sohn der Ninon de Lenclos gekleidet, stürzt Seraphinen zu Füfsen und diese entdeckt ihm nun ihr ganzes Herz. Sie hat allerdings daran gedacht, La Fare zu heiraten, aber nur, um ihre Beziehungen zu Strephon, dem ihr ganzes Herz gehört, besser zu verheimlichen. Einen andern Ausweg hat sie nicht finden können, da die Standesunterschiede eine offenkundige Ehe zwischen ihnen unmöglich machen. Sie hält die Pläne Strephons, nach Paris zu reisen, sich bei Hofe auf die eine oder andere Weise eine Stellung zu verschaffen und so den Eigensinn des Bruders zu brechen, für unausführbar. In Paris gäbe es eine Fülle begabter Leute, denen noch die Erfahrung, die Strephon ja gänzlich abginge, zur Seite stünde. Sie hat La Fare gewählt, weil er als Franzose zu den „bequemen Ehemännern" gehört, „denen man nichts raubt, wenn man ihnen das Herz entzieht, die mit Höflichkeit zufrieden die Liebe nicht vermissen". Anders wäre es gewesen, wenn sie Don Prado geheiratet hätte; ihn zu betrügen wäre Sünde, weil er fordern würde, ihr Herz allein zu besitzen. La Fare ist der geeignetste falsche Gatte. „Ich erkaufe unserer Liebe einen Beschützer" so endet Seraphine. Während ihrer Erklärung versucht Strephon, ihr zu erwidern, er könne sich nicht mit der Rolle Petrarcas zufrieden geben, sich auf „Seufzer" und „ewige Elegien" beschränken, er müsse Seraphine besitzen — oder könne nicht leben. Er neigt zur freien Liebe und preist ihre Vorzüge.[98]) Seraphine besteht auf ihrem Plane. „Wo bin ich?" fragt Strephon nach ihrem Abgange. „Sie ging, ihre Verwirrung, ihre Röthe, ihre Thränen zu verbergen — Und ich — wie glücklich — wie schrecklich die Aussicht! La Fare sie in seine Arme schliefsen — der Leichnam —

Nimmermehr. Gott! so viel Liebe — und ich hier, staunend, ohnmächtig, zerrissen von Dankbarkeit, Verzweiflung und Freude — sie arbeitet darauf, mich wenigstens zur Hälfte glücklich zu machen — und ich so unthätig — ha Strephon — sie — sie mufs ganz dein seyn — oder du bist ihrer nicht werth — nicht werth auf einem Erdboden zu stehen, den sie betrat". Ihn tötet der Gedanke, nichts für sie getan zu haben. „Diesen Engel mit einem La Fare zu theilen — zu sehn, wie seine Liebkosungen sie entweihen — wohl gar unsere schüchterne Liebe unter seiner Herrschaft — wenn er seinen Zweck erreicht hat — unter seiner Tyrannei zu sehen". Nein, mit einem solchen Ausgange kann er sich nicht versöhnen. Er mufs Seraphinen „aus den Klauen des Todes" reifsen, und sollte er sie auch verlieren; das letztere ist besser als sie unglücklich zu sehen. Strephon erdenkt einen Plan; um die Heirat Seraphinens mit La Fare zu vereiteln, mufs er sie zwingen, mit dem Bruder nach Spanien zurückzukehren. Da ist noch Aussicht, dafs er in die Höhe kommt und Seraphinen gewinnt. [99])

Aus dem vierten Akt, der in Cadiz spielt, ersehen wir, dafs Strephon schon zwei seiner Ziele erreicht hat. Die Heirat Seraphinens mit La Fare ist nicht zu stande gekommen, und sie ist mit dem Bruder nach Spanien zurückgekehrt. Wie er es erreicht — bleibt dem Leser ein Geheimnis. Aber nachdem er die Pläne Seraphinens durchkreuzt, verfällt er wieder in Unentschlossenheit und Reue. „Was für Wonnegenufs zerstörte ich mir!" seufzt er. Er tröstet sich aber mit dem Gedanken, dafs er sich „Seraphinen verdienen" mufs. „Ihrer unwürdig — ich kann den Gedanken nicht aushalten. Liebe ist nur unter Gleichen: unterschied sie die Geburt von mir, so mufs mich mein Herz zu ihr erheben." Durch seine Handlungsweise erzürnt er selbst Seraphine, die ihm seine „unverbesserliche Politik" nicht verzeihen kann, die alle ihre Pläne, die sie zu seinem Besten gemacht, vernichtet hat. Sie wirft ihm Eigendünkel vor, der sich in seinen ewigen Hoffnungen, sich am Hofe hervortun und eine angesehne Stellung zu erhalten usw., kundgibt. Strephon erwidert nichts, er stürzt nur auf die Kniee vor sie hin. Seraphine bezeichnet es als Schauspielerei und teilt ihm mit, dafs er sie selbst in die Arme Don Prados triebe. Schluchzend fällt sie ihm um den Hals, dann eilt sie, sich plötzlich losreifsend, mit den Worten: „Sie haben mich auf ewig verloren" davon. „Auf ewig" wiederholt der betroffene Strephon und fällt in Ohnmacht. Wieder zur Besinnung gekommen, liest er einen Brief Don Prados, der dem „unbekannten Freund", der wie sein „Schutzengel" für ihn „gesorgt hat" seinen heifsen Dank abstattet, d. h. niemandem anders als Strephon, der seinem gefährlicheren Nebenbuhler gegen La Fare geholfen hatte. Das Mifslingen seiner Intrigue, die er im Gefühle, dafs er ein „grofser

Staatsmann" sein könne, angezettelt, veranlaſst Strephon wieder, über seine Freunde, die ihm mit ihren Reden über seine Fähigkeiten den Kopf verdreht haben, herzuziehen.[100]) Jetzt fesselt ihn nichts mehr ans Leben, er denkt an Selbstmord. Der vor Glück strahlende Don Prado tritt ein, umarmt ihn und dankt ihm innig für seine Mitwirkung bei der Annäherung an Seraphinen. Die Verwirrung Strephons ist grenzenlos.

Der fünfte Akt spielt im Hause Don Prados am Abend seiner Hochzeit mit Seraphinen. Strephon, der der Trauung beigewohnt, kehrt in sein Zimmer zurück und bleibt nach einer kurzen Unterhaltung mit Mezzotinto in demselben allein. Sein Monolog ist eine Anklage gegen „die Philosophie" und sich selbst als deren Jünger. Indem er die Pistole ladet, um sich zu erschieſsen, bemerkt Strephon daſs die traurige „Philosophie" ihm den Besitz derjenigen, die jetzt Don Prados Gattin geworden sei, geraubt habe.[101]) Nur Seraphine hatte seine „Eitelkeit überwunden" und ihn überzeugt, „daſs ein bloſser Beobachter nur ein halber Mensch sey". So einen „halben Menschen" nennt Strephon sich und fügt hinzu: „dessen Tod seine erste schöne Handlung ist". Er setzt sich die Pistole an die Stirn und will abdrücken, plötzlich kommt ihm der Gedanke, daſs er Seraphine noch einmal sehen müsse. Vielleicht werde er Mitleid auf ihrem Gesicht erblicken und könne dann ruhig sterben.

Die zweite Szene stellt das Brautgemach in Don Prados Hause dar. Neben dem Tische, auf dem eine halb ausgebrannte Kerze steht, sitzt Seraphine und hält sich die Hand vor die Augen. Sie benimmt sich kalt gegen die Liebkosungen Don Prados, schlieſslich erklärt sie ihm, daſs sie ihn nicht liebe und nicht seine Frau werden könne. „Ein anderer hat mein Herz, Prado — tödten Sie mich, wenn Sie das beleidigt". Auf den Knien, weinend bittet sie ihn um Verzeihung. Sie liebe Strephon seit sieben Jahren und kann niemandem angehören als ihm. Der groſsherzige Don Prado ist gerührt und entsagt allen seinen Rechten an Seraphinen, indem er sich „das Werkzeug des Himmels" zu ihrem Glücke nennt. „Ich will den Namen eurer Heirath tragen" — erklärt er. In diesem Augenblicke steigt Strephon, eine Pistole in der Hand, ins Fenster ein und sieht Seraphinen auf den Knien vor Don Prado. Er will sich erschieſsen, aber man teilt ihm die glückliche Wendung seines Schicksals mit. „Sie heirathen Seraphinen in meinem Namen, und ich will Ihr beiderseitiger Beschützer seyn. Die Wollust einer groſsen That wiegt die Wollust eines groſsen Genusses auf, und es wird noch die Frage seyn, wer von uns am meisten zu beneiden ist" sagt Don Prado und verspricht den Liebenden, ihnen den Plan ihres künftigen Lebens, der unter ihnen drei ein ewiges Geheimnis bleiben soll, zu entwerfen. „O welche Wollust ist

es, einen Menschen anzubeten" ruft Strephon, indem er die Knie Don Prados umschlingt.[102])

Die Entstehungszeit dieses Dramas kann man nur annähernd bestimmen. Im März 1776 schickte er es an Boie zur Übergabe an den Verleger als Ersatz für die Druckkosten der „Wolken", die Lenz vernichten zu lassen beschlossen hatte.*) Anderseits, da das Stück Anklänge an die bereits erwachte Leidenschaft Lenzens zu Henriette Waldner aufweist, dürfen wir die Entstehung nicht vor dem Herbst 1775 annehmen. Ferner ist zu erwägen, daſs Lenz das Stück nach seinen eignen Worten „noch unfertig" in den Druck gegeben, wozu er durch die Notwendigkeit gezwungen war, den Verleger für die „Wolken" zu entschädigen, deren Druck er unter allen Umständen verhindern wollte; und so dürfen wir wohl annehmen, daſs das Stück kurz vorher geschrieben worden ist. Daher ist als Entstehungszeit am wahrscheinlichsten Ende 1775 oder Anfang 1776 anzusetzen.[103])

Das Stück wurde von den Zeitgenossen beifällig aufgenommen. Das Manuskript desselben erweckte bereits bei Lenzens Straſsburger Freunden lebhaften Anteil.[104]) Boie hat es „mit Entzücken gelesen", es hat ihn „gerührt und getroffen, wie irgend eines". Zugleich mit dem Stück „Die Freunde machen den Philosophen" las Boie auch Goethes „Stella". „Welch ein Stück! Welch' ein Zauberer dieser Goethe! Ich habe auch versucht, auch gedichtet — — seitdem ich Euch beide kenne, lese, fühle, ihn und Dich, Du zweyter Zauberer! nichts mehr versucht!"[105])

Dem Verfasser der „Leonore", Bürger, empfiehlt Boie die Lektüre dieses Stückes, das ihm „Freude machen" werde. Obgleich, nach Art des Verfassers sonderbar, offenbart es doch „wahre und innige Menschenkenntniſs".[106])

Besonders günstig äuſserte sich der Kritiker des „Almanachs der deutschen Musen", welcher zu der Überzeugung kam, daſs das Stück völlig des Dichter-Philosophen, der gewohnt sei, seine Freunde zu entzücken, würdig sei. Treffend auf die Ähnlichkeit der Charaktere Strephons und Hamlets hinweisend (in der Entwicklung der misanthropischen Stimmung) fährt der Rezensent fort: „Keine philosophische Kälte herrscht in diesem Drama, sondern die Leiden des Strephon und die vortreffliche Sprache beschäftigen das Herz eben so sehr, als der reiche Vorrath von Sentenzen die gröſste Nahrung giebt".[107])

Als ein viel strengerer Kritiker der Komödie erwies sich Lenz selbst. Unter den Konzepten seines Nachlasses befindet sich ein Entwurf zu einem Nachwort, das dem ganzen Inhalte nach sofort nach

---

*) Siehe Beilage A Nr. 9 (nach dem Manuskript der Königl. Bibliothek zu Berlin).

der Absendung des Stückes an Boie geschrieben sein muſs. Mit der ihm eigentümlichen Offenheit bekennt Lenz in diesem Nachworte, daſs nur „eine ungewöhnliche Verworrenheit der Umstände, in denen er sich befand“, Umstände, die ihn zwangen, den Druck einer Komödie in Aristophanischem Geschmacke („Die Wolken“) zu verhindern, ihn veranlaſst hätten, die noch unfertige, nur aus einzelnen unverbundenen Szenen bestehende Komödie herauszugeben. Er erkennt das Stück in der damaligen Gestalt nicht als seine Arbeit an und bittet die Leser, in demselben nur „übelzusammenverbundene Materialien zu einem künftigen Gebäude unter einem Notdach“ anzusehen. Er hofft, später ein harmonischeres Ganze zu liefern.[108])

Dieser Plan ist aber unausgeführt geblieben, wie auch viele andere gute Vorsätze Lenzens. Es ist nur eine Reihe Anmerkungen zu dem Stücke erhalten geblieben, die uns aber zu wenig Anhalt geben, um über die Bedeutung der Überarbeitung urteilen zu können. Wahrscheinlich beabsichtigte Lenz dem Stücke einen andern Schluſs zu geben: Strephon sollte nach schwerem Seelenkampfe Seraphinen entsagen.[109])

Die Mängel des Stückes „Die Freunde machen den Philosophen“ sind augenscheinlich. Nur ein Kritiker wie Gruppe, der unter allen Umständen, es koste was es wolle, den literarischen Ruf Lenzens wiederherstellen wollte, konnte es mit überschwenglichem Lobe überschütten.[110])

Es muſs vor allem auffallen, daſs der erste, durch seine autobiographischen Beziehungen sehr interessante Akt nur äuſserst schwach mit den andern verbunden ist. Die Theatervorstellung, durch die sich Strephon von der Liebe Seraphinens überzeugen will, ist eine unangebrachte Nachahmung der bekannten ähnlichen Szene in Shakespeares „Hamlet“. Es ist ein ganz sonderbarer und plumper Gedanke, Strephon durch dasselbe Mittel, das Hamlet anwendete, um Gewiſsheit von der Schuld des Königs am Morde des Vaters zu erlangen, von der Liebe Seraphinens überzeugen lassen zu wollen. Als ein grober Fehler des Stückes erscheint ferner die ungenügende Motivierung des Benehmens der handelnden Personen, das öfter sehr überspannt ist (man denke an das Wegwerfen des Juwelenkästchens) und das vollständig Rätselhafte und Dunkle mancher Episoden, die der Verfasser willkürlich aneinander gereiht hat. In dieser Beziehung kommt das Stück, wie Sauer treffend bemerkt, „von allen Lenzischen Stücken den Klingerschen am nächsten. Es herrscht hier dieselbe launenhafte Willkür und bizarre Grillenhaftigkeit in Handlung und Gesinnung wie im „Sturm und Drang“.[111])

Als gröbsten Fehler des Stückes bezeichnen einzelne Kritiker „die unsittliche Lösung“, die angeblich eine kynische Verherrlichung einer Ehe zu dreien, eine gesetzliche Begründung des Cicisbeo usw. sein

soll.[112]) Die nachsichtigeren unter ihnen entschuldigen Lenz damit, dafs er eine damals moderne Frage berührt hat, und führen als Beispiel Goethes „Stella“ an, deren Schlufs in der ersten Bearbeitung die Doppelehe verherrlichte und von allen sich dafür interessierenden Persönlichkeiten gebilligt worden war.[113])

Eine solche Erklärung der Lösung des Lenzschen Stückes beruht aber auf einem Mifsverständnis, das einerseits durch die Unklarheit im Texte, anderseits durch unaufmerksames Lesen entstanden ist. Lenz stellt Don Prado als hochedlen und hochherzigen Mann dar. Er ist weit davon entfernt, Strephon und Seraphinen eine Ehe zu dreien vorzuschlagen; im Gegenteil, er entsagt allen ehelichen Rechten zu Gunsten Strephons und opfert sich selbst, um das von ihm so heifsgeliebte Weib nicht unglücklich zu machen. Er gibt Seraphinen nur seinen aristokratischen Namen und überläfst sie dann Strephon, ohne weitere Ansprüche an sie zu stellen. Lenz, der die Ehe immer hoch hielt, hätte sich niemals eine derartige Verunglimpfung erlaubt, wie sie ihm von einigen Kritikern zur Last gelegt wird.[114])

Der grofsherzige und edle Don Prado ist ebensowenig wie Seraphine, die gar nicht daran denkt, sich zwischen Gatten und Liebhaber zu teilen, einer so anstöfsigen Verbindung fähig. Wegen seines völligen Verzichts fallen beide, Strephon und Seraphine, ihm zu Füfsen. Das ist der wahre Sinn der beiden letzten Szenen des Stückes.

Die Charaktere dieses Stückes zeichnen sich nicht durch besondere Lebhaftigkeit aus, aber auch hier bewährt sich der Pinsel des talentvollen Verfassers des „Hofmeister“ in der Charakterzeichnung des stolzen und dabei völlig ungebildeten spanischen Granden Don Alvarez und in der Skizzierung Dorantinos, Mezzotintos und der andern Freunde Strephons. Am wenigsten ist die Charakteristik Seraphinens gelungen. Diese Figur hat etwas Unbestimmtes, Bleiches. Sie erscheint mehr als ein Gebild der Phantasie und nicht genug aus der Beobachtung des Lebens hervorgegangen.

Das ganze Interesse des Stückes ist selbstverständlich auf Strephon konzentriert. Das ist eine psychologische Studie, teilweise von Hamlet und Werther angehaucht, aber noch mehr vom Verfasser in seinem eignen Herzen durchlebt. Es ist die Zergliederung einer nicht ins Gleichgewicht gebrachten schwachen Natur, mit übertrieben hohen Vorstellungen von der eignen Persönlichkeit und ihren Rechten und mit der völligen Unfähigkeit einer zielbewufsten Tätigkeit im praktischen Leben. Man kann sagen, dafs Strephon eine Verkörperung des extremen Sturmes und Dranges sei, ein Vertreter derer, die ein Opfer der Zeitbewegung wurden. Lenz selbst hielt sich für den Urtypus dieser Art. Es ist beachtenswert, dafs er nicht in einen panegyrischen Ton verfiel, er

schliefst nicht die Augen vor den Fehlern eines solchen Charakters und zwingt mit grofser Selbstverleugnung Strephon zur Selbstgeifselung.

Wenn wir Lenz, wie er sich in seiner „Moralischen Bekehrung eines Poeten" schildert, mit Strephon vergleichen, fällt die Ähnlichkeit sofort auf. Strephon aber mit Lenz völlig zu identifizieren haben wir keinerlei Berechtigung; zu den subjektiven Zügen kommt hier noch vieles andere hinzu. Der wirkliche Lenz spiegelt sich hier nur in wenigen, absichtlich herausgesuchten und infolge künstlerischer Erwägungen hervorgehobenen Charakterzügen ab.

Strephon gibt sicherlich eine dankbare Rolle für einen begabten Schauspieler ab; das bewog auch wahrscheinlich Friedrich Ludwig Schröder, sich für das Stück „Die Freunde machen den Philosophen" zu begeistern.[115]) Man kann auch noch auf zwei oder drei effektvolle Szenen hinweisen (z. B. auf die zwischen Seraphine und Don Prado im fünften Akte), im allgemeinen aber ist der künstlerische Reiz in dem Stücke nur gering. Es hat besondere Bedeutung vor den andern Stücken Lenzens nur als autobiographisches und kulturgeschichtliches Dokument für das Studium des Pathologischen aus jener Zeit.

Ein ebenso persönlich gehaltener Ergufs ist auch die „dramatische Phantasey" Lenzens „Der Engländer". Erst im Jahre 1777 gedruckt, ist dies Stück bereits weit früher geschrieben und ebenfalls der wahnwitzigen Liebe zu Henriette Waldner entsprossen.[116]) Diese „Phantasey" ist augenscheinlich nur ein Entwurf zu einem Stücke, das Lenz zu schreiben vorhatte. Das Stück enthält fünf Akte, von denen nur der letzte ein wenig ausgearbeitet ist; die vier ersten Akte stellen nur launenhaft zu Papier gebrachte Gedanken, die ein bis zwei Seiten füllen, dar.

Die Bezeichnung „Wahnsinn aus Liebe" würde sich für das Stück besser eignen. Tatsächlich konzentriert sich in demselben alles auf die Seelenqualen des Helden, der an unerwiderter Liebe leidet und durch Selbstmord endet. Das ist das Los des Engländers Robert Hot, der sich in die Prinzessin Armida von Carignan verliebt. Das Stück spielt in Turin.

Schon an den ersten Worten Roberts erkennt der Leser in ihm einen Menschen, der sein seelisches Gleichgewicht verloren und zu den wahnsinnigsten Taten fähig ist. Hoffnungslose Liebe zur Prinzessin treibt ihn zum Selbstmorde, vorher will er unter allen Umständen Armida noch einmal sehen. Zu diesem Zwecke schiefst er, als Posten am Schlosse der Prinzessin auf Wache stehend, sein Gewehr ab; als dieselbe sich am Fenster sehen läfst, stürzt er auf die Knie und gesteht ihr seine Leidenschaft. Armida erwidert ihm, dafs sie weiter nichts als ihn bedauern könne. Der herbeieilenden Ronde bezeichnet sich Robert als Deserteur, und das Kriegsgericht verurteilt ihn zum

Tode. Die Prinzessin erwirkt ihm die Begnadigung; als Offizier verkleidet besucht sie ihn im Gefängnis, um ihm mitzuteilen, dafs ihm das Leben geschenkt sei. Aber Robert freut diese Nachricht nicht, mit Wollust würde er durch die Hand der Prinzessin sterben. Ihr Bild, dafs sie ihm schenkt, bildet seinen einzigen Trost. Er wird aus dem Gefängnis entlassen, sein alter Vater beredet ihn, mit nach England zu kommen, wo ihm eine Heirat mit der Tochter des Lord Hamilton bevorsteht. Letzterer erbietet sich, Robert von seiner wahnwitzig-idealen Liebe zur Prinzessin zu heilen, indem er ihn in vorübergehende sinnliche Zerstreuungen hineinziehen will.

Als Savoyarde gekleidet, erscheint Robert aufs neue unter den Fenstern der Prinzessin und bringt ihr ein Ständchen. Aber diesmal wartet er vergeblich auf Armidas Erscheinen. Auf die ihm vom Vater mitgeteilte Nachricht von der Verlobung Armidas fällt Robert in Ohnmacht. Von diesem Augenblicke an denkt er nur an Selbstmord. Er findet keine Waffe, da man sie entfernt hat, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand und will zum Fenster hinausspringen. Man hält ihn zurück und gesellt ihm Wächter bei; dann führt man ihm eine Buhlerin zu. Robert gibt sich den Anschein, als erliege er ihren Reizen, und bittet sie um eine Schere, um damit das Bild Armidas von seinem Halse zu lösen. Als die Buhlerin ihm die Schere reicht, schneidet er sich damit die Kehle durch. Die letzten Augenblicke verbringt er im Anschauen von Armidas Bilde und hört nicht auf die Ermahnungen des Beichtvaters. „Behaltet euren Himmel für euch“, sagt er zum letzteren und stirbt, indem er „Armida, Armida!“ ruft.[117])

Wir haben schon auf die autobiographischen Züge in dieser wilden „dramatischen Phantasey“ hingewiesen.*) Als solcher erscheint auch die Liebe des Helden zu einem ihm durch Standesunterschiede gänzlich unerreichbaren Weibe. In das Gebiet der Autobiographie führt uns auch die krankhaft-angespannte, wahnwitzig-phantastische Stimmung des Helden, der als eine vergröfserte Kopie Strephons erscheint. Wir dürfen ferner nicht aufser acht lassen, dafs alle hier erwähnten Selbstmordversuche eine eigentümliche prophetische Bedeutung für den Verfasser dieser wahnwitzigen Phantasie hatten: in seiner Geisteskrankheit, in die er zwei Jahre später verfiel, machte er buchstäblich dieselben Selbstmordversuche.

Es ist schwer verständlich, was Gruppe dazu bewogen hat, dieses schwache Werk zu loben, da es keineswegs zu dem literarischen Ruhme des Verfassers des „Hofmeister“ und des „Pandaemonium germanicum“ etwas beizutragen geeignet ist.[118]) Es trägt zu sehr den Stempel

*) Siehe Kapitel IX.

eines pathologischen Charakters, um irgend welche Ansprüche an künstlerische Bedeutung stellen zu können. Hier hört man schon das entfernte, dumpfe Rollen jenes erbarmungslosen Gewitters, das Lenzens Geist umnachten sollte.

Mehr befriedigende Erscheinungen sind zahlreiche andere dramatische Entwürfe Lenzens, die aus den letzten Jahren seines Strafsburger Lebens stammen.

So der Entwurf zu dem Drama „Die Kleinen".[119]) Nach den vorhandenen Bruchstücken zu urteilen, berührt das Stück teilweise auch das Thema der feindlichen Brüder, das Lenz bereits in seinem „tugendhaften Taugenichts" verwertet hatte. Die Brüder tragen den Namen des später weltberühmten „eisernen Kanzlers", Bismark. Beide leben an einem deutschen Fürstenhofe. Der ältere Bruder bekleidet ein hohes Staatsamt und ist das Urbild eines ehrsüchtigen Intriganten, der vor nichts zurückschreckt, um seine niedrigen, egoistischen Ziele zu erreichen. Der jüngere Bruder ist gewöhnlicher Offizier, aber der Fürst ist ihm wohlgesinnt und scheint ihn vorziehen zu wollen. Den Ehrgeiz seines Bruders kennend und den Wunsch hegend, ihm in seiner Laufbahn nicht zu schaden, verschwindet der junge Bismark vom Hofe und verbirgt sich in der Einöde. Hier findet ihn Engelbrecht, ein Geistesverwandter, der gleichfalls von den Hofkreisen enttäuscht ist. Er hatte sich in die Tochter des älteren Bismark verliebt, aber der Fürst selbst war als ein Nebenbuhler aufgetreten; eine andere Geliebte ist ihm untreu geworden. Engelbrecht begibt sich nun auf die Wanderung, um gleich dem Prinzen Tandi wahre Menschen zu suchen. Hier tritt im Stücke ein neues Motiv auf: Lenz sucht Engelbrecht mit Leuten niederen Standes zusammenzuführen, um alle Vorzüge der „Kleinen" zu zeigen. Die demokratischen Tendenzen Lenzens treten nirgends so deutlich zu Tage und nirgends erweist er sich als ein so begeisterter Nachfolger Rousseaus in seiner negativen Stellung gegenüber der kulturellen Gesellschaft und im Lobe der einfachen Leute, die vom Urbilde des „l'homme naturel" nicht abgewichen sind.[120]) Diese Szenen sind die besten im ganzen Stück. Auf dem Wege nach Strafsburg begegnet Engelbrecht einem Bauernmädchen, das einen Korb voll Kartoffeln auf dem Kopfe trägt. Die Unterhaltung mit ihr zwingt Engelbrecht zu dem Ausrufe: „Soviel Schönheit und soviel Duldsamkeit! Welt, Welt! grofse traurige beschämende Schule! Die ganze Glückseligkeit dieses Mädgens Cartoffeln zu essen, die sie selber gegraben hat! Bei soviel Schönheit — so wenig Erwartungen, so wenig Ansprüche, so wenig Mifsvergnügen! Herz! Herz! wirst du aushalten können, weiter fortzugehen?"[121]) In andern Szenen wird das Dienstmädchen eines Strafsburger Wirtshauses Annamarie geschildert, die an das Bauernmädchen Lieschen im „Hofmeister" er-

innert. Engelbrecht ist entzückt von „ihrem schönen goldenen lustigen Humor“ und von ihrer keuschen Liebe zu ihrem Bräutigame, einem Schlossergesellen.[122]) Mit Vergnügen mischt er sich unter die Diener und Dienstmädchen des älteren Bismarck, die in Abwesenheit ihres Herrn einen Ball aus dem Stegreif veranstaltet haben. Er tanzt mit Lorchen ein Menuett, dreht sich mit ihr im einfachen Ländler herum und findet, dafs dieser Tanz ihm besser gefällt als alle, die ihm sein Tanzmeister gelehrt.[123]) In dem Entwurfe einer andern Szene sieht Engelbrecht Bauern, die in einem Wirtshause Karten spielen, zu. „Welch' ein Ausdruck in den Gesichtern!“ ruft er aus. „Wie stumpf, schwach und verfehlt sind die Lineamenten der meisten unserer Städter! Mir ekelt vor jedem feinern Gesicht . . . Wehe den Dramenschreibern, die den Mifsklang fremder, ihnen unnatürlicher Gefühle in diese Stände bringen! . . . Glücklich sind diese Leute eben durch die Härte ihrer Fibern, durch ihre Apathie. Feinere, müfsigere Leute, behaltet eure Leidenschaften für euch und verfeinert sie nicht damit! Eure Cultur ist Gift für sie!“ [124])

Zu solchen Schlufsfolgerungen gelangt Engelbrecht, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, „die unberühmten Tugenden zu studiren, die jedermann mit Füfsen tritt“ [125]), zu untersuchen, in wie weit Leute niederer Stände an Tugend, an feiner Empfindung und also auch an Glück vorzuziehen sind.[126]) Unterdes ist der ältere Bismarck nach dem Tode seiner Tochter in Ungnade gefallen und hat seinen Abschied erhalten. Gewissensbisse über sie und seine Handlungsweise gegen seinen Bruder peinigen ihn. Auf der Jagd von einem Schneegestöber überrascht, findet er zufällig Unterkommen in einer Höhle, in der sein Bruder wohnt. Von dem entbehrungsvollen Leben entkräftet, ist der Einsiedler dem Tode nahe. Engelbrecht lüftet das Geheimnis; von Reue erfafst, erdolcht sich der ältere Bismarck und fällt neben den sterbenden Bruder.[127])

In diesen Entwürfen bekundet Lenz eine grofse Meisterschaft in der Darstellung der Charaktere aus den niedern Volksschichten. Es ist zu bedauern, dafs das Stück unvollendet geblieben ist.[128])

Ein unzweifelhaftes Talent offenbart Lenz auch in dem Bruchstücke der von ihm geplanten Tragödie „Cato“, das den Tod des Helden schildert und das sich in seinem Nachlafs vorgefunden hat. Es ist ein kurz vor seinem Tode gehaltener Monolog des berühmten Römers voller poetischer Kraft und tragischem Pathos, der mit dem Selbstmorde endet. Cato liest im Bette Plato (augenscheinlich den Dialog über die Unsterblichkeit) und fordert dann vom Sklaven seinen Degen. Vergeblich fallen seine Söhne und Freunde vor ihm nieder, mit der Bitte, sein Leben zu schonen. Cato zieht aber vor zu sterben, als seinen Feinden in die Hände zu fallen. Von seiner männlichen

Rede gerührt, gehen die Freunde weinend hinaus. Demetrius und Apollonides bleiben zurück. Cato verlangt von ihnen, sie möchten ihm mit ihrer Philosophie beweisen, dafs am Leben zu bleiben und sich im Staube hinter Cäsars Triumphwagen zu wälzen besser sei als zu sterben. Die Freunde schweigen. Ein weifsgekleideter Knabe bringt ihm den verhängnisvollen Degen. Mit Entzücken ergreift Cato das Werkzeug seines Todes und umarmt es. „So bin ich denn wieder mein! O du Erretter, o du Kettenzerbrecher! Gabe der Götter! letzte Freygebigkeit des feindseligen Schicksals, letzter Freund in der Noth! (legt den Degen unter sein Kopfkissen). Bis sie fort sind, bis sie in Sicherheit — (nimmt ihn wieder hervor, befühlt die Schneide und die Spitze). O wie hüpft mein Herz dir entgegen! Bald, bald, bald bist du frey! (legt es an sein Herz). So drückt man seinen zärtesten Freund an die Brust."

Nach seinem Tode und seiner Verbrennung entschliefst sich auch Statyllius, zu sterben. „Ich wünsche zu sterben, denn Cato lebt nicht mehr; mit ihm ist Grofsmuth, Freundschaft, Uneigennützigkeit, alle heilige Namen, Werth des Lebens von der Erde entwichen, sie verdient uns nicht länger!" (ersticht sich). [129])

Die Bruchstücke aus dem Schauspiel „Graf Heinrich, eine Haupt- und Staatsaktion" gehören augenscheinlich zu den ersten dramatischen Versuchen Lenzens und zeichnen sich weder durch Originalität der Gedanken noch durch talentvolle Ausführung aus. Es ist ein Schauspiel aus dem Hofleben. Das Thema desselben sollte augenscheinlich in der Erzählung von der Liebe des Grafen Heinrich, eines Hofkavaliers fremder Herkunft, zur Prinzessin Cordelia, der Tochter des Königs Alfonso von Spanien, sein. Gegen den Grafen intrigieren zwei Hofleute, aber man darf annehmen, dafs Graf Heinrich, nachdem er alle Listen und Ränke überwunden, die Prinzessin erwerben sollte. So gleicht das Thema teilweise den Stücken „Der Engländer" und „Die Freunde machen den Philosophen" — dem ersteren auch das allgemeine Motiv der Liebe zur Prinzessin, dem zweiten durch den glücklichen Ausgang der Liebe zu der höhergestellten Frau. [130])

Die Komödie „Die Familie der Projektenmacher" sollte augenscheinlich eine Satire auf die Sucht sein, sich durch unausführbare Projekte hinreifsen zu lassen. Eine ähnliche Gestalt führte uns Lenz bereits im „Neuen Menoza" in der Person des Sonderlings Biederling vor. Hier entspricht diesem der italienische Graf Primavera aus Ferrara, ein Humanist und Philanthrop, der sich mit dem Projekte der Aufhebung aller vom Volke zu erhebenden Abgaben trägt. Sein ältester Sohn Alfonso ist gleichfalls ein Projektenmacher. Der jüngste Sohn Gianetto benutzt die Leidenschaft seines Vaters und des älteren Bruders für Weltverbesserungspläne zur Erreichung seiner eignen Ziele.

Er ist in die Tochter des Chevalier Redan, der in der Nähe von Rheims wohnt, verliebt; um die Einwilligung des alten Grafen zu einer Heirat mit derselben zu erlangen, versichert er dem Vater, dafs der Chevalier durch seine Bekanntschaften in Paris ihm von wesentlichem Nutzen zur Durchführung seiner Projekte sein könne.

Von dem Stücke sind nur die zwei ersten Szenen des ersten Aktes erhalten geblieben. Primavera mit seinen beiden Söhnen und seiner Schwiegertochter Emerina, der Gattin seines ältesten Sohnes, befinden sich zu Gast beim Chevalier Redan. Alle sitzen in Jagdkleidern um einen Tisch und pokulieren, während der Graf ihnen seine grofsartigen philanthropischen Projekte auseinandersetzt. Ein Bettler bittet am Fenster um Almosen. Niemand beachtet ihn, etliche aus Gleichgültigkeit, Graf Primavera und sein Sohn aber, weil sie ganz in ihre Projekte vertieft sind. Als schliefslich der Graf das Flehen des Bettlers vernimmt, stürzt er wie ein Irrsinniger aus dem Saal und führt nach wenigen Augenblicken den Bettler ins Zimmer herein. Er setzt ihn auf seinen Platz an den reichbesetzten Tisch neben den Philosophen und Epikuräer Abbé Bilboquet; mit einem so grofsen Eifer bewirtet er den befangenen Bettler, dafs dieser sich irgendwie schuldig glaubt, den Grafen um Verzeihung bittet und den Augenblick, wo der Graf hinauseilt, um einen Überrock für den Armen zu holen, benutzt, um blitzartig aus dem Saale zu verschwinden. Man kann sich die Überraschung des Philanthropen vorstellen, der mit dem Rocke zurückkehrt und denjenigen, den er beglücken will, nicht mehr vorfindet.

Diese Szene ist lebendig und mit vielem Humor geschrieben. Ebenso gelungen ist die Person St. Mards gezeichnet, der im stande ist, sich mit den Helden aller von ihm gelesenen Romane zu identifizieren, sich dann anschickt, die eben gelesene romantische Geschichte mit dem ersten besten Weibe, das ihm in den Weg kommt, durchzuführen. [131])

Mit diesen erwähnten Stücken ist das dramatische Schaffen Lenzens noch lange nicht erschöpft. Wir werden noch auf etliche Dramen und Entwürfe, die einer späteren Zeit angehören, zurückkommen. [132])

Zwölftes Kapitel.

Am Hofe zu Weimar.

Apoll: Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?
Lenz.

Nach sechsjährigem Aufenthalt verliefs Lenz Strafsburg, wo er seine schönsten Jahre verlebt hatte. Es war im März 1776.[1]) Sein Weg führte nach Norden über Mannheim. Hier verweilte er eine Zeitlang im Antikenmuseum; er erfreute sich an der Betrachtung der Kunstwerke, die ihm besonders wertvoll geworden waren, da die Reise nach Italien nicht zu stande gekommen war. Vor der Gruppe des Laokoon vergofs er Tränen des Entzückens; die „göttliche Begeisterung" in den antiken Gesichtern weckte in ihm den Wunsch sie anzubeten.[2]) Der künstlerische Genufs rief ihm das Bild Goethes, mit dem er so viele Gedanken über Kunst ausgetauscht hatte, vor die Seele.[3]) Es schien ihm, Goethe stünde neben ihm und freute sich über den Eindruck, den die Denkmäler der alten Kunst in ihm hervorriefen.

„Als ich den Antikensaal in Mannheim sah, Bruder Goethe," schrieb er, „so durchdrang, durchbebte, überfiel mich dein Geist, der Geist alles deines Thuns und aller deiner Schöpfungen, mit einem Entzücken, dem sich nichts vergleichen läfst . . . Nur Du auf der Rechten und sie, die Hoffnung meiner letzten Seligkeit an meinem Herzen fehlten mir noch, um nun wirklich das erstemal die Freude des ewigen Lebens zu fühlen."[4])

In Darmstadt verweilte Lenz einige Tage bei Merck, mit dem er kurz vorher einen freundschaftlichen Briefwechsel angeknüpft hatte. Am 14. März schrieb Lenz an Merck von der bevorstehenden Durchreise durch Darmstadt. Kurz vorher (am 8. März) war der Dichter eingeladen worden, Merck zu besuchen, der um dieselbe Zeit auch Claudius[5]) erwartete. Am 17. März beeilte sich Merck, ihm seine „Freude" und „Dankbarkeit" über die „gute Nachricht" von seiner baldigen Ankunft zu sagen. „Mein Haus ist der nächste Nachbar am Post-Haus, also sehn Sie's ganz als das Ihrige, und Gott gebe, auf etwas mehr, als kurze Zeit an." *)

Aus dem Merckschen Hause schrieb Lenz an Herder[6]); er drückte die Hoffnung aus, ihn bald in Weimar begrüfsen zu können, wohin Herder als General-Superintendent berufen worden war.[7]) Im Hause

---

*) Siehe Beilage B. Nr. 8 (Nach dem Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

des Geheimrats Hesse hoffte Lenz die Bildnisse Herders und seiner Frau, die er beide sehr verehrte, sehen zu können.

In Gesellschaft Lenzens reiste Merck nach dem benachbarten Frankfurt. Als sie sich der Poststation Langen, die drei Wegstunden von Frankfurt entfernt lag, näherten, kam ihnen Klinger, der Verfasser des Stückes „Sturm und Drang“, das der ganzen Epoche den Namen gegeben hatte, mit seinem Freunde Schleiermacher zu Pferde entgegen. Beide waren ganz gleich à la Werther gekleidet. So in blauem Frack und gelber Weste, einen weifsen Hut mit gelben Borten auf dem Kopfe [8]), ritten sie vor dem Wagen Lenzens in Frankfurt ein. Es war, als zöge ein Triumphator in die Stadt. Die Leute auf der Strafse blieben stehen und staunten über den originellen Einfall der jungen „Genies“. [9])

Im Hause Goethes wurde er von dessen Eltern aufs freundlichste aufgenommen; sie schickten durch ihn Grüfse an Lavater. [10]) Bei ihnen wohnte er während seines ganzen Aufenthalts in Frankfurt. [11]) Er traf auch Wagner, das Mitglied der Strafsburger Deutschen Gesellschaft an.

Im Umgange mit Goethes Mutter, Merck, Klinger und Wagner erholte sich Lenz augenscheinlich von den schweren Sorgen seines Strafsburger Lebens, als ihn plötzlich wieder ein neuer Schlag traf, die Nachricht von der Verlobung Henriette v. Waldner mit dem Baron Oberkirch. Luise König schrieb es unter dem 25. März an Frau Hesse nach Darmstadt, mit der Bitte, es Lenz mitteilen zu wollen. [12]) Auf der Reise von Frankfurt nach Weimar erreichte ihn diese verhängnisvolle Nachricht, die ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf. „Mein Schicksal ist nun bestimmt,“ schreibt er an Lavater, „ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, dafs weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröten sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammender Gedanke!“ [13]) Er hält diese Ehe für Henriettens gröfstes Unglück und fleht Lavater an, sie zu „retten“. Nicht sich — sie bemitleidet er; „mit Wollust“ würde er sterben, wenn er sie wenigstens in dem Besitz eines Mannes wüfste, der ihrer würdig wäre und sie glücklich machen könnte. Lenz hofft, dafs es Lavater gelingen werde, Henriette von dieser Ehe abzubringen. Es würde die „edelste That“ in Lavaters Leben sein. „Ein Sterbender“ sei es, der um diese Tat bitte. [14]) „Wie glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bei Hofe erscheinen!“ fügt der Dichter hinzu.

Wie immer sucht er Trost in der Poesie. Henriette steht vor ihm im bräutlichen Staate, mit schönen Steinen geschmückt, bei frohem Lichterscheine; aber ihre Gedanken sind weit weg von ihm,

dem Unglücklichen, dem „Freundeshand" den „Kelch des Todes" reicht. *)

Auf die Erfolge Lavaters will er nicht bauen. Er schreibt daher selbst einen anonymen französischen Brief an Henriette, in dem er versucht, ihr die Augen für das Unglück, das in dieser Ehe sie erwartet, zu öffnen. Er warnt sie, „ein in jeder Beziehung ungewöhnliches Weib", einen „gewöhnlichen und daher kalten, unbeständigen Mann" zu heiraten. Möge sie erst prüfen, ob er ihrer Hand wert sei. [15])

Am 4. April erreichte Lenz die malerisch gelegene und stille Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar, die ein deutsches Athen zu werden begann. Er stieg im Gasthofe „Zum Erbprinzen" ab. [16]) Sein erster Besuch galt Goethe, der am selben Tage von einer Reise nach Leipzig zurückgekehrt war. Am andern Tage stellte dieser den angekommenen Freund der Frau von Stein [17]) und abends dem Herzoge Karl August vor. [18])

Ehe wir die Eindrücke des Weimarer Lebens auf Lenz schildern, müssen wir erst die Frage beantworten, weshalb Lenz nach Weimar gekommen war.

Dafs seine Reise nach Weimar nicht zufällig unternommen worden ist, um sich eine Zeitlang zu zerstreuen und alte Freunde wiederzusehen, sondern einen grofsen Zweck gehabt hat, ersehen wir aus seinen Briefen. Beachten wir, dafs er diesen Zweck auch vor seinen nächsten Freunden geheim hält und sich nur mit Anspielungen begnügt.

Anfangs verschweigt er auch das Ziel seiner Reise. In einem Briefe an Lavater von Mitte Februar 1776 [19]) schreibt er geheimnisvoll: „Ich gehe, wohin mich der Wink der Vorsicht ruft, mein Ziel kann ich Dir noch nicht bestimmen". Was er in dem Briefe an Merck vom 14. März über die Reise schreibt, zeigt eine gewisse Erregtheit. [20]) Lindau versichert er, dafs „dringende Angelegenheiten" seine „Gegenwart in Weymar" bedingten. **) Die Folgen dieser Reise seien wichtiger für das Vaterland als für ihn selbst. [21]) Es sei ein „entscheidender Augenblick" in seinem Leben, der „nicht wiederkehren" werde.

Was verbarg sich denn hinter diesem geheimnisvollen Vorhange? Was für ein vaterländisches Unternehmen beabsichtigte denn Lenz?

Einiges Licht auf diese Fragen werfen folgende Zeilen aus einem seiner Briefe an Herder, kurz vor seiner Abreise: „Ich habe eine

---

*) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 188—189.

**) Siehe Beilage Nr. 17 (Nach dem Manuskript in der Rigaer Stadtbibliothek).

Schrift über die Soldatenehen unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrscheinlichst wohl sterben werde". [22])

Die Abhandlung über die Soldatenehen war eins von den zahlreichen Projekten Lenzens, mit denen er die Welt zu beglücken gedachte. Seine literarische Tätigkeit schien ihm minderwertig im Vergleich mit den reformatorischen Ideen praktischen Inhalts, die ihm keine Ruhe liefsen. Er begnügte sich nicht mit der Diagnose der sozialen Gebrechen jener Zeit, sondern ersann auch mehr oder minder phantastische Mittel zu ihrer Heilung. Aber zur Ausführung solcher Projekte mufste er irgend eine Persönlichkeit gewinnen, die die Macht und die Möglichkeit besafs, einen solchen Versuch „zum Heile des Vaterlandes" auszuführen. Es mufste ein Herrscher sein im Geschmacke des „aufgeklärten Absolutismus". Es ist nicht zu verwundern, dafs er auf den jungen Herzog von Weimar verfiel, der sich als Beschützer der Schriftsteller gezeigt und seinen Freund Goethe an sich gezogen hatte.

In seinem leidenschaftlichen Streben, das Leben zu reformieren, stand Lenz nicht vereinzelt da. Es war der allgemeine Zug der Menschen in dem der Revolution vorhergehenden Zeitabschnitt. Erinnern wir uns daran, wie Herder sich mit dem Gedanken trug, das Vertrauen Katharinas II. zu gewinnen, damit durch diese mächtige Herrscherin Rufsland zu einem Musterstaate gemacht werde. Wollen wir deshalb Lenz etwa verurteilen, dafs er, bescheidener in seinen Wünschen, an Stelle der Beherrscherin eines unermefslichen Reiches nur das Haupt eines deutschen Duodez-Staates zu beeinflussen hoffte?

So stand Lenz, als er nach Weimar reiste, im Banne phantastischer Gedanken und Wünsche. Er wollte in der Rolle eines sozialen Reformators auftreten, und zwar vor allem auf dem militärischen Gebiete, dem er von jeher seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Die Wahl Weimars war wohl bedingt durch die günstigen Berichte seiner Freunde über das Weimarer Leben. So schrieb Stolberg ihm unter dem 3. Februar aus Kopenhagen: „In Teutschland ist mir in Weymar vorzüglich wohl worden. Der Herzog ist ein herrlicher Junge, beide Herzoginnen, Mutter und Frau, sind zween Engel. Unser lieber Wolf *) lebt dort herrlich und in Freuden, wird von allen geliebt, ist sogar ein Herzensfreund von Wieland . . . Ich komme dorthin als Kammerherr, zwar traurig meine Geschwister und eine Hand voll Freunde zu verlassen, aber froh das knechtische Dänemark mit meinem

*) Goethe.

lieben Vaterlande zu vertauschen. Unsern treuen Wolf hoffe ich oft zu sehn". [23])

Durch Goethe hatte Lenz schon Fühlung mit der Weimarer literarischen Gesellschaft gefunden; nach wie vor tauschte er mit Goethe seine neuesten Arbeiten aus. Das ersieht man aus einem Briefe Mercks an Lenz vom 8. März: „Wenn etwas von Ihnen nach Weimar geht, könnt's nicht vorher ein bisschen hier*) anhalten? Ihre Posten hat mir Goethe nie wollen mitteilen". **)

Der Aufenthalt in Strafsburg war unerträglich geworden; der Dichter war in Schulden versunken, er hatte sich zuletzt abgequält, indem er „wie ein Postgaul" herumlief, um Stunden zu geben. Nach dem Fehlschlagen seiner italienischen Reise hatte es ihn nicht mehr dort gelitten, es hatte ihn fortgezogen — „irgend wohin" —, nur nicht an das traurige Gestade seiner Heimat, obgleich er auch an die gedacht hatte, wie die scharfe Zurechtweisung seitens des ernsten Merck beweist. ***)

Die im stillen genährte Hoffnung, seine Projekte ins Leben zu setzen, bei dieser Gelegenheit irgend eine Stellung am Hofe zu Weimar zu erlangen, wo Goethe, das Haupt jener literarischen Partei, zu der Lenz sich zählte, sein Unterkommen gefunden hatte, spielte natürlich eine grofse Rolle in seinem Entschlusse, in Weimar sein Glück zu versuchen. Düntzer, der Lenz stets sehr mifsgünstig beurteilt, sucht den Beweis zu erbringen, dafs der Dichter, von Schuldennot getrieben, aus Strafsburg geflohen und eigenwillig nach Weimar gekommen sei. [24]) Andrerseits berichtet Froitzheim über eine ganze Intrigue, der Lenz zum Opfer gefallen sei. Die „Verschwörer" hätten unter allen Umständen Lenz aus Strafsburg entfernen müssen, damit er bei der bevorstehenden Heirat von Fräulein Henriette v. Waldner mit dem alten Baron von Oberkirch keinen tollen Streich mache. Luise König, Lavater und vielleicht auch Goethe seien die Urheber dieser Intrigue gewesen, die auch ihren Zweck erreicht habe, da Lenz wenige Tage vor der Trauung nach Weimar abgereist sei. [25])

Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Hypothese, weil sie zu wenig begründet ist. Auch verwickelt sich der Verfasser in Widersprüche, indem er behauptet, Lenz habe eine Einladung aus Weimar mit der Aussicht auf Anstellung als Vorleser des Herzogs erhalten — eine Behauptung, die Froitzheim aufstellt, die aber willkürlich ist. [26])

Die Freunde wünschten Lenz Erfolg in Weimar. Alles mögliche Glück wünschte ihm u. a. Zimmermann zu dieser Reise in einem

---

*) in Darmstadt.

**) Siehe Beilage B Nr. 7 (Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

***) Siehe Beilage B Nr. 7.

Briefe an Herder.[27]) Der scharfblickende Merck warnte aber Lenz vor der „grofsen Welt". „Wo Sie hinreisen, möge Segen u. Glück Ihnen folgen, nur wünsche ich nicht, dafs Sie in die grofse Welt-Wirthschafft geworffen werden, wo alle Eigenthümlichkeit des Menschen verlohren geht." *)

Die Worte Mercks erwiesen sich als prophetische, aber Lenz kam erst allmählich zu dieser Einsicht; der Enttäuschung ging erst ein Honigmond der Berauschung und des Entzückens voraus. Am 14. April schreibt er an Lavater, dafs er „den ganzen Tag oben beim Herzog" ist, dafs er „vom angenehmen Strudel des Hofes" so verschlungen ist, dafs er fast nicht zu Gedanken kommen kann. Den Herzog und die Herzogin nennt er „wirkliche Engel", er ist mit tiefster Wertschätzung für sie erfüllt. Frau von Stein, „Goethens grofse Freundin", ist „das herrlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden".[28]) Fast dasselbe schreibt er zwei Tage später an Müller, er teilt ihm mit, dafs er „in die Annehmlichkeiten dieses Hofes verschlungen" sei. Er kommt den ganzen Tag nicht vom Herzoge weg. „Welch' ein Herr ist das!" ruft er vor Entzücken aus.[29]) „Es geht Goethen (schreibt er an Boie) freilich sehr wohl hier wie auch mir jetzt. Sobald ich aus dem lieben Strudel, der mich fast bis zur Betäubung umdreht zu mir selber kommen kann, schreibe ich ihm." (Dies bezieht sich auf Zimmermann.)[30]) „Die Gnade dieses Fürsten für mich ist Gottes Werk" schreibt er seinem Vater.**)

Der Herzog, Goethe, Wieland und Lenz duzen einander.[31]) „Wieland, Goethe und ich leben in einer seeligen Gemeinschaft, ersten beyde Morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese wo die Soldaten exerzieren, nachmittags treffen wir uns oben beym Herzoge, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe die alle (so wie auch wir) eine besondere Art Kleidung tragen und er die Weltgeister nennt seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann." ***)

Mit dem Herzoge liest Lenz Lavaters Physiognomik und die neuesten Werke der Literatur.[32]) Die Herzogin-Mutter liest ihm eine Stelle aus der Physiognomik laut „mit sehr viel Gefühl" vor und spricht den Wunsch aus, den Verfasser kennen zu lernen.[33])

Lenz wird zum Hofpoeten. Beim Tode der Grofsfürstin Natalja Alexeijewna, der Gemahlin des Grofsfürsten-Thronfolgers Paul und Schwester der Herzogin von Weimar, verfafst er ein Gedicht: „Auf einen einsamen Spaziergang der Durchlauchtigsten Herzoginn Louise unter Bäumen nach dem tödlichen Eintritt der Grofsfürstinn von

---

*) Siehe Beilage B Nr. 8.
**) Siehe Beilage A Nr. 14 (Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).
***) Siehe Beilage A Nr. 15 (Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

Rufsland." [34]) Die von der Herzogin Amalie komponierte Musik zu dem Goetheschen Stücke „Erwin und Elmire" begeistert Lenz zu dem Gedicht: „Auf die Musik zu Erwin und Elmire, von Ihrer Durchlaucht, der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesezt", in dem es an höfischem Weihrauche nicht fehlt. [35])

Inhaltsreicher und gelungener sind seine humoristischen Gedichte, die ein oder das andere Ereignis am Hofe behandelten. Als eine zu Ehren der Herzogin Amalie veranstaltete Illumination in Tiefurt mifslang, erzählt Lenz: Zeus habe Apollo und dieser Phaethon beauftragt, eine grofsartige Illumination zu veranstalten. Phaethon tut sein Möglichstes, beim Erscheinen der Herzogin aber gerät er in Verwirrung und brennt das ganze Feuerwerk auf einmal ab. Zeus mufs die „tollen Flammen" durch Regen löschen, er setzt Phaethon auf tausend Jahre in Arrest und kümmert sich von nun an selber um den Empfang der Herzogin:

Und gab die Consigne den himmlischen Wachen:
Inskünftige, wenn die Herzogin her
Von Tibur führe, wolle Er
Allzeit das Feuerwerk selber machen.

Ein anderes heiteres Gedicht ist aus Veranlassung eines — Schnupfens, der den Herzog und die Gesellschaft der Weltgeister über vierzehn Tage gequält hatte, entstanden. [36]) Nach dem Muster der am Weimarer Hofe sehr beliebten satirischen „matinées" schreibt Lenz eine geistreiche Satire auf seinen Strafsburger Genossen Wagner aus Veranlassung seiner „Kindermörderin". [37])

Mit einem Wort, Lenz versank in den Strudel des Weimarer Lebens und fühlte sich so wohl in demselben, dafs er die ihn ehrende Aufforderung des Professors Simon, eine Stellung am Dessauer Philanthropin anzunehmen, ausschlug. „Da wir Ihre Talente und Ihr Hertz kennen, glauben wir nirgends besser, als an Sie uns wenden zu können" — so schrieb ihm Simon. „Helfen Sie mit ein Institut befördern, das das Wohl der Menschheit zum einzigen Gegenstand hat." Lenz wurde aufgefordert, es ein bis zwei Jahre zu versuchen, Mitarbeiter an der Anstalt zu sein; alle seine Bedingungen wurden von vornherein genehmigt. [38])

Lenz lehnte den Ruf nach Dessau ab, da er eine Stelle in Weimar in Aussicht habe. [39]) Was es für eine Stelle gewesen, wissen wir nicht, aber augenscheinlich wurde Lenz enttäuscht; er nahm dieses Anerbieten ebensowenig an wie das Dessauer. Dies ist ersichtlich aus einem Briefe von Röderer vom 23. Mai. „Lenz! Lenz! von der Vocation ins Philanthropin sag ich kein Wort, aber warum nimmst du die

zu Weymar nicht an? Warum?“ Zu gleicher Zeit weist Röderer ihn auf die Schwierigkeit, in Strafsburg eine Stellung zu finden, hin.[40])

Anfang Juni ändert sich der Ton der Lenzschen Briefe aus Weimar, Enttäuschung klingt aus ihnen heraus; er lechzt nach Ruhe und Einsamkeit. Unter dem 9. Juni schreibt er an Herder: „Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiszensen fähig.“[41]) In der zweiten Hälfte des Mai erfährt er, dafs die Trauung Henriettens mit dem Baron Oberkirch bereits am 1. April stattgefunden habe. Seine Verzweiflung hat keine Grenzen. Er fleht Lavater an, ihm ihr Bild zu schicken, das von nun an sein einziger Trost wäre. Er beklagt sich über die gänzliche Taubheit seiner Nerven.[42])

In diese Zeit fällt wahrscheinlich die kleine dramatische Szene unter der Überschrift „Fragment aus einer Farce, die Höllenrichter genannt, einer Nachahmung der *βάτραχοι* des Aristophanes“.[43]) Hier führt Lenz den bei den Stürmern und Drängern so volkstümlichen Dr. Faust vor, der auch Goethe damals schon beschäftigte.[44])

Nach dem originellen Einfalle Lenzens befindet sich sein Faust in der Hölle, er wandert umher und beklagt sich über ewige Unbehaglichkeit, undenkbare Einsamkeit und über das Leben, das nicht enden will:

Bittre Fluten, liebtet ihr mich,
Wär' ich in eurem Schoofs, ersunken,
Hätte da Vernichtung getrunken;
Aber, ach! ihr hafstet mich!
Fühltet ihr, wie's mich gelabt,
Als ihr brennend mich umgabt,
Wie es kühlte meine Pein,
Mich von etwas umfangen zu wissen!
Von der Schöpfung losgerissen
Noch von etwas geliebt zu seyn!
Aber, ach! betrogen, betrogen!
Auch ihr hafst mich, grausame Wogen!
Ist kein Wesen in der Natur,
Das, nicht lieben, nicht erbarmen,
Das mich gränzenlosen Armen,
Bey sich dulden wollte nur?

Der Monolog Fausts wird durch das Erscheinen des Bacchus unterbrochen, der ihn mit Merkurs Stabe berührt und ihn seinen Freund nennt. Faust weifs nicht, weshalb Bacchus erscheint — seine Pein zu vergröfsern, seine Verzweiflung zu verspotten — oder ihn zu

vernichten? Ist es das letztere, so möge er seines Dankes versichert sein und nicht länger zögern.

Bacchus: Keins von beyden. — Dein Herz war grofs —
Faust — — — du bist deines Schicksals los,
Und, wenn dir die Gesellschaft gefällt,
Komm mit mir zur Oberwelt!

(Faust sinkt in einer Betäubung hin, die, weil sie der Vernichtung so ähnlich war, eine unaussprechliche Ruhe über sein ganzes Wesen ausbreitet.)

Trotz seiner zeitweisen Berauschung durch die Atmosphäre des Weimarer Hofes war Lenz für das Leben am Hofe nicht geschaffen.

Es fehlte ihm für dieselbe an einer gewissen Elastizität, an der Fähigkeit, sich an andre Lebensbedingungen anzupassen, an Vorsicht und Takt. Bei all dem einfachen Benehmen des Herzogs, bei all seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den in Weimar versammelten Schriftstellern war doch eine gewisse Grenze gezogen, die die einfachen Sterblichen von den Grofsen dieser Welt trennte. Bei allen Torheiten, mutwilligen Streichen und Wunderlichkeiten, an denen der Herzog sich lebhaft beteiligte, existierte doch eine gewisse Hofetikette, die niemand ungestraft verletzen durfte. Die „Genien“, die die Freigebigkeit des „Musenhofes“ genossen, mufsten immer auf ihrer Hut sein und feinfühlend die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten unterscheiden.

Lenz besafs diese Fähigkeit nicht. Immer treuherzig und unbefangen im Leben, gab Lenz sich rückhaltloser als die andern dem Strudel des Weimarer Karnevals hin und gedachte nicht der Glätte des höfischen Bodens. Bald nach seiner Ankunft in Weimar versündigte er sich schwer an der Hofetikette. Uneingeladen erschien er auf einem bal paré bei Hofe, noch dazu im Domino und Maske, indem er das Fest mit einem bal masqué verwechselte; aufserdem wagte er es eine Hofdame, der er nicht vorgestellt war, zum Menuett aufzufordern. Der Kammerherr von Einsiedel meldete das Ärgernis dem Herzog, der Lenz einen Verweis erteilte, obgleich er innerlich über dessen Einfall lachte.[45]) In einem Briefe an Frau von Stein vom nächsten Tage (25. April) nennt Goethe das Benehmen Lenzens eine „Eselei“, die ein „Lachfieber“ erzeugt habe.[46])

In allen den in Weimar blühenden Torheiten übertraf Lenz augenscheinlich alle andern.[47]) Wieland schreibt an Merck unter dem 13. Mai: „Lenz am Hofe — Was dünkt Euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder andern Streich hätte ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte.“ [48])

Mitte Juni überzeugte sich Lenz wohl, dafs das Leben am Hofe nicht seine Sphäre sei. Er war des Weimarer Lebens überdrüssig geworden, suchte Erholung auf dem Lande und entfernte sich ab und zu aus Weimar;[49]) am 27. Juni siedelte er, schon zu längerem Aufenthalte, nach Berka über. Eine gewisse Verstimmung begleitete ihn in seine Einsamkeit, wie man einer kurzen, aber vielsagenden Mitteilung an Goethe entnehmen kann: „Ich geh auf's Land, weil ich bey Euch nichts thun kann." Goethe antwortete ihm noch lakonischer: „Lenz, Du dauerst mich." [50])

Seiner Gewohnheit nach verschwand Lenz ganz plötzlich aus Weimar; er nahm nichts mit sich, als was er auf dem Leibe trug. Ohne Kleider, Wäsche, Bücher und selbstverständlich ohne Geld traf er in Berka ein. Die Rechnung im Gasthofe zu Weimar wurde vom Herzoge beglichen. Aus Berka schickte er Goethe ein langes Verzeichnis von Sachen, deren er bedurfte, einschliefslich Kamm und Rasiermesser, die ihm unumgänglich nötig wären, um sich nicht vor sich selbst zu fürchten. Der Diener Goethes, Philipp Seidel, schickte ihm alles Gewünschte und erfüllte zuvorkommend auch die weiteren Aufträge, indem er ihm die Weimarer Neuigkeiten mitteilte. Er besorgte Lenzens Briefe nach Strafsburg, schickte ihm bald Wein, bald Äpfel und Zitronen, bald Arznei usw.[51]) Der dankbare Lenz gab dem treuen Diener in dem Stücke „Henriette von Waldeck", an dem er gerade schrieb, den Namen Philipp.

Alle diese Sendungen erfolgten mit Willen und Wissen Goethes, der seinem Freunde auch mit Geld aushalf.[52])

Berka ist ein kleiner bescheidener Badeort, einige Stunden von Weimar entfernt. Es liegt in einem malerischen Tale des Thüringer Waldes, das rings von hohen, mit Wald bewachsenen Bergen umgeben ist. Der Park mit seiner schönen Pappelallee hat sich wahrscheinlich in derselben Gestalt wie vor hundert Jahren erhalten. Auch heute noch ist Berka ein einfacher, ländlicher Badeort; zu Lenzens Zeiten war er jedenfalls noch einfacher und einsamer. Aber welche Ruhe! welche Luft! welche landschaftlichen Reize! Es werden sich nicht viele Orte in Deutschland finden, die eine solche Fülle schöner Plätze, lauschiger und einsamer Winkel, die zur körperlichen und geistigen Erholung dienen, aufweisen können.

Von Ende Juni bis Anfang September lebte Lenz in Berka und kam nur selten nach Weimar.[53])

Die Einsamkeit in dem abgelegenen Orte des Thüringer Waldes tat Lenz wohl. Nach Goethes Aussage fühlte sich Lenz mitten in den Bergen und Wäldern so glücklich, wie es ihm möglich war.[54]) Die ihn umgebende Stille gestattete ihm, viel und erfolgreich zu arbeiten. Mit einer Menge literarischer Projekte war er von Weimar

aufgebrochen. „Ich habe viel, sehr viel zu thun und mich deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert“ schreibt er anfangs August an Boie.*)

Es war der letzte Aufschwung seines Talents, der einige beachtenswerte Werke geschaffen hat.

An erster Stelle steht das dramatische Gedicht „Tantalus“, ein Werk von jener künstlerischen Abgeschlossenheit und Vollendung, wie sie bei Lenz so selten ist. Es ist dies vielleicht Lenzens beste Schöpfung. „Lenz hat Sublimiora gefertigt“, bemerkte Goethe in seinem Tagebuche, nachdem er das ihm vom Verfasser zugesandte Manuskript des „Tantalus“ gelesen hatte.[55])

„Tantalus“ ist ein ausführlicher poetischer Kommentar zu jenen Worten, die Lenz bei seiner Abreise nach Berka an Goethe richtete. Es ist ein ganz persönliches Werk. Im Tantalus ist Lenz selbst leicht zu erkennen, Zeus ist der Herzog Karl August von Weimar, Juno die Herzogin Luise. Apollo ist Goethe, den Lenz in seinem „Pandaemonium germanicum“ bereits so genannt hatte. Der Herausgeber des „Teutschen Merkur“, Wieland, hat den Namen des Boten der Götter erhalten. Es handelt sich um die Qualen, die der neue Tantalus in der Gesellschaft der Götter erleidet, weil sich diese über ihn blofs lustig machen. Mit beachtenswerter Wahrhaftigkeit und Offenheit stellt Lenz seine eigne Lage am Hofe zu Weimar dar.

Das Gedicht beginnt mit einer fesselnden Unterhaltung Apollo-Goethes mit Merkur-Wieland über den spafshaften sterblichen Tantalus, der auffälligerweise zu einem Feste der Götter erschienen ist.

Wo führt ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

fragt Apollo. Man lockte ihn zur Kurzweil her, erklärt Merkur:

Wollten Juno ein wenig pikiren,
Und Vater Jupitern desennuyiren,
War ja alles so traurig hier.

Beide Himmelsbewohner belustigen sich an dem Entzücken des Tantalus, sich in der Gesellschaft der Götter zu befinden, an dem „Schnitt des Gesichts, als er mit Zeus die Gesundheit stiefs“ zum Verdrufs des ganzen Olymps, der ob solcher Frechheit ganz bestürzt war. Die Scherze der Juno nimmt er für bare Münze, beständig verletzt er die Regeln der Etikette des Olymps und erscheint als Gegenstand des allgemeinen Spottes. Den Hauptteil des Gedichtes bildet ein Selbstgespräch, bei dem Tantalus von Apollo und Merkur

---

*) Siehe Beilage A Nr. 12 (Manuskript der Königl. Bibliothek zu Berlin).

belauscht wird. Es ist ein wirkungsvoller Monolog, der von Leidenschaft, von den Qualen bitterer Kränkung und verwundeter Eigenliebe erfüllt ist. Tantalus ist hergekommen, um unter der Hülle der „freundlichen Sommernacht“ das „endlose Grauen“ seines Herzens der Natur anzuvertrauen: er, der Sterbliche, liebt „der Götter Königinn“ — Juno. Mögen denn die Götter jetzt ihr rächendes Wetter über seinem schuldigen Haupte entladen. Die „grausame Lust“ ist ihnen ja erlaubt. Sie sind ja daran gewöhnt, an andern zu verdammen, was ihr „Lieblingsverbrechen“ ist. Sie mögen aber ihren Witz in Erfindung der Strafen für ihn sparen:

Was euch unerträglich däucht,
Ist gegen die Qualen, die hier noch schlafen,
Die ihr nicht ahnden könnt, Federleicht.

Nach diesem leidenschaftlichen Geständnis erblickt er Juno in Gestalt einer leichten Wolke. Er ist aufser sich vor Entzücken. Aber ach, sie beachtet ihn nicht. Juno nähert sich ihm, er wirft sich ihr zu Füfsen; das Bild verschwindet plötzlich:

Wars nur ein Bild meiner Phantasey?
Es ist verschwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Thränen, mein Geschrey
Meine Verzweiflung zieht sie herbey.

Das Bild erscheint wieder; Tantalus beginnt, es abzuzeichnen. Vergeblich! Er vermag die Züge nicht festzuhalten.

Strenge Götter! nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen!

Das Bild verschwindet wieder. Aufser sich ruft Tantalus die Götter an; Amor erscheint und übermittelt ihm die Einladung des Zeus:

Sie möchten ihm künftig die Ehre erweisen,
Alle Tage mit ihm zu speisen,
Mit ihm und Juno —

Tantalus ist entzückt. Amor beeilt sich aber hinzuzufügen:

Aber nehmen Sie ja sich in Acht,
Nichts anzurühren, was Ihr nicht gehöret,
Nichts anzusehen, was Ihre Ruhe stöhret,
Sonst lieber Schatz! verschwindet es sogleich.

Es wird ihm das Recht eingeräumt, jede Nacht mit Junos Schatten spazieren zu gehen, aber sie ja nicht dabei anzusehn.

Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken —

ruft Tantalus aus und erhält von Amor die ironische Antwort:

Wer sagt denn vom Hören?
Und ein ächter Liebhaber mufs
Eigentlich nichts thun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehl mich Ihnen.

Man darf nun ja nicht denken, dafs Lenz seine geliebte Henriette mit der Herzogin Luise vertauscht habe.[56]) Eher kann man annehmen, dafs Lenz in Junos Gestalt die Züge beider Frauen vereint habe, derjenigen, in die er verliebt war, und derjenigen, vor der er so viel Verehrung empfand. Das bei Lenz oft wiederkehrende Motiv der Liebe zu einer durch Standesunterschiede nicht zu erreichenden Frau wiederholt sich auch hier und wird dadurch noch deutlicher, dafs der Gegenstand der Leidenschaft in eine übermenschliche Sphäre gehoben ist.

Das Gedicht zeigt uns, dafs Lenz seine schiefe Stellung am Hofe zu Weimar erkannt hatte, die Stellung eines naiven, treuherzigen Mannes, der für das Leben am Hofe nicht geschaffen ist und blofs als Zielscheibe für die kurzweiligen Gespräche der Hochgestellten dient. Diese Erkenntnis veranlafste ihn, Weimar zu verlassen und Beruhigung in der Stille des Thüringer Waldes zu suchen.

Die Liebesgedanken an Henrietten erlitten keine Unterbrechung. Er schreibt ein kleines Stück: „Henriette von Waldeck oder die Laube“,[57]) wo er den Traum, mit Henriette v. Waldner glücklich zu werden, ähnlich ausspinnt wie in dem Stücke „Die Freunde machen den Philosophen“. Nur ist hier das Pseudonym für die Geliebte gar zu durchsichtig. Lenz tritt unter dem Namen Konstantin, eines verarmten Vetters der Waldeck, auf. Unter dem Namen Gangolf (d. h. Wolfgang) verbirgt sich Goethe, er ist ein idealer Freund Lenz-Konstantins, der dessen Glück begründet. Dieser eine Zug genügt, um die erste Bearbeitung der „Laube“ in die ersten Monate seines Weimarer Aufenthalts zu verlegen; schon im Herbste 1776 entstanden, wie wir sehen werden, Mifshelligkeiten zwischen den Freunden.

Das Stück, einfach „eine Szene“ genannt, spielt auf dem Gute des Barons v. Waldeck in einer Gartenlaube. So hält Lenz diesmal die Einheit des Ortes aufrecht. In der ersten Szene teilt der Baron v. Waldeck seiner Tochter Henriette mit, dafs er sie mit dem reichen Baron Rosenberg (später in Anspielung auf Oberkirch, den Bräutigam Henriette v. Waldners, auch Kirchhayn genannt) zu verheiraten beabsichtige. Henriette liebt aber ihren armen Vetter Konstantin, der sich zur Zeit auf dem Kriegsschauplatze befindet. Die Jugendfreundschaft der beiden hat v. Waldeck nicht für gefährlich gehalten,

von einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen will er aber nichts hören. Vergeblich treten Gangolf und seine Gemahlin Antoinette für Konstantin ein; sie weisen darauf hin, dafs dieser nur deshalb Kriegsdienste genommen, um „auch in den Augen der Welt eine wünschenswürdige Parthie für Henriette" zu werden . . . Er dachte „auf Rosengebahnten Wegen der Ehre und des Glücks" zurückzukehren.

In der zweiten Szene sehen wir den zurückgekehrten Konstantin mit seinem Diener Philipp vor der Laube, in der er einst mit Henrietten glückliche Stunden verlebt hat. Er hat die Nachricht bekommen, dafs Gangolf sich mit Henrietten verheiratet habe; er weifs nicht, dafs diese Nachricht falsch ist, und in leidenschaftlichen Monologen sucht er seine Seele zu erleichtern. Es bleibt ihm nur eins übrig: seine Göttin wiederzusehen und dann zu sterben. Die Tröstungen Antoinettens bleiben erfolglos. Auch dem Baron v. Waldeck erwidert er kein Wort, aber als dieser ihm droht, ihn mit Gewalt ins Bett bringen zu lassen, zieht er ein Terzerol aus der Tasche und spricht in Klingerschem Stile: „Läfst man doch wilde Thiere in Ruh, die ihre Jungen verloren haben und sich vor die Höle legen!" Mit einer Flut von schweren Anklagen und bitteren Vorwürfen überhäuft er den eintretenden Gangolf. Dieser verteidigt sich in längerer Rede, er versichert ihm, Henrietten nur geheiratet zu haben, um sie vor einem anderen Freier zu retten und ihre Verbindung mit Konstantin zu ermöglichen. Die List Gangolfs wird aufgeklärt: Antoinette ist seine wahre Frau, Henriette aber ist Konstantin treu geblieben. Nachdem Baron v. Waldeck erfahren, dafs Konstantin eine höhere Stellung in der Armee bekleidet, willigt er in die Ehe mit seiner Tochter ein. Konstantin fällt entzückt in die Arme seines treuen Freundes Gangolf.

Unter den Arbeiten, die Lenz in seiner Einsamkeit in Berka begann, zeichnet sich auch der Roman „Der Waldbruder" aus, der leider unvollendet geblieben ist.[58]) Schiller, der ein grofses Interesse für Lenz als Menschen und Dichter an den Tag legte, veröffentlichte diesen Roman 1797 fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers in seiner Zeitschrift „Die Horen". Auch Goethe, unter dessen Papieren sich die Handschrift vorgefunden hatte, beteiligte sich an der Herausgabe.[59]) Von ihm oder Schiller rührt der Zusatz zur Überschrift her: „ein Pendant zu Werthers Leiden".[60])

Eine gewisse Abhängigkeit von dem berühmten Goetheschen Roman besteht im „Waldbruder" unzweifelhaft, aber sie bekundet sich mehr in der Form und im Stil des Romans als in seinem Inhalt.[61]) Aufser dem „Werther" diente Lenzen auch derselbe Roman, der Goethen begeistert hatte, Rousseaus „Neue Heloise", zum Muster.[62])

Das talentvolle Werk bietet sowohl in autobiographischer Hinsicht als auch rein künstlerisch grofses Interesse.

Der Inhalt ist sehr einfach. Der Held des Romanes, Herz, ein Russe von Geburt, ist „der unechte Sohn einer verstorbenen grofsen Dame, die vor einigen zwanzig Jahren noch die halbe Welt regierte“.[63]) Der junge Mann war „die Frucht ihrer letzten Liebe“. Seine Erziehung wurde „einem gewissen Grossen“ anvertraut, der ihn mit seinen eignen Kindern unter der Obhut eines Hofmeisters ins Ausland sandte. Der letztere behandelte den Zögling so streng, dafs der zwölfjährige Knabe sich gezwungen sah, die Flucht nach Frankreich zu ergreifen, obwohl er nur dreifsig Dukaten in der Tasche hatte. Hier mufste er vieles durchmachen, aber seine Fähigkeiten und sein Fleifs liefsen ihn in der Fremde nicht zu Grunde gehen. Er gewann das Zutrauen eines reichen Bankiers, der ihm die Mittel zu seiner weiteren Fortbildung gewährte. In dieser Zeit nahm er auch den Namen Herz an und beschlofs, niemanden von seinen Schicksalen etwas merken zu lassen. Um die deutsche Sprache zu erlernen, ging er nach Leipzig. Nach seiner Rückkehr von dort gelang es ihm, seinem Herrn einen grofsen Dienst zu erweisen, indem er dem Bankerott eines der gröfsten Häuser vorbeugte, wofür ihm eine Pension ausgesetzt wurde. Das gewährte ihm die Möglichkeit, Holland zu besuchen, „weil er von jeher das Land zu sehen gewünscht hatte, wo Peter der Grosse Schiffszimmermann gewesen“.[64]) Aus Nachlässigkeit schrieb er aber keine Briefe an seinen Wohltäter und verlor dadurch seine Pension. Später kam er nach Deutschland.

Alle diese Einzelheiten aus dem Leben des Herz erfahren wir aus dem Briefe seines Leipziger Kameraden Rothe. Dieser versucht auch ein Bild seines Freundes zu geben. Im Mittelpunkte seines Lebens — heifst es dabei — stehe die Liebe. Diese sei auch die Ursache aller seiner Leiden und Verirrungen. Seine „wunderbar romantische Stimmung“ erklärt Rothe durch die mannigfaltigen Eindrücke, die er in Rufsland, Frankreich und Deutschland aufgenommen. „Er lebt und webt in lauter Phantasien und kann nichts, auch manchmal nicht die unerheblichste Kleinigkeit aus der wirklichen Welt an ihren rechten Ort legen.“ Daher besteht das Leben dieses Menschen aus einer Häufung empfindlicher Leiden und Plagen, die dadurch noch empfindlicher werden, dafs er sie keinem Menschen begreiflich machen kann. Er hat eine gewisse Fertigkeit darin erlangt, alle Menschen und Handlungen in einem idealen Lichte anzusehen, und diese Fertigkeit ist ihm nun einmal zur andren Natur geworden. Neue Charaktere und Meinungen, die er kennen lernt, „scheinen ihm so grofs, er sucht soviel dahinter, dafs er mit lauter aufserordentlichen Menschen, gigantischen Tugendhelden oder Bösewichten umgeben zu sein glaubt, und ihm gar nicht begreiflich gemacht werden kann, dafs der gröfste Teil der Menschen mittelmäfsig ist, und weder grofse

Tugenden noch grofse Laster anders als vom Hörensagen noch kennt". [65])

So war er daran gewöhnt, seine Schönen übermäfsig zu idealisieren, und erlitt dadurch bittere Enttäuschungen. Seine erste Liebe empfand er in Rufsland, als er erst 11 Jahre alt war. Noch dazu galt sie der Maitresse des alten Grafen, in dessen Hause er aufwuchs. Bei seiner regen Einbildungskraft glaubte er in dieser Weibsperson das Seitenstück zu dem Ideale, das er in der Nymphe des Telemachs erblickte, zu finden. Dieser Vergleich fiel aber schändlich über den Haufen, als er sie mit dem alten Grafen einmal im Bette antraf. Zum zweitenmal verliebte er sich in die Nichte eines Lyoner Kaufmanns er sah in ihr alle Vorzüge verkörpert, bis er sich schliefslich überzeugte, dafs sie blofs kokett gegen ihn gewesen war. Jetzt wendete sich sein Herz nach Deutschland; er träumte da ein ideales Weib zu finden, das die Eigenschaften der Heldinnen Goethes, Wielands und Klopstocks vereinigte. Er glaubte das Ersehnte in Leipzig in der Tochter eines Landpredigers verkörpert zu finden, aber wieder folgte eine Enttäuschung: die „Messiasheldin" verwandelte sich in „eine künstliche Agnese, die unter ihrem Nonnenschleier Liebesbriefchen ohne Zahl und tausend verstohlne Küfschen entgegennahm". [66]) Sein Rausch verflog ganz, als er sie „bei einer starken Vertraulichkeit mit einem dicken runden Studenten überraschte".

Nach diesen drei Liebesabenteuern wurde ihm das Leben „zur Last, er zog in der Welt herum von einem Ort zum andern nimmer ruhig, und hätte seine Existenz gar zu gern mit eigner Hand verkürzt, wenn er nicht den Selbstmord, ohne dringende Not, nach seinem Glaubenssystem für Sünde gehalten hätte".

Nach so viel Prüfungen lernte Herz die Gräfin Stella kennen, die ihn durch den Glanz ihrer Schönheit und zugleich durch ihre sittliche Hoheit fesselte. Von der Zeit an träumte er nur von ihr, er sah in ihr eine Gottheit, die in Menschengestalt auf die Erde herabgekommen sei. [67])

Diese Liebe im Zusammenhange mit andern Lebensenttäuschungen veranlafst Herz, die „grosse Stadt" zu verlassen und sich in einer bergigen Einöde des Odenwaldes anzusiedeln, wo er eine nur mit Moos und Baumblättern bedeckte Hütte bewohnt. Hier erfreut er sich an den Schönheiten der Natur und beneidet das einfache und ruhige Leben der in den benachbarten Tälern wohnenden Bauern. Er erträgt ihre Witze über seine Unbeholfenheit. Was soll er auch machen? Menschen wie er haben schon seit Petrarcas Zeiten jedermann zum Gespött gedient. [68]) Er fühlt sich aber in der Natur glücklich, besonders da er erwartet, die Gräfin Stella wiederzusehen — das hohe, angebetete Wesen, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in

Bewegung waren und zu dessen Vervollkommnung der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat.[69]) Er gedenkt der Augenblicke, da er sie einst gesehen, aber nicht gewagt hat, sie anzureden. „Es war eine süfse Folter, auf der ich diese wenige glückliche Minuten lag.“ [70])

Aus dem Briefe eines Fräuleins Schatouilleuse an Rothe ersehen wir, dafs Herz sich in die Gräfin Stella infolge von Briefen verliebt hat, die er in die Hände bekommen hatte, dafs er aber die wirkliche Person gar nicht kennt. Der Unglückliche ahnt nicht, dafs man ihm auf der Maskerade, bei der er mit der Gräfin bekannt werden sollte, einen Streich gespielt und ihm eine ganz andere Dame für die Gräfin Stella ausgegeben hat. Rothe benützt diese Entdeckung, um durch seine Beredsamkeit seinen Freund zur Vernunft zu bringen. Er sieht die Liebe mit ganz andern Augen an; für ihn ist sie keine alles verzehrende Leidenschaft, sondern eine leichtsinnige, schnell vorübergehende Unterhaltung. Trotzdem interessiert ihn die Persönlichkeit der Frau, die Herz den Kopf so sehr verdreht hat.

Als Antwort gibt Herz eine begeisterte Schilderung seiner Göttin, die in sich „die Erziehung einer Fürstin“ mit dem „selbstschöpferischen Genie eines Dichters“ und dem „guten Herzen eines Kindes“ vereint. Alle, jung und alt, grofs und klein, vornehm und gering, gelehrt und ungelehrt, geben sich ihren Reizen hin. Alle diese wunderbaren Eigenschaften leuchten aus ihren Briefen hervor, die er, Herz, immer auf seiner Brust trägt. [71])

In Erwiderung dieses Briefes nennt Rothe seinen Freund einen „Don Quischotte“, der zu allen abgeschmackten Streichen fähig ist, und erzählt ihm dafür Beispiele aus seinem eignen lustigen Leben, das er ohne Skrupel im Sinne Epikurs gestaltet. Herz teilt die Anschauungen seines Freundes nicht und denkt trotz der Mahnungen desselben nicht daran, seine Einöde zu verlassen. Der erzürnte Rothe bricht den Briefwechsel mit ihm ab.

Aber nicht allein Herz, sondern auch andere halten Stella für ein vollkommenes Wesen. „Die Person, die er liebt,“ so schreibt Honesta an den Pfarrer Claudius, „ist eine Gräfin, die in der That ein rechtes Muster aller Vollkommenheiten ist, wie man sie mir beschrieben hat. Sie tanzt wie ein Engel, zeichnet, malt nach dem Leben, spricht alle Sprachen, ist mit jedermann freundlich und liebreich, kurz sie verdient es wohl, dafs eine Mannsperson um sie den Kopf verliert.“ [72])

An einem kalten Wintertage, als Herz vor Frost in seiner Waldhütte nicht bleiben kann, sondern ins Dorf eilt, um sich zu erwärmen, begegnet ihm die Gräfin im Schlitten. Die Erscheinung des seltsamen Wandrers macht auf die vornehme Frau Eindruck. Um ihre Erregung zu verbergen, hält sie sich den Muff vor das Gesicht. Wie grofs,

wie sprachlos ist seine Freude, als er hernach im Dorfe hört, sie habe sich durch ihre Bedienten nach ihm erkundigen lassen. Als Stella Näheres über ihren Verehrer hört, ladet sie ihn brieflich ein, in die Stadt zu kommen, wo sie sich bei einer gemeinsamen Bekannten, der Witwe Hohl, treffen könnten.

Herz siedelt nach der Stadt über und ist, um Stella zu begegnen, fast beständig bei der Witwe Hohl, die sich ihrerseits in Herz verliebt. Er ist in Entzücken, dafs die Gräfin ihm ihr Bild versprochen und ihm erlaubt habe, bei den Sitzungen des Künstlers anwesend sein zu dürfen. Indessen erhält er die Aufforderung eines früheren Kameraden, Plettenberg, in ein hessisches Regiment, das im Begriff ist, nach Amerika abzugehen, einzutreten. Mit Begeisterung geht er auf diesen Vorschlag ein, da der Kriegsdienst ihm „die erste Staffel der Leiter der Ehre und des Glücks“ zu sein scheint. [73]) Er hegt die Hoffnung, durch Verdienste im Kriege der Hand Stellas würdiger zuwerden.

Als das Bildnis fertig ist, gerät es anstatt in Herzens in Rothes Hände. Ersterer ist in Verzweiflung darüber und sieht hierin nur eine Arglist der Witwe Hohl, die sich auf diese Weise für seine Kälte zu ihr rächen will. Es stellt sich heraus, dafs die Gräfin es selbst so gewünscht habe.

Herz reist nach Amerika ab; er ahnt nicht, dafs er damit einen arglistigen Plan Plettenbergs, Rothes und der Witwe Hohl zur Ausführung bringt. Es ist ihm unbekannt geblieben, dafs die Gräfin Stella bereits seit fünf Jahren mit Plettenberg verlobt ist. Die Witwe Hohl, die für sich selbst die Liebe Herzens beanspruchte, hatte ihm diese schreckliche Wahrheit vorenthalten. Um die Trauung Plettenbergs mit Stella zu ermöglichen, mufste der in die Gräfin wahnsinnig verliebte Herz entfernt werden.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit Plettenberg teilt Herz demselben mit, dafs er Stella liebe. Er hat dabei keine Ahnung davon, dafs Stella Plettenbergs Braut sei. Am meisten beunruhigt ihn das Schicksal jenes Bildnisses. Schliefslich schickt ihm Rothe durch Vermittelung Plettenbergs das Bild. [74])

Hier bricht der Roman ab. Die autobiographische Bedeutung desselben steht unzweifelhaft fest; unter den durchsichtigen Pseudonymen verbergen sich hier wirkliche Personen, und durch den Nebel dichterischer Gestaltung blicken reale Tatsachen hervor. Unter dem charakteristischen Namen Herz verhüllt sich der Held unserer Biographie, Gräfin Stella ist niemand anders als Henriette v. Waldner, Plettenberg ihr zukünftiger Gatte Baron Oberkirch, die Witwe Hohl die Strafsburger Bekannte Lenzens und Freundin Henriettens, Luise König. Unter dem Namen Rothe endlich ist Goethe erkennbar usw. [75])

Lenzens unglückliche Liebe zu der glänzenden Elsasser Aristokratin

hatte, aufser vielen Gedichten, die Stücke: „Die Freunde machen den Philosophen“, „Der Engländer“ und „Die Laube“ veranlafst. Der „Waldbruder“ behandelt dasselbe Motiv. Stella ist das genaue Porträt Henriettens. Ihre Charakteristik im Stücke gleicht fast Wort für Wort den begeisterten Erzählungen von ihr in Lenzens Briefen an Lavater [76]) und entspricht den wirklichen Ereignissen im Leben Henriettens. Sie erhielt die „Erziehung einer Fürstin“, heifst es im Roman. In der Tat hatte Henriette v. Waldner einen grofsen Teil ihrer Jugend am Hofe Friedrich Eugens, des späteren Herzogs von Württemberg verlebt; sie war mit dessen Tochter Sophie, späteren Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Pauls, eng befreundet. [77]) Wenn andrerseits ihr „selbstschöpferisches Genie eines Dichters“ erwähnt wird, so weist Lenz auf die literarische Tätigkeit der Baronesse Oberkirch hin, die mit vielen bekannten Schriftstellern befreundet war und interessante, französisch geschriebene Memoiren hinterlassen hat. [78])

Am meisten entfernte sich Lenz von der Wirklichkeit in der Zeichnung des Bräutigams Henriettens, des Barons Oberkirch, der im Romane unter dem Namen Plettenberg erscheint. Während Lenz in seinen Briefen an Lavater sehr mifsgünstig über den Baron urteilt, erscheint Plettenberg im Romane sehr sympathisch und erinnert an den sich selbstverleugnenden Don Prado in dem Schauspiele „Die Freunde machen den Philosophen“. [79])

Am interessantesten ist für uns, wie Lenz sich selbst und Goethen schildert.

Der letztere war zweifellos das Original zum Rothe im „Waldbruder“. Erich Schmidt und Weinhold behaupten sogar, dafs einzelne Sätze in Briefen an Herz wörtlich den Briefen Goethes entnommen sind. [80]) In der Schilderung Rothes gibt Lenz die Eindrücke wieder, die Goethe, als er ihm in Weimar so nahe trat, auf ihn hervorgebracht. Die satirische Absicht ist nicht zu verkennen. Im „Waldbruder“ wird Goethe als ein lauter Epikureer hingestellt, der, auf dem Meer des Lebens kunstgerecht dahinsegelnd, Menschen und Umstände zu seinem Vorteil ausbeutend, offen die platte Philosophie der Eigenliebe verkündet. [81]) Rothes Briefe an Herz weisen viele solcher Stellen nach. [82])

Im vollen Kontraste zu Rothe steht Herz, in dem Lenz sich selbst darstellen wollte. [83]) Abgesehen von der Abstammung und den abenteuerlichen Jugenderlebnissen des Romanhelden stimmt das Erzählte mit Lenzens Erlebnissen in Strafsburg und Weimar überein. [84]) Wir wissen bereits, dafs Lenz sich in Henriette verliebt hatte, ohne sie jemals gesehen zu haben, nur nachdem er sie aus ihren Briefen und aus den Erzählungen der Luise König, bei der er nach seiner Trennung

von den Kleists wohnte, kennen gelernt hatte. Ebenso lautet die Erzählung im Romane.[85]) Wenn im Romane Stellas Porträt eine gewisse Rolle spielt, so wissen wir aus Lenzens Briefwechsel, dafs er Henriettens Bild an Lavater geschickt hat und sich nachher darüber grämte, es nicht wiederbekommen zu können.[86]) Lavater hat dieses Bild mit einer begeisterten Charakteristik der Baronesse v. Waldner seiner „Physiognomik“ beigefügt. Es will scheinen, als ob Lenz mit seinem Enthusiasmus den Züricher Physiognomiker angesteckt habe.[87])

Man mufs sich aber davor hüten, Lenz mit seinem Helden Herz ganz zu identifizieren. Der ganze Lenz mit seiner sittlichen Persönlichkeit, mit allen seinen Idealen und Bestrebungen wird hier ebenso wenig nachgebildet wie im Strephon („Die Freunde machen den Philosophen“) oder im Robert („Der Engländer“). Auch im „Waldbruder“ greift Lenz einige seiner Charakterzüge heraus, sondert sie von den andern ab, läfst sie besonders hervortreten und übertreibt sie nach seiner Gewohnheit. Herz bezeichnet er als „neuen Werther“.[88]) Tatsächlich wird im „Waldbruder“ die Werther-Stimmung zergliedert, der Lenz stets seinen Tribut zollte. Aber diese Stimmung war nicht die einzige, die Lenz beherrschte. Sein ganzes Leben lang schwankte er zwischen titanischen Anwandlungen und melancholischer Niedergeschlagenheit hin und her.

Indem sich Lenz gewissermafsen kopierte, kann man doch die künstlerische Absicht dabei nicht verkennen. Lenz besafs die Fähigkeit, irgend eine Eigentümlichkeit seines Charakters deutlich zu verkörpern, sie objektiv darzustellen und sie leidenschaftslos zu betrachten, um sie künstlerischen Zielen dienstbar zu machen. Das ist mit Herz und Rothe der Fall. Der letztere ist kein Porträt der ganzen sittlichen Persönlichkeit Goethes, sondern eine mehr oder weniger unvollständige Skizze seines Charakters.

Lenz war als Schriftsteller kein Wirklichkeitsphotograph; im Gegenteil, als wahrer Künstler kann er auf Grund seiner Beobachtungen ganz Neues schaffen. Sowohl Herz als auch Rothe sind, obgleich sich hinter ihnen Lenz und Goethe verbergen, doch an und für sich interessante psychologische Erscheinungen. Der erste ist eine ebenso gelungene Verkörperung des zügellosen Idealismus und des schwärmerischen Liebesenthusiamus wie der zweite eine treffliche Verkörperung des Realismus, der praktischen Lebensweisheit, der selbstsüchtigen, epikureischen Behandlung von Liebesfragen ist. Nicht ohne Grund nennt Rothe seinen Freund Herz einen „Don Quischotte“. In vielen Beziehungen gleicht das Paar, das Lenz zeichnet, dem Ritter von la Mancha und seinem schalkhaften Knappen. Auch an die Antithese Faust und Mephisto erinnern Herz und Rothe.

In der geschickten Gegenüberstellung dieser beiden Charaktere liegt der hauptsächliche künstlerische Vorzug des „Waldbruders“. Aber auch die andern Charaktere sind in dem Roman gut gezeichnet.[89])

Der Roman ist unvollendet geblieben. Es sind viele Mutmaſsungen aufgestellt worden, wie der Verfasser den Roman wohl beendigt haben würde. Froitzheim behauptet, Goethe sei schuld daran, daſs Schiller den Roman unvollendet veröffentlicht habe; er habe das vollständig fertige Manuskript besessen. Der Schluſs des Romans sei ein Zweikampf zwischen Herz und Rothe mit tödlichem Ausgang für den ersteren gewesen. Als Goethe sich in Rothe wiedererkannt, habe er den Schluſs des Stückes nicht veröffentlichen wollen, damit sein eignes Bild nicht noch düsterer werde.[90]) Professor Waldberg glaubt, daſs der Roman annähernd so schlieſsen müsse wie das Schauspiel „Die Freunde machen den Philosophen“, d. h. Plettenberg, der Stella heiratet, tritt sie freiwillig, wie Don Prado, seinem glücklicheren Nebenbuhler Herz ab.[91]) Andere hingegen behaupten, der Roman müsse wie „Werther“ mit dem Selbstmorde des Helden enden.[92])

Alle diese Hypothesen ruhen auf schwachen Füſsen, um so mehr als ein Versuch, in die schöpferischen Gedanken eines so launenhaften Dichters wie Lenz einzudringen, wohl kaum von Erfolg gekrönt sein kann.

Sehen wir nun, wie sich die Beziehungen Lenzens zu Wieland und Goethe weiter entwickelten.

Wir kennen bereits den Verlauf der literarischen Fehde, die Lenz gegen Wieland eröffnet hatte. Wir sahen, wie Lenz teils infolge der groſsen Hochachtung, die er Sophie La Roche, der Freundin Wielands, entgegen brachte, teils in der Absicht, sein Glück in Weimar selbst zu versuchen, alles aufbot, um die gegen Wieland gerichteten, bereits gedruckten „Wolken“ zu vernichten, ja sogar eine Verteidigung Wielands gegen die „Wolken“ veröffentlichte. Augenscheinlich reichte hiermit Lenz, obwohl seine frühere Haltung gegen Wieland teilweise bewahrend, dem Gegner die Hand zum Frieden. Zu diesem Schritte drängte ihn auch wohl die Wahrnehmung, daſs Goethe, der frühere Anführer in diesem literarischen Streite, ein intimer Freund Wielands wurde.[93]) Auch Graf Stolberg, den Lenz hoch verehrte, hatte, nachdem er in Weimar gewesen war, seine Ansichten über Wieland geändert.

„Ich muſs Ihnen doch sagen, daſs Wieland weit besser ist, als ich dachte,“ schrieb Stolberg, „sein Herz ist wirklich gut. Es würde ganz gut seyn, wenn man ohne Liebe für Religion und Sitten es seyn könnte. Ich habe viel öfter mit ihm sympathisiren können, als ich geglaubt hatte, es ging so weit, daſs ich, welcher so viel Gefallen sonst hatte an allem Herzeleid, so Sie und Voss ihm anthun, endlich Mitleid mit ihm kriegte . . .“[94]) Dieser Eindruck, den der von ihm verehrte Freund gehabt hatte, konnte auf Lenz nicht

ohne Einflufs bleiben. Im selben Sinne beeinflufste ihn auch Lavater, der, wie wir wissen, ein eifriger Verteidiger Wielands war und Lenz vom Drucke der „Wolken" abzuhalten suchte.[95])

Bei der persönlichen Bekanntschaft Lenzens mit Wieland in Weimar wurde die Versöhnung vollständig. Wieland erzählte später, dafs Lenz bei der ersten Begegnung mit ihm erstaunt ausgerufen habe: „Sind Sie Wieland? Ich dachte Sie mit Hörnern, Krallen, dem Pferdefufs."[96]) Als ein Mensch, dessen Stimmung raschen Wandlungen unterworfen ist, der nicht eigensinnig auf der einmal gefafsten Meinung beharrte, sondern immer bereit ist, frühere Fehltritte zu bereuen, ging Lenz in diesem Falle vom leidenschaftlichen Hasse zur leidenschaftlichen Verehrung über. So mächtig wirkte der Zauber von Wielands milder und anziehender Persönlichkeit, während derselbe Mann eben noch als „Sittenverderber" und „Verbreiter der französischen Seuche" bezeichnet worden war. In einem Briefe an den Vater nennt Lenz den früheren Gegner schon „einen der gröfsten Menschen unsers Jahrhunderts, dessen Werth aber freilich nur erst die Nachwelt ganz schätzen wird". . . „Ich darf sagen, dafs ich durch sein Herz und seine Freundschaft eine der glücklichsten Aquisitionen meines Lebens gemacht habe". Aus demselben Briefe ist ersichtlich, dafs Lenz Mitarbeiter am „Teutschen Merkur" geworden war.*) Bald steht er schon auf Du und Du mit Wieland, der ihn in seinen Briefen zärtlich mit „Lieber Schatz" anredet.[97]) Am 9. September 1776 schreibt Wieland an Merck über Lenz: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so unbefangen, so liebevoll! . . . Wir lieben ihn alle, wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden."[98])

Es ist nicht zu verwundern, dafs Lenz unter diesen Umständen den Wunsch hegte, öffentlich seine frühere Ungerechtigkeit gegen Wieland zu sühnen. Er tat es in einem offenen Briefe an den Grafen Friedrich Stolberg, der allerdings ungedruckt blieb.[99])

Er erzählt hier, wie gleich bei seiner ersten Begegnung mit Wieland das Gespräch so herzlich und freundschaftlich gewesen sei, „als ob sie Jahre lang im besten Vernehmen bei einander gewohnt". Wielands Arglosigkeit, seine Sanftmut, seine Gutmütigkeit, sein nichtsnachtragender Charakter nahmen Lenz gleich für ihn ein. Er schätzt in ihm den prächtigen glücklichen Familienvater, den Vater von Kindern, „deren feurige Augen die beste Widerlegung aller derer sind, die jemals in seinen Gedichten schlüpfrige Stellen gefunden oder

*) Siehe Beilage A No. 14 (Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

daraus nachteilige Schlüsse auf seine Sitten gemacht". Seine früheren Beschuldigungen wegen Sittenverderbnis und Schlüpfrigkeit nimmt er jetzt zurück. Die Leidenschaft hatte ihn bisher geblendet, daſs er den Unterschied zwischen schlüpfrigen und komischen Gedichten nicht erkennen konnte. . . „In den ersten werden die Unordnungen der Gesellschaft ohne Zurückhaltung mit bacchantischer Frechheit gefeiert und ihnen, daſs ich so sagen mag, Altäre gesetzt, wie Voltaire und Piron es taten, in diesen werden die Schwachheiten und Thorheiten der Menschen mit dem Lichte der Wahrheit beleuchtet und dem Gelächter weiserer Menschen Preis gegeben." Letzteres tue Wieland. Seine Werke sind „der ächteste Probierstein für die Tugend seiner Leser." [100])

Seine Versöhnung mit Wieland bezeugte er weiterhin durch das fast zu gleicher Zeit in den Zeitschriften „Deutsches Museum" und „Iris" veröffentlichte Gedicht „Epistel eines Einsiedlers an Wieland". [101]) Dieses in der Einsamkeit von Berka verfaſste Gedicht ist im schmeichelhaftesten Tone gegen Wieland gehalten, so daſs Wieland es aus Bescheidenheit nicht in seine Zeitschrift, für die es bestimmt war, aufnahm. Die Verdienste Wielands um die Erziehung des ästhetischen Geschmackes der deutschen Gesellschaft werden hier aufgezählt, auf die literarischen Vorzüge seiner Werke: „die feinen Übergänge vom Licht zum Schatten, von Wahrheit zum Scherz", „das Farbengemenge" usw. hingewiesen. Ja noch mehr, seine Werke erscheinen jetzt als „der Tugend Panier". An denselben Wieland, den Lenz noch kurz zuvor „Sittenverderber" nannte, wendet er sich jetzt mit der dringenden Bitte, gemeinsam mit Goethe ihn in der Tugend zu unterweisen:

Komm, schlieſse dich mit Göthen an,
Melpomenens Liebling, mich zu bilden,
Und macht, aus einem Waregischen Wilden,
Der keinen Vorzug kennt, als daſs er fühlen Euch kann,
Einen Eurer nicht unwerthen Mann.

Liegt nicht in diesem Ausruf ein Selbstbekenntnis? Ein Geständnis, daſs er, Lenz, den beiden groſsen Dichtern und Schriftstellern an praktischer Weltweisheit nachstehe? Daſs ihm, dem Waregischen Wilden, die Fähigkeit des Zusammenlebens, das Verständnis, sich in die Verhältnisse zu schicken, abgehe und daſs er diesen Mangel schwer empfinde?

In Weimar trat Lenz einem seiner früheren Hauptgegner, Wieland, näher, hatte aber das Unglück, sich seinen besten Freund, Goethe, zu entfremden. Der Bund zwischen Goethe und Lenz hielt die Feuerprobe nicht aus; allmählich offenbarte sich die innerliche Verschiedenheit ihrer Naturen, und endlich muſste ein Zusammenstoſs erfolgen.

Während der ersten Monate seiner Anwesenheit in Weimar stand Lenz mit Goethe noch im vollsten Einverständnis. Die Freunde sind oft zusammen, schlafen unter freiem Himmel in Goethes Garten, erfreuen sich gemeinsam an den herrlichen Sommerabenden und machen Fufspartien in die Umgebung Weimars.[102]) Das taktlose Benehmen Lenzens bei Hofe trübte zuerst den wolkenlosen Horizont. Es war Goethe unangenehm, da es leicht ihn selbst in den Augen des Herzogs kompromittieren konnte, und das zu einer Zeit, in der Goethe selbst seine Stellung bei Hofe noch nicht als ganz gesichert annehmen konnte (er war erst einige Monate in Weimar). Die Ungeschicklichkeit Lenzens, auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes das Gleichgewicht zu bewahren, sein Mangel an Verständnis für die Feinheiten der höfischen Etikette liefsen seine Anwesenheit im „deutschen Athen“ nicht besonders wünschenswert erscheinen. Lenz mufste das herausfühlen und zog sich deshalb Ende Juni, wie wir bereits gesehen, in die Einsamkeit des Thüringer Waldes zurück. Neue Nahrung erhielt Goethes Verstimmung dadurch, dafs Frau von Stein dem neuen Ankömmling mehr Wohlwollen bezeigte, als es ihrem grofsen Freunde angenehm war. Anfangs September sprach sie den Wunsch aus, englischen Unterricht zu nehmen, und Lenz erhielt zu diesem Zweck eine Einladung auf ihr Gut Kochberg. Am 10. September schrieb Goethe in sein Tagebuch ein: „Früh war Lenz da. Wegen Kochberg. Reine Trauer des Lebens.“ [103])

Wie diese Einfälle der Frau von Stein Goethe betrübten, zeigt ein Brief, den er am selben Tage an sie schrieb: „Oh, Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal! man kann sich nicht drüber beklagen, so weh es thut. . .“ [104]) Die Mitteilung, dafs sie das „kleine Ungeheuer“, wie er Lenzen halb scherzend, halb vorwurfsvoll in einem Briefe an sie nennt[105]), an sich heranziehen will, regt ihn auf. Er kannte die verliebte Natur Lenzens, die Begeisterung, die ihn für seine Freundin erfüllte, und das Gefühl der Eifersucht regte sich in seinem Herzen. Er fürchtete nicht, Frau von Stein zu verlieren, er dachte nicht, dafs das „kleine Ungeheuer“ sein Bild aus ihrer Seele drängen könne, dazu war er sich seiner Überlegenheit über Lenz zu sehr bewufst, aber es war ihm unangenehm, dafs das von ihm geliebte Weib auch nur den kleinsten Teil ihrer Neigung einem andern zuwenden könne.

Wie aus dem Goetheschen Tagebuche ersichtlich ist, fuhr Lenz am 12. September nach Kochberg.[106]) Von dort schickte er Goethen einen Brief, der aber für diesen durchaus nichts Beruhigendes enthielt. Nachdem er die Einladung erhalten, ging Lenz nach den Worten Goethes „wie im Traum“ umher; das Leben in Kochberg erschien ihm jetzt wie eine Feerie. „Dir alle die Feerey zu beschreiben in der

ich itzt existire, müſste ich mehr Poet seyn als ich bin.“ *) Er ist „zu glücklich“, um nicht das Gelübde des Schweigens zu brechen und sein Entzücken Goethe mitzuteilen. „Mit dem Englischen gehts vortrefflich. Die Frau von Stein findet meine Methode besser als die deinige.“ Am Schlusse fügt er auf Englisch noch folgendes hinzu: „Ich bitte Dich öfters den Gatten dieser Dame sehen zu wollen. Ich habe eine Ahndung, daſs Du mir für diesen Rath dankbar sein wirst.“ Die Hälfte der Seite ist dann abgerissen; aus dem übrig gebliebenen Teile läſst sich schlieſsen, daſs es sich um die Beziehungen Goethes zu Frau von Stein gehandelt habe, es wird von ihrer Ruhe („tranquillity of mind“), von ihrem beständigen Leiden („suffers constantly“) gesprochen. Eine solche Einmischung Lenzens in die intimen Verhältnisse Goethes konnte selbstverständlich diesem ebensowenig zusagen wie die Begeisterung für die Geliebte. „Fünf Wochen“ lang las Lenz mit Frau von Stein den Shakespeare in der Ursprache und dachte nur mit Bedauern an die bevorstehende Rückkehr nach Weimar. [107])

In Kochberg lernte Lenz zuerst Herdern kennen, mit dem er seit langem in Briefwechsel gestanden hatte. Herder, der am 1. Oktober in Weimar eingetroffen war, hielt am 20. dort seine Antrittspredigt und fuhr am selben Tage noch mit dem Herzoge nach Kochberg. [108]) Bei Gelegenheit dieses Besuchs trat der Herzog unvorsichtigerweise fehl und fiel ins Wasser des Schloſsgrabens; stolz berichtete Lenz seinem alten Mentor Salzmann, daſs er das Glück gehabt habe, den Herzog aus dem Wasser zu ziehen. Die Hoffnung Lenzens, in weimarische Militärdienste treten zu können, erhielt durch diesen Zwischenfall augenscheinlich Flügel. Wenigstens schreibt er in demselben Briefe an Salzmann: „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich-sächsischer Uniform wieder“. [109])

Am 30. Oktober verlieſs Lenz Kochberg und kehrte nach Weimar zurück. Am 1. November speiste er bei Goethe im Garten mit dem Herzoge und fuhr abends nach Berka. [110])

Beim Scheiden aus Kochberg verfaſste er ein Gedicht, das von Begeisterung für Frau von Stein erfüllt ist. **) Am 3. November schreibt er ihr aus Berka einen englischen Brief, in dem er ihr für die schönen in Kochberg verlebten Tage herzlichst dankt und sie mit Lobeserhebungen überschüttet. [111]) In Kochberg hatte er wie in einer andern Welt voller Herrlichkeit und Zauber gelebt. Die Gesellschaft der Frau von Stein, der Einfluſs ihrer Talente erhöhte seine Fähigkeiten und veranlaſste ihn, sich für ein höheres Wesen zu halten.

---

*) Siehe Beilage A Nr. 20 (Nach dem Manuskript in der Rigaer Stadtbibliothek).

**) Gedichte von Lenz, herausg. von Weinhold, S. 220.

Der deutsche Entwurf dieses Briefes schliefst: „Nur so viel bleibt mir davon übrig, dafs mir die Gegenwart im Vergleich mit der Vergangenheit als der Gipfel aller Pein scheint“.[112])

Alle diese Äufserungen Lenzens genügen, um daraus schliefsen zu können, dafs sein wie Wachs weiches Herz auch diesmal nicht standgehalten hatte, dafs er dieselben Empfindungen für Frau von Stein zu nähren begann, die ihn ehemals für Goethes Schwester Cornelia begeistert hatten, Empfindungen, die man nur schwer in die Kategorien der Freundschaft einordnen könnte. Allem Anschein nach hat Lenz in seinen Beziehungen zu Frau von Stein die Grenzen, die dieser selbst wünschenswert erschienen, überschritten; man kann es wenigstens daraus schliefsen, dafs seine Abreise aus Kochberg einer eiligen Flucht glich, er verliefs es, ohne sich bei der Frau des Hauses zu verabschieden.[113])

Die Charakteristik, die Goethe im „Waldbruder“ erfährt, zeigt uns, dafs sich die Beziehungen zwischen den Freunden innerlich bereits geändert hatten. Lenz sah sich zweifellos in seinem Freunde, den er, wie wir gesehen, wegen seines schöpferischen Genies fast vergöttert hatte, enttäuscht. Der begeisterte Verehrer der Goetheschen Poesie konnte von dem Menschen Goethe nicht bezaubert werden, den er erst hier in Weimar im näheren und vertrauteren Verkehr kennen gelernt hatte. Bis dahin hatten nur gemeinsame literarische Interessen, Erinnerungen an die gemeinsam im Jahre 1771 in Strafsburg verlebten Monate, der kurze Besuch Goethes bei Lenz im Jahre 1775 und der rege Briefwechsel die Freundschaft aufrecht erhalten. Jetzt lernten sie sich im nahen, unmittelbaren Verkehr des Alltagslebens kennen und betrachteten sich nicht mehr aus der herrlichen Ferne, sondern bei fast täglichen Begegnungen.

Die Freundschaft hielt bei der gegenseitigen Analyse der beiden begabten Schriftsteller, die zugleich beide so feine Psychologen waren, nicht stand. Die gemeinsam in Weimar verlebten Monate offenbarten augenscheinlich den tief einschneidenden, nicht zu überbrückenden Gegensatz ihrer Naturen. Dieser Gegensatz war, solange ihre Freundschaft sozusagen auf dem Zusammenhange der Ideen und der literarischen Bestrebungen beruhte, ihrer Aufmerksamkeit entgangen, jetzt, wo sie sich auf dem praktischen Boden der gesellschaftlichen Beziehungen gegenübertraten, offenbarte er sich. Jetzt zeigte sich, dafs „Eis und Feuer, Wasser und Stein“ sich voneinander nicht so sehr wie ihre Charaktere unterschieden.

In den Augen Lenzens verwandelte sich der geniale Held des „Pandaemoniums“, der ehemals so strahlende Apollo, der Dichtertitan in einen einfachen Sterblichen, mit menschlichen Schwächen und einer kalten epikureischen Lebensauffassung. Andrerseits erschien Lenz, dessen

Herz vor kurzem noch „golden“ hiefs, der „treffliche Junge“, den Goethe „wie seine Seele“ liebte, vor dem kritischer gewordenen Gefährten in der Gestalt eines wahnwitzigen Schwärmers, eines lächerlichen Phantasten, eines grundlosen Enthusiasten, dem jeder praktische Sinn abging und der bei der Verteilung der Talente zum gesellschaftlichen Leben zu kurz gekommen war.

Aber noch mehr: zwischen den beiden Schriftstellern stellte sich ein weitgehender Unterschied in ihren Beziehungen zu der ganzen Stimmung der Sturm- und Drang-Periode, die sie vor wenigen Jahren so nahe zusammengeführt hatte, heraus.

Lenz kam nach Weimar in der vollen Glut seiner stürmerischen Stimmung. Seine Seele war von dem Aufschwung, dem Streben und den Gedanken eines wahren Stürmers und Drängers erfüllt, der sich mit seinem ganzen Sein dem kulturellen Ideale der Epoche hingibt. Er lebte so sehr im Strudel der damaligen Ideen, gab sich so ganz dem Wirken für die allgemeine Glückseligkeit hin, dafs er gänzlich vergessen hatte, sich um sein eignes Schicksal zu kümmern. Er war noch ganz von dem Drange der Leidenschaften und von den stürmischen Bestrebungen der Zeit erfüllt.

Anders war es bei Goethe. Viel schneller als Lenz überwand er die Stimmung des „Stürmers und Drängers“. Durch die glückliche Veranlagung seiner Natur fand er sich rasch mit den aufregenden und drückenden Erscheinungen seines Lebens ab, sobald er einen poetischen Ausdruck für dieselben gefunden hatte. So überwand er, nachdem er die „Leiden des jungen Werther“ geschrieben, die eigne Wertherstimmung und befreite sich von dieser Krankheit, an der seine Altersgenossen noch lange litten. [114]) Er fand als erster von allen Stürmern und Drängern, deren Haupt er war, das innere Gleichgewicht wieder, er bekehrte sich von den unsinnigen aufrührerischen Anwandlungen und suchte sein Leben nach den Grundsätzen der Vernunft einzurichten. Er suchte Seelenruhe. Er suchte Erfolge im praktischen Leben.

Weimar war das geeignetste Feld für diese allmähliche Wandlung des früheren leidenschaftlichen Führers der stürmisch vorwärtsstrebenden Jugend in den alleinstehenden, unerreichbaren, erhabenen „Olympier“, der er später wurde. Diese Richtung schlug Goethe schon im Herbste 1775, als er nach Weimar kam, ein; im Sommer 1776 tritt bereits die Meinungsverschiedenheit mit seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen ein. Nicht allein zwischen Goethe und Lenz entstanden Mifsverständnisse; dasselbe bemerken wir auch in dem Verhältnisse zu Klinger, einem andern hervorragenden Stürmer und Dränger. [115])

So ist der Hauptgrund der Uneinigkeit zwischen Goethe und

Lenz in der Verschiedenheit ihrer Naturen und in der veränderten Stimmung Goethes gegen den „Sturm und Drang“ zu suchen. Eine Reihe von nebensächlichen Umständen erklärt vollbefriedigend den Bruch zwischen ihnen, der Ende 1776 eintrat.

Unter dem 26. November verzeichnete Goethe in sein Tagebuch „Lenzens Eseley“.[116]) Was die Veranlassung zu diesem so wenig schmeichelhaften Ausdruck gewesen, ist bis jetzt, trotz der sorgfältigsten Forschungen der Goethe-Biographen, unaufgeklärt geblieben.[117]) Zweifellos war es etwas gegen Goethe Gerichtetes gewesen. Das darf aus dem regen Interesse geschlossen werden, das Goethe an der Bestrafung des Schuldigen nahm. Auf sein Drängen erhielt Lenz vom Herzoge den Befehl, Weimar sofort zu verlassen.[118]) Aller Wahrscheinlichkeit nach lag das Vergehen Lenzens in einem Pasquill auf Goethe, das letzteren tief gekränkt hatte. Die persönliche Satire blühte am Hofe zu Weimar, die Mitglieder der Hofgesellschaft genierten sich nicht, in den sogenannten „Matinées“ einander lächerlich zu machen.[119]) Durch die allgemeine Sitte ermutigt, folgte Lenz diesem Beispiele, wobei er sich augenscheinlich nicht in den Schranken des Erlaubten und Zulässigen gehalten hat. In einem Briefe an Herder vom 30. November gibt Lenz zu, Goethe beleidigt zu haben.[120]) Am Tage vorher richtete er an Herder eine Sendung, die Goethen übermittelt werden sollte. Höchst wahrscheinlich war es das betreffende Pasquill.[121]) Auch liegt es nahe, zu vermuten, daſs die Beziehungen der Frau von Stein zu Goethe in dem Pasquill erwähnt waren.[122])

Zweifellos erfolgte Lenzens Entfernung aus Weimar auf Drängen Goethes. Lenz suchte sich zu rechtfertigen, aber seine „dummen Briefe“, wie Goethe sie in seinem Tagebuch[123]) bezeichnet, hatten keinen Erfolg. Lenz konnte weiter nichts als einen Tag Aufschub erreichen.[124]) Am 1. Dezember verlieſs er Weimar für immer.

Mit einer derartigen Katastrophe endeten die langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe, der von nun an nichts mehr von seinem Freunde wissen wollte. Als nach einem Jahre die Nachricht von dem Wahnsinne Lenzens nach Weimar kam, bedauerten viele den Unglücklichen, aber niemand wagte es Goethe mitzuteilen.[125])

In seiner Autobiographie, viele Jahre nach dem Vorfalle in Weimar, entwarf Goethe eine Charakteristik seines früheren Freundes, in der er Lenz den Dichter von Lenz dem Menschen unterschied. Über ersteren urteilt er sehr wohlwollend und behauptet, daſs er sein Talent stets sehr hochgeschätzt habe; über den zweiten äuſsert er sich nicht nur im allgemeinen ungünstig, sondern erhebt sogar eine Reihe besondrer Anklagen in der Absicht, Lenzen als unedlen Ränkeschmied darzustellen.[126])

Die von einer solchen Autorität gegebene Charakteristik Lenzens

wurde lange Zeit von den Literarhistorikern als Dogma angesehen und bei allen Beurteilungen unseres Dichters zu Grunde gelegt.

Aber die Unparteilichkeit derselben wurde noch bei Lebzeiten Goethes im Jahre 1819 von dem Herausgeber des Lenzschen „Pandaemonium germanicum“, Dumpf, in der Vorrede zu seinem Buche angezweifelt. [127]) Später unterwarf Dorer - Egloff diese Charakteristik einer gründlichen Durchsicht und wies ihre Schwächen nach. [128]) Die Ergebnisse dieser Untersuchung benutzte Gruppe in seinem Buche (1861). [129]) Im Jahre 1894 erschien in der amerikanischen Zeitschrift „Modern Language Notes“ eine interessante Abhandlung von Max Winkler über diese Frage, die sie sehr befriedigend löste.[130]) Schon Dorer-Egloff (a. a. O. 147—159) hat nachgewiesen, dafs Goethe bei seiner Beschuldigung, Lenz habe die Liebe zu Friederike Brion nur geheuchelt, um seine Briefe von ihr herauszulocken, zwei Begegnungen Lenzens mit Friederike (1772 und 1778) vermengt hat. Nur im zweiten Falle, als seine Freundschaft mit Goethe Schiffbruch gelitten und geistige Umnachtung sich schon seiner bemächtigt hatte, kann Lenz den Versuch gemacht haben, in den Besitz der Briefe Goethes zu gelangen; im Jahre 1772 ist ein derartiges Vorkommnis ausgeschlossen. Lenz hat auch, wie wir wissen, keine Liebe geheuchelt, sondern ist wirklich in Friederike verliebt gewesen. Die Erzählung Friederikens bei dem Wiedersehen mit Goethe im Jahre 1779 bezog sich daher augenscheinlich auf den letzten Besuch Lenzens. Die Schlufsfolgerungen Dorer - Egloffs bestätigt auch Winkler. Was die Herausgabe der Posse „Götter, Helden und Wieland“ betrifft, so kann gar keine Rede davon sein, dafs Lenz irgendwelche feindselige Absichten gegen Goethe dabei im Auge gehabt haben sollte. Wir wissen, in welchen literarischen Kampf Lenz mit Wieland geraten war; es ist daher nicht zu verwundern, dafs ihm Goethes talentvolle Posse als eine vorzügliche Waffe in diesem Kampfe, der vom ganzen Kreise der Stürmer und Dränger mit Sympathie begrüfst wurde, erschien. Aufserdem ward die Posse ein Jahr, bevor Goethe nach Weimar berufen wurde, veröffentlicht; folglich konnte Lenz gar nicht daran denken, den Weimarer Beziehungen seines Freundes, die noch gar nicht bestanden, schaden zu wollen. — Grund zu schwererer Beschuldigung bildet ein dramatisches Bruchstück Lenzens, das man als einen Angriff auf Goethe bezeichnen könnte, wenn die Annahme Weinholds, dafs unter den Buchstaben Gth. der Handschrift Goethe gemeint sei, richtig ist. Das Bruchstück ist von Weinhold im „Dramatischen Nachlafs“ veröffentlicht und enthält eine Szene zwischen zwei Freunden L. und Gth. Der letztere erzählt dem ersteren von seiner Reise aus England über Frankreich nach Italien in einem sehr ungezwungenen Tone; in Paris nimmt er auf einen gefälschten Brief

seines Vaters Geld auf, ist so hochmütig, daſs er Rousseau von seiner Ankunft benachrichtigt und dessen Besuch erwartet, prahlt damit, daſs er Senator in Genua geworden sei usw. Wenn unter den Buchstaben Gth. wirklich Goethe gemeint sein sollte, so muſs man diese Szene als einen groben und unverzeihlichen Ausfall Lenzens bezeichnen. Zwischen dem wahren Goethe und dem hier dargestellten Glücksritter und Abenteurer besteht aber keinerlei Ähnlichkeit. Auch die Schilderung Goethes im „Waldbruder" ist wesentlich anders. Es muſs daher äuſserst zweifelhaft erscheinen, daſs Lenz damit seinen groſsen Freund gemeint haben könnte. Wenn er aber wirklich Goethe im Auge gehabt haben sollte, so kann jedenfalls diese Szene nur in einem äuſserst erregten Zustande am Ende seines Weimarer Aufenthaltes oder erst nach der Katastrophe, die ihn in Weimar ereilte, geschrieben sein, niemals aber im Jahre 1775, wie Weinhold es annimmt. Der Herausgeber bringt diese Szene in Verbindung mit dem unvollendeten Lenzschen Stücke: „Zum Weinen oder Weil ihrs so haben wollt", aber die Annahme eines derartigen Zusammenhanges ist willkürlich. In dem letztgenannten Entwurfe sind autobiographische Züge unverkennbar; so u. a. die Beziehungen Lenzens (L.) und Goethes (Gth.) zu Friederike (B.) und zu einer anderen Unbekannten (G.). Weinhold ist der Ansicht, daſs man unter G. Henriette von Waldner verstehen müsse; Froitzheim („Lenz und Göthe" S. 15) nimmt dafür eine Frankfurter Bekannte Goethes namens Gerock an. Im Grunde verschwimmt auch in diesem Stück nach Lenzens Gewohnheit wirklich Erlebtes mit Erträumtem und willkürlich Ausgedachtem.

Zweifellos waren die Kränkungen, die Lenz Goethen in Weimar zugefügt hat, so tief, daſs der groſse Poet die Fähigkeit, ganz objektiv die sittliche Persönlichkeit seines ehemaligen Freundes zu beurteilen, eingebüſst hat.

Dreizehntes Kapitel.

Heimatlos.

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt sein Schicksal traf ihn hart:
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Lenz.

Lenz war gezwungen worden, Weimar am 1. Dezember 1776 zu verlassen.[1]) Man kann sich leicht den quälenden Seelenzustand des Abreisenden vorstellen, als er die Stadt verliefs, in der alle seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren. Ikarus war der Sonne zu nahe gekommen und stürzte in den Abgrund. Vernichtete Hoffnungen, gekränkte Eigenliebe, herbe Unzufriedenheit mit sich selbst, dazu der Verlust eines bis dahin fast vergötterten Freundes, und die Empfindung, in eine gräfsliche Zukunft voll bittrer Armut zu steuern — alles dies mufste sein von Natur äufserst weiches und eindrucksfähiges Herz zerreifsen.

Aus Weimar verbannt, befand sich Lenz jetzt zwischen Himmel und Erde. Wohin sollte der heimatlose Wanderer seine Schritte lenken? Wo sollte dieser schuldlos duldende Don Quichotte von der Vorhut des Sturmes und Dranges sein Haupt niederlegen? Zum Glück hatte er Freunde, die ihn weiter liebten, die seine Talente, sein edles Streben, seine arglose Seele schätzten und Schwächen und Mängel verziehen, ohne die die menschliche Natur ja nicht bestehen kann.

Die erste Stelle unter diesen Freunden gebührt Schlosser, dem Gatten von Goethes Schwester, Cornelia. Er spielt die Hauptrolle in dieser traurigen Epoche von Lenzens Leben. Wir kennen ihn bereits als den Verfasser des exaltierten Briefes: „Prinz Tandi an den Verfasser des Neuen Menoza“, in dem er seine Seelenverwandtschaft mit Lenz offenbarte. Jetzt erscheint er uns im Glorienscheine eines grenzenlos guten Mannes, der nicht aufhört, nahe und unmittelbare Teilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Geisteskranken zu bezeigen, nachdem frühere Freunde den heimatlosen Dulder meistenteils aufgegeben haben.

Vor der verhängnisvollen Reise nach Weimar hatte Schlosser Lenz zu sich nach Emmendingen (in Baden am Fufse des Schwarzwaldes) eingeladen.[2]) Instinktmäfsig nahm Lenz seinen Weg über Erfurt nach Strafsburg, seinem früheren Aufenthaltsort, fuhr aber von hier, ohne jemanden seiner Bekannten begrüfst zu haben, nach Emmendingen; er fühlte, dafs sowohl Cornelia, „sein Schutzengel“, als auch Schlosser selbst an der tragischen Weimarer Episode am tiefsten Anteil nehmen

würden.[3]) In einem von Gram und Kummer zeugenden Briefe an Herder vom Weihnachtsabende 1776 rechtfertigt Lenz nicht sein Weimarer Benehmen, sondern bittet ihn nur: „Schick' mir wo möglich noch einige Zeilen Stärkung.“ [4]) Dafs er dann vor allem in der Familie Schlossers wirklich Trost fand, beweist das neu erwachte Interesse an seiner früheren Haupttätigkeit in Strafsburg, an der von ihm begründeten literarischen Gesellschaft.[5]) Er sucht seine früheren Beziehungen zu den Gesellschaftsmitgliedern Haffner, Ott, Blessig, von Türkheim und zu den Franzosen Ramond und Mathieu wieder anzuknüpfen, erkundigt sich nach dem Gedeihen der Gesellschaft und ihres Organs, der Zeitschrift „Bürgerfreund“. Der noch vor kurzem erbitterte Feind Wielands wirbt Mitarbeiter für den „Teutschen Merkur“, dessen Schriftleiter — wie er versichert — freudig an allem, was es im Elsafs Interessantes gäbe, teilnehme. Wieland entgegenkommend, bittet er seine Freunde, nicht „Deutschland“ und „Deutscher“, sondern „Teutschland“ und „Teutscher“ schreiben zu wollen, wie es der Herausgeber des „Merkur“ tut, der Lenz von der Richtigkeit dieser Schreibweise überzeugt hatte.[6]) Nach wie vor entfaltete Lenz das Banner des allgemeindeutschen und des lokalen Elsäfser Patriotismus.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen Bestrebungen besuchte Lenz auch das südliche Elsafs und verweilte eine Woche in Colmar als Gast des erblindeten Pfeffel.[7]) An einem Abende erzählte der gutherzige Hausherr ein Erlebnis, das Lenz zu einer Ballade „Die Geschichte auf der Aar“ anregte.[8]) Sie handelt von dem grenzenlosen Gram um einen Mann, der bei der Rettung seiner Frau im Flusse ertrunken ist und dessen Andenken von seinen Hinterbliebenen heilig gehalten wird.[9])

Der Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen hatte den Seelenzustand Lenzens derartig beruhigt, dafs er an eine gröfsere literarische Arbeit, die Erzählung „Der Landprediger“, gehen konnte.[10])

Wie Goethe in seiner Autobiographie richtig bemerkt, waren Roman und Erzählung nicht das Gebiet Lenzens: „Zerbin“ und „Der Landprediger“ erbringen den Beweis dafür. Das Leben, das alle seine Dramen beseelt, fehlt in seinen Erzählungen, mit Ausnahme des „Waldbruders“. Auch die Kunst der Charakterzeichnung, die jene auszeichnet, tritt in diesen wenig hervor. Aber Lenzens Erzählungen bieten ein grofses autobiographisches Interesse und geben Aufklärung über manche seiner Anschauungen und Überzeugungen.

Man bezeichnete Lenzens „Landprediger“ als eine Nachahmung des Goldsmithschen „Vicar of Wakefield“.[11]) Aber die Ähnlichkeit besteht nur darin, dafs in dem einen wie in dem andern Falle ein Landprediger sympathisch, ja in idealem Lichte geschildert wird. In allem Übrigen herrscht vollkommene Verschiedenheit. Der Held

Goldsmiths ist das idealisierte Urbild eines englischen Landpredigers, der Held Lenzens, Johann Mannheim stellt sozusagen den Geistlichen der Zukunft dar; er ist ein idealer Pastor-Reformator, der nicht nur das jenseitige, sondern auch das irdische Glück seiner Pfarrkinder — und dieses sogar noch mehr als jenes — im Auge hat.

Als Vorbild zu dieser Gestalt diente selbstverständlich nicht, wie viele glauben, Schlosser, der durch die Art seiner Tätigkeit (er war Beamter in Emmendingen) nichts mit dem Lenzschen Helden gemein hatte, sondern eher Oberlin, der Pastor in dem Wasgenwalddorfe Waldersbach unweit von Strafsburg.[12]) Gerade die Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes, der ein wahrer Wohltäter seiner Gegend war, der die ökonomische Lage seines ärmlichen Sprengels emporzuheben verstanden hatte, konnte als Ausgangspunkt dienen, von dem aus Lenz mit eignen phantastischen Zügen sein Vorbild ausschmückte und so das Bild seines Pastor-Reformators zeichnete. Persönlich lernte Lenz erst im Januar 1778 unter sehr traurigen Umständen, die wir noch besprechen werden, Oberlin kennen; aber er konnte durch die Erzählungen Kaufmanns, seines Strafsburger Bekannten, oder Schlossers von dessen Wirksamkeit gehört haben.[13])

Seiner Gewohnheit nach flocht Lenz in das Gewebe seiner Dichtung viel selbsterlebte Eindrücke und Erinnerungen aus Kindheit und Jugendzeit mit ein. So die Erzählung von dem Leben Mannheims im Hause seines Vaters, eines Landgeistlichen, von seinen Studienjahren und von seiner Meinungsverschiedenheit mit dem Vater in religiösen Fragen.[14])

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien wird Mannheim Landprediger. Hier entfaltet er jene Wirksamkeit, wegen der Lenz es unternimmt, seinen Helden „auf den Flügeln der Dichtkunst unter die Gestirne“ zu tragen.[15])

„Niemals war es sein Zweck gewesen, den Bauern die Theologie als Wissenschaft vorzutragen.“ Dergleichen Wissenschaft wäre ja weit über ihr Fassungsvermögen gegangen. „So sagte er also seinen Zuhörern kein Wort, weder von der Ewigkeit der Höllenstrafen, noch von der Vereinigung der beiden Naturen*), noch von den Geheimnissen des Abendmahls, bis sie selbst darauf kamen, und sich insgeheim bei ihm Raths erholten“, den er jedesmal nach der geistigen Entwickelung des zu Belehrenden erteilte. „Aber er lehrte sie ihre Pflichten gegen ihre Herrschaft, gegen ihre Kinder, gegen sich selbst. Er wies ihnen, wie sie durch eine ordentliche Haushaltung sich den Druck der Abgaben erleichtern könnten“ usw. Er erzählte ihnen einzelne Beispiele von Hauswirten, die durch ihren Fleifs und ihre Geschicklichkeit sich

---

*) der göttlichen und menschlichen, in Christo.

empor gebracht, bewies ihnen, „dafs Vereinigung ihrer Kräfte, ihrer Heerden, ihrer Ländereien und Verträglichkeit und Freundschaft unter einander die Grundfeste ihrer und der ganzen bürgerlichen Wohlfahrt wären".[16]) So fehlte es ihm keinen Sonntag an Stoff zum Reden. Die Vesper des Sonntagnachmittags „verwandelte er in eine ökonomische Gesellschaft", er unterhielt sich nach Abhaltung eines kurzen Gebetes mit den Bauern und sprach mit ihnen von wirtschaftlichen Angelegenheiten, ländlichen Arbeiten, Neueinführungen usw. und gab ihnen Anleitungen. So suchte er ihnen beispielsweise die Vorteile der Genossenschaften klarzumachen. Er schlofs mit zwei der begütertsten Bauern einen Gesellschaftsvertrag ab. Einige Jahre gemeinsamer Arbeit machte sie zu reichen Leuten. Andere Bauern folgten ihrem Beispiele. „So ward in kurzer Zeit das Dorf eines der wohlhäbigsten in der ganzen Gegend."

Die Folge davon war, dafs die Bauern ihn ebenso innig verehrten wie den König. „Sobald sein Vermögen ansehnlicher ward, richtete er alles in seinem Hause mit einem Geschmack ein, der die Nacheiferung des Adels selber erweckte." Jetzt kam die Zeit, an die Königin zu denken, mit der er sein Glück teilen könnte. Diese fand sich bald in Albertinen, der Tochter eines ehrwürdigen Amtmanns, dem er seine ersten Kenntnisse der Wirtschaft zu danken hatte. Es war ein Mädchen, „das die bei Frauenzimmern so seltene Eigenschaft, nichts nur halb zu thun oder zu wollen", besafs.[17])

Sie wurde seine Frau. Nach der Hochzeit bereitete ihm seine Gemeinde einen besonders festlichen Empfang. Am andern Tage fand der Besuch beim Gutsherrn statt. Hier läfst sich der Verfasser die Gelegenheit nicht entgehen, die standesgemäfse Abschliefsung, den Stolz und die Hoffart des deutschen Adels im 18. Jahrhundert zu schildern. Aber auch hier weifs Mannheim sich mit Würde zu benehmen und zwingt die hoffärtige und eingebildete Familie, ihm und seiner Frau achtungsvoll zu begegnen.

Es beginnt für Mannheim ein glückliches Familienleben. Er versammelt um sich einen Kreis junger Leute, die nach Beendigung ihrer Studien und vor dem Eintritt ins praktische Leben einer Leitung bedürfen. „So ward sein Haus in gewisser Art eine Akademie der Künste und Wissenschaften."[18]) Bei der Beschreibung dieser Art der Tätigkeit seines Helden hat Lenz seinen alten Strafsburger Freund, den Aktuar Salzmann, im Auge gehabt, den man leicht unter dem Buchstaben S. heraus erkennen kann.[19])

Nach und nach beginnt die geheime Begierde, öffentlich bekannt zu werden, sich lebhaft im Herzen Mannheims zu regen; er sinnt auf literarischen Ruhm. Ein Pastor könnte, wie es ihm scheint, nicht blofs durch Predigten, sondern auch durch Romane und Schauspiele

nützen. Er nimmt sich vor, einen Roman „im Geschmack des Richardson oder Fielding“ zu schreiben.[20]) Fortwährend an diesen Roman denkend, wird er zerstreut und vernachlässigt seine Geschäfte. Einige Monate geht es so zum Nachteile seiner Wirtschaft und zur Verzweiflung seines „Assoziirten“ fort. Zum Glück gesundet Mannheim wieder, überwindet seine Leidenschaft und erklärt seinen Hausgenossen, dafs derjenige, der ihm von dem Roman nur eine Silbe wieder erwähnen werde, sein Todfeind sein werde.

Man kann hier eine gewisse Enttäuschung, die Lenz an seiner eignen schriftstellerischen Tätigkeit erfuhr, nicht verkennen. Menschen durch poetische Werke zu bessern, scheint ihm jetzt ein unausführbarer Gedanke. Die literarische Tätigkeit tritt vor der rein praktischen Tätigkeit, wegen der sein Held Mannheim so gepriesen wird, zurück. Als sein Ideal erscheint nicht mehr der Dichter, der durch sein „Wort“ die Herzen der Menschen entzündet, sondern der Sozialreformer, der die materielle Wohlfahrt seiner Umgebung hebt, ohne sich dabei selber zu vergessen. Diese Sinnesänderung steht im Zusammenhange mit der Weimarer Katastrophe. Sein Name als populärer Dichter, sein weitreichender Schriftstellerruf, — sie hatten Lenz nicht vor dem Hochmut des Hofes geschützt; sie hatten seine menschliche Würde in den Augen der Mächtigen dieser Welt nicht erhöht. Weimar erteilte ihm eine bittere und grausame Lehre; er begriff nun die tiefe Kluft zwischen seinen Träumen von der Macht des Dichterberufes und der wirklichen Lage der Dinge.

Die praktische Tätigkeit hielt er, wie wir wissen, stets hoch, aber niemals gab er ihr so augenscheinlich den Vorzug wie jetzt. Schon nach Weimar war er ja mit einer Anzahl von Projekten „zum Wohle des Vaterlandes“ gekommen. Die Sucht, allerlei ins Grofse gehende Pläne aufzustellen, verliefs ihn nicht bis zu seinem Tode.

Zugleich mit seinen Ausfällen gegen die Tätigkeit eines Romanschriftstellers verspottet Lenz auch die sentimentale Richtung, der er selbst im hohen Mafse angehört hatte. Albertine hat im geheimen sentimentale Gedichte verfafst, und Mannheim hält es für seine Pflicht, sie von diesem unnützen Zeitvertreib abzubringen. Von der Zeit an dichtet Albertine nicht mehr, und beide denken nicht mehr daran, etwas drucken zu lassen. Zu ihrer Zerstreuung verfassen sie nur zuweilen Parodien auf unnatürlich sentimentale Stücke.[21])

So treiben sie Poesie zur Ergötzung und zur Zerstreuung. Im geheimen aber schreibt Mannheim „vortreffliche Traktate“ über verschiedene praktische Fragen, die erst nach seinem Tode gedruckt werden sollen.[22])

Dieses Musterpaar erzieht auch seinen Sohn „musterhaft“, indem es strenge auf die Anfänge der Selbständigkeit des Kindes achtet.

Der Knabe geniefst keinen systematischen Unterricht, man gibt ihm nur Bücher hin, aus denen er lernen kann, und erlaubt ihm, den Vater zu fragen, wenn er nicht weiter fortkommt. Das ganze pädagogische Streben Mannheims ist nur darauf gerichtet, dafs der Sohn sich ruhig und ungestört auf seinem Zimmer beschäftigen kann. Vervollständigt wird seine Lektüre durch Unterhaltungen, die mit dem Vater über die mannigfaltigsten Gegenstände geführt werden. Johannes Mannheim II. erlernt auch die Sprachen ohne Lehrer; der Vater weist ihm nur Hilfsmittel an und erzählt ihm von Zeit zu Zeit, wie er selbst sich seine Bildung in seiner Jugend angeeignet habe.

Die Erfolge dieser Erziehungsmethode sind glänzend; nach Beendigung seiner juristischen Studien in Göttingen eröffnet sich ihm die diplomatische Laufbahn, die ihn berühmt macht und ihm den Ruf „einer der ersten Köpfe seines Jahrhunderts zu sein“ verleiht.[23])

Im weiteren Verlaufe seiner Erzählung verliert Lenz jeden Boden unter den Füfsen und ergeht sich in Phantasien, die den krankhaften Zustand seiner Seele offenbaren. So in der Erzählung von dem Tode der Eltern Mannheims II. Dieses Ableben gleicht mehr einer seligen Himmelfahrt als einem irdischen Ende. Über dem Staube der Dahingeschiedenen errichtet Mannheim eine Kapelle, an deren Türe die von einem der besten Künstler des Landes gefertigten Marmorbüsten des „unvergleichlichen Paares“ aufgestellt werden. Eine ganz besondere Art hat der „erste Kopf seines Jahrhunderts“, den Todestag seiner Eltern zu feiern. Alle drei Jahre veranstaltet er ein grofses Fest, zu dem er eine auserlesene Gesellschaft einlädt. Pünktlich um Mitternacht treten die „berühmtesten Gelehrten“, jeder einen Myrtenzweig in den Händen, bei Fackelschein eine Wallfahrt zur Kapelle an, wo sie von einer für diesen besonderen Zweck komponierten Trauermusik bewillkommnet werden. Nachdem Mannheim vor den Bildern der Eltern gekniet und sie um ihren Schutz angefleht hat, legen alle unter Tränen ihre Myrtenzweige auf einen dazu von Erde erbauten Tisch und gehen „thränenfröhlich“ wieder zurück. Acht Tage lang werden die Versammelten fürstlich bewirtet. Nach ihrer Abreise beginnt eine Feier, bei der „die schönsten Mädchen, die ihm vornehmen und geringen Standes bekannt waren“, die Hauptrolle spielen; sie sind, wie die Gelehrten, ein Vierteljahr vorher dazu eingeladen worden. Die Prozession derselben begibt sich bei Sonnenuntergang nach der Kapelle; alle sind weifs gekleidet und tragen Blumenkränze in den Händen. Die Büsten der Eltern werden mit Rosen umwunden; eine Musik spielt dazu, sie ist heiterer wie bei der ersteren Feier und es wird eine „Schäferkantate“ gesungen. Nachdem die Jungfrauen ihre Kränze zu Füfsen der Büsten niedergelegt, tanzen sie nach dem Schall der Flöten und Schalmeien um sie herum. „Dieser Anblick

war so reizend, dafs er Zuschauer aus den entferntesten Ländern herbeizog.“ Nach einer Rede Mannheims, in der er den Jungfrauen seinen Dank ausdrückt, wird in einem Gehölze eine ausgesuchte Mahlzeit unter beständiger Musik abgehalten. Abends findet eine grofse Beleuchtung der Gegend statt. Die „Priesterinnen“ verwandelten sich in „Schäferinnen“, wobei alle Standesunterschiede wegfielen, usw.[24])

Von der Zeit an, wo er seinen „Landprediger“ beendet hatte, in welchem die Vorboten seiner seelischen Zerrüttung sich bereits bemerkbar machen, konnte Lenz an keinem Orte mehr Ruhe finden. Gleich dem Puschkinschen Helden Onjegin bemächtigte sich seiner „die Unruhe und die Lust, den Ort zu wechseln“. Um den 20. März herum wird er in Basel erwartet.[25]) Aus unbekannten Gründen traf er in der Schweiz erst einen Monat später ein.[26]) In Basel verblieb er eine Zeitlang, hauptsächlich in Küttners Gesellschaft, der unseren Dichter liebgewonnen; er hatte in ihm „himmlische noch unbekannte Züge entdeckt, die ihn auf immer ihm Wert machten“. Auf Grund der ersten Werke Lenzens hatte Küttner in ihm einen starken, kraftvollen Menschen vermutet und fand nun einen duldenden und liebevollen.[27]) Dem Scheidenden widmete Küttner ein tiefempfundenes Gedicht.[28])

Aus Basel reiste Lenz nach Zürich. Vom 12. bis 15. Mai fand in Schinznach (an der Aar im Kanton Aargau) eine Versammlung der sogenannten Helvetischen Gesellschaft statt, an der viele Freunde Lenzens: Lavater, Pfeffel, Küttner u. a., teilnahmen. Auch Lenz begab sich dahin. Hier fand er noch die Kraft zu scherzhaften Improvisationen. Auf einen Scherz Lavaters, der eine poetische Charakteristik unseres Dichters enthielt, die man nach den Anfangszeilen zu beurteilen vermag:

Ein Männgen von hoher Intelligenz,
Weifs nicht ob von reichlicher Subsistenz,
Ein gutes Schooskindlein der Providenz,
Kein grofser Freund zwar von Jurisprudenz,
Dafür ein Poet von vieler Licenz u. s. w.

antwortetete Lenz mit einem ähnlichen Gedichte auf Lavater:

Woher, Herr Seelen-Archiater,
Der Geistlich-Armen Procurater u. s. w.[29])

Durch ähnliche poetische Scherze fand er sich auch mit Pfeffel ab.[30])

Aber solche Stimmungen kamen jetzt nur vorübergehend. Von traurigen Gedanken und pessimistischer Anschauung erfüllt, ist das Gedicht auf die Geburt von Schlossers Tochter (10. Mai 1777). Er

verkündet der Neugebornen nur Tränen „im bunten Thal der Lügen“, das Leben heifst und wo nur ewiger Betrug ihrer harrt. [31])

Von Zürich aus machte Lenz einen Ausflug nach Schaffhausen zum Rheinfall [32]), am dritten Juni unternahm er mit seinem Freunde Kayser [33]) eine weitere Tour nach dem St. Gotthard. [34]) Sie durchschritten Grindelwald, kletterten auf den Furka-Gletschern umher und kehrten über Andermatt nach Zürich zurück. [35])

Ende Juni und Anfang Juli treffen wir Lenz wieder in Emmendingen, wohin ihn die Nachricht vom Tode Cornelia Schlossers, seines „Schutzengels“, zurückgeführt hatte. Seinen Schmerz bekundete Lenz in einem Gedicht, das wir bereits erwähnt haben. Der Tod dieser Frau, die sicher einen wohltätigen, moralischen Einflufs auf Lenz ausgeübt hatte, war ein unersetzlicher Verlust für den armen Dichter, dessen Glücksrad sich rasch abwärts zu drehen begann. „Mir füllt diese Lücke nichts“ schrieb er an Lavater. [36]).

Im Hause Schlossers lernte er einen Freiherrn von Hohenthal kennen, der den Vorschlag machte, der Dichter möchte ihn auf einer Reise durch die Schweiz begleiten. [37]) Am 10. Juli war Lenz bereits mit seinem Reisegefährten in Neuenburg, nachdem er unterwegs Lavaters Freund Sarasin in Basel besucht hatte. Da wurde der Reiseplan plötzlich umgeworfen; der Besuch Italiens und seiner Hauptstädte wurde in demselben aufgenommen. Die Reisenden beabsichtigten, bis zum September in Italien zu bleiben und dann über den St. Gotthard nach Zürich zurückzukehren. [38])

Lenzens Herzenswunsch, die Reise in das Gelobte Land der Kunst, schien der Erfüllung nahe. In materieller Beziehung war sie durch die Mittel des Freiherrn sichergestellt [39]); alles schien der Verwirklichung des Planes günstig zu sein. Aber das böse Schicksal, das Lenz immer verfolgt hatte, zerstörte auch den neuen Plan. Auf dem Wege nach dem Simplon in Sitten (frz. Lion) erkrankte der Freiherr und konnte die Reise nach Italien während der Sommerhitze nicht wagen. [40]) In Sitten trennte sich Lenz von ihm und tauchte plötzlich statt in Italien in Bern auf — ohne einen Heller in der Tasche. Er flehte Lavater an, ihn aus der kritischen Lage zu befreien und ihm umgehend einen Louisd'or und einen Dukaten zu senden. [41]) Am 16. August traf er wieder in Zürich ein, woselbst er seine Baseler Freunde, die Sarasins, die über Zürich nach dem Rigi gereist waren, nicht mehr vorfand. [42])

Wieder kann er es an dem Orte nicht aushalten. Er plant eine neue Reise durch die Schweiz. [43]) Er gedachte anfangs Oktober nach Appenzell zu reisen [44]), aber politische Wirren in Zürich hielten ihn auf. Eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieser Wirren gab er in einem Briefe an Sarasin, der vermutlich in den ersten Tagen des

Oktobers geschrieben worden ist.[45] Gleichzeitig mit den politischen Wirren in Zürich beschäftigte ihn in dieser Zeit die Angelegenheit einer Musterlehranstalt für Mädchen. Sarasin beabsichtigte, eine solche Anstalt in Basel zu gründen. Das veranlafste Lenz, seine Gedanken über weibliche Erziehung auszusprechen.[46] Gegen den 11. Oktober unternahm Lenz seine dritte Reise durch die Schweiz. Der Zweck derselben war der Besuch des Philanthropins des Herrn von Salis in Marschlins.[47] Hier fand er jedoch nicht, was er suchte, und setzte, um Herrn von Salis zu sehen, seine Reise ins Val Tellin (die Adda niederwärts, schon innerhalb der Grenzen Italiens) fort. Von da kehrte er über die Berniner Alpen und Glarus nach Zürich zurück.[48] Das war Mitte November[49], am 17. verliefs er Zürich bereits wieder[50] und nistete sich bald darauf bei dem bekannten „Kraftapostel" Kaufmann in Winterthur ein. Aber auch hier verläfst ihn „die Lust, den Ort zu wechseln", nicht; Ende November und Anfang Dezember unternahm er eine „Streifferei" den Bodensee herab durch St. Gallen nach Appenzell.[51] Es war der letzte Monat seines Aufenthaltes in der Schweiz.

Seine Stimmung war gegen Ende des Jahres 1777 traurig und trübe, er litt seelisch und physisch. Er zwingt sich „zu einem giftigen Lachen über sich selbst und sein Schicksal".[52] Er nennt sich einen unsteten und flüchtigen Fremdling, mit dem viele unzufrieden sind, er sehnt sich nach einer glücklicheren Lage seines Kopfes und Herzens[53] und erwartet eine Zeit, „wo Körper und Gemüth bei ihm in bessern Umständen sind".[54]

In diese Monate fallen vier seiner Gedichte, die letzten talentvollen Akkorde seiner Lyrik, und zwar: „Die Demuth", „Hymne", „Ausflufs des Herzens" und „An den Geist". Ihr gemeinsamer Grundzug ist eine eigentümliche Religiosität im Klopstock-Lavaterschen Geschmacke, bittere Ergebung in das Schicksal statt des früheren aufrührerischen Dranges, ein geheimnisvolles Verschweigen und Nachdenken über die traurige Bedeutung des verfehlten Lebens.

Das erste Gedicht „Die Demuth"[55] ist ein Verzweiflungsschrei aus der Brust eines Unglücklichen, ist ein Stöhnen der Seele vor dem Abgrunde des Todes, vor dem Abgrunde der nahenden Seelenfinsternis, es ist ein Herbeirufen der wunderwirkenden Einmischung höherer Mächte:

O komm ein Engel
Und rette mich!

Sein ganzes kurzes Leben zieht in einem Augenblicke an seinem geistigen Auge vorüber: sein jugendliches Streben, das stolze Selbstbewufstsein seiner Kraft, der kühne Aufschwung seines Talents, der

ihn in die erste Reihe der Kämpfer für die neue Literaturrichtung und neue Weltanschauung gestellt hatte. Er hat diese Höhe nur erreicht, um zu seinen Füſsen die furchtbar lockende Tiefe liegen zu sehen. Der Hochmut hat ihn zu Grunde gerichtet, nur Demut, christliche Demut kann ihn retten.

Sie muſs der Seele den gewünschten Frieden geben. Er, „ein unglückseeliger Sterblicher“, ein „gerösteter Laurentius“, ein „Gerippe“, empfindet Freude an dem Gedanken, sich mit der Natur zu vereinen, sich der Majestät der Schöpfung zu unterwerfen, indem er seinen unbegründeten menschlichen Hochmut demütigt:

Horch! hier singen die Nachtigallen,
Auch Geschöpfe, wie du, und beſser,
Denn ein Gott hat sie singen gelehrt
Und sie dachten doch nie daran, ob sie
Beſser sängen als andre.

In der Einsamkeit, im Schoſse der Natur, fern vom Getriebe der Menschen erwartet den gläubigen Christen der Frieden:

Hier, hier Sterblicher! hier wo Jesus
Von seinen Gottesthaten geruht,
Hier, hier ruhe von den Spielen
Deiner dir anvertrauten Kindeskraft.

Das zweite Gedicht „Hymne“ [56]) steht im engsten Zusammenhange mit dem vorhergehenden: es ist eine Verherrlichung Christi, ein Sich-Neigen vor der Gröſse seines irdischen Tuns und Leidens:

Auch auf dem Hügel wo ich stehe
Standst du, und Gott auf welcher Höhe
Littst du, für das was ich von dir
Erhielt — littst du den Tod dafür
Den Tod und welchen! -- welch ein Leben
Dahinzuschleudern — welch ein Leben,
Das Plan zu diesem Tode war,
Ein langsam überlegtes Streben
Nach unerbittlicher Gefahr!

Der Einfluſs Klopstocks, der in der Jugendzeit Lenzens so bedeutend war, macht sich mit erneuter Stärke geltend. Lenzens „Ausfluſs des Herzens“ [57]) ist ihm durch zwei Oden des Sängers der „Messiade“: „Die künftige Geliebte“ und „An Gott“ [58]) eingegeben und auf dem Boden der Lavaterschen religiösen Weltanschauung, die sich allmählich Lenzens bemächtigt hatte, gediehen.

Oft fühl' ichs um Mitternacht;
Dann stehn mir die Thränen im Auge,
Und ich fall' im Dunkel vor dir aufs Knie, —
Du prüfst mir das Herz, und ich fühl' es noch wärmer.

Diese Erkenntnis der Gottheit „durchdringt das ganze Wesen des Dichters vom Gehirn an bis in die Gebeine". Alles dieses erinnert an englische Religionsschwärmer des 17. Jahrhunderts, die der Gedanke an die in ihm lebende Gottheit in Zuckungen versetzte. Aber die strenge puritanische Gemütsstimmung eines derartigen Religionsschwärmers verbindet sich hier mit der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts. Die himmlische Liebe verdrängt bei Lenz nicht die irdische, im Gegenteil, beide gliedern sich in der Erkenntnis des Dichters einander an und sind unlöslich miteinander verknüpft. „Das Bild Gottes" und das „Bild der Geliebten" leben in seiner Seele und entlocken ihm Tränen. Die irdische Liebe soll ihn läutern, ihn tugendhafter und der Gottheit würdiger machen:

. . . Die ganze Seele fing an sich zu heben,
Noch nie gefühlte heilige Erschütterung
Durchschauert jede Nerve mir,
Der Geist wuchs . . .

Es ist das letzte Aufflackern der Liebe eines abgequälten Herzens, das in seinem ganzen Leben von keinem Strahl der Gegenliebe getroffen worden war.

Das Gedicht „An den Geist" [59]) ist eine rührende Anrede an den Geist, der im schwachen Körper gleichsam noch brodelt, bereit ist, die irdische Hülle zu verlassen:

O Geist! Geist! der du in mir lebst,
Woher kamst du, dafs du so eilst? . . .
Komm nicht weiter empor!
Sei nur getrost; bald bist du frei . . .

Er fleht seinen Geist noch an zu zögern:

Schone noch, Grausamer, Undankbarer,
Kehre zurück! . . .

Mit diesen Gedichten schliefst die Lenzsche Lyrik. Alles, was Lenz in lyrischer Art nach seinem Seelenleiden noch geschrieben, steht ungleich niedriger. Daher ist es jetzt wohl am Platze, einen Blick auf seine gesamten lyrischen Gedichte zu werfen.

Lenz war geborner Lyriker. Die Sphäre der subjektiven Empfindungen, des persönlichen Seelenlebens, der eignen Herzenswallungen, Hoffnungen und Enttäuschungen — war das eigentliche Gebiet seines Talents. Nicht ohne Grund sind daher alle seine Werke, mit wenigen

Ausnahmen, von lyrischen Ergüssen erfüllt, nicht ohne Grund wird hinter den Gestalten seiner Dramen seine eigne Persönlichkeit sichtbar. Einem extremen Individualisten erscheint die lyrische Poesie das erwünschte Gebiet zur subjektiven Kundgebung seines eigensten Wesens.

Lenz besafs alle Eigenschaften eines hervorragenden Lyrikers: volle Innigkeit, Herzlichkeit, Tiefe der Empfindung und eine meisterhafte Beherrschung der äufseren Formen. Ihm standen alle Stimmungstöne zur Verfügung, von der bacchantischen Leidenschaft bis zu den reinsten Akkorden religiöser Schwärmerei, von der stürmischen Freudigkeit an bis zu den tief-elegischen Tönen der Verzweiflung.

Welche Glut der Leidenschaft entströmt seinem Gedichte: „Der verlorne Augenblick, die verlorne Seeligkeit“ [60])! Er sieht die Geliebte halb als Erscheinung, halb in Wirklichkeit „in weifsen Gewölken mit Rosen umschattet“ vor sich. Trunken will er sie fest an sein Herz drücken:

Ich hielte, ich fafste dich,
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne,
Mit all deinem Schmerz!
Presst' an den Busen dich,
Sättigte einmal mich —
Wähnte du wärst für mich —
Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen,
Bräche mein Herz!

Von ebenso bacchantischer Leidenschaft ist das kleine Gedicht „Pygmalion“ erfüllt. [61])

Mit solchen Gedichten stehen andre zusammen, aus denen die weichen Töne der Hingebung und der Bezähmung der Leidenschaft herausklingen. So das Gedicht „Ich komme nicht dir vorzuklagen“. Der Dichter spricht:

Ich komme nicht dir vorzuklagen,
Ich bin zu glücklich durch dein Wohl
Als dafs dirs Seufzer kosten soll;
Ich komme dir Valet zu sagen.
Ein fremder Himmel wartet mein
Und du wirst immer glücklich seyn.

Ich komme vor dir hinzuknieen,
Zu meiner neuen Lebensbahn
Von dir den Seegen zu empfahn,
Dann sanft dich gegen mich zu ziehen,

Zu träumen einen Augenblick,
Als wärst du noch mein ganzes Glück —

Und dann zu fliehen und zu fliehen,
Wohin mein Fuſs mich tragen wird,
Wohin kein Menschenfuſs geirrt,
Bis Gott mir diese Schuld verziehen,
Daſs ich noch einmal dich geküſst,
Die eines andern Ehweib bist. [62])

Traurige, melancholische Töne herrschen in der Lenzschen Lyrik vor. Fast alle seine Liebesgedichte sind ein trostloses Stöhnen einer leidenden Seele, unheilbare Qualen eines verwundeten Herzens. Das helle Kolorit der Goetheschen Poesie, das harmonische Gleichgewicht der Seele waren diesem heimatlosen Pilger, der in seiner Brust die Last des Weltschmerzes mit sich herumtrug, fremd. Konnte man auch von dieser nervösen und exaltierten Natur, die unter dem Zwiespalt der Seele und den Enttäuschungen des Lebens litt, die Ruhe des Olympiers erwarten?

Seine Seele dürstete nach dem Geheimnisvollen, hatte einen angebornen Zug zum Mystischen — dies spiegelt sich auch in seiner Lyrik wieder. Er liebt es, uns in das Reich der unfaſsbaren Schatten einzuführen, wie beispielsweise in seinem herrlichen Gedichte „Freundin aus der Wolke“, das die Rede eines körperlosen Geistes in den zarten, dem Rauschen der Blätter ähnlichen Tönen der wunderbar gelungenen Verse, wiedergibt. [63]) Er versteht es, die rätselhaften Saiten der menschlichen Seele in ihrem Drange nach dem Überirdischen, Himmlischen, Religiös-Mystischen anzuschlagen, so in seinen Gedichten „Nachtschwärmerey“, „Ausfluſs des Herzens“ u. a. m. [64]) Einzelne seiner Gedichte gleichen Buſspsalmen.

In der Lyrik unseres Dichters gibt es keine erdachten Freuden, keine erdachten Leiden. Seine Aufrichtigkeit ist erschütternd. Keine Spur davon, sich beschönigen zu wollen, mit seinen Leiden liebäugeln zu wollen. Keinerlei Versuch, sich den Mantel der Enttäuschung in effekthaschender Weise umzuhängen. Seine Lyrik ist eine getreue Chronik seines Herzen, mit allen seinen Eindrücken und allen seinen Qualen, ein genaues Spiegelbild seiner inneren Welt, mit allen Schwankungen der Gemütsstimmung, von den Ausbrüchen titanischer Leidenschaft an bis zu den furchtsamen, demütigen Klagen. In der stolzen Erkenntnis der Bestimmung des Menschen fragt der Dichter:

Wir sterben? Götter sterben? — Nimmer —
Der Schöpfung Meisterstück und Ziel?
Wer will uns töden, zwingen? . . .

Im Gedichte „Demuth" aber erwartet der Dichter in der Erkenntnis der menschlichen Schwäche ein Wunder und ruft den Engel um Rettung an. [65])

In seiner Jugend und am Abend seines Lebens schrieb er Oden, aber eine derartige feierliche Lyrik entsprach der Hauptrichtung seines Talentes nicht. Sein eigentlichstes Gebiet war das intime Seelenleben mit all seinem stürmischen Drange nach Glück und mit all den traurigen Augenblicken der Enttäuschung. Im höchsten Maſse charakteristisch ist Lenzens Gedicht „An das Herz":

Kleines Ding, um uns zu quälen,
Hier in diese Brust gelegt!
Ach wers vorsäh, was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen!

Aber obgleich in die Schläge dieses Herzens sich selten nur die Lust hereinmischt, obgleich jede Lust mit Pein vergolten wird, ist Kälte und Gefühllosigkeit doch noch schrecklicher:

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wärs Quark!

sagt er in demselben Gedicht. [66])

Die Stürmer und Dränger wollten das Leben in seiner ganzen Fülle erforschen, die ganze Tonleiter der menschlichen Gefühle erproben, alle Fragen der sich frei fühlenden menschlichen Persönlichkeit beantworten.

Alles verschwunden,
Was uns gebunden.
Frey wie der Wind,
Götter wir sind!

sang Lenz. [67])

Lenz war zum Dichter der intimen Gedanken und Empfindungen der stürmisch voranstrebenden Jugend geboren, keiner seiner Zeitgenossen auſser Goethe hat in seiner Lyrik die unruhig brausenden Seelenstürme dieser Epoche in dem Grade wiedergegeben wie er.

Lenzens lyrisches Talent hat viel mit dem seines Zeitgenossen, des schottischen „Stürmers" Robert Burns, gemeinsam. Dieser vorzügliche Lyriker scheint das verwirklicht zu haben, wonach Lenz gestrebt und was er, wenn auch nicht immer überzeugungsvoll und erfolgreich, sondern oft strauchelnd und vom rechten Wege abkommend, im Auge gehabt hat. [68]) Fast noch näher liegt der Vergleich mit der Lyrik Heinrich Heines. In der Tat, der Dichter des „Jungen

Deutschlands" reicht seinem Mitbruder aus dem 18. Jahrhundert die Hand. Einzelne Liebeslieder Lenzens scheinen die ersten Entwürfe zu den poetischen Perlen des „Buches der Lieder" zu sein. Bei Lenz und bei Heine offenbart sich die nervöse Natur auf jedem Schritt und Tritt. Überall ein Gären, ein Brodeln. Glühende Leidenschaft und bittere Enttäuschung, Trunkenheit und Selbstgeifselung, herber Realismus und duftige Romantik sind beiden Dichtern gemein.[69]) —

In die Zeit nach der Weimarer Katastrophe gehört teilweise auch eins seiner unvollendeten Theaterstücke, das interessante Künstler-Schauspiel „Catharina von Siena", das eins der besten Werke des begabten Dichters zu werden versprach.

Der Gedanke, ein Stück aus dem Leben der italienischen Heiligen des 14. Jahrhunderts zu schreiben, tauchte bei Lenz nicht später als im Mai 1775 auf. Gerade zu jener Zeit, bei dem Besuche Lenzens in Emmendingen, schrieb ihm Cornelia Schlosser die erwähnten Verse aus Petrarca ins Stammbuch ein; ihr Gatte beschränkte sich auf die Worte: „Catharina von Siena".[70]) Man darf annehmen, dafs Lenz seinem Gastgeber den Plan des beabsichtigten Stückes mitgeteilt, und dieser, der sich für dasselbe interessierte, diese Worte geschrieben, um den immer zerstreuten und vergefslichen Dichter an das Vorhaben zu erinnern.[71]) Im Frühjahre 1776 hatte Lenz, wie aus einem Briefe an Merck vom 14. März zu ersehen ist, einen Teil des Stückes bereits entworfen.[72]) Als er wenige Tage später nach Weimar reiste, liefs er das Manuskript mit andern Papieren bei Röderer zurück und bat einige Zeit später sie ihm nachzuschicken.[73]) Er erhielt diese Sendung als er nach Berka übersiedelte und wird da in der Einsamkeit die Ausarbeitung und Fortsetzung des Stückes vorgenommen haben.[74])

Das Stück weist nicht weniger als drei Bearbeitungen auf, die in den von Weinhold veröffentlichten Fragmenten vor uns liegen.[75]) Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören die beiden ersten Bearbeitungen keiner späteren Zeit als der seines Aufenthaltes in Weimar an. Die dritte Bearbeitung mufs, der Ansicht des Herausgebers entgegen[76]), in eine etwas spätere Zeit verlegt werden. Sie unterscheidet sich ziemlich bedeutend von der ersten Bearbeitung, die ein Künstler-Schauspiel sein sollte. Die dritte Bearbeitung sollte nach dem Plane des Verfassers ein religiöses Drama in der Art der Autos des Calderon werden. Die sie erfüllende religiös-mystische Stimmung berechtigt uns, diese Bearbeitung in die Zeit der einsamen Wanderungen Lenzens nach seiner Verbannung aus Weimar und vor dem Eintritt seiner Geisteskrankheit im Jahre 1778 zu verlegen. Wir sahen bereits, wie stark das religiös-mystische Element in den Gedichten Lenzens, die dem Jahre 1777 angehören, ausgedrückt ist. Eine ebensolche Stimmung herrscht auch in der dritten Bearbeitung der „Catharina von Siena". Aufserdem ist es

bemerkenswert, dafs die dritte Bearbeitung in Versen geschrieben ist, was in den dramatischen Schöpfungen Lenzens einzig dasteht. Vorher verwarf Lenz die Verwendung von Versen im Drama. Erst im Jahre 1777 beginnt er diese Form anzuwenden und schreibt eine Komödie in Alexandrinern, wie drei erhaltene Szenen beweisen.[77]) Dieser Umstand veranlafst uns auch, die dritte Bearbeitung der „Catharina von Siena“ in das Jahr 1777 zu verlegen. Auch der Umstand, dafs das Manuskript erst im Jahre 1778, nach dem Ausbruch des Seelenleidens des unglücklichen Dichters, in die Hände Schlossers gelangte, bestärkt unsere Ansicht.[78])

In den beiden ersten Bearbeitungen hat seine Catharina von Siena mit der historischen Heiligen nichts gemein. Aus der Lebensgeschichte der Heiligen entnimmt er nur das Motiv der schönen Italienerin, die aus der Gesellschaft flieht, weil sie die Einöde den glänzenden Verführungen der Welt vorzieht.[79]) In der dritten Bearbeitung ist eine gröfsere Anlehnung an die historische Catharina von Siena bemerkbar. Hier ergibt sich seine Heldin asketischen Übungen, sie geifselt sich, — Züge, die Lenzens Bekanntschaft mit der Lebensgeschichte der Heiligen bekunden.[80])

Lenz gedachte in der Gestalt Catharinas das Urbild einer „starken, genialen“ weiblichen Natur im Geschmack der Sturm- und Drang-Periode zu schaffen. Ihm schwebte ein Kraftweib oder, wie wir jetzt sagen würden, ein Überweib vor. Ein solches Urbild versuchte Lenz auch in seinen andern Werken vorzuführen, aber da verlieh er ihnen den dämonischen Charakter der rasenden Bosheit und unbezähmbarer Leidenschaften. So der Donna Diana im „Neuen Menoza“. Catharina hingegen soll die auf das Gute gerichtetete Seelenstärke darstellen, sie soll die Seelenmacht einer hervorragenden weiblichen Natur, die an sich selbst und an ihre Umgebung hohe sittliche Forderungen stellt, zur Geltung bringen.

In der ersten vollständigsten Bearbeitung treten als handelnde Personen aufser Catharina auf: ihr Vater Alepino, ein vornehmer Bürger Sienas, ihre Base Laura, ein junger Mann Trufalo, ein Maler Rosalbino und ein junges Mädchen Aurilla.

Trufalo wirbt um Catharina. Dem Vater ist diese Ehe recht; und auch Catharina interessiert sich anfangs für den jungen Mann, der unter dem Schein, ihre Base Laura zu freien, in das Haus kommt. Als sie ihn aber näher kennen lernt, entdeckt sie in ihm einen ganz gewöhnlichen, selbstsüchtigen Menschen, dem es nur auf ihre Mitgift ankommt. In einem idealeren Lichte erscheint ihr der Maler Rosalbino, ein vertriebener Florentiner, dem sie zufällig begegnet ist und den sie aufgefordert hat, ihr Bildnis zu malen. Dies soll vor ihren Angehörigen geheim bleiben. Alepino bemüht sich, ihre Einwilligung zur Ehe mit

Trufalo zu erlangen, um so mehr, als er von Laura erfährt, daſs sich Catharina für ihren Bräutigam habe malen lassen.

Um der verhaſsten Ehe zu entgehen, flieht Catharina aus dem Hause in die Berge und verbirgt sich in einer einsamen Waldhöhle. Der Vater sendet nach allen Richtungen Boten aus, um sie zu suchen, aber alle Mühen bleiben vergeblich. In ihrer Einsamkeit begegnet Catharina einem jungen Mädchen in bäuerlicher Tracht, Aurilla, die sich im Walde verirrt hat. Aurilla ist in einem Kloster bei einer verwandten Äbtissin erzogen worden und hat sich dort in einen Vetter, einen Florentiner Maler, verliebt. Dieser aber hat sie verlassen; um der harten Behandlung im Kloster zu entgehen, ist sie entflohen und als Hirtin in eines Bauern Dienst gegangen.

Auch Rosalbino ist ausgezogen, um Catharina zu suchen. Schon zwei schlaflose Nächte hat er in vergeblichen Nachforschungen verbracht. Vor Tagesanbruch gerät er jetzt in eine bergige, mit Wald bedeckte Gegend, deren Schönheit ihm auffällt. Rosalbino kennt Catharinas Neigung zur Schwärmerei, ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen; er fürchtet, daſs sie die Einsamkeit aufgesucht habe, dort faste und dem Untergange nahe sei. Von solchen Gedanken beunruhigt, kann er dennoch den Künstler in sich nicht ganz verleugnen. Bei den ersten Strahlen der Sonne beginnt er, die Felsen, die ihm besonders aufgefallen sind, zu zeichnen, — da entdeckt er die Höhle, an deren Eingange Catharina erscheint. Die jungen Leute stürzen sich in die Arme. Es folgt eine prächtige Szene, die die Verschiedenheit ihrer gegenseitigen Beziehungen offenbart. Catharina ist leidenschaftlich in Rosalbino verliebt, weil er ihren hohen, idealen Anforderungen entspricht. Er aber hat sie nur mit Künstleraugen angesehen, er sieht in ihr die Verkörperung seines Ideals weiblicher Schönheit. Catharina wünscht, daſs er bei ihr bleibe; er rät ihr aber, in das Haus des Vaters zurückzukehren, sich dessen Wünschen zu fügen und Trufalo zu heiraten, da er davon überzeugt ist, daſs dieser Verzicht die künstlerische Begeisterung nicht beeinträchtigen wird. Die Kunst hält er so hoch, daſs in seiner Seele kein Platz für die Leidenschaft der Liebe mehr ist. Die Enttäuschung Catharinas ist grenzenlos.

Das Stück ist unvollendet geblieben, aber aus den zahlreichen vereinzelten Bruchstücken, die dieser ersten Fassung angehören, kann man darauf schlieſsen, daſs Lenz zwischen einem tragischen und einem mehr friedlichen Ausgange geschwankt hat. Wie einzelne Bruchstücke zeigen, kehrt Catharina zum Vater zurück, aber nicht sie, sondern Laura heiratet Trufalo[81]); nach anderen macht Catharina, nachdem sie sich davon überzeugt hat, daſs Rosalbino seine Kunst mehr liebt als sie, einen Selbstmordversuch, bleibt dann in der Wildnis, und weiht sich dem Dienste Gottes.[82])

Einen tragischen Charakter weist auch die dritte Bearbeitung auf, die wir ins Jahr 1777 verlegen. Hier heiſst der von Catharina geliebte Maler Correggio. Der Charakter der Heiligen tritt hier weit deutlicher hervor, sie erscheint sogleich als menschenliebende Beschützerin der Unglücklichen und Mühseligen. Sie erschrickt vor dem Anblicke eines Bauernmädchens, das unter einer Last Heu zusammenzubrechen droht, und der Gedanke kommt ihr, warum jener ein so trauriges Los zugefallen sei, während sie selbst in Luxus lebt und sich zu einem Balle putzt. [83]) Während einer Feuersbrunst im Dorfe verteilt sie ihr ganzes Geld unter die Abgebrannten. Dabei begegnet sie Correggio, der, ohne die Gefahr zu scheuen, sich an dem Löschen des Feuers beteiligt. [84]) Die Flucht aus dem Elternhause und ihre religiöse Ekstase wird ausführlicher geschildert. Sie verlobt sich Christo und schwört, daſs sie nie einen Sterblichen an ihr Herz drücken werde. [85]) Im weiteren Verlaufe des Dramas konzentriert sich wahrscheinlich alles um die Darstellung der Seelenkämpfe Catharinas zwischen den Lockungen des irdischen Lebens und der Hingebung an die religiösen Aufgaben, denen sie sich weihen will. Durch Geiſseln sucht sie die sündhaften Gedanken an Correggio zu verscheuchen. So stellt sie uns Lenz halbentblöſst in der Höhle dar:

Catharina: Wenn ich die schöne edle Mannsgestalt — (geiſselt sich)
Flieſs flieſs mein Blut, vertilge die Gedanken!
Das hohe Auge — (sich geiſselnd) — ach den süſsen Mund —
Ach ich erliege! — Jesus Jesus hilf mir!
(sinkt ohnmächtig nieder; erholt sich)
Mein Vater — meine Freundin — mein Correggio! —
Ist dieses Herz ganz elend? — alles was ihm werth war
Fort — keinen Schatten? — (zieht ihr Crucifix hervor) — Jesus ach ich kann dich
Nicht mehr mit Liebe sehn — du nahmst mir alles!
O ich elende! (sinkt abermals hin, das Crucifix auf ihre Lippen geheftet). [86])

Der Teufel versucht Catharina, er erscheint ihr zuerst als Jüngling, dann als Mönch, schlieſslich als ihr Geliebter. Das Stück sollte wahrscheinlich damit schlieſsen, daſs Christus erscheint und ihr die Rettung verkündigt. [87])

Ganz verschieden von der ersten und dritten Bearbeitung ist die, die der Herausgeber als zweite bezeichnet, und die aus sechs kleinen Bruchstücken besteht. [88]) Nach diesem Plane sollte das Stück eine Komödie werden, bei der es sich um ein Liebesverhältnis Catharinas

und Trufalos handelt, in das eine Freundin — die bald Araminta, bald Clementina genannt wird — mit verwickelt ist; jede der beiden ist aus falscher Delikatesse bereit, Trufalo zu Gunsten ihrer Nebenbuhlerin zu entsagen.[89] Man könnte annehmen, dafs diese Bearbeitung weit älter als die vom Herausgeber als erste bezeichnet ist.[90]

Wie in allen Werken Lenzens, kann man auch in diesem Drama Anklänge an Selbsterlebtes finden. In Trufalo glaubt Erich Schmidt einige Züge Schlossers wiederzuerkennen; der strenge Alepino erinnert an den Vater Goethes. Als Vorbild der von ihrem Geliebten verlassenen Aurilla mag vielleicht Friederike Brion gedient haben. Man kann eine Bestätigung dieser Ansicht darin finden, dafs in der zweiten Bearbeitung (B.) statt Aurilla „Rikgen" gesagt wird; was die gewöhnliche Abkürzung für Friederike ist.[91] Unwillkürlich sucht man alsdann in Rosalbino eine Ähnlichkeit mit Goethe. Das tut auch Erich Schmidt, der zugleich für das Original der Lenzschen Catharina die Schwester Goethes, Cornelia, hält.[92]

Zweifellos kann einige Ähnlichkeit mit den Personen des Stückes gefunden werden, aber sie genügt wohl kaum, um daraus auf eine bewufste Absicht Lenzens, die erwähnten Bekannten in seinem Stücke darzustellen, schliefsen zu können.[93]

Die Reisen in der Schweiz begeisterten Lenz zu einer Skizze „Die Erschaffung der Welt".[94] Sie ist von Tiek in Prosa veröffentlicht, an einer Stelle von einem Gedichte unterbrochen und mit einem solchen schliefsend. Aber an vielen Stellen dieser vermeintlichen Prosa sind Verse, wenn auch noch nicht ganz vollendete, zu bemerken. Das Bruchstück ist zweifellos die Skizze zu einem Gedicht, wobei einzelne Stellen bereits in Versen geschrieben, an anderen Stellen die Reime nur angedeutet sind, wieder an andern nur der ganz ungeformte Inhalt angegeben ist. Die Unverständlichkeit der Skizze ist ein Zeichen, dafs Lenz in geistige Umnachtung zu versinken begann.

Der erste Anfall dieser Erkrankung geschah im November 1777, als Lenz bei Kaufmann in Winterthur war. Welcher Art seine Krankheit war und wie sie sich äufserte, läfst sich nicht näher bestimmen. „Lenzens Unfall," schreibt Pfeffel an Sarasin unter dem 24. November, „weifs ich seit Freitag von Mecheln. Gott wolle dem armen Menschen beistehen. Ich gestehe Dir, dafs diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. Ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurecht kommen und dann sollte man ihn nach Hause jagen oder ihm einen bleibenden Posten ausmachen."[95]

Zu dieser Zeit war der Heimatlose vollständig verarmt. Unter der Last von Schulden, die er nach den Worten Kaufmanns mehr für andere als für sich selbst eingegangen, war er vollständig herunter-

gekommen; von einer Uhr, einem Degen, von silbernen Schnallen war keinerlei Rede mehr. „Lenzen müssen wir Ruhe schaffen," schreibt Lavater an Sarasin, „es ist das einzige Mittel, ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden." [96])

Bis Ende Dezember 1777 blieb Lenz bei Kaufmann in Winterthur. „Es freut mich dass Sie vergnügt leben," heifst es in einem Briefe aus jener Zeit. „Fahren Sie im neuen Jahren so fort und fahren Sie fort mein Freundt zu seyn. Grüssen Sie mir Kaufmann, schreiben Sie mir zuweilen und leben Sie wohl!" [97])

Der Umgang mit Kaufmann, diesem überspannten Mystiker, der sich für einen „Apostel", einen Vertreter und Verkündiger der „Genialität" hielt, der auf die Sondernaturen der ganzen Welt seinen Einflufs geltend machte und ihnen allen — Sand in die Augen streute, dieser Umgang konnte selbstverständlich keinen günstigen Einflufs auf den Seelenzustand Lenzens ausüben. [98]) Kaufmann hat viel dazu beigetragen, den kranken Geist des „Stürmers" und „Drängers" noch mehr zu verwirren.

Dieser überspannte „Apostel" — der Scharlatan der Sturm- und Drang-Periode — schickte Lenz im Januar 1778 nach dem Elsafs zu Oberlin.

Der bescheidene Pastor, der in dem abgelegenen Dorfe Waldersbach in den Bergen des Wasgaus lebte, gehört gewifs zu den achtungswürdigsten Persönlichkeiten, die sich in den Annalen ihrer Heimat verewigt haben. Zwanzig Jahre alt legte er sich selbst das Gelübde ab, sein ganzes Leben dem Dienste seiner Mitmenschen zu weihen. Obgleich seine Fähigkeiten und Kenntnisse ihm ein weites Feld für seine Tätigkeit eröffneten, zog er es vor, einfacher Landprediger in einem abgelegenem Dorfe mit einer ärmlichen und unwissenden Bevölkerung zu werden. Er wurde hier ein wahrer Wohltäter seiner Gemeinde. Er führte die Kultur in diese wilde und arme Gegend ein, indem er Wege baute, Sümpfe trocken legte, sich um die Wohlfahrt der Bewohner sorgte, Schulen einrichtete usw.

Seiner Weltanschauung nach war er Mystiker, wie Lavater, Jung-Stilling und die bekannte Freifrau von Krüdener. Durch letztere wurde er wahrscheinlich dem Kaiser Alexander I. bekannt, der ihm beim Durchzuge der verbündeten Truppen nach Paris einen Schutzbrief erteilte. [99])

Im Januar 1778 bei winterlicher Kälte wanderte Lenz über die mit Schnee bedeckten Berge und Abhänge des Wasgenwaldes nach dem Steinthale, wo das Dörflein Waldersbach liegt. [100]) Der Stürmer und Dränger, der in der grofsen Welt verkehrt hatte, der die geistigen Interessen der bedeutendsten Männer seiner Zeit geteilt und noch vor kurzem grofsartige Pläne mit sich herumgetragen hatte, — er war

jetzt ohne Heimat, ohne Halt. Ein Überflüssiger, den das Leben quälte und in dessen Herzen der brennende Schmerz eines verfehlten und vernichteten Daseins nagte.

Schüchtern klopfte er an die Türe des Pfarrhauses. Oberlin sah einen kleinen Mann mit bleichem Gesicht und lang herabwallenden blonden Locken, in abgetragener, zerrissener Kleidung vor sich stehen. Er hielt ihn für einen reisenden Handwerksburschen, der Arbeit suchte. „Ich bin ein Freund Kaufmanns und bringe Ihnen einen Grufs von ihm," sagte der Unbekannte. — „Bitte Ihren Namen?" — „Lenz." — „So, so! Haben Sie nicht was drucken lassen?" Oberlin erinnerte sich einige Dramen gelesen zu haben, die einem Schriftsteller gleichen Namens zugeschrieben wurden. — „Ja, aber belieben Sie mich nicht darnach zu beurtheilen". . .

In dem gastfreien Hause des menschenfreundlichen Pfarrers erholte sich der Flüchtling, der jetzt seiner literarischen Tätigkeit und seiner jüngsten Vergangenheit gänzlich entsagt hatte. Erinnerungen an Kindheit und Vaterhaus beschäftigten ihn jetzt; er erzählte Oberlin von dem Leben der Russen und Livländer, zeichnete ihre Nationalkostüme auf usw. Für die Nacht wurde ihm ein Zimmer in der Schule angewiesen.

Gegen Morgen wurde Oberlin durch einen Lärm geweckt; aufhorchend vernahm er deutlich die laute Stimme des Dorfschullehrers: „Allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ça — hé, dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez, au lit." *) Auf die Strafse eilend, traf Oberlin den Schullehrer und dessen Frau mit vor Schreck bleichen Gesichtern und erfuhr von ihnen, dafs Lenz die ganze Nacht nicht geschlafen habe, in der Umgegend herumgeschweift sei, sich dann in einen mit kaltem Wasser gefüllten Trog gestürzt habe und in sein Zimmer gegangen wäre.

Am nächsten Tage nahm Oberlin seinen Gast mit sich nach Belmont und war sehr befriedigt über die Unterhaltung mit dem schüchternen, aber dabei liebenswürdigen Fremdling. Am 22. Januar schickte Lenz an Lavater die Silhouetten seiner neuen Freunde, fragte ihn um seine Meinung über dieselben und bat ihn, Kaufmann zu grüfsen.[101]) Drei Tage darauf, am Sonntage, hielt Lenz an Stelle von Oberlin „eine schöne Predigt".[102]) Sein geistiger Zustand schien so gut zu sein, dafs Oberlin es für möglich hielt, sich auf einige Zeit aus seiner Gemeinde zu entfernen, indem er die Ausübung seiner Amtspflichten dem unglücklichen „Kandidaten der Theologie" übertrug. Am 7. Februar von der Reise zurückkehrend, erfuhr jedoch

---

*) „Gehen Sie doch zu Bett — was soll das heifsen. — He, ins Wasser bei dieser Kälte! Gehen Sie, gehen Sie zu Bett."

Oberlin von seiner Frau, dafs sich Lenz in der Zwischenzeit sonderbar benommen hatte. Im benachbarten Orte Fouday wollte er ein totes Mädchen, das den Namen Friederike trug, wieder auferwecken; er hatte vorher einen ganzen Tag gefastet, sein Haupt mit Asche bestreut und sich in ein härenes Gewand gekleidet. Am Vorabende von Oberlins Rückkehr hatte er wieder kalt gebadet, trotz einer Wunde am Fufse, die ihn zu hinken zwang.

Eine Begegnung mit Schlosser in Emmendingen klärte den guten Oberlin über das Leben Lenzens auf. Er begann, ihn zu einer Versöhnung mit seinem Vater zu überreden, und ermahnte ihn, sich den Forderungen desselben zu unterwerfen. Seinen gedrückten Seelenzustand schrieb er der Verletzung des Gebotes: „Du sollst Deinen Vater und Mutter ehren" zu.

Der Unglückliche spielte auf eine grofse Sünde an, die er begangen hätte und die ihm nicht vergeben werden könnte. Er betete viel und bat Oberlin, für ihn zu beten. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu; aus seinem Zimmer vernahm man dann auch lautes Jammern und Weinen. Oft fiel er vor Oberlin auf die Knie, verbarg sein bleiches, mit kaltem Schweifse bedecktes Gesicht in den Falten von dessen Gewand; am ganzen Körper zitternd beichtete er zusammenhangloses Zeug. Oft sprach er den Namen Friederike aus und erkundigte sich nach deren Befinden:

„Ach! ist sie todt? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der Engel! — Verfluchte Eifersucht! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen — o, verfluchte Eifersucht — — O, gute Mutter! auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!"

Er hielt sich für einen Verbrecher; in einem benachbarten Dorfe forderte er, dafs man ihn fessele und den Armen der Gerechtigkeit übergebe. Der Selbstmordgedanke verläfst ihn jetzt nicht. Zweimal stürzte er sich aus dem Fenster, wobei er sich die Hand verstauchte; dann versuchte er, wie sein Held Robert, sich mit der Schere zu entleiben; nachdem alle Werkzeuge vor ihm versteckt worden waren, rannte er mit dem Kopfe gegen die Wand.

Man stellte zwei Wärter an, die ihn kaum bewältigen konnten. Wenn die Anfälle vorüber waren, wurde er ruhig und bat alle um Verzeihung. Zuweilen zeichnete er und entzückte alle durch seine Liebenswürdigkeit und durch die Innigkeit seines Wesens.

Oberlin sah sich veranlafst, den Kranken nach Strafsburg zu schicken. Auf dem Wagen des Pfarrers wurde Lenz unter der Auf-

sicht zweier Fuhrleute und dreier Begleiter aus Waldersbach hingebracht.[103])

In Strafsburg bei seinem Freunde Röderer schien es Lenz besser zu gehen. Vor allen besuchte er hier den Pastor Schtuder, den Amtsvorgänger Oberlins in Waldersbach; er fiel ihm zu Füfsen und beschwor ihn, für ihn zu beten. Der Pastor erfüllte seine Bitte, und Lenz verliefs ihn in Tränen gebadet.[104])

Röderer wufste augenscheinlich nicht, was er mit dem unglücklichen Freunde beginnen sollte, und schickte ihn nach Emmendingen zu Schlosser. Am 25. Februar schrieb Lenz von Emmendingen an Pfeffel und teilte ihm seine Absicht mit, wieder nach der Schweiz zu reisen.[105]) Schlosser glaubte die Krankheit Lenzens als Hypochondrie ansehen zu müssen. „Aber er ist wie ein Kind," schreibt er, „keines Entschlusses fähig; ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir grofse Angst eingejagt; sonst ist er zwischen der Zeit ruhig."[106])

Zu dieser Zeit kam noch ein anderer Gast zu Schlosser — der bekannte Verfasser von „Sturm und Drang", Klinger. Nach dem feierlichen Empfange, den er in Frankfurt dem gesinnungsverwandten Lenz bereitet hatte, war er einige Zeit mit ihm in Weimar zusammengewesen, wo er ihn „gesund und blühend" gesehen hatte. Jetzt erfuhr Klinger von Schlosser, dafs Lenz Wahnsinnsanfälle habe, so dafs er ans Bett hätte gebunden werden müssen. Der Anblick des Kranken veranlafste Klinger, eine ganz eigenartige, gewagte Behandlung vorzunehmen; abends wurde Lenz entkleidet, in den Reisemantel Klingers gewickelt und nach einem kleinen, hinter dem Garten fliefsenden Bach getragen; hier angekommen, wurde Lenz ins Wasser geworfen und gezwungen, in demselben zehn Minuten lang zu verweilen. Klinger versichert, dafs Lenz nach dieser improvisierten Behandlung die ganze Nacht über ruhig geschlafen und sich morgens beim Freunde herzlich bedankt habe.[107])

Mitte März schrieb Schlosser an Röderer, dafs Lenz völlig genesen sei. „Er spricht, scherzt, lacht, spielt Schach, liest, zeichnet, mit einem Wort er ist fast wieder wie sonst, nur empfindlicher und schwächer."[108]) Am 28. März wird es wieder schlimmer mit ihm; er schien vollständig kindisch zu werden. Am 7. April schreibt Schlosser an Herder: „Der arme Lenz ist nun ganz in eine Raserei gefallen, woraus ihn menschliche Hülfe nicht retten kann".[109]) Lenz erneuerte seine Selbstmordversuche; man war gezwungen, ihn zu fesseln und zwei Männer anzustellen, die ihn Tag und Nacht bewachten. Allmählich wird er Schlossern zur Last. „Sein Tod würde mir der gröfste Trost seyn", schreibt er an Röderer.[110]) Er ist entschlossen, ihn ins Tollhaus nach Frankfurt zu bringen, und rechnet darauf, die

Kosten dazu in Strafsburg, Frankfurt, Weimar und der Schweiz durch Subskriptionen aufzubringen. [111])

Mitte Juni findet Pfeffel den Kranken bedeutend ruhiger vor. Nach seinem Äufseren schien er ganz gesund zu sein, nur war er äufserst schüchtern und blöde. Ein furchtbarer Drang zu schreiben, der sich sogar nachts nicht legte, bemächtigte sich jetzt seiner, so dafs man ihm alles zum Schreiben Notwendige wegnehmen mufste. [112])

Nach Frankfurt ist Lenz aber nicht gebracht worden. Die Tobsuchtanfälle schienen nämlich aufzuhören. Das gab Schlosser die Möglichkeit, den Unglücklichen beim Schuhmachermeister Süfs in Emmendingen unterzubringen. Hier verblieb Lenz einige Monate; er betrieb mit Vergnügen das Schusterhandwerk und schloss sich innigst an einen gewissen Conrad, seinen Arbeitsgenossen, an. [113]) Schlosser fand, dafs die körperliche Beschäftigung ihm wohltue. [114]) Infolgedessen wurde er im August nach Wiswyl, drei Stunden von Emmendingen entfernt, zum Förster Lydin gebracht, unter dessen Leitung er den Ackerbau erlernen sollte. [115]) Diese Beschäftigung und die Jagd wirkten sehr wohltätig auf Lenz ein, wie er selbst in einem Briefe an Sarasin schreibt. [116])

Das Befinden Lenzens besserte sich, er kam wieder zu Kräften, aber sich seinen Unterhalt zu verdienen, war er ausser stande. [117]) Schlosser bestürmte Lenzens Vater mit Briefen, dieser antwortete aber nur „mit langen Predigten“, die der Sache nichts nützen konnten. Im November 1778 beabsichtigte Schlosser, ihn mit dem kleinen Rest des für ihn gesammelten Geldes auf dem Postwagen nach Jena zu schicken, wo Lenzens Bruder Karl studierte. [118]) Lenzens Verwandte dachten damals auch an Jena und hielten es für möglich, dafs er daselbst Jura studieren und dann mit dem Diplom der juristischen Fakultät heimkehren könne. Bei seiner sonst unglaublich starken Memorie und seinem eleganten Style, — so dachte Christian Lenz, — wird Jakob ein grofses Licht unter den livländischen Advokaten werden. [119])

Zur Verwirklichung dieses unausführbaren Planes schlug Christian eine Subskription unter den Familienmitgliedern vor. Die Angelegenheit führte aber zu einem sehr kümmerlichen Erfolg. Anfang 1779 fährt Schlosser fort, sich über den alten Lenz zu beklagen. „Sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, dafs seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen.“ [120]) Der Herzog von Weimar hatte zu jener Zeit die Ausgaben für den Unterhalt Lenzens auf sich genommen. [121])

Erst im April desselben Jahres hielt es der alte Lenz für angebracht, einen regeren Anteil an dem Schicksal seines unglücklichen Sohnes zu nehmen. Er schreibt einen längeren Brief an Herder, in dem er ihm mitteilt, er habe seinem Sohne Karl nach Jena 31 Dukaten

gesandt, damit dieser mit seinem Sohne Jakob in die Heimat zurückkehre. Der Alte ergeht sich in Danksagungen an den Herzog von Weimar für die pekuniäre Unterstützung, die der „Liebling unter seinen Söhnen“ erfahren habe, und dankt auch Schlosser und Herder für ihre herzliche Teilnahme. [122])

Inzwischen verschlimmerte sich Lenzens Zustand wieder, und Schlosser brachte ihn bei einem Arzte in Hertingen unweit Basel unter. [123]) Hier traf ihn sein Bruder Karl im Juni 1779.

Die Rückreise vollendeten die Brüder nicht ohne Schwierigkeiten. Aus Geldmangel mufsten sie einen Teil des Weges zu Fufs zurücklegen. In Lübeck bestiegen sie ein Schiff, das sie nach Riga bringen sollte. [124])

Vierzehntes Kapitel.

Wieder in der Heimat.

Ich bin verloren,
Ich bin zum Unglück bestimmt, geboren —
Lenz.

Am 23. Juli 1779 lief in den Rigaer Hafen das Schiff ein, auf dem der „verlorne Sohn“ nach elfjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrte. [1]) Im Sommer 1768 hatte der vielversprechende Jüngling, der sich bereits in der Literatur versucht hatte, sein Vaterland verlassen, um auf der Königsberger Universität zu studieren. Aber es war anders gekommen. Die literarische Bewegung der Sturm- und Drang-Periode hatte ihn in ihre Kreise gezogen, ihn auf die Höhe des deutschen Parnasses emporgehoben — jetzt warf sie ihn wie ein unnützes Ding ans vaterländische Ufer, nachdem sie ihm das Beste, was er zu geben vermochte, entrissen hatte. „Ich sah endlich die Turmspitzen von Riga und die Ufer meines Vaterlandes mit einer wunderbar vermischten Empfindung. Alles fremdete mich an, bis ich die Meinigen wieder gesehen.“ [2]) Die Seereise und der freundliche Empfang in Riga hatten augenscheinlich auf seine Gesundheit günstig eingewirkt. Die Brüder wufsten bereits die Ernennung des Vaters zum Generalsuperintendenten von Livland, reisten daher nicht nach Dorpat, sondern erwarteten seine Ankunft in Riga. Zuerst stiegen sie beim Pastor Dingelstedt ab, dann bei Frau Busch [3]), einer Freundin Herders aus der Zeit seines Rigaer Aufenthalts. [4]) Durch sie wurde Lenz in die besten Gesellschaftskreise Rigas eingeführt, erschien in Gesellschaften und Konzerten „in gepuderter Frisur, seidenen Strümpfen,

mit einem Galanteriedegen an der Seite und einen platten Chapeau-Bas-Hut unter dem Arme". [5]) Sich eifrig den weltlichen Zerstreuungen hingebend, schien er sich von den schweren Eindrücken der letzten Jahre seines Aufenthaltes im Auslande auszuruhen. Er fuhr auch nach der Ankunft seines Vaters in Riga fort, sich diesen Zerstreuungen hinzugeben. [6])

Bald genug mufste er ernstlich an seine Zukunft denken. Es war Zeit, „gesetzt zu werden", den Gewohnheiten des Stürmers und Drängers zu entsagen und irgend ein das Leben sicherndes Unterkommen zu finden. Das war nicht leicht. Alles, was ihm vorgeschlagen wurde, entsprach nicht seinem Geschmacke. Nach dem Zeugnisse seines Bruders, der diese Stimmung mit ihm teilte, fing er bereits an, sich im stillen nach Deutschland zu sehnen und an eine Rückkehr dahin zu denken. [7])

Zufällig wurde damals das Rektorat derselben Rigaer Domschule, an der Herder etliche Jahre als Kollaborator gewirkt hatte, frei. Der alte Lenz gedachte seinem verlornen Sohne diese Stelle zu verschaffen, führte ihn zum Bürgermeister Schieck und teilte demselben die geplante Kandidatur mit, die dem Kandidaten selbst ganz unerwartet war. [8]) Schieck erwiderte, dafs bereits Unterhandlungen mit einem Gelehrten in Deutschland schwebten und dafs es in dieser Angelegenheit ganz auf die Wahl und Empfehlung Herders ankomme, der in allen solchen Fragen für Riga eine Autorität bliebe. Auf Drängen seines Vaters wandte sich nun Lenz am 2. Oktober 1779 brieflich an Herder, indem er ihm alle Verhältnisse mitteilte und — schweren Herzens — um seine Mitwirkung bat. Lenz gesteht dabei, dafs er die Theologie nicht gründlich studiert habe, fährt aber fort, er glaube ausreichende Kenntnisse auf andern Wissensgebieten zu besitzen, auf dem Gebiete „der Geschichte und der Gesetze seines Vaterlandes", in denen er sich noch unter Leitung erfahrener Männer weiter ausbilden werde, ferner in den alten und neueren Sprachen, in der Kunstgeschichte, sowie auch in den Kriegswissenschaften, Taktik und Fortifikation. [9])

Die Kandidatur Lenz' unterstützte Herders Freund, der Buchhändler Hartknoch, der Verleger jener Herderschen Erstlingswerke („Fragmente" und „Kritische Wälder"), die eine so grofse Bedeutung für die Sturm- und Drang-Periode gewonnen hatten. Er schrieb einen Zusatz zu Lenz' Briefe und wandte sich einige Tage später, am 23. Oktober, in einem besondern Schreiben an Herder, worin er ihm seine Überzeugung aussprach, dafs Lenz sich für den erstrebten Posten vollständig eigne. Hartknoch berief sich darauf, dafs Lenz durch das Erteilen von Privatstunden Erfahrung erworben habe, und warnte Herder, er möge sich nicht durch Voreingenommenheit gegen Lenz und durch Bedenken wegen dessen Jugend, Unerfahrenheit und jüngst

überstandener Krankheit beeinflussen lassen. Seine Frau und er fänden grofse Freude an der Gesellschaft Lenzens. [10])

Eine ebenso günstige Meinung über Lenz sprach Hartknoch auch dem Magus des Nordens, Hamann, gegenüber aus. [11]) Aber das Urteil weiterer Kreise liefs sich dadurch nicht aufheben; eine gewisse „Voreingenommenheit gegen Lenz“ blieb bestehen. [12])

Die schon in Riga unsympathische Kandidatur Lenzens fand auch bei Herder keine Unterstützung; im Dezember antwortete er Hartknoch: „Mit Lenzen ist nichts: er taugt nichts zur Stelle, so lieb ich ihn habe.“ [13]) An Lenzens Statt empfahl Herder den Altersgenossen desselben, Johann Heinrich Vofs, der in den siebziger Jahren einer der eifrigsten Mitglieder des berühmten Göttinger Hainbundes gewesen war, der Klopstock verehrte und ähnlichen Bestrebungen wie der Strafsburger Kreis der Stürmer und Dränger huldigte. Vofs erhielt auch die Stelle in Riga. [14])

In Deutschland verbreitete sich mittlerweile das Gerücht, Lenz habe eine Professur „der Taktik, der Politik und der schönen Wissenschaften“ erhalten. Unter dem 14. Oktober schrieb Schlosser darüber an Merck und fand diese Nachricht höchst auffallend. [15]) Die Herzogin Amalie von Weimar bemerkte, als ihr dies Gerücht zu Ohren kam: „Die Universität, die ihn gewählt hat, mufs toll und Lenz gescheut geworden seyn. Indessen ist es mir herzlich lieb, dafs der arme Lenz wieder so hergestellt ist.“ [16])

Dieses Gerücht stand augenscheinlich im Zusammenhange mit der Hoffnung Lenzens, irgend eine Anstellung in Petersburg zu finden, wozu ihm nach seinen Mitteilungen gleich nach seiner Ankunft in Riga Anträge gemacht worden sind. [17])

Tatsächlich entschlofs sich Lenz auch, nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen in Riga sein Glück in St. Petersburg zu versuchen. Anfang Januar 1780 sehen wir ihn schon in Dorpat, um bei erster Gelegenheit seine Reise nach St. Petersburg fortzusetzen, „um wenigstens die Lage der Sachen einmahl in der Nähe zu übersehen“ *). Lenz bittet den Vater dringend, ihm von dem Livländer Generalgouverneur (Brown) ein Empfehlungsschreiben an den Geh. Rat Betzkoi zu verschaffen, das ihm bei seiner angebornen Schüchternheit und der Unkenntnis der russischen Sprache und der russischen Sitten vom gröfsten Nutzen sein würde. Was seine Kenntnisse anbetrifft, die der Generalgouverneur anführen könnte, so weist Lenz besonders auf seine Erfahrungen in den Kriegswissenschaften hin. Man ersieht aus seinem Briefe, dafs Lenz bei seiner Reise nach Petersburg ein bestimmtes

*) Siehe Beilage A Nr. 21 (Nach dem Manuskript der Rigaer Stadtbibliothek).

Ziel im Auge hatte: er wollte Lehrer am Kadettenkorps werden, dessen Direktor Betzkoi war. Zur Orientierung des Generalgouverneurs legte er auf dessen Wunsch eine Abhandlung („gegenwärtige Punkte“) bei, die er „in der Eile entworfen“. Aber zur Reise nach Petersburg brauchte er Geld, da er ohne dasselbe nicht vom Flecke kam. Er bat den Vater, ihm ein Darlehn von Hartknoch zu verschaffen.

Es ist unbekannt geblieben, ob Lenz ein Empfehlungsschreiben des Generalgouverneurs an Betzkoi [18]) erhalten habe, aber seine Hoffnung, Geld von Hartknoch zu bekommen, hat sich augenscheinlich nicht verwirklicht. Ein anderer Freund Herders und Hamanns, der intelligente Rigaer Kaufmann Behrens, half ihm durch ein zinsloses Darlehn von 100 Rubeln auf sechs Monate, wie man aus dem in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Schuldschein ersehen kann. [19])

Er hatte die Mittel zur Petersburger Reise, aber nichtsdestoweniger zögerte Lenz aus irgend welchem Grunde. Im Februar ist er in Aya [20]), dem Gute des Baron Liphard, und erst im März langte er in St. Petersburg an. Über die Stimmung, in der er sich dort anfangs befand, legt sein Brief an Friederike Brion Zeugnis ab. Er fühlt sich wie ein Fremdling an den Ufern der Newa, „in einer der gröfsten Städte“. Das rauhe Klima, die fremde Sprache und die fremden Sitten — wie weit ist das alles entfernt von den glücklichen Ufern des Rheins, die er wohl schwerlich wiedersehen wird, von dem Sesenheimer Garten, wo es so viel ruhiger und schöner gewesen war. Nach seiner letzten Krankheit hat er die Munterkeit verloren und würde in Sesenheim „eine sehr traurige Figur“ machen. Er hat viel verloren — der Gedanke an den Tod ist ihm nicht mehr schrecklich. [21])

Seine bedrängten materiellen Verhältnisse gestatten es ihm nicht einmal, das Porto für seine Briefe ins Ausland zu bezahlen, er schickt sie seinem Bruder, dem Oberpastor, nach Dorpat und bittet ihn, das Porto zu verlegen*). Zur Charakteristik der Beziehungen Lenzens zu seinen Verwandten diene die Mitteilung, dafs seine Bitte unerfüllt blieb und der Brief, der ihm so viel Seelenqualen bereitet hatte, nicht an seine Adresse gesandt wurde. [22])

Der Vater Lenz gab selbst den Ton zu den Beziehungen seiner Kinder zu dem „verlornen Sohne“ Jakob an. Der Alte konnte seinem Systeme der Einschüchterung, der Geifselung und der bitteren Vorwürfe nicht entsagen. In seinen Briefen an den Sohn handelte es sich beständig um die Schulden, um das drohende Gefängnis, um die

---

*) Beilage A Nr. 22 (Nach dem Manuskript in der Rigaer Stadtbibliothek).

unangenehme Aussicht, „in der Polizey“ zu „verfaulen“ usw. Alle diese bitteren Vorwürfe kränkten Jakob um so mehr, als er keinerlei Anstrengung scheute, um irgend eine Stelle zu erhalten. Ohne materielle Unterstützung von seinem Vater, der nicht eine Kopeke nach St. Petersburg schickte, entbehrte er auch sonst der Förderung von dieser Seite. Jeder konnte es leicht wahrnehmen, dafs der Vater seinem Sohne Jakob weniger freundlich gesinnt war als den übrigen Söhnen. Und dabei war der Alte in Riga ein Mann von weitreichendem Einflufs. Einmal fleht daher Jakob seinen Bruder an, den Vater zu bewegen, ihm nach St. Petersburg einen Brief zu schreiben, „den er allen Gönnern und Freunden vorlesen könnte“; er bittet, dafs sich der Vater in diesem Briefe „des allzuängstlichen Thuns enthalte, weil es mehr schade als nütze“ *).

Die Hoffnungen Lenzens betrafen jetzt eine Anstellung am Landkadettenkorps, dessen Direktor Betzkoi war. Am 15. April 1780 beschreibt er in einem Briefe an Lavater das Äufsere Betzkois, erwähnt auch dessen Tochter und Schwiegersohn und verspricht, über dieselben ausführlicher zu berichten, da er hoffe, am Kadettenkorps angestellt zu werden.[23])

Aus dem Briefe, den er am 20. Mai 1780 aus Kronstadt an den Bruder richtet, ersehen wir, dafs er, wenn es mit dem Landkorps nichts werden sollte, im Seekadettenkorps tätig sein will und sich auf alle Fälle um eine solche Stellung bereits bewirbt. Er mufs sich sehr abplacken, und es gebricht ihm am notwendigsten — am Gelde, was ihn in eine verzweifelte Lage bringt. Seine Freunde können ihn nicht weiter unterstützen, da sie ihr möglichstes getan haben. Er beschwört den Bruder um ein Darlehn von 25 Rubel. Er bittet auch den Vater, „seinen Sohn aus dem Schiffbruch seiner Ehre und seines Glückes zu retten“. Das Mifstrauen der Verwandten macht es ihm unmöglich, sein „verhunztes Leben“ zu regeln.

Die Verwandten fordern, dafs er die erste beste Stelle als Informator annehme; Lenz sucht den Beweis zu erbringen, dafs es für ihn unumgänglich sei, seine Bemühungen um eine solidere Stellung fortzusetzen, da noch nicht alle Hoffnungen verloren seien **).

In St. Petersburg erweiterte sich der Bekanntenkreis Lenzens, besonders unter den Vertretern der deutschen Kolonie in der Residenz. Er machte die Bekanntschaft des berühmten Akademikers und Reisenden Pallas, des Adjunkten der Akademie Güldenstedt, des späteren Moskauer Professor Bause u. a. m. ***). Unter dem Einflusse seiner

---

*) Beilage A Nr. 22.
**) Beilage A Nr. 23 (Rigaer Stadtbibliothek).
***) Beilage A Nr. 22.

neuen Bekannten wächst Lenzens früheres Interesse an der Physiognomik. Zwei Briefe an Lavater enthalten eine Menge physiognomischer Beobachtungen aus Livland und St. Petersburg. Am interessantesten sind die Zeilen über Katharina II. und den Grofsfürsten Paul. Mit Eifer bestreitet er, dafs die Charakteristik Katharinas in der „Physignomik" Lavaters zutreffend sei, aufs neue zeigt er sich als derselbe Lobredner der Kaiserin, der er am Anfange seiner literarischen Laufbahn war, als er ihr zu Ehren eine Ode verfafste und ihr seine „Landplagen" widmete: „Ich habe sie nur einmal nahe gesehen — als sie die Deputierten der neuen Provinzen in Pohlen zur Audienz liefs — ein interessanter Anblick — und ich sah die — — Gesetzgeberin — und die Gesetzgeberin eines halben Theils der Erde. Und worauf ich am kühnsten bin — die unmittelbare — das spricht aus ihrem Blicke. Sie ist alle Morgen vor 6 auf und arbeitet allein — und die Zeit ihrer Vergnügungen ist (ein beispielloses Muster) ausgemessen. Auch reden alle ihre Entwürfe, Pläne und Ausführungen mit ihrem Gesicht überein — das wahrhaftig im strengsten Sinne des Worts — kayserlich ist. — Ich schwärme nicht. Ihr Blick hat nicht das schröbende Feuer des alten Friedrichs aber doch genug um den zu Boden zu werfen, der's vergessen wollte, dafs sie einen halben Welttheil durchdringt." [24])

Vom 20. Mai 1780 an verlieren wir für etliche Monate jede Spur von Lenz. [25]) Im September scheint er noch in St. Petersburg gewesen zu sein, wie man aus dem Briefe der Frau v. Albedyll an Lenzens Vater entnehmen kann. [26])

In den letzten Tagen des September 1780 traf Klinger in St. Petersburg ein. [27]) Er begegnete Lenz im Hause Nikolai's, der, von Geburt ein Strafsburger, die Stellung eines Sekretärs und Bibliothekars beim Grofsfürsten Paul und seiner Gemahlin bekleidete. Nikolai schrieb unter dem 3. November 1780 an seinen Namensvetter, den bekannten Literaten und Buchhändler in Berlin: „Unmittelbar aufeinander habe ich zwey unserer deutschen Herrn Autoren hier zu empfangen die Ehre gehabt, die aber nicht die besten Freunde zusammen zu seyn scheinen. Der eine ist Herr Lenz aus Dorpat und der andere Herr Klinger aus Frankfurt. Sie werden sie wohl beide aus ihren Werken kennen. Ich hoffe Gelegenheit zu haben ihnen beiden einige Dienste erweisen zu können, und dann müssen sie mir Freunde werden, sie mögen wollen oder nicht. Jugend und Modeton scheint sie bisher beide ein wenig von der rechten Strafse abgeleitet zu haben, aber im Grunde scheinen sie mir doch beide recht gute, redlich biedere Deutsche zu seyn." [28]) Mitte Dezember teilt Nikolai dem gleichnamigen Berliner Verleger mit, dafs Klinger in das „bataillon

de marine" eingetreten und Vorleser beim Großfürsten Paul geworden sei.[29])

Lenzen dagegen mißglückte es abermals. Nachdem er in St. Petersburg keine Anstellung gefunden, sah er sich gezwungen, nach Livland zurückzukehren und die ihm verhaßte Laufbahn eines „Hofmeisters" zu betreten. Im November 1780 nahm er bereits den Posten eines Hauslehrers beim „Assessor" Engelhardt in Ohlershof ein.[30]) Hier blieb er nur sehr kurze Zeit und nahm dann eine ähnliche Stelle beim Kammerjunker Liphard an, der teils in Dorpat, teils auf seinem Gute Aya lebte.[31]) Aber auch dieser Versuch, die Hofmeistertätigkeit zu erneuen, war nicht von längerer Dauer. Nach den Mitteilungen seines Nachfolgers im Liphardschen Hause, Marpurg, konnte sich Lenz daselbst nicht einleben, er verschwand plötzlich seiner Gewohnheit nach bei Nacht und Nebel und begab sich nach Tarwast.[32])

Zu dieser Zeit wurde das leicht auflodernde Herz Lenzens wiederum von einer heftigen Leidenschaft erfaßt. Der Gegenstand seiner Liebe war Julie v. Albedyll, ein junges adliges Mädchen. Die Familie besaß ihr Gut in der Nähe Dorpats und war mit der ganzen Familie des alten Lenz eng befreundet.[33]) Unser Dichter hatte Julien schon als 9—10jähriges Mädchen vor seiner Abreise ins Ausland gekannt.[34]) Jetzt stand sie als erwachsenes, reizendes Mädchen vor ihm — sein Herz unterlag. Wieder begann sein Liebeswahnsinn, dem er bereits in seinen besten Jahren unter dem Himmel des Elsaß einen so reichlichen Tribut gezollt hatte. Natürlich war auch jetzt die Dichterliebe unglücklich. Zum „Vertrauten seines Herzens" und zum „Unterhändler" hatte Lenz sich den erwähnten Marpurg erkoren, der Julien „die Liebesbriefe und auch einige beigefügte Sächelchen" überreichte. Je weniger Entgegenkommen das junge Mädchen zeigte, um so heißer loderte bei Lenz die Flamme der Leidenschaft empor. In „Klageliedern", die das Mitgefühl des vermittelnden Freundes erweckten, gab der Verliebte seinem Schmerze Ausdruck.[35])

Dieses Fehlschlagen seiner neuen Liebe, der letzten uns bekannt gewordenen, ist wahrscheinlich auch mit die Veranlassung gewesen, daß er Livland aufs neue verließ und diesmal für immer.

Im Februar 1781 war Lenz bereits wieder in St. Petersburg, wie aus dem Briefe des Pastors Sczibalski an den Vater ersichtlich ist.[36]) Wieder bemühte er sich vergeblich um eine Stellung. Nach dem erwähnten Briefe darf man annehmen, daß schwere Wolken sich über dem Haupte des unglücklichen Stürmers und Drängers zusammenballten, aus denen kein Lichtblick drang.[37])

Sehr schwer litt Lenz nunmehr auch unter der Wandlung, die in den Beziehungen seiner früheren Freunde in Deutschland zu ihm

eintrat. Man fing an, ihn kalt und spöttisch, ja feindselig zu behandeln. Er versuchte, eine Versöhnung mit Goethe und dessen Freundin Frau von Stein herbeizuführen und richtete zu diesem Zwecke an beide Briefe. Die Briefe Goethes an seine Freundin vom 23. und 25. März 1781 zeugen davon. Im ersteren schreibt er: „Hier ist ein Brief an Lenzen; Du wirst daraus sehen, was und wie Du ihm zu schreiben hast“, und im zweiten: „Ich danke für den Brief an Lenz“. [38]) So werden beide Antworten an Lenz genau durchdacht und einheitlich verfafst worden sein. Man kann leicht daraus schliefsen, dafs sie nicht sehr liebenswürdig gewesen sein werden, so dafs Lenz die Lust verlor, nochmals sein Glück zu versuchen und den Briefwechsel zu erneuern. Schon in dem Briefe an Herder aus Riga (im Oktober 1779) beschwert sich Lenz bitter darüber, dafs Goethe nichts mehr von ihm wissen wolle: „Freund Goethe hat mich wohl vergessen, mag, will, wie ich sehe, sich in keine meiner Angelegenheiten mehr mischen.“ [39]) Goethes Brief an Lenz im März 1781 wird diesen nur überzeugt haben, wie begründet dieser Kummer war. Was Herder anbetrifft, so mufste die entschiedene Weigerung desselben, Lenz zum Rektor der Rigaer Domschule zu empfehlen, einen Bruch zwischen ihnen herbei führen. Jetzt kam die Reihe auch an Wieland.

1780 und anfangs 1781 beabsichtigte Lenz, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten; in einem Briefe an Lavater teilte er diesem mit, er wolle zunächst von seinen Jugenddramen „Der Hofmeister“, „Der Neue Menoza“, „Die Soldaten“, „Die Freunde machen den Philosophen“ und „Der Engländer“ eine neue, verbesserte Auflage besorgen. [40]) Auch an Wieland schrieb er darüber. Aber am 2. März 1781 schrieb Wieland an Merck: „Lenz hat von Riga aus wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aus seinem an mich gerichteten Zettelchen ist zu sehen, dafs er zwar sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte.“ [41]) Der geringschätzende spöttische Ton dieses Wielandschen Briefes zeigt, dafs Lenz keine Stütze in ihm fand und seine Antwort ihn ebenso wie die Herders und Goethes enttäuschen mufste. Nicht ohne Grund schrieb Lenz schon im April 1780 aus St. Petersburg an Bertuch in Weimar: „Dem Triumvirat in W. (d. h. Goethe, Herder und Wieland) darf ich nicht bitten mich zu empfehlen. Sie haben zu viel zu thun, um an mich zu denken.“ [42])

Nachdem er sich endgültig mit den einflufsreichsten seiner deutschen Freunde entzweit hatte, war Lenz erst recht wieder auf seine eignen Kräfte angewiesen. In diese Zeit fällt wahrscheinlich seine Annäherung an den Hofhalt des Grofsfürsten Paul, dessen Kabinettssekretär Nikolai und dessen Vorleser Klinger war. In dem

Briefe an Lavater vom 15. April 1780, in dem Lenz, wie wir gesehen haben, seine physiognomischen Betrachtungen über Katharina II. mitteilte, widmet er auch dem Großfürsten Paul einige Lobpreisungen. [43])

Mit der ausgesprochenen Absicht, das Wohlwollen des Hofes auf sich zu lenken, schreibt Lenz eine schwulstige Ode auf Katharina, Paul und dessen Gemahlin Maria Feodorowna. Sie trägt die Überschrift: „Empfindungen eines jungen Russen der in der Fremde erzogen seine allerhöchste Landesherrschaft wieder erblickte“. [44]) Katharina wird mit der Gottheit verglichen. Es wird ihr das Verdienst zuerkannt, „Völker, welche sie in hundert Sprachen loben, zu einer Nazion gemacht“ zu haben. Sie überrage Friedrich den Großen, der wohl „belohnen“ konnte, „doch glücklich machen nicht, wie sie“. Dieser ihrer menschlichen Herrschaft wegen, die auf dem Prinzip der Freiheit und nicht dem des Zwanges beruhe, müsse sie hauptsächlich gepriesen werden. In der Politik stehe sie höher da wie Pitt. Im Kriege besiegt sie „die Herzen“ derer, die sie bekriegt. Die Ode schließt mit ebensolchen Lobeserhebungen Pauls und seiner Gemahlin. [45])

Der Weihrauch, den der ehemalige Stürmer und Dränger so eifrig der Kaiserin Katharina II. spendete, versagte seine Wirkung; die Kaiserin genehmigte nicht, daß die Stelle im Kadettenkorps, die Lenz von seinen Freunden zugedacht war, neu begründet würde, und alle seine Hoffnungen, im Staatsdienst angestellt zu werden, scheiterten. [46])

Noch hoffte Lenz, in der Hofhaltung des Thronfolgers angestellt zu werden. Von einer gewissen Annäherung an den Hof Pauls zeugt Lenzens Brief an Gadebusch vom 25. März 1781, in welchem Lenz die baldige Übersiedelung des Großfürsten nach Zarskoe-Selo mitteilt und im Auftrage Nikolais anfrägt, ob Gadebusch irgend welcher Manuskripte aus der großfürstlichen Bibliothek, die im Sommer geschlossen sein werde, bedürfe. [47]) In dem Briefe vom 10. April an den Bruder spricht Lenz schon von dem Wohlwollen des Hofes und nennt Paul „seinen theuersten Großfürsten“ *). Andrerseits spricht Nikolai in einem Briefe vom 15. April an Lenzens Vater sein Bedauern aus, daß Lenz die gute Stellung bei Liphard verlassen und wieder nach St. Petersburg gekommen sei. [48]) Nach einigen Tagen — am 21. April — schreibt derselbe Nikolai an seinen Namensvetter in Berlin: „Klinger wird uns täglich lieber, und Lenz täglich gleichgültiger.“ [49])

Der Erfolg Klingers in russischen Diensten veranlaßte auch seinen ehemaligen literarischen Bundesgenossen Lenz, von Ähnlichem zu träumen. Zum zweitenmal in seinem Leben dachte er daran, in den

*) Beilage A Nr. 24 (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

Kriegsdienst zu treten, brachte es aber ebensowenig wie in Weimar zu einem Resultat. [50])

Im April 1781 hat er allem Augenschein nach noch keine Stellung gefunden; er kann sich nur rühmen, daſs sein aristokratischer Bekanntenkreis sich erweitert, was ihn in seiner Hoffnung, eine Lebensstellung zu gewinnen, ermuntert*). Endlich gelang es ihm, den Posten eines persönlichen Sekretärs beim Vorstande des Kadettenkorps General Bauer zu erhalten. [51]) Er war aber der Stellung nicht gewachsen; nach kurzer Zeit wurde er entlassen und zu seinem Nachfolger der bekannte Dramatiker August v. Kotzebue, der Verfasser von „Menschenhaſs und Reue“ und anderen sentimentalen Dramen, berufen. [52]) Im Zusammenhange mit diesem letzten miſslungenen Versuche Lenzens, in der Residenz eine Anstellung zu finden, steht wohl auch das Urteil Bacmeisters in dessen Briefe an Gadebusch vom Juni 1781: „Der Dichter Lenz paſst gar nicht in unsere Stadt hinein. Was soll man mit seiner so groſsen Zerstreutheit anfangen?“ [53])

Ein längeres Verweilen in Petersburg hatte keinen Zweck mehr. Es blieb Lenzen nichts anderes übrig als sein Glück in der zweiten Hauptstadt des Landes zu versuchen. Ende Sommers 1781 war er schon in Moskau.

Die Jahre, die Lenz nach seiner Rückkehr aus Deutschland in Livland und St. Petersburg zugebracht, zeichneten sich durch die Wiederaufnahme seiner literarischen Tätigkeit aus, die er einige Zeit infolge seiner Krankheit hatte unterbrechen müssen. Neue Abhandlungen von ihm erschienen, wenn auch nicht in den besten Zeitschriften Deutschlands, so doch in der bescheidenen, in Mitau herausgegebenen Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen“ **). Die Zeitschrift erschien vom Juni 1780 bis zum November 1781 und die ganze Zeit über war Lenz tätiger Mitarbeiter an derselben. Seine erste Abhandlung erschien im Dezemberhefte 1780 unter der Überschrift: „Entwurf einiger Grundsätze für die Erziehung überhaupt, besonders aber für die Erziehung des Adels.“

Diese kleine Abhandlung steht zweifellos in Verbindung mit dem Plane, an einer der Lehranstalten Petersburgs angestellt zu werden und die Rolle eines Erziehers der russischen Jugend zu übernehmen. Der Verfasser wollte sich augenscheinlich als Pädagog empfehlen und sich neue Aussichten zu seinem Nutzen verschaffen. Wie wir gesehen, reflektierte er auf eine Anstellung am Kadettenkorps, daher war die Kundgebung seiner Ansichten über die Erziehung der adligen Kinder sehr geeignet.

*) Beilage A Nr. 24.

**) „Für Leser und Leserinnen.“ Mitau, gedruckt bey Johann Friedrich Steffenhagen, Hochfürstl. Curl. Hofbuchdrucker.

Der frühere „Stürmer und Dränger“, der unruhige Kämpfer für die Freiheit der Persönlichkeit, der geschworene Feind aller Standesprivilegien, der Enthüller aller Laster des Adels — tritt jetzt als öffentlicher Verkünder der Adelstugenden auf.

„Der erste Grundsatz in der Erziehung“, liest man hier, „ist die Anerkennung einer Macht über uns. Die Natur selbst leitet uns darauf, da sie uns ohne alles Vermögen, uns selbst zu helfen, lässt geboren werden. Das Thier sucht seine Nahrung selbst, sobald es geboren wird; dem Menschen allein wird sie beygebracht um den Beweis seiner Unwissenheit und seiner Ohnmacht, das Weinen zu stillen. Daher ist sein erstes Gefühl die Dankbarkeit gegen fremde Hülfe, aus diesem entspringt die Zärtlichkeit gegen Eltern, oder die so ihre Stelle vertreten; aus dieser bey reifern Jahren die Ergebenheit für seine Obern, und aus dieser die für die Quelle der höchsten Macht.“ [54]) Der Adel zeichnet sich vor den anderen Ständen dadurch aus, dafs er zu den höchsten Staatswürden berufen ist. „Das Ehrenkreuz des russischen hohen und niedern Adels, ist die Treue für das Haus Romanow“. . . „Auf dieser Laufbahn glänzen die Namen eines Tschernischew, Golizün, Rumanzow und so viele andere mit unsterblichem Lichte.“ Die adlige Jugend soll zu künftigen Staatsmännern und Feldherrn erzogen werden. Den „Unterricht“ können auch fremde Lehrer leiten, die „Erziehung“ darf nur Landsleuten anvertraut werden. „Alexander (der Grosse) ward in der thebanischen Gefangenschaft beym Epaminondas, und darnach an dem Hofe seines Vaters und bey seinen Feldzügen erzogen, aber er ward von Aristoteles unterrichtet. . .“ [55])

Die Erziehungsfrage behandelt auch eine andere Schrift, „Sangrado“, die in Form von Briefen an zwei historische Staatsmänner, die Kardinäle Richelieu und Fleury, abgefafst ist. [56]) In dem Briefe an den ersteren handelt es sich um die Volksbildung und um den Anteil der Geistlichkeit an derselben. Den russischen Adel mit Lobpreisungen überschüttend, ist Lenz der Ansicht, dafs diesem und nicht der Geistlichkeit die Leitung einer so wichtigen Angelegenheit zustehe. Der zweite Brief ist der Prinzenerziehung gewidmet, wobei der Verfasser den Beweis zu erbringen versucht, dafs dieselbe niemals einem Geistlichen anvertraut werden darf. [57])

Das Muster eines wahren Edelmanns ist in der Abhandlung: „Etwas über Philotas Karakter (Ein Veilchen auf sein Grab)“ aufgestellt, die dem Andenken des jungen Baron Vietinghoff gewidmet ist, der anscheinend in freundschaftlichen Beziehungen zu Lenzen gestanden hat. [58]) Es ist eine Art „Elegie in Prosa“. Den allzufrühen Tod des jungen Baron beklagend, schildert Lenz die erste Begegnung, die er mit Vietinghoff in Strafsburg gehabt hat, und erzählt dann von

Vietinghoffs Reisen, von seiner umfassenden Bildung, seinen hohen Seeleneigenschaften und seinen letzten Augenblicken.[59])

Beachtenswerter sind für uns die Schriften satirischen Inhalts, die in Form Lukianischer Dialoge geschrieben sind. Hier fühlt man sofort, dafs Lenz in seinem Elemente ist.

Besondere Aufmerksamkeit zieht ein Gespräch unter der Bezeichnung: „Elysium“ auf sich, das sich als eine Fortsetzung von Lenzens Polemik gegen Wieland erweist.[60]) Wir wissen, dafs Lenz in Weimar sich mit Wieland versöhnt und sich sogar mit seinem früheren Feinde befreundet hatte, dafs aber nach der Rückkehr nach Rufsland wieder ein Zerwürfnis mit Wieland erfolgte.

Im Reiche der Schatten landet der Kahn des alten Charon.

M e r c u r „(der aus dem Nachen steigt): Cadedis! es ist lange, dass ich hier nicht arrivirt bin.

S c h a t t e n: Willkommen, willkommen, Mercur; siehst ja ganz drollig aus; hast ja deine Federn halb verloren, und bist gepudert, parfumirt, und geputzt wie ein . . .

M e r c u r: Petit-maître, voulez vous dire! Ja beym heiligen Sankt-Patrick, wenn man sich jetzt in Gesellschaften da oben produciren will; so muss man anders aufgeputzt sein, als zu Zeiten der Homero, Amphione und Virgile; God dam! sie schmeissen mich zur Thür hinaus, wenn ich so nackend und natürlich auftreten wollte, wie ich vor ein paartausend Jahren gethan habe.“

Auf die Frage Charons teilt Mercur mit, dafs er nicht mehr im Dienste Jupiters ist.

S c h a t t e n: Hat er dich abgedankt?

M e r c u r: Nein, ich nahm selbst meinen congé; ich habe mich jährlich für einen halben Louisd'or bey Herrn Hofrath Wieland zu Weimar vermiethet.

S c h a t t e n: Ist das der Mann, der einmal den Auftritt mit Hercules, Alceste und Admet, in Elysium hatte?

M e r c u r: Vilainie! vilainie! wer wird solche alte Geschichten aufrühren. (Zieht seinen Operngucker heraus.) Aber wo stecken denn Anakreon, Homer, Horaz, Lucrez, Lucian und wie sie alle heissen? Es ist kein lebendige Seele von ihnen am Gestade.

R o b i n s o n C r u s o e s S c h a t t e n: Wie ich meine Ziegen melkte, sah ich einen ganzen Haufen Schatten nach der Savannah ziehen.“

Es folgt ein Gespräch zwischen Mercur und Robinson in dem sie sich über die verschiedenen in Deutschland erschienenen Überarbeitungen des berühmten Romans Defoes lustig machen. Mercur rüstet sich zur Rückfahrt.

„C h a r o n: Vergiss dein Packt nicht!

Mercur: Dieu me garde! es sind Subscriptionsscheine, will eben versuchen, ob sie nicht hier in der Unterwelt abgehen wollen. Geht ein grosses neues Gedicht mit in den Kauf.*)

Schatten: Horaz, Terenz und Lucrez sind in den Lorbeerhayn gegangen, Lessing**) zu empfangen. Eckhof sagte mir's, der mit Le Kain und Garrick Hand in Hand auch dahin eilte.

Mercur: Ah vite, vite! (macht eine Pirouette). Jusqu'à revoir.

Charon: (der ihn beym Fittig des linken Fusses zurückhält): Bey den Donnerkeilen des Zeus! sag' an, hast du dein Deutsch vergessen, dass du's immer so mit Französischem durchspickest?

Mercur: Seh wohl, daſs du kein Abonennte von meinem Meister bist: Steck' die Nase in die Philosophie endormie! — Adje!"[61])

In einem anderen Dialoge „Mercur und Mistriss Modish"[62]) geiſselt Lenz die Weltdamen, deren einziger Zweck es ist „nach der Mode zu leben". Mercur begleitet Mistriss Modish ins Schattenreich, es schmerzt letztere am meisten, daſs der Tod sie gerade bei Beginn der Saison, wo jeder Tag mit gesellschaftlichen Pflichten und Zerstreuungen ausgefüllt ist, abruft. „. . . . Warten Sie bis auf den Sommer, dann will ich herzlich gern mit Ihnen gehen; in den elisäischen Feldern, denke ich, ist man doch immer so gut, wie auf dem Lande." Das Geschwätz dieser putzsüchtigen Dame über ihr weltliches Leben unterbricht Mercur mit der Frage wie sie ihre Pflichten gegen ihren Gatten und ihre Kinder erfüllt habe.

„Mistriss Modish: Was die Erziehung meiner Kinder betrift, so hab' ich keine Kosten daran gespart. Sie haben einen Tanzmeister, einen Musikmeister, einen Zeichenmeister und eine französische Gouvernantin zum Unterricht in der Lebensart und in der französischen Sprache gehabt.

Mercur: Also sind ihre Religion, ihre Empfindungen und ihre Sitten durch Tanzmeister, Singmeister, Zeichenmeister und durch ein Kammermädchen gebildet worden. . ."

Mercur rät ihr soweit als möglich dem Minos, der die Auſserachtlassung der Pflichten ebenso streng wie das Verbrechen selbst bestrafe, aus dem Wege zu gehn.[63])

Es ist leicht möglich, daſs auch noch andere in der Mitauer Zeitschrift enthaltene Aufsätze Lenzens Feder entstammen.[64])

Dem deutschen Publikum brachte sich Lenz durch die Herausgabe eines kleinen Buches unter dem Titel „Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen" (Frankfurt und Leipzig 1780) in Erinnerung. Dies Buch ist aber nur eine Sammlung von Aufsätzen aus der Straſsburger Zeit. (S. oben Viertes Kapitel.)

---

*) „Oberon" (1780). **) † 1781.

Fünfzehntes Kapitel.

In Moskau.

Meine Kräfte sind verbraucht, das Oel ist verzehrt, was wollt Ihr mit der stinkenden verlöschenden Lampe?

Lenz.

Weshalb reiste Lenz, nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen in St. Petersburg, nach Moskau?

Auf diese Frage gibt es verschiedene Antworten. Nach den Mitteilungen eines Zeitgenossen erfolgte die Reise auf Zureden einiger junger Russen, die Lenz in St. Petersburg kennen gelernt hatte.[1]) Lenz selbst versichert, dafs der Wunsch, „die Geschichte seines Vaterlandes d. h. Rufsland“ unter der Leitung des berühmten Historikers Müller zu studieren, ihn nach Moskau geführt habe.[2]) Aufserdem darf man annehmen, dafs er die Hoffnung nährte, dort unter Beihilfe eines Verwandten aus Küstrin, der beim Grafen Panin Leibarzt war, eine Stellung zu finden.[3])

Lenz' Ankunft in Moskau war mit ungünstigen Umständen verknüpft, er erkrankte.[4]) Im Oktober trug ihm Müller, der damals Direktor des Archivs des Ministeriums des Äufseren war, eine Stelle als Erzieher („eine Information“) in einem vornehmen russischen Hause an. Ungeachtet seiner bedrängten materiellen Lage verzichtete Lenz auf die angebotene Stelle unter dem eigentümlichen Vorwande, dafs er die russische Geschichte nicht genügend beherrsche.[5]) Vom ersten Tage seiner Ankunft in Moskau an hatte Müller sich seiner angenommen und ist sein „Wohlthäter“ geworden.[6]) Bald siedelt Lenz ganz ins Haus Müllers über, wo er anscheinend bis zum Tode des gütigen Wirtes, der im Oktober 1783 erfolgte, geblieben ist.[7])

Aus dem überaus interessanten Briefe von Lenzens Vater an Müller ersehen wir, dafs der Alte sich zu seinem Sohne wie zu einem vom richtigen Wege Abgewichenen verhielt, dem man immer zur Besserung vorpredigen und den man scharf im Zügel halten müsse. Man erfährt hier auch, dafs der Briefwechsel Lenzens unter der Kontrolle Müllers stand. Der Vater bittet sich als besondere Gunst aus, dafs dem Sohne gestattet werde, verschlossene Briefe an ihn absenden zu dürfen. Der Alte selbst schickt dem Sohne einen versiegelten Brief mit. Er dankt Müller für die unendliche väterliche Liebe und Sorge, die er seinem „Schmerzenssohne“ widmet, und spricht die Hoffnung aus, dafs er den verlornen Sohn auf den richtigen Pfad zurückführen

und so sein „Retter“ werden würde. Der Alte hofft auch auf die Mitwirkung der Gattin Müllers und meint, Jakob werde aus Achtung vor ihrer Persönlichkeit seine alten Sprünge wohl nicht wiederholen.[8])

In Müller und dessen Gattin hatte Lenz augenscheinlich Menschen gefunden, die ihn freundlich und teilnehmend behandelten. Der Tod Müllers war ein grofses Unglück für ihn.

Die literarische Tätigkeit Lenzens erlitt indessen keine Unterbrechung. Anfang 1782 erschien in der Mitauer Zeitschrift „Liefländisches Magazin der Lektüre“ — deren Herausgeber derselbe Möller war, der 1780—1781 die Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen“ geleitet hatte — die Lenzsche Tragödie „Die sizilianische Vesper“. Es ist die letzte Frucht der Lenzschen dramatischen Muse. Doch ist die Entstehungszeit nicht näher bekannt. Weinhold verlegt die Entstehung auf die Jahre 1774—1775, aber seine Gründe erscheinen uns nicht überzeugend genug.[9]) Solange nicht das Gegenteil bewiesen wird, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs diese Tragödie in den ersten Jahren nach Lenzens Heimkehr geschrieben worden sei. Wenigstens kann die endgültige Bearbeitung des Stückes recht gut in diese Zeit fallen. Wir wissen, dafs er in St. Petersburg an einer Übersetzung Shakespeares gearbeitet hat[10]); im Jahre 1780 schreibt er von eiligen literarischen Arbeiten[11]); im Jahre 1781 beteiligt er sich eifrig an der Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen“; 1783 schickt er aus Moskau seine Arbeiten an Hartknoch zum Druck.[12])

Wenn sogar, was wohl angenommen werden kann, der Entwurf und die teilweise Gestaltung der Tragödie bereits zu der Epoche seines Strafsburger Aufenthaltes gehören, so ist jedoch die Voraussetzung, dafs das Ende und die letzte Redaktion des Stückes erst in Rufsland erfolgt ist, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Angenommen, Lenz habe „Die sizilianische Vesper“ bereits ganz fertig aus dem Auslande mitgebracht, so bleibt es doch unwahrscheinlich, dafs er sie ohne irgendwelche Änderungen und Verbesserungen habe drucken lassen. Wir wissen, dafs kurz vor Veröffentlichung dieser Tragödie Lenz an eine „vermehrte und verbesserte“ Auflage seiner Werke gedacht hat. Wie er sich diese vermehrte und verbesserte Auflage gedacht habe, ist eine offene Frage, aber es erscheint zweifellos, dafs Lenz in dieser Stimmung ein altes verlegenes Manuskript nicht ohne gründliche Durchsicht zum Druck gegeben haben wird. Nehmen wir also an, dafs zum mindesten die Endredaktion der Tragödie in Rufsland in der Zeit von Ende 1779 bis 1781 von Lenz ausgeführt worden sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Lenz vielerlei dramatische Pläne und Versuche aus dem Auslande mitgebracht. Unter diesen Bruchstücken und Skizzen mag auch die „Sizilianische Vesper“ gewesen sein. Die Ausführung etlicher dieser

Pläne konnte für ihn als ein Mittel sein Talent in neuem Lichte zu zeigen, eine besondere Bedeutung gewinnen. Uns ist bekannt, dafs seine erste Komödie „Der Hofmeister“, den Unwillen seiner Verwandten erregt hatte, weil in dem Stücke einzelne Persönlichkeiten, die zu den „Wohltätern“ der Lenzschen Familie gehörten, lächerlich gemacht worden waren. Auch die folgenden Lustspiele gefielen, wie man aus dem Familien - Briefwechsel ersehen kann, den Verwandten nicht. [13]) Jetzt bemühte sich Lenz den unangenehmen Eindruck, den seine literarische Tätigkeit hervorgerufen hatte, wieder auszulöschen, indem er den Seinigen zeigte, dafs er nicht blofs satirische Lustspiele, sondern auch ernstere historische Stücke ohne irgendwelche persönliche Anspielungen schreiben könne. Unter dem Einflusse eines solchen Gedankenganges suchte er wohl aus seiner Mappe die passendsten Bruchstücke heraus, die er dann umarbeitete und zu einem Ganzen vereinte. Das Werk wäre wohl formvollendeter geraten, wenn es vollständig den Jahren 1774—1775 angehörte, also einer Zeit, in der Lenzens Talent sich am glänzendsten bekundete. Schliefslich mufs auch der Umstand berücksichtigt werden, dafs Lenzens historisches Interesse sich erst nach seiner Rückkehr nach Rufsland mächtig entwickelt, was die zahlreichen Konzepte und Übersetzungen dieser Art beweisen, die alle der Zeit seines Moskauer Lebens angehören.

Als das einzige uns erhalten gebliebene historische Trauerspiel Lenzens nimmt „Die Sizilianische Vesper“ unser Interesse in hohem Mafse in Anspruch.

Im Gegensatze zu seinen andern dramatischen Werken beobachtet hier Lenz das Prinzip der Einheit der Zeit und des Ortes. Die ganze Handlung spielt sich vor den Mauern von Messina und in Messina selbst am Vorabende und am Tage des bekannten Blutbades, Ostern 1282, ab.

In der ersten Szene führt uns der Verfasser die vor Messina lagernden Vortrupps zweier feindlicher Heere vor, die unter Philipp von Anjou und Don Pedro von Arragonien stehen. Philipp und Pedro bekämpfen sich wegen des Besitzes von Sizilien. Schon von Anfang an hält sich Lenz nicht streng an die historischen Tatsachen; in Wirklichkeit war zur Zeit der Sizilianischen Vesper Karl von Anjou und nicht sein Neffe Philipp der Gegner des Don Predo von Arragonien, Philipp beteiligte sich am Kriege erst nach dem Tode des Oheims (1284). Dann verletzt Lenz auch die chronologische Folge der Begebenheiten: die Sizilianische Vesper war die Ursache des Krieges zwischen den Königen von Anjou und Arragonien; in der Lenzschen Tragödie bildet diese Bluttat den Abschlufs des Krieges zwischen den Königen, wobei der König von Anjou mit Sohn und Tochter seinen Tod findet. [14])

Das Stück beginnt mit einem heftigen Wortstreite zwischen Don

Pedro und Philipp, die beide ihre Ansprüche auf Sizilien geltend machen. Wir erfahren, dafs Prinz Salerno von Anjou durch den Admiral Loria gefangen genommen worden ist. (Tatsächlich ereignete sich das nach der Sizilianischen Vesper, und Prinz Salerno war der Sohn Karls von Anjou und nicht Philipps.) Die Stände von Sizilien, an ihrer Spitze Zanus, fordern die Auslieferung des gefangenen Prinzen, der auf dem Flecke bluten soll, wo Konradins Blut noch klebt; sie beabsichtigen alles hinzurichten, was zu Anjous Partei gehört. Im Widerspruch mit der Geschichte bringt Lenz auch den päpstlichen Legaten (Leotychius) auf die Szene, der sich auf Seite des Königs von Arragonien stellt.[15])

Der zweite Akt spielt in Messina im Schlosse der Königin von Arragonien, Constantia. Hier führt der Verfasser eine Figur ein, die es in Wirklichkeit gar nicht gegeben hat: Isabella, die Schwester des Prinzen Salerno. Er läfst sie sich in den Prinzen Xaver, den Sohn Constantias und Don Pedros, verlieben. (In Wirklichkeit hatten Pedro und Constantia drei Söhne, Alfons, Jayma und Friedrich, von denen die beiden letzten sich am Kriege beteiligten; einer von ihnen ist das Urbild des Xaver.) In Männerkleidung schleicht sich Isabella, indem sie sich als einen Friedens-Unterhändler des Königs Philipp ausgibt, in das Schlofs Constantias ein. Constantia ist über die Friedensaussichten erfreut, aber der Sizilianer Procida sucht auf alle Weise ihren Hafs gegen die Franzosen zu schüren und fordert sie auf, Konradins Blut zu rächen. Der Betrug des vermeintlichen Unterhändlers wird entdeckt; Isabella verheimlicht aber ihre königliche Abstammung und gibt sich für eine einfache Französin aus. Nur dem Kammerfräulein Irene ist es bekannt, dafs die Liebe zum Prinzen Xaver, von dessen Heldentaten sie viel gehört, sie hergeführt habe.[16])

Der Schauplatz des dritten Aktes ist das Lager des Prinzen Xaver vor Tagesanbruch. Xaver will Konradins Tod rächen, kann aber nicht gutheifsen, was Procida und Zanus dabei im Schilde führen. Diese planen nämlich eine allgemeine Niedermetzelung der Franzosen. Er ist mehr zu einem Friedensschlusse mit Philipp geneigt. Der Admiral Loria teilt ihm mit, dafs die Gefangennahme des Prinzen Salerno einem Franzosen verdankt werde. Damit ist Isabella gemeint. Diese tritt währenddem als griechischer Sklave verkleidet ein. Xaver will den unerwarteten Bundesgenossen mit gefälschten Briefen zum Könige Philipp senden; Isabella gibt sich jetzt zu erkennen, und Xaver sieht jetzt ein, dafs sie nur aus Liebe zu ihm den Bruder verraten habe. Die darauf folgende zärtliche Szene, eine der besten im Stücke, wird durch die Nachricht, dafs Messina brenne, unterbrochen.[17])

Der vierte Akt enthält nur zwei Szenen. In der ersten hetzt

der päpstliche Legat den Zanus auf, mit der Metzelei der Franzosen baldigst zu beginnen. In der zweiten berichtet Loria den Tod des Procida und des Prinzen Salerno und vermutet, daſs auch Isabella ums Leben gekommen sei.

Die Handlung des fünften Aktes spielt sich in den Straſsen Messinas unter rauchenden Trümmern ab. Constantia und Xaver beweinen den Tod Isabellas, deren Sarge sie folgen. Philipp sucht unter den Trümmern seinen Sohn und verflucht dessen Verräter. Xaver erklärt, daſs er an dem Untergange Salernos schuld sei, da tritt plötzlich die totgeglaubte Isabella aus dem Gefolge des Königs vor, wo sie sich, als Mann verkleidet, verborgen hatte, und gesteht ein, daſs sie den Bruder verraten habe. Philipp ersticht sie mit dem Schwerte. Er selbst wird von Xaver erdolcht, worauf sich dieser das Leben nehmen will. Loria aber entwindet die Waffe seiner Hand. Damit endigt das Stück.[18])

Man kann nicht sagen, daſs das Stück besondere Vorzüge aufzuweisen habe. Wir sahen bereits, wie Lenz von den historischen Tatsachen abweicht und willkürlich Ereignisse und Personen zusammenstellt. Als Hauptpersonen läſst er Isabella und den Prinzen Xaver auftreten. Die erstere soll ein Heldenweib darstellen, das aus leidenschaftlicher Liebe zum Prinzen von Arragonien die Verräterin ihres Bruders und die Ursache des Unterganges ihrer Landsleute wird. Aber dieser so gut entworfene Charakter läſst in der Ausführung des Dichters zu wünschen übrig; wir bekommen Isabella nicht als Heldin, sondern als schwaches verliebtes Mädchen zu sehen. Ebenso matt ist der Charakter Xavers geraten, da dieser Prinz stets von Rache redet, aber nicht handelt. Die übrigen Charaktere sind noch weniger sorgfältig behandelt.[19])

Historische Stoffe interessierten Lenz auch in Moskau. So verfaſste er eine kleine dramatische Skizze, die das Bruchstück eines Trauerspiels aus dem Leben Boris Godunows vorstellt. Immer empfänglich für wahrhaft dramatische Stoffe, ist Lenz hier Vorgänger von Puschkin. Leider ist uns nur eine Szene dieses Trauerspiels erhalten geblieben.

B o r i s (sitzt in einem kleinen Zimmer mit Papieren umgeben, in denen er liest, vor ihm beugen sich einige russische Kaufleute): Gut, gut, ich verstehe eure Klagen. Ihr fürchtet, wenn dieses Kind groſs wird, möchte es zuviel tatarische Mursen an euren Hof ziehen. Es sollen Maſsregeln getroffen werden — (geht lange stumm auf und ab).

K a u f m a n n: Allein — wir wollen kein Blut vergieſsen — wir wollen es nur entfernen, daſs es nicht zur Regierung kommt —

Boris denkt an eine Internierung des Demetrius in einem Kloster,

die Kaufleute dringen auf Entfernung des Zarewitsch aus dem Reiche. Boris weist ihre Forderung heftig zurück; er fühlt sich gekränkt, dafs die Kaufleute dasselbe tatarische Blut, das in seinen eignen Adern fliefst und das ihn nicht gehindert hat, die tatarischen Heerscharen zu besiegen, in dem Kinde nicht leiden mögen. Zornig weist Boris die Kaufleute hinaus. [20])

Damit endet das Bruchstück. Der Plan des Trauerspiels ist schwer zu beurteilen, aber aus den Bemerkungen Lenzens läfst sich schliefsen, dafs das romantische Element mit traurigem Ausgange eine Hauptrolle in demselben spielen sollte. [21])

Auch aus seinem eigenen Zeitalter nahm Lenz Stoff zu historisierender Dichtung.

In Moskau schrieb er, als das Denkmal Peters des Grofsen in Petersburg errichtet wurde, eine neue Ode auf Katharina II.: „Auf des Grafen Peter Borissowitsch Scheremetjeff vorgeschlagene Monument“. In diesem Gedichte wird die Kaiserin als die Fortsetzerin der „Thaten Peters“, als Herrscherin eines durch die „Gallizins, Rumanzoff, Panins“ verherrlichten Landes, als „Landesmutter von vielen Millionen ihrer Unterthanen“ gepriesen. [22])

Interessant ist es, dafs diese Ode fast zu gleicher Zeit mit der „Felicia“ Derschawins (1743—1816) geschrieben ist.

Aber nicht Katharina allein, sondern auch ihre Würdenträger dienten dem ehemaligen „Stürmer und Dränger“ als Gegenstände seiner Dichtung. So in einem Gedicht: „Auf den Tod S. Erl. des Oberkammerherrn Senateur und Grafen Boris Petrowitsch Scheremetjeff“, das von schwülstigem, rhetorischem Pathos erfüllt ist. [23]).

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Moskau erteilte Lenz Privatstunden im Hause des Majors Tschagin, eines Verwandten der Fürstin Daschkow, die an der Spitze der Akademie des Wissenschaften stand. Tschagin, der etliche Jahre in Deutschland zugebracht und sich gründlich mit der deutschen Sprache und den deutschen Sitten vertraut gemacht hatte, erwies sich als „Gönner“, „Freund“ und Beschützer des nach Moskau verschlagenen deutschen Dichters. Diese Unterstützung geschah gleich am Anfange des Moskauer Aufenthaltes, als Lenz „mit Sprache und Sitten allhier noch völlig unbekannt war.“ Mit innigem Dankgefühl erwähnt Lenz diesen guten Menschen in dem Briefe an seinen Vater vom 18. Oktober 1785. Das Beispiel Tschagins bewog auch andere russische Adlige, sich Lenz gegenüber nicht wie einem Ausländer sondern „mit patriotischer Wärme“ zu verhalten *).

Bis zu jener Zeit hatte Lenz in Rufsland wie im Auslande Privat-

---

*) Siehe Beilage A Nr. 25 (Handschrift der Rigaer Stadtbibliothek).

stunden erteilt und war Erzieher gewesen. In Moskau wurde er Lehrer an zwei höheren Lehranstalten. Der Historiker Müller verschaffte ihm eine Stelle an der Schule seiner Verwandten, der Madame Exter.[24]) In seinem Briefe vom 18. Oktober 1785 versichert Lenz dem Vater, dafs seine Beziehungen zu dieser Schule bereits das fünfte Jahr beständen. Die Anstalt wurde von 90 Zöglingen besucht, 19 Lehrer wirkten an derselben. Seine Aufgabe bestand wahrscheinlich darin, die aristokratische Jugend zu unterweisen und sie teilweise zur Universität vorzubereiten. So erwähnt Lenz unter den Zöglingen, die die Anstalt bereits verlassen haben, zwei Verwandte des Grafen Soritsch, unter den noch in der Anstalt befindlichen Wjäsemski und den Fürsten Gagarin. Nach den Mitteilungen Lenzens standen die Universität und der Generalgouverneur von Moskau, Graf Anhalt, der Anstalt wohlwollend gegenüber*). Lenz gehörte der Anstalt als aufsichtsführender Lehrer oder Erzieher an.[25])

Lenz war auch bereits seit vier Jahren als Lehrer an dem „adligen Pensionsinstitut“, das vom Findelhause abhing, tätig. Wir ersehen dies aus seinem eigenhändigen Manuskript, das Weinholds Bibliothek in Berlin angehört, unter dem Titel „Rechenschaft von dem gegenwärtigen Zustande des Fortschritts in den Wissenschaften in der von dem kaiserlichen Findelhause zu Moskau veranstalteten adelichen Pensionsinstituts“ (8 Seiten in 4⁰). Am Anfange seines Rechenschaftsberichtes erwähnt Lenz die grofse Bedeutung der guten Einrichtungen für die Erziehung der adligen Kinder in Rufsland und teilt mit, dafs auch die genannte Anstalt diesem Zwecke dienen soll. Den Rechenschaftsbericht schreibe er, weil er der älteste Lehrer sei, der schon „vierjährige Erfahrung“ habe, und so am besten die Sachlage kenne. Die Anstalt erfreut sich nach Lenzens Worten des Vertrauens des Adels und erzieht eine beachtenswerte Anzahl von Kindern „von den besten Familien des Reichs“. Die besten Schüler können die Universität besuchen. So verfolgte das adlige Pensionsinstitut am Findelhause teilweise dieselben Ziele wie das berühmte Adlige Universitäts-Pensionat, das nach Lenzens Angabe mehr Zöglinge zählte. Die gröfste Zahl der Zöglinge der obersten Klasse diente bereits in der Garde und wurde zu den Vorlesungen beurlaubt. In Anbetracht dessen gehörte ein Teil der Lehrer dem Offiziersstande an, „allein der Hauptzweck ihrer Erziehung ist nicht der Militärische“.

Lenz schlägt eine Reihe von Verbesserungen im Unterrichtswesen vor; da man bereits eine gewisse Erfahrung erworben habe, sei es unumgänglich notwendig, den sichtbaren Mängeln abzuhelfen und die Anstalt auf ein höheres Niveau zu bringen. Lenz lehnt sich gegen das Mechanische

---

*) Siehe Beilage A Nr. 25 (Handschrift der Rigaer Stadtbibliothek).

und Pedantische des Unterrichts auf und weist darauf hin, dafs die Geschichte als „wichtigster Teil des Unterrichts“ zu gelten habe. In der obersten Klasse wurde sie in französischer Sprache gelehrt; ein Lehrer — Mr. Thierry — las mit den Schülern das Geschichtsbuch von Millot. Lenz findet einen solchen Unterricht für ungenügend und schlägt vor, das Fach einem Universitätsprofessor zu übertragen. Er erachtet es für unumgänglich, dafs zu einer Beratung über die vorgeschlagenen Änderungen im Stundenplane wenigstens ein der Sache näherstehender Lehrer hinzugezogen werde. Die Zustimmung der Lehrer sei die Hauptsache, ein Zwang von oben dürfe nicht ausgeübt werden. Lenz weist auch auf den Mangel guter Lehrbücher hin und empfiehlt unter andern im Einverständnisse mit dem Mathematik-Lehrer Saposchnikow die Übersetzung des Lehrbuches von Sturm. [26])

Lenz teilte augenscheinlich die pädagogischen Ideen Basedows, obgleich er früher einen Ruf an dessen Philanthropin ausgeschlagen hatte. Nachdem er beim Rektor Lau, der die deutsche Schule in Moskau leitete, „das fürtreffliche Elementarwerk des Herrn Basedow mit Kupfern“ gesehen, trachtete Lenz, dieses Buch zu kaufen, um es Mme. Exter als Zeichen der Achtung und Erkenntlichkeit anzubieten. Er plant, die Erklärung dieses Werkes bei einigen ihrer Pensionäre selbst zu übernehmen. Um es erstehen zu können, bittet er den Vater, ein Geschenk, das er dessen Güte verdanke, darauf verwenden zu dürfen *).

Erziehungsfragen enthalten auch die im Konzept erhaltenen Skizzen, die Lenz in Moskau verfafst hat und die sich jetzt ebenfalls in Weinholds Bibliothek in Berlin befinden, und zwar 1. „Der Stundenplan“, Dialog zweier Russen über Erziehung, $4^1/_2$ Seiten in fol., Zweiter Dialog, $1^1/_2$ Seiten in fol. (nicht vor 1789), 2. „Essai sur l'éducation presenté à S. Exc.“, 4 Seiten in fol., 3. „Brief vom Erziehungswesen an einen Hofmeister“, 4 Seiten grofses Postformat, dem schlechten Zustande des Hausunterrichts und Erziehung gewidmet, die „in den meisten polizierten Ländern in den Händen der Bedienten, Friseure, Kutscher und Läuffer ist“, 4. „Plan zu einer Subscription für die Erziehung der Landleute in den Dörfern des Falkenwaldes bis nach den Quellen des Wasserbaues und Troitschen Klosters durch Lehrer aus Seminarien“, 11 Seiten in fol. (nicht vor 1788).

So interessiert sich Lenz für die Fragen sowohl des privaten als auch des öffentlichen mittleren und niedern Bildungswesens. Sein Hauptinteresse ist auf die Erziehung des Adels gerichtet, was vollständig erklärbar ist; er stimmte mit den Unternehmungen der Re-

---

*) Beilage A Nr. 25.

gierung Katharinas überein. Er gedachte aber auch des Bürgerstandes (Essai sur l'éducation presenté à S. Exc.) und des Bauernstandes (Plan zu einer Subscription usw.). [27])

Wir finden es überflüssig, auf den Inhalt dieser Konzepte, die verschiedenen Jahren angehören, näher einzugehen, sie enthalten aufser einer Reihe ziemlich angemessener Ansichten auch unsinnige, die auf seine Geisteskrankheit hinweisen, die während seines Moskauer Aufenthalts allmählich immer mehr zunahm. Ähnliche Handschriften sind nicht sowohl durch ihren richtigen Inhalt, als vielmehr durch den Gegenstand, den sie behandeln, und durch die Stellungnahme Lenzens zu demselben beachtenswert. Es ist wichtig, dafs Lenz bei seinem Seelenzustande hoher, edler Regungen fähig ist und in seinem Kopfe alle möglichen Pläne zum Nutzen der russischen Aufklärung hegt.

Eine wichtige Stelle unter den erzieherischen Plänen, die ihn seit seiner Rückkehr aus dem Auslande beschäftigten, nimmt sein Projekt der Gründung einer Universität in Dorpat ein.

Schon im Jahre 1780 suchte er dafür den Kabinettssekretär Nikolai zu interessieren; er glaubte, dafs dieser, ein Schüler von Schöpflin in Strafsburg, dem Begründer vieler höherer Lehranstalten, das Projekt beifällig aufnehmen würde. [28]) Von demselben Gegenstande schreibt er auch seinem alten Gönner, dem Historiker und Bürgermeister von Dorpat, Gadebusch. Vor allem berührt Lenz die finanzielle Frage. Das Fehlen einer Universität in Livland, meint er, zwinge die Jugend, den Universitäten des Auslandes viel Geld zuzuwenden. Mit vollständiger Berechtigung weist Lenz auf die unerlässlichen Lebensanforderungen hin, durch die die notwendige Gründung einer Universität in Dorpat bedingt wird. Errichte man in Dorpat eine Universität, so werde das eine Flut der lernbegierigen Jugend herbeiführen und zum Heile der Stadt gereichen. [29])

Dieser Gedanke wird in den letzten Lebensjahren des Dichters zu einer Art fixen Idee; er nimmt eine grofse Stelle in seinen letzten Briefen ein. [30])

Während seines Aufenthalts in Strafsburg hatte sich Lenz lebhaft an dem Salzmannschen literarischen Kreise beteiligt und war der Begründer der neuen Strafsburger Literarischen Gesellschaft geworden. Die Neigung zu ähnlichen Gründungen verliefs ihn auch nicht in den Jahren seines Moskauer Lebens. Dafür zeugt ein nicht veröffentlichtes Projekt zur Errichtung einer Moskauer literarischen Gesellschaft. Der Entwurf ist in französischer und russischer Sprache abgefafst. Das französische Manuskript trägt die Überschrift: „Propositions de paix ou projet d'ouverture d'une Assemblée littéraire à Moscou.“

Diese Moskauer Gesellschaft sollte sich indes wesentlich von der Strafsburger unterscheiden. Die letztere verfolgte literarisch nationale Ziele und wachte über dem Deutschtum im Elsafs. Die Moskauer Gesellschaft sollte nach dem Gedanken Lenzens grofsen allgemeinen Bildungsaufgaben moralischen und religiösen Charakters dienen. Im Projekte sind drei Hauptziele hervorgehoben: 1. renouveller et embellir les églises de cette capitale; 2. d'inspirer de bonnes moeurs à tous les concitoyens de cette ville énorme; 3. à trouver des fonds solides à toutes les écoles possibles.

Die Zusammenkünfte sollten allwöchentlich am Dienstage „im Hause des verstorbenen Mitgliedes der Freien russischen Gesellschaft Iwan Gregorjewitsch" stattfinden. Es ist zweifellos, dafs darunter der Professor Iwan Gregorjewitsch Schwarz, ein bekannter Freimaurer und Freund von Nowikow, gemeint ist. Dieser Schwarz ist am 17. Februar 1784 gestorben. Folglich sollten die Versammlungen bei der Witwe Schwarz stattfinden, und das ganze Projekt wird dem genannten Jahre oder dem nächstfolgenden angehören.

Die Gesellschaft sollte einen aristokratischen Anstrich haben und sich meist aus den höheren Würdenträgern und Damen der höheren Stände bilden. „Diejenigen, denen der Zutritt zu diesen Versammlungen gestattet wird, erhalten Eintrittskarten im Hause der Fürstin Trubetzkoi; jedes Mitglied darf zwei Damen von guten Sitten mitbringen." Kunstwerke sollen die Versammlungsräume schmücken: „Am Eingange, in einem grofsen Saale werden gute Gemälde verschiedener Meister und Kupferstiche ausgestellt werden, damit die Herrschaften beider Geschlechts ihre Meinung darüber äufsern können."

„Vor dem Betreten des Sitzungszimmers versprechen die Mitglieder die völlige Vergefslichkeit alles dessen, was der pragmatischen Geschichte der vergangenen, alten und neusten Zeit, nicht nur der politischen, sondern auch der geistigen angehört. Denn es handelt sich hier nicht um Guelfen und Ghibellinen, nicht um Katholiken und Griechen, Lutheraner und Calvinisten, nicht um die Kriege der verschiedenen mit einander wetteifernden europäischen und asiatischen Völker. „Einziger Gegenstand der Beratungen ist die volle Übereinstimmung einzelner, mit Liebe zur Gottheit erfüllter Würdenträger zur Erneuerung und Ausschmückung der Kirchen der Hauptstadt, die in dieser Beziehung zum Vorbilde für ganz Rufsland dienen soll." Die Aufgabe der Versammlung ist ferner: „Mittel aufzufinden zur Vermehrung und Aufbesserung aller Lehranstalten, die sich in Moskau befinden oder nach Mafsgabe der Bevölkerung aller Stände sich als notwendig erweisen sollten."

Die Würdenträger, „die sich hier, ohne um Vorrang noch um andere Würden und Vorrechte zu streiten, vereinigt haben, begeben

sich in die inneren Gemächer zu einer geheimen Versammlung, während sich die Teilnehmer des schönen Geschlechtes" in Begleitung der Fürstin Trubetzkoi „ohne irgend welche Platzordnung um den Tisch herum setzen."

Hier werden ihnen Vorträge gehalten. „Herr Sonnenblatt spricht mit ihnen über die Proportionen in den Gemälden" oder erklärt das Verhältnis der Anatomie zur Kunst. „Herr Klaud beweist die Übereinstimmung der öffentlichen und privaten Gebäude mit der Architektur des allerhöchsten Baumeisters des menschlichen Körpers." Diese Unterredungen schliefst der Kollegienassessor Roszberg mit einem Vortrage „über den Geschmack der nationalen Architektur in Rufsland" und mit Vorschlägen, dieselbe zu verbessern.

Es folgen Predigten in russischer, deutscher und französischer Sprache. Der Sekretär liest Abhandlungen vor, deren Themata von dem Vorstande der Gesellschaft bestimmt worden sind. Nach Stimmenmehrheit wird der Verfasser zum „Akademiker" ernannt. Nach dem Vortrage eines Musikstückes hält einer der Würdenträger des Geheimrates die Schlufsrede und entläfst die Gesellschaft.[31])

Dies der Entwurf. Vor allem müssen wir bezweifeln, dafs er in seiner Gesamtheit dem Gedankenkreise unseres Dichters angehört; die bestimmten Angaben über Ort und Zeit der Versammlungen, sowie über die tätigen Persönlichkeiten lassen darauf schliefsen, dafs es sich um eine wirkliche Gesellschaft handelt, die im Begriffe stand, zusammenzutreten. Vielleicht hat die Gesellschaft tatsächlich einige Zeit bestanden. Es ist zu beachten, dafs die Zusammenkünfte der Gesellschaft in dem Hause eines hervorragend tätigen Freimaurers stattfinden sollten, und dafs eine Hauptrolle in denselben augenscheinlich einer Vertreterin der Trubetzkoischen Familie zufallen sollte. Von dieser Familie befanden sich zwei Mitglieder (die Fürsten J. N. und P. N. Trubetzkoi) unter den hervorragenden Vertretern der Moskauer Freimaurer.

In dem Lenzschen Projekte sind die Anklänge an das Freimaurertum vernehmlich genug. Diese neue literarische Gesellschaft trägt einen religiösen Charakter, zugleich aber auch einen kosmopolitischen, der die Vertreter verschiedener Glaubensbekenntnisse umfafst; Predigten werden in derselben gehalten; die Hebung der Sittlichkeit wird als eine Aufgabe der Gesellschaft bezeichnet; der Schleier des Geheimnisvollen, der bei den Freimaurern so beliebt ist, ruht über den Versammlungen; die Rede Klauds war augenscheinlich ganz im Sinne der Freimaurer gedacht.

Der pietistische Sauerteig, den Lenz in seiner Kindheit genossen, und die Neigung zur überspannten Religiosität und Mystik, die durch den Einflufs des Lavaterschen Kreises gestärkt worden war, hatten ihn zur Aufnahme freimaurerischer Ideen vorbereitet, umsomehr als in vielen Punkten (besonders in der Bekämpfung des Rationalismus

und des religiösen Indifferentismus) die Stürmer und Dränger den Freimaurern von Anfang an die Hand reichten.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland wurde Lenz augenscheinlich Mitglied der Freimaurerloge „Zum Schwert" in Riga. Unter den Brüdern befand sich auch der Freund Lenzens, Baron Vietinghoff, der im Jahre 1780 starb und dem Lenz in der Mitauer Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen" unter der Überschrift „Etwas über Philotas Karakter" („Ein Veilchen auf sein Grab") einen Nachruf widmete. Aufserdem hielt Lenz in der Rigaer Freimaurerloge eine Gedächtnisrede auf den Baron.[32])

In Moskau geriet Lenz mitten in eine grofse Freimaurerbewegung hinein. Dort bestand sogar eine deutsche Loge „Zur Freundschaft", die im Jahre 1777 vom Universitätsprofessor Matthai begründet worden war. Deren in deutscher Sprache verfafste Statuten werden im Moskauer Rumjanzow-Museum (Manuskript Nr. 375) aufbewahrt. Im Mitgliederverzeichnis, das bis zum Jahre 1779 geführt ist, steht an hervorragender Stelle einer der Moskauer Freunde Lenzens, dem eins von den letzten Gedichten „Was ist Satyre?" gewidmet ist.*)

Als ein eifriger Verbreiter des Freimaurertums erwies sich der bereits erwähnte Professor Schwarz, der im Jahre 1776 aus Deutschland nach Moskau gekommen war. Drei Jahre später (1779) siedelte N. J. Nowikow aus St. Petersburg nach Moskau über, befreundete sich mit Schwarz und legte den Grund zu seiner umfassenden freimaurerischen Tätigkeit im Sinne der Aufklärung und Philanthropie.

So fallen die Jahre des Moskauer Lebens Lenzens (1781—1792) mit der erfolgreichsten Zeit des russischen Freimaurertums zusammen, das seinen besten Ausdruck in der Tätigkeit Schwarzens und Nowikows (1779—1792) gefunden hat. Der von erleuchtenden Bestrebungen erfüllte, in der Aufstellung von Projekten zum Wohle der Menschheit freigebige, von den freimaurerischen Ideen bereits ergriffene Stürmer und Dränger konnte der Wirksamkeit dieser bedeutenden Männer seine gröfste Sympathie nicht vorenthalten, mufste sich von der schwungvollen Begeisterung hinreifsen lassen, mit der sie sich in den Dienst des allgemeinen Wohles stellten.

Die persönliche Bekanntschaft Lenzens mit Schwarz unterliegt keinem Zweifel. Davon zeugen auch die durch das Projekt der literarischen Gesellschaft in Moskau festgestellten Beziehungen zur Witwe des berühmten Freimaurers und der herrliche Nachruf, den Lenz ihm in demselben Projekt widmete, worin Schwarz als „ein zum

---

*) In dem erwähnten Manuskript Nr. 375 finden wir folgende Einzeichnung: 21. Joh. Jakob Kaufmann. Reformirter Verbi Divini Minister. Lehrling 10. August 1779.

Wohle des Vaterlandes und dieser alten Hauptstadt sich aufopfernder Mann“ genannt wurde. Aufserdem kann man in dem Projekte den Einflufs einzelner Ideen und Geschmacksrichtungen Schwarzens nicht verkennen.*)

In dem Projekt ist auch die Vereinigung der kulturellen, literarischen und künstlerischen Ziele beachtenswert.

Schwarz hatte sich in seinen Vorlesungen die nähere Verbindung der Werke der Literatur mit denen der Kunst zur Aufgabe gestellt. In dem Verzeichnis der öffentlichen Vorlesungen an der Moskauer Universität und den mit ihr verbundenen beiden Gymnasien vom 17. August 1782 bis 26. Juni 1783 steht, dafs Schwarz Montags und Donnerstags von 4—6 Uhr nachmittags „ästhetisch-kritische Vorlesungen über alle deutschen Schriftsteller, die sich in der Welt durch ihren Verstand ausgezeichnet haben, sowohl Dichter als Prosaiker“ halten werde. Der Professor beabsichtigte sogar, die deutschen Schriftsteller mit den Dichtern alter und neuer Zeit zu vergleichen: „Endlich werden in denselben auch Kunstwerke und Arbeiten wie Statuen, Gemälde, alte Bauwerke mit den Geisteserzeugnissen verglichen und auf den gegenseitigen Zusammenhang hingewiesen werden.“**)

Einer der Hörer Schwarzens charakterisiert diese Vorlesungen folgendermafsen: „Schwarz stellte sein unschätzbares Talent nicht unter den Scheffel . . . . einzig zu diesem Zwecke (d. h. um das Majestätische, Harmonische und Vollkommene der ganzen Schöpfung zu zeigen) hielt er seine feierliche, ästhetisch-kritische Vorlesung an der Universität, eine Vorlesung, die unsere ungehobelten und groben Empfindungen zur Feinheit der Malerei, zum Harmonischen der Skulptur, zur Vollkommenheit der Architektur, zu den unwiderlegbarsten Beweisen der Geometrie, zu der Lieblichkeit der Dichtkunst, zur grenzenlosen Ordnung der Astronomie, zu der Leichtfafslichkeit der Anatomie, und Physiologie, zu der Berechtigung der Physiognomik und Chiromantie, zu der wunderbaren Entdeckung der Magie und der Kabbala, zu der Wandlung des Natürlichen zum Übernatürlichen, zur Chemie und vielen anderen Wissenschaften, die die grenzenlose Harmonie, die im Inneren der Natur ruhen, bezeugen, hinwies.“ [33])

In dem Projekt Lenzens waren auch Unterredungen und Vorlesungen über die Kunst (Malerei, Skulptur, Architektur), über Wissenschaft, Anatomie und Optik vorgesehen.

---

*) Der Einflufs Schwarzens ist selbst in einzelnen Ausdrücken Lenzens ersichtlich. Schwarz liebte Gott als den „allweisen Baumeister des Weltalls“ zu bezeichnen (Tichonrawow, Bd. III, 1. Teil, S. 75). Bei Lenz finden wir die Bezeichnung „allerhöchster Baumeister des menschlichen Körpers“.

**) Wir zitieren nach dem im Hauptarchiv des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten befindlichen Exemplare des Verzeichnisses.

Die literarische Gesellschaft entstand augenscheinlich unter dem Einflusse der Ideen Schwarzens, die sowohl in den erwähnten ästhetisch-kritischen Vorlesungen, sowie auch in den in seiner Wohnung (vom 3. September bis zum 31. Dezember) gehaltenen Vorträgen „über die drei Erkenntnisse des Interessanten, Angenehmen und Nützlichen" zum Ausdruck kamen. Am Anfange seiner Vorträge erklärte er den Inhalt derselben: „Unter Erkenntnis des Interessanten ist hier nicht diejenige gemeint, die, an sich unnütz, nur die sogenannte Neugier im allgemeinen Sinne des Wortes befriedigt. Nein, unter der Erkenntnis des Interessanten versteht sich hier diejenige, die unsern Verstand nährt, aber keinen dauernden Nutzen für das zukünftige Leben oder die Ruhe der Seele bringt. Die Erkenntnis des Interessanten beantwortet uns beispielsweise die Fragen: Was ist der Donner? Was ist die Luft? Auf welche Weise bringt die Erde die Pflanzen hervor? usw. Die Erkenntnis des Angenehmen betrifft die Malerei, die Dichtkunst, die Musik usw. Sie befriedigt unser Gehör, Gesicht und nährt durch die Einbildung unseren Verstand. Die Erkenntnis des Nützlichen ist für den Menschen am notwendigsten. Sie führt uns schliefslich zur wahren Liebe, zum Gebet und zum Streben des Geistes nach höherem Verständnis." [34])

Alle diese drei Arten der Erkenntnis waren augenscheinlich auch in der Moskauer literarischen Gesellschaft, deren Projekt Lenz nach Schwarzens Tode entworfen hatte, berücksichtigt.

Schwarzens Lebensgang ist bis zu seiner Ankunft in Rufsland leider wenig bekannt, aber im Hinblick auf seine Moskauer Tätigkeit sind wir zu der Annahme berechtigt, dafs er sich schon in seiner Heimat jener westeuropäischen Kulturströmung angeschlossen habe, die eine Reaktion gegen die bisherige rationalistische Aufklärung bildete und an deren Spitze Männer wie der „nordische Magus" Hamann und der „südliche Magus" Lavater standen.

Schwarz hat mit diesen deutschen Schriftstellern sowohl die tiefe Religiosität wie den Mystizismus und den Abscheu vor dem gewöhnlichen Rationalismus gemein. Seine philosophischen Vorlesungen waren gegen die französischen Rationalisten des 18. Jahrhunderts gerichtet. Lavaters Neigung zur Physiognomik teilte er ebenso, wie er sich von Hamanns „wunderbaren Entdeckungen der Magie und Kabbala" in dessen besonderer Wertschätzung der Bibel angezogen fühlte. [35])

Wenn wir uns der freundschaftlichen Beziehungen Lenzens zu Lavater und seiner Abhängigkeit von dem Stammvater der Sturm- und Drang-Periode, Hamann, mit dem er in Briefwechsel stand, erinnern, so verstehen wir die zahlreichen Berührungspunkte zwischen unserm Stürmer und Dränger und Schwarz, den man als einen Hauptfaktor jener Kulturströmung in Rufsland bezeichnen kann, die in so vielen Beziehungen

mit den Bestrebungen der Sturm- und Drang-Periode verwandt war. Manche Tendenzen dieser letzteren offenbarten sich in der Richtung Schwarzens, der viel dazu beigetragen hat, die Sympathien der russischen Jugend von der französischen Literatur auf die deutsche zu lenken.

So schätzte Lenz in Schwarz die Hamann-Lavatersche Richtung, der er selbst in so hohem Maſse gehuldigt hatte.

Durch Schwarz lernte Lenz wahrscheinlich auch Nowikow kennen, dessen für Ruſsland so fruchtbringende Tätigkeit bei der Herausgabe von Übersetzungen und Originalwerken er in einem Briefe an den Generalgouverneur von Moskau, den Grafen Anhalt, rühmend hervorhebt.[36]) Zugleich schätzte Lenz in Nowikow auch den selbständigen Schriftsteller. Unter den noch nicht veröffentlichten, zu Weinholds Bibliothek gehörigen Lenzschen Handschriften befinden sich Übersetzungen: „Aus dem ersten Theil der alten diplomatischen Bibliothek des Herrn von Nowikow“ (12 Seiten in folio) und „Probe des obenerwähnten Vortrages“ (Nr. 10 der alten russischen Bibliothek. 1 Seite in fol.).*)

Unter dem Einfluſs und unter den Fittichen der Nowikow'schen „Gelehrten Gesellschaft der Freunde“, die dem nach Moskau verschlagenen Stürmer und Dränger Zuflucht in ihrem Hause gewährt hatte, plante Lenz auch die Übersetzung mehrerer Werke aus dem Russischen ins Deutsche. Von diesen Übersetzungen erschien nur eine unter dem Titel: „Übersicht des Russischen Reiches nach seiner gegenwärtigen neueingerichteten Verfassung, aufgesetzt von Sergei Pleschtschejew, Seekapitain und Ritter vom Orden des heiligen Georg. Aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz. Moskau, Verlegts Christian Rüdiger, Universitäts-Buchhändler 1787“ (220 Seiten in 8⁰). Am Schlusse ist angegeben: „Leipzig, gedruckt mit Breitkopfischen Schriften.“**) Es ist eine getreue Übersetzung des in Petersburg im Jahre 1787 erschienenen Buches von Pleschtschejew, das den Versuch einer Beschreibung Ruſslands in geographischer, ethnographischer, kommerzieller und administrativer Hinsicht darstellt.

In Moskau lebend, fühlte sich Lenz als ein ganzer Russe; mit groſsem Interesse beteiligte er sich an allen Fragen des russischen Lebens, die in der Regierungszeit Katharinas II. aufgeworfen wurden. Seine Briefe aus der Moskauer Zeit enthalten eine Fülle von Projekten zum Wohle Ruſslands.[37]). Die Übersetzung des Pleschtschejewschen Buches be-

---

*) Beide Übersetzungen stammen, wie aus dem Wasserzeichen des Papiers (1788) ersichtlich, aus den letzten Lebensjahren Lenzens.

**) Im Jahre 1790 erschien die zweite Auflage, siehe „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaft und Künste“ von Ersch und Gruber, 2. Section 43. Bd. 91. Sp. (Leipzig 1889).

zweckte, das deutsche Publikum mit der Lage Rufslands unter der Philosophin auf dem Kaiserthrone bekannt zu machen.

Zum gleichen Zwecke beabsichtigte Lenz auch die Übersetzung des Werkes von Michael Tschulkow: „Historische Beschreibung des russischen Handels", das in den Jahren 1781—88 in 7 Teilen und 21 Bänden in Moskau erschienen war.*) Bruchstücke dieser ungedruckten Übersetzung haben sich auch unter den Papieren Lenzens in Weinholds Besitz erhalten. So auf 7 Seiten in folio: „Einige Auszüge aus dem 2ten Buch sechsten Theils der russischen Handelsgeschichte Michael Tschulkofs, von Erzeugung und Umsatz eigner russischen Produkte." Aufserdem auf 3 Seiten in folio: „Anzeige des 2ten Theils 6ten Buchs der Russischen Handelsgeschichte Michael Tschulkofs."

Lenz gedachte wohl kaum, sich auf solche Bruchstücke zu beschränken. Im Gegenteil, die Übersetzung der Werke Tschulkows bildete augenscheinlich die Lieblingsbeschäftigung der letzten Jahre seines leidenvollen Lebens. So kann man wenigstens aus dem Briefe Petrows an Karamsin schliefsen, in dem dieser, den Tod Lenzens berichtend, hinzufügt: „Wir aber, die wir mit Lenzens Nachlasse, mit der Geschichte des Handels hier zurückgeblieben, werden jeder unseren Band vornehmen, wir werden ihn lesen, wiederholen, Auszüge daraus machen, bis wir auch dahin aufbrechen, wo russische Kaufleute keinen Handel treiben, und wo Handelsgesetze überflüssig sind." [38])

Es ist auch möglich, dafs Lenz eine selbständige Arbeit über die Geschichte des Handels unter Mitwirkung von Petrow u. a. schreiben wollte. Arm wie ein Bettler, ohne einen Groschen in der Tasche, war er jetzt stets mit Fragen des Handels und der Industrie beschäftigt und schrieb über Errichtung von Banken, Kanalbauten usw.

Auch die russische Belletristik zog Lenzen an. Im November 1785 schreibt er seinem Vater: „Ich habe das Glück gehabt, Sr. Excellenz dem Herrn Curator Cheraskoff besonders empfohlen zu seyn und beschäftige mich gegenwärtig mit einem Aufsatz über einige Schönheiten seiner Gedichte, insofern sie auf die Erziehung der russischen Jugend Einflüsse haben."**) Unter den Lenzschen Handschriften der Weinholdschen Bibliothek befindet sich auch ein Konzept eines Lenzschen Aufsatzes über die „Russiade" Cheraskows (4 Seiten in folio), „der nicht so wohl für reife und gebildete Leser als für die Jugend" bestimmt war. Die Abhandlung ist ein Bruchstück geblieben, der Verfasser kam nur dazu, seine Ansicht über die alte Geschichte des russischen Volkes in ihrer Beziehung zu dem Klima des

---

*) Wörterbuch der russischen Schriftsteller vom Metropoliten Eugenius, Moskau 1845, Bd. II, S. 243.

**) Beilage A Nr. 25.

von ihm bewohnten Landes darzulegen. Aus der Handschrift ersieht man ferner, dafs Lenz auch die Herausgabe einer andern Arbeit über Cheraskow unter dem Titel „Über einige Schönheiten der andern Gedichte des Verfassers der Russiade“ geplant hat.

Die ersten fünf Gesänge der „Russiade“ hat Lenz ins Deutsche übersetzt; er beabsichtigte die Arbeit durch einen nach Deutschland reisenden Moskauer Bekannten seinem alten Verleger Boie zur Aufnahme im „Deutschen Museum“ zu schicken, „um doch das deutsche Publikum mit dem Genius der russischen Epopée auch bekannt zu machen.“ *) Diese Übersetzung ist leider verloren gegangen.

Die Wahl der Cheraskowschen Dichtung zur Übersetzung kann von dem russischen Kreise, in dem Lenz in Moskau verkehrte, beeinflufst worden sein. Wenigstens bezeichnet im Jahre 1787 Karamsin in einem Briefe an Lavater Cheraskow als den besten russischen Dichter. [39])

Abgesehen vom Zeitgenössischen interessierte sich Lenz auch für die alte russische Literatur; dafür zeugt auch ein unter denselben Manuskripten erhaltenes Bruchstück über die älteste russische Poesie. Vielleicht haben ihn zu dieser Abhandlung die in Moskau erschienenen Ausgaben desselben Michael Tschulkow: „Russische Volkssagen über die Helden“ (1780), „Alte Sagen der alten Slaven oder die Abendstunden“ in 6 Teilen (1787) veranlafst. [40])

Wahrscheinlich ist Lenz durch Vermittlung der „Gelehrten Gesellschaft der Freunde“ mit Karamsin und Petrow bekannt geworden.

Was Karamsin betrifft, so haben wir die vier Jahre (1785—88) im Auge, die dieser vor seiner Abreise ins Ausland unter den Fittichen des Nowikowschen Kreises in Moskau verlebt hat. Einen Teil dieser Zeit verlebte Karamsin mit Lenz unter einem Dache. [41]) In seinem Briefwechsel mit Lavater bezeichnet Karamsin vom Jahre 1787 an seine Wohnung im Hause Nowikows. [42]) Hieraus kann man schliefsen, dafs gerade in diesem, früher dem Professor Schwarz gehörigen Hause unweit des Mentschikow-Turmes zu gleicher Zeit einer von den hervorragendsten Vertretern der deutschen Sturm- und Drang-Periode und der junge russische Schriftsteller, dem es bestimmt war, einer ganzen Periode der russischen Literatur seinen Namen zu hinterlassen, gewohnt haben.

Karamsin erwähnt Lenzens zuerst im April 1787 in einem Briefe an Lavater.

Mit dem Züricher „Propheten“, dem Verfasser der „Physiognomik“ und Freunde Lenzens, war Karamsin im Jahre 1786 in Briefwechsel

*) Lenzens Brief an den Bruder aus Moskau (Lenziana der Rigaer Stadtbibliothek Nr. 17).

getreten. Am 14. August dieses Jahres schickte er Lavater einen begeisterten Brief, der den Beweis erbringt, dafs die Werke des „Magus des Südens“ stets ein Gegenstand seines aufrichtigen Enthusiasmus gewesen sind. Der junge Schriftsteller verschwendet die schmeichelhaftesten Bezeichnungen an die Adresse des Schweizer Pastors: „grofser Lavater“, „grofser Mann und wahrer Christ“, „grofser und edler Mann“. Mit jugendlichem Eifer offenbart er ihm seine Seele, enthüllt ihm sein Herz und bekundet ihm sein Entzücken über dessen Werke: „Gott! warum bin ich so weit von dem gebohren, den mein Herz so sehr liebet, und hoch achtet, ohne ihn persönlich zu kennen! Wäre es nicht wohl, wenn der Bote Deiner Güte, die Sonne, Dich mit Wohlthaten mir da verkündigte, wo die Herzen der Jünglinge Lavaters Stimme zur wahren Weisheit einladet?“ [43])

Es entsteht nun die Frage: Wer hat den jungen Karamsin auf die Werke Lavaters aufmerksam gemacht? Wie soll man sich diese Begeisterung für den Züricher „Magus“ erklären?

Vor allem mufs man hier den Einflufs Schwarzens veranschlagen. Wir sahen bereits, dafs die Lehre dieses eifrigen Adepten des Freimaurertums sich der Hamann-Lavaterschen deutschen Kulturströmung sehr näherte. Schwarz stellte Lavater auf gleiche Stufe mit dem berühmten Mystiker des 17. Jahrhunderts, Jakob Böhme, hielt beide für seine grofsen Gesinnungsgenossen und empfahl sie beharrlich seinen Zuhörern. [44])

Obgleich Schwarz schon im Jahre 1784 gestorben war, so lebte doch sein Geist in dem Nowikowschen Kreise weiter, dem Karamsin und Petrow beigetreten waren. Letzterer war ein akademischer Zuhörer Schwarzens gewesen und konnte wohl seinen Freund mit seinem Enthusiasmus für diese Vorlesungen angesteckt haben. Nach der Erzählung Dmitriews „war die bescheidene Wohnung der jungen Litteraten durch drei Scheidewände abgeteilt; in der einen Abteilung stand auf einem mit grünem Tuch behangenen Tische die Gypsbüste des Mystiker Schwarz . . .; in der anderen Christus am Kreuz unter einer Hülle von schwarzem Flor.“ [45])

Lavater hatte überhaupt viele Verehrer in Moskau und vor allem unter den Vertretern der deutschen Kolonie. So den Pastor Brunner, der in Briefwechsel mit Lavater stand, und den bekannten Historiker Müller. Unter den Papieren des letzteren, die Eigentum des Hauptarchives des Ministeriums des Äufseren sind, befindet sich eine von ihm eigenhändig geschriebene, augenscheinlich zum Druck bestimmte Ankündigung einer französischen Ausgabe der Lavaterschen „Physiognomik“, in der auch „alte und neue russische Helden ihren Platz“ finden sollten. Indem sie das berühmte Buch als „eine neue Quelle der Erkenntnis des Menschen“ bezeichnen und darauf hinweisen,

dafs es „bei allen Liebhabern und Kennern bisher nur Beifall erworben habe", laden die Verfasser des Aufrufes zur „Subskription beim Herrn Staatsrat Müller und beim Herrn Pastor Brunner" ein. Aus einzelnen Ausdrücken dieses Aufrufes kann man vermuten, dafs beide Männer russische Mitarbeiter dieser Ausgabe des Lavaterschen Werkes waren.[46])

Lavater war auch in den Kreisen der Moskauer Freimaurer volkstümlich: J. P. Turgenjew und J. W. Lopuchin gehörten zu seinen Verehrern.[47])

Abgesehen von diesen Umständen, die viel zur Begeisterung Karamsins an den Werken Lavaters beitrugen, gab es in Moskau eine Menge von Leuten, die Lavater persönlich kannten. So den Dr. Fränkel, ein Patenkind Lavaters, früheren Studenten der Strafsburger Universität in den Jahren 1774—1775 [48]), und Lenz.

Karamsin kannte sie beide [49]) und konnte ohne Zweifel eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, Nachrichten über die Persönlichkeit und das Leben des Mannes zu erhalten, dessen Werke ihn so angezogen hatten. Wir werden uns daher nicht irren, wenn wir Lenzen, dem Freunde Lavaters, einen gewissen Einflufs auf den Entschlufs Karamsins, sich brieflich an Lavater zu wenden, zuschreiben.

In seinem Antwortschreiben an Karamsin bittet Lavater, Lenz, Dr. Fränkel und Pastor Brunner zu grüfsen und Lenzen zugleich den beigelegten Brief zu übergeben.[50])

„Lieber Lenz," schreibt Lavater seinem alten Freunde, „Dank für Deinen Brief ohne Datum, samt den Beilagen von Silhouetten, die mich schrecklicher Zeitarmut wegen weniger interessieren. Deine Urteile als Charakter betrachtet, sind mir wichtiger. Denke nicht, dafs ich Deiner vergessen, quem amavi, nunquam non amabo.

Hättest Du mir doch auch mehr von Dir, Deiner Person und Lage Deinem Thun und Leiden, Deinem Lieben und Hoffen, Deinem Sehnen und Glauben geschrieben.

Goethe ist jetzt in Neapel oder Rom und arbeitet an der neuen Ausgabe seiner Werke, die er um die Hälfte vermehren will. Wenn er bald herkommt, will ich Deinen Auftrag mündlich ausrichten. Etwas, was physiognomischen Linien ähnlich sieht, wird nun bald in England von mir gedruckt. Ich bin nun neben Pfenninger an der Peterskirche, welches ein traumhaftes Glück für mich ist. Mama ist gesund. Mein Sohn studiert Medizin in Göttingen. Meine zwo Töchter machen mir täglich Freude. Meinen ‚Nathanael für Nathanaele' wünscht' ich von einigen Christen in Deiner Gesellschaft gelesen. Adieu Lieber! Lieber wenig, als die Antwort aufgeschoben. Küfs Deiner Stiefmutter in meinem Namen die Hand. Will's Gott, kann ich Dir auch einmal schreiben."

Der Brief schliefst mit den rätselhaften Worten: „Land! Land! Land!“ [51])

So steht es fest, dafs Lenz sich auch in Moskau mit physiognomischen Beobachtungen abgegeben und Lavater Bilder und Beschreibungen gesandt hat. Es ist ebenso klar, dafs der „Züricher Prophet“ (er hatte sicher Grund dazu) in Lenz noch immer den Adepten seiner Lehre und den Verbreiter seiner Bücher sieht.

„Was soll ich Ihnen von Lenzen sagen?“ schreibt Karamsin in seiner Antwort an Lavater unter dem 20. April 1787. „Er befindet sich nicht wohl. Er ist immer verwirrt. Sie würden ihn gewifs nicht erkannt haben, wenn Sie ihn jetzt sähen. Er wohnt in Moskau, ohne zu wissen, warum. Alles, was er zuweilen schreibt, zeigt an, dafs er jemals viel Genie gehabt hat; jetzt aber .... Ich habe ihm Ihren Brief persönlich eingehändigt.“ [52])

Man könnte fragen, ob denn wohl, bei einem derartigen physischen und geistigen Gesundheitszustande, der unglückliche Stürmer und Dränger, in dem das Feuer des früher so leuchtenden Talents nur noch nachglimmte, bei dem strebsamen, hoffnungsfreudigen jüngeren Schriftsteller wirklich so viel Interesse erwecken konnte? Ob er wirklich irgendwelchen Einflufs auf ihn ausüben konnte?

Es kann aber schliefslich nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dafs Karamsin tiefe Teilnahme an der Person und dem Schicksale des Schriftstellers, der nach den Worten Goethes „wie ein Meteor am Horizonte der deutschen Literatur vorbeigeflogen war“, genommen hat. Das bezeugen die „Briefe eines russischen Reisenden“, in denen häufig von Lenz die Rede ist; jedesmal spricht der Verfasser von ihm mit sichtbarer Teilnahme und Mitleid. Nach Dorpat gekommen, vergifst Karamsin nicht, sich nach dem ältesten Bruder Lenzens, dem Dorpater Pastor, zu erkundigen; er erfährt, dafs dieser ein sehr gutes Einkommen besitzt, und läfst es sich nicht nehmen, ihm Vorwürfe zu machen, dafs er seinen Moskauer Bruder nicht unterstütze. „Hier lebt ein Bruder vom unglücklichen Lenz. Er ist Hauptpastor, von allen geliebt, und bezieht ein sehr gutes Einkommen. Gedenkt er wohl seines Bruders?“

Karamsin bringt bei einer Unterredung mit einem Livländer Edelmann, einem liebenswürdigen, lebhaften Mann, ein Gespräch über Lenz an und legt demselben folgende Charakteristik Lenzens, die er augenscheinlich selbst teilt, in den Mund: „Ach mein Herr!“ sagte er mir, „gerade das, was den einen berühmt und glücklich macht, ist ein Unglück für den Andern. Wer bewundert nicht, wenn er die Dichtung des sechzehnjährigen Lenz und alles, was er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben, liest, die Morgenröte eines grofsen Geistes? Wer denkt nicht: das ist ein junger Klopstock,

ein junger Shakespeare? Aber Wolken haben diese Morgenröte verdunkelt und die Sonne kam nicht zu glänzendem Aufgang. Die tiefe Empfindsamkeit, ohne die Klopstock nicht Klopstock und Shakespeare nicht Shakespeare gewesen wäre, hat ihn zu Grunde gerichtet. Unter andern Verhältnissen wäre Lenz unsterblich geworden."

Karamsin ist weit davon entfernt, Lenz selbst wegen des traurigen Endes seines leidenvollen Lebens anzuklagen. Im Gegenteil, er hält ihn für das Opfer des Überflusses an „tiefer Empfindsamkeit", aus der der „grofse Geist" geweissagt worden war einerseits und an „viel Unglück" andrerseits.[53])

Auch die mancherlei sympathischen Eigenschaften, die der unglückliche Dichter im persönlichen Verkehre zeigte, blieben Karamsin nicht verborgen. Nach seinen eignen Worten „rührte" ihn Lenz durch seine „Gutmütigkeit" und die „Geduld", mit der er das über ihn hereingebrochene Elend ertrug.[54])

Bei der ersten Begegnung, die Karamsin mit Wieland in Weimar hatte, kam die Rede auf Lenz. „Dann fragte Wieland, wie ich, in Moskau lebend, deutsch zu sprechen gelernt habe? Ich erwiderte ihm, dafs ich Gelegenheit hatte, mit Deutschen zu verkehren, und zwar mit solchen, denen ihre Sprache sehr geläufig war, und erwähnte dabei Lenz. Die Rede kam nun auf diesen unglücklichen Mann, der ihm einst gut bekannt war."[55])

Einen seiner Briefe widmet Karamsin von Anfang bis zu Ende der Beschreibung, wie Lenz am Weimarer Hofe gelebt habe. „Verschiedene Anekdoten über unsern Lenz wurden mir hier erzählt. Er kam hierher Goethes wegen, seines Freundes, mit dem er zusammen in Strafsburg studiert und der damals schon am Weimarer Hofe war. Er wurde sehr gut wie ein Mann von Fähigkeiten aufgenommen, bald aber entdeckte man einige Sonderbarkeiten an ihm." Karamsin berichtet nun die uns bereits bekannte Anekdote über das taktlose Benehmen Lenzens auf dem Hofballe. Er erzählt auch andere Weimarer Gerüchte und Klatschereien über die Verliebtheit Lenzens, über seine Seufzer der jungen Herzogin wegen und sucht einige biographische Tatsachen festzustellen usw.[56])

In dem ersten Briefe aus Zürich erwähnt Karamsin Lenzens unter einer Reihe sehr geachteter Schriftsteller, die ihm diese Stadt der Schweiz sehr wert gemacht hätten:

„Mit unendlicher Freude näherte ich mich Zürich; mit Entzücken erfüllte mich die Lage, der klare Himmel, die schöne Umgegend, der helle, spiegelglatte See mit seinen herrlichen Ufern, wo der zartfühlende Gefsner Blumen zum Schmucke seiner Hirten und Hirtinnen gepflückt hatte; hier erfüllte sich die Seele des unsterblichen Klopstock mit den grofsen Gedanken von der Vaterlandsliebe, die sich später

mit so wilder Majestät in seinen „Hermann" ergossen; hier sammelte Bodmer den Stoff in seinem „Noah" und nährte sich an dem Geiste der alten Patriarchen; hier umfingen Wieland und Goethe in süfser Trunkenheit die Musen und träumten für die Nachkommen; hier erblickte Friedrich v. Stolberg durch den Nebelschleier von neunundzwanzig Jahrhunderten in seinem Geiste den ältesten Dichter der Griechen, den Sänger der Götter und Helden, den greisen mit Lorbeeren bekränzten Homer, der die griechische Jugend durch seinen Sang begeisterte; er sah und hörte ihn und wiederholte ein treues Echo des Sanges in der Sprache der Teutonen; hier wandelte Lenz in seinem Liebesgrame und widmete seufzend jede abgerissene Blume seiner Weimarer Göttin". [57])

Alle diese aus den „Briefen eines russischen Reisenden" angeführten Stellen beweisen, dafs Karamsin vieles von Lenzens Leben aus dessen eigenem Munde erfahren habe. Er kennt sowohl seine Livländer Familienverhältnisse wie seine Freundschaft zu Wieland; er weifs, wie Lenz sich mit Goethe in Strafsburg befreundet und wie er am Weimarer Hofe gelebt hat. Auch die intimen Regungen seines Herzens sind ihm bekannt, wie die letzten Zeilen der oben angeführten Stelle beweisen.

Wie aus der Erzählung der Begegnung mit Wieland ersichtlich ist, hat sich Karamsin mit Lenz viel in deutscher Sprache unterhalten. Dasselbe bezeugt auch der letztere in einem Briefe an seinen Bruder in Dorpat: „Wenn Herr von Karamsin durchgeht, so erzeuge mir die Freundschaft, mein Trauter, ihm, wo möglich, den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Er liebt die deutsche Sprache vorzüglich; spricht und schreibt sie, wie ein geborener Deutscher". [58])

Worüber konnte sich Karamsin mit Lenz in dessen Muttersprache unterhalten? Man kann mit Gewifsheit behaupten, dafs Lenz seinem jungen Moskauer Freunde nicht nur von sich selbst und seinen eignen Beziehungen, sondern auch von dem westeuropäischen Leben im allgemeinen und von jenen Eigentümlichkeiten desselben erzählt hat, die ihn selbst und seinen empfänglichen Zuhörer am meisten interessierten. Von der Zeit, die er unter dem heiteren Himmel des Elsasses und an den „blühenden Ufern des Rheins" verlebt hatte, von dieser nicht wiederkehrenden Jugend konnte der unglückliche Stürmer und Dränger, der sich auch an den Ufern der Moskwa immer nach dem Rheine sehnte und daher wünschte: „Wäre doch die Moskwa der Rhein!" — sicher mit Feuer und Begeisterung erzählen. [59])

Daher mufs man sich der Ansicht des verstorbenen Professors Tichonrawow anschliefsen, dafs Lenz durch seine Erzählungen von dem Leben im Auslande auch ein Scherflein in Bezug auf die Vorbereitung Karamsins zur Reise im westlichen Europa beigetragen habe. [60])

Es kann kein bloſser Zufall sein, daſs Karamsin alle die Orte, in denen Lenz gelebt hat — Königsberg, Weimar, Straſsburg, Zürich — besucht und persönliche Beziehungen mit dessen guten Bekannten — Kant, Wieland, Herder, Lavater, Pfenninger u. a. — anknüpft. Daſs er nicht auch Goethen kennen lernte, lag an äuſseren Umständen, die das Zusammentreffen vereitelten. [61])

Auch dürfte Lenz die literarischen Sympathien des jungen Karamsin beeinfluſst haben.

Diese Sympathie offenbart sich genügend klar und bestimmt in dem Gedichte „Poesie", das Karamsin im Jahre 1787 zur Zeit seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Lenz verfaſst hat. Als er es im Jahre 1792 veröffentlicht, fügt er die Bemerkung hinzu: „Der Verfasser behandelt nur die Dichter, die am meisten zur Zeit der Entstehung dieses Gedichts (1787) seine Seele gerührt und ergriffen haben. [62])

Solche Dichter waren insbesondere englische, dann auch deutsche:

Britannien ist die Mutter gröſster Dichter!
Der älteste der Barden, Fingals Sohn,
Besang die Helden, die im Kampf gefallen,
Rief ihre Schatten aus dem Grab empor . . .
Und wie der Meereswogen dumpfes Brausen
Des Lauschers Seele wehmutsvoll bewegt,
So rauschen auch die Lieder Ossians
Die Sehnsucht und den sanften Gram ins Herz
Und wecken dunkle Bilder im Gemüte.
Doch mild ist dieser Schmerz und hold der Seele . . .
Groſs bist du, Ossian, groſs und unnachahmlich!

Der Verherrlichung Ossians folgt ein begeisterter Nachruf Shakespeares:

O Shakespeare, der Natur vertrauter Sohn,
Wer kennte besser wohl das Herz der Menschen?
Wer hat es mit gröſsrer Kunst geschildert?
Dir sind die Rätsel kund des dunklen Schicksals,
Und mit dem Lichte deines groſsen Geistes
Erleuchtest du des Lebens düstre Pfade,
Der Sonne gleich, die in den Abgrund scheint.

Nachdem er Milton gerühmt, preist er Young, den Verfasser der „Nachtgedanken":

O unglücksel'ger Young, du Trost der Ärmsten,
Du träufelst Balsam in die wunden Herzen,
Und mit dem Tode uns befreundend, söhnst du
Uns mit dem Leben aus!

Gleich nach dem „Sänger der Nacht“ gedenkt er Thomsons:

O du, der Schöpfung vielgeliebter Sohn,
Dir, Thomson, gelte stets mein Ruhm und Preis!
Du lehrtest die Natur mich innig lieben,
Im Waldesdunkel ihren Schöpfer preisen . . . .

Von deutschen Dichtern erwähnt der junge Karamsin nur zwei: Gefsner, der mit Begeisterung „die Unschuld, Einfachheit, Schäfersitten und zärtliche Herzen mit der Schalmei ergötzte“, und insbesondere Klopstock:

Zum Adlerflug die mächtigen Flügel schwingend,
Zu höhern Welten ihn emporzutragen,
Dafs seinem Sange die Vollendung werde,
Erhob sich Klopstock, der erles'ne Sänger,
Weit über alle und im Himmel droben
Ward kund ihm das erhabene Geheimnis,
Wie Gott zum Menschen ward. Dann sang er uns
Das Leiden des Messias, die Erlösung
Der Menschen durch den Heiland, gottbegeistert. —
Wefs' Herz noch hängt an dieser niedern Erde,
Der schweig' in Ehrfurcht, und er wag' es nicht,
Mit seinem Lobe solches Lied zu messen.
Ihr heiligen Männer aber, die ihr schon
Die Leidenschaft im Herzen überwunden,
Ihr könnt ermessen, was uns Klopstock sang,
Und ihr allein dürft diesen Dichter preisen!

Unter dieses Gedicht Karamsins, das ein sehr wichtiges Zeugnis für die Geschmacksrichtung des jungen russischen Schriftstellers abgibt, hätte jeder deutsche Stürmer und Dränger mit Freude seinen Namen gesetzt. Hier preist Karamsin ja dieselben Dichter, unter deren Banner deutsche Jünglinge anfangs der siebziger Jahre den Kampf für die neuen Ideale der Sturm- und Drang-Periode aufnahmen! Unter dem Zauber der Poesie Ossians, Shakespeares, Youngs, Thomsons und Klopstocks wuchs in Deutschland jene Generation heran, die mit solcher Begeisterung die literarische Reform übernahm!

Ja noch mehr, das Gedicht Karamsins „Poesie“ hat unmittelbare Ähnlichkeit mit dem Lenzens: „Über die deutsche Dichtkunst“.[63]) Mit der Verherrlichung der Dichter des Altertums beginnen beide Gedichte. In beiden Fällen wird die englische Literatur obenangestellt. Wenn in den Augen Karamsins Britannien „die Mutter gröfster Dichter“ ist, so sagt auch Lenz: die meisten erhabenen Gedanken „ergriffen die kühnen Britten, und Shakespeare an ihrer Spitze“. Der Grund-

gedanke Lenzens ist die Überlegenheit der andren Literaturen über die deutsche. Denselben Gedanken verfolgt auch Karamsin hinsichtlich der russischen Literatur. Aber der Unterschied besteht darin, dafs der Pessimist Lenz wenig Tröstliches in der vaterländischen Literatur findet und ausruft: „O traure, traure Deutschland, unglücklich Land! zu lange brach gelegen!“ während der optimistisch veranlagte russische Dichter voll froher Hoffnungen auf eine helle Zukunft der russischen Literatur beseelt ist:

O Russen! Auch bei uns beginnt zu tagen
Die Zeit der Poesie, wie Mittagssonne!
Verschwunden ist die Nacht. Auroras Glanz
Erscheint am Himmel, und die Völker werden
Nach Norden eilen, um das Licht zu suchen,
Wie einst Prometheus zog zum goldnen Phöbus,
Der dunkeln Welt das freud'ge Licht zu bringen!

Aufser den Schriftstellern, die in diesem Gedichte genannt werden, fühlte sich Karamsin auch durch den Verfasser der „Empfindsamen Reise“, den er den „originellen, unnachahmbaren, empfindsamen, guten, witzigen, lieben Sterne“ nennt, angezogen [64]), er verneigt sich vor Richardson, „wegen seiner vorzüglichen Kunst, Einzelheiten und Charaktere zu schildern [65]) und schätzte Fielding und Goldsmith. [66])

So sind alle englischen Schriftsteller, die das Entzücken der deutschen Stürmer und Dränger erregt hatten, im literarischen Katechismus Karamsins enthalten.

Auch teilte er ihre Begeisterung für den französischen Schriftsteller, in dem die Grundtendenzen der aufsteigenden Sturm- und Drang-Periode am deutlichsten ausgeprägt waren, für Jean Jacques Rousseau. Dieser Schriftsteller, welcher die deutsche Jugend durch seine Kulturpredigten begeisterte und mit sich fortriss, war auch in den Augen Karamsins „der gröfste Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts“. [67]) Am Genfer See wollte er „mit eignen Augen die herrlichen Orte sehen, an denen der unsterbliche Rousseau seine romantischen Liebhaber angesiedelt hatte“. Bekannt ist seine begeisterte Schilderung der Wallfahrt nach Clarens. [68])

Von deutschen Schriftstellern zogen Karamsin aufser Gessner und Klopstock besonders Haller an, der als Sänger der Natur auch bei den Stürmern und Drängern beliebt war, und derselbe Kleist, der, wie wir gesehen, zu Lieblingsschriftstellern Lenzens zählte. [69]).

In demselben Jahre, in dem Karamsin sein Gedicht „Poesie“, das seine Begeisterung für Shakespeare bekundete, verfafste, veröffentlichte er auch eine Übersetzung des „Julius Cäsar“ von Shakespeare. Im Vorworte sprach er Ansichten über Shakespeare aus, die in der da-

maligen russischen Literatur völlig neu waren. Beachtenswert ist die Wahl einer der historischen Tragödien Shakespeares, an denen sich, wie wir wissen, die Stürmer und Dränger am meisten entzückten. Speziell Lenz (in seinen „Anmerkungen übers Theater"), und Mercier (im „Nouvel essai sur l'art dramatique") beriefen sich gerade auf „Julius Cäsar" zum Beweise der unermeſslichen Überlegenheit des englischen Dramatikers über die pseudoklassischen Schriftsteller. Gleich den erwähnten Autoren hält Karamsin es für notwendig, Shakespeare „vor ungerechten Angriffen schlechter Kritiker zu schützen", besonders vor dem „berühmten Sophisten" Voltaire, der „sich bemüht hatte, den Beweis zu erbringen, daſs Shakespeare ein äuſserst mittelmäſsiger Schrifsteller sei, dem viele und groſse Mängel anhafteten"

Gleich den Stürmern und Drängern schätzte Karamsin an Shakespeare die Gröſse des Schaffens, den mächtigen Flug der Phantasie, das Eindringen in die Geheimnisse der Natur und die Schilderung der Leidenschaften. „Die Zeit, die mächtige Vernichterin alles dessen, was unter der Sonne ist, vermochte bis jetzt nicht die Schönheit und die Gröſse der Shakespeareschen Schöpfungen zu verdunkeln". Nicht viele Schriftsteller seien so tief in das menschliche Wesen eingedrungen wie Shakespeare, wenige hätten so gut die geheimsten, verborgensten Triebfedern des Menschen, die Eigentümlichkeit jeder Leidenschaft, jeder Gemütsart und jeder Lebensweise gekannt wie dieser wunderbare Maler. „Sein Pinsel erscheint gigantisch, wenn er das heftige Wogen der Seele darstellt." Er habe eine feurige Einbildungskraft. „Sein Geist schwebte wie ein Adler, aber konnte seinen Flug nicht mit dem Maſse messen, mit dem die Sperlinge es mit dem ihrigen thun . . . Er wollte seiner Einbildungskraft keine Schranken setzen, er beobachtete nur die Natur und bekümmerte sich um weiter nichts. Es war ihm bekannt, daſs der menschlische Gedanke blitzartig von Westen nach Osten, von dem äuſsersten Reiche des Groſsmoguls bis nach England hinüberfliegen konnte. Sein Genie umfing mit seinem Blicke wie der Genius der Natur die Sonne und die Atome." [70]) Mit einem Worte: der junge russische Schriftsteller redete über Shakespeare in der Sprache Youngs, Hamanns, Herders, Lenzens, Merciers und anderer gleichgesinnter Schriftsteller.

Karamsin schrieb nicht allein einen Panegyrikus auf Shakespeare und übersetzte ihn nicht nur, sondern er ahmte ihm auch nach, und zwar in der Art der Stürmer und Dränger, die darnach strebten, die dichterische Darstellungen neuer Stoffe aus ihrer unmittelbaren Gegenwart mit dem Geiste Shakespeares zu erfüllen.

Ein Beispiel ist seine dramatische Skizze „Sophie", die 1791 im „Moskauer Journal" erschien. Diese Arbeit erinnert durch den öfteren Wechsel der Szenen, die Kürze der Auftritte (so besteht

Szene VII aus 7, Szene IX aus 9, Szene XI aus 13 Zeilen) durch die vielen szenischen Hinweise, die abgebrochenen Sätze mit den vielen Auslassungen (Szene XI) und durch die Neigung zum dreisten Realismus (Szene X) an die Lenzschen Stücke. [71])

In der literarischen Tätigkeit Karamsins nimmt die Reform des literarischen Stiles eine hervorragende Stellung ein. Hier begegnet er wieder der gleichen Richtung der französischen und deutschen Stürmer, die die Fesseln des hochtrabenden pseudoklassischen Stiles sprengten und darnach strebten, den literarischen Stil dem volkstümlichen zu nähern, denselben durch altes Sprachgut passend zu bereichern, ihn lebendiger, ausdrucksvoller und mannigfaltiger zu gestalten.

Ein weiteres Eingehen auf die Frage nach den Beziehungen Karamsins zum Sturm und Drang würde weit über die Grenzen der vorliegenden Monographie führen. Die Hinweise, die hier gegeben worden sind, genügen, um von der Verwandtschaft der literarischen Sympathien des jungen Karamsins mit den Grundtendenzen der Sturm- und Drang-Periode zu überzeugen. Diese Tendenzen sind bei ihm vielleicht ungleich schwächer ausgedrückt; der titanische Aufschwung der stürmischen Jünglinge entsprach nicht seiner milden, hochherzigen Natur, seine Stimmung brachte nicht so bemerkbare literarische Früchte hervor — nichtsdestoweniger gab es einen Moment im Leben Karamsins, indem er durch den Kreis seiner literarischen Sympathien, durch die Grundtendenzen seines Geistes den deutschen Stürmern und Drängern anfangs der siebziger Jahre auffallend gleicht.

Die Frage nach den Beziehungen Karamsins zur Sturm- und Drangperiode berichtete vor kurzem W. Sipowski („N. M. Karamsin, der Verfasser der Briefe eines russischen Reisenden“, Petersburg 1899) und verneinte sie. Nach seiner Ansicht ist die Verehrung Shakespeares der einzige Berührungspunkt Karamsins mit dem deutschen „Sturm und Drang“ (a. a. O. 99). „Der Jüngling war den Schriftstellern, die die Götter des Sturmes und Dranges waren, noch nicht gewachsen . . . . nicht nur Goethe und Schiller, sondern auch Klopstock und Rousseau waren seinen Kräften nicht angemessen“. Wenn man dies liest, mufs man zunächst entgegnen, dafs Goethe und Schiller keine „Götter des Sturmes und Dranges“ waren. Beide wurden nicht zu Göttern dieser, sondern der nächstfolgenden Periode; in ihrer Jugend aber verehrten sie mit ihren Altersgenossen andere Schriftsteller, die man als die wirklichen Götter der Sturm- und Drangperiode bezeichnen kann: Shakespeare, Young, Sterne, Klopstock, Ossian, Rousseau u. a. Wir sahen aber bereits, dafs auch Karamsin alle diese „Götter“ verehrte, seine literarischen Sympathien glichen also denen der Stürmer. Die Hauptzeit des Sturmes und Dranges sind die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts; anfangs der achtziger Jahre geht der Kreis der Stürmer und Dränger

bereits auseinander; Goethe (besonders nach seiner italienischen Reise 1786) betritt schon neue Bahnen, Klinger tritt in russische Dienste ein, Lenz schleppt sein Dasein in St. Petersburg und Moskau hin, Müller lebt in Italien, Wagner ist nicht mehr unter den Lebenden usw. In den ersten Dramen Schillers, des jüngsten Mitgliedes der neuen literarischen Partei, lodern noch einmal mit hellem Glanz die Lieblingsideen der Stürmer und Dränger auf, um dann rasch einer andern Stimmung den Platz einzuräumen. Der „Don Karlos" Schillers (1787) zeigt, dafs auch Schiller schon einen neuen Weg eingeschlagen hat. Als Karamsin seine Reise antrat, hatte sich der Sturm und Drang in Deutschland bereits überlebt.

Wenn man Sipowski auch zugeben wollte, dafs Goethe und Schiller „Götter" der Sturm- und Drangperiode gewesen seien, so kann man doch nicht seine Meinung teilen, dafs sich Karamsin zu diesen grofsen Geistern gleichgültig verhalten habe. Was Goethen betrifft, so lautet Karamsins erste Frage in Weimar: „Ist Wieland hier? Ist Herder hier? Ist Goethe hier?" Mit andern Worten, er interessierte sich für das ganze „Weimarer Triumvirat", wie es Lenz bezeichnet hatte. Nachdem er die beiden ersten besucht, will Karamsin auch zu Goethe gehen, aber unglücklicherweise ist dieser bereits nach Jena abgereist. „Werther, der für die deutsche Jugend ein Führer geworden war, ist unserem Karamsin vollständig fremd und unverständlich geblieben", sagt Sipowski, indem er sich darauf beruft, dafs das tragische Ende des Romans unsern Schriftsteller nicht befriedigt habe. Das beweist aber nichts. Es kommt nicht auf eine Begutachtung oder Mifsbilligung jener Lösung an, sondern darauf, ob die Stimmung, in der der „Werther" entstanden, bei ihm Anklang gefunden habe oder nicht. Eine Sympathie für den „unglücklichen Werther", durch den „Goethe berühmt geworden war", läfst sich bei Karamsin nicht ableugnen.

Die Beziehungen Karamsins zu Schiller sind auch nicht so gleichgültige gewesen, wie Sipowski behauptet. Über den „Don Karlos", den er in Berlin hatte aufführen sehen, fällt er ein durchaus wohlwollendes Urteil (Karamsins Werke I 131—132), dessen Schlufs folgendermafsen lautet: „Diese Tragödie ist eines der besten deutschen dramatischen Stücke, überhaupt vorzüglich". In Paris liest er die „anziehenden Gedanken" Schillers (ebenda 187).

Von den Leistungen der Berliner Schauspieler berichtend, fügt Karamsin hinzu: „Ich glaube die Deutschen hätten keine solchen Schauspieler, wenn sie nicht einen Lessing, Goethe, Klinger, Schiller und andere dramatische Dichter hätten, die so lebendig in ihren Dramen den Menschen, wie er ist, darstellen und jeden unnützen Schmuck oder französische Schminke, die den Menschen mit natürlichem

Geschmack nicht angenehm sein können, dabei vermeiden" (ebenda 127). In einer Kritik der Tragödie Bertuchs „Elfriede" im „Moskauer Journal" (April 1792) bemerkt Karamsin: „Es scheint, er kennt nicht die grofse Kunst, unsere Herzen zu rühren, die viele seiner Landsleute sich sozusagen angeeignet haben — er ist weder Goethe noch Schiller, noch Klinger, noch Kotzebue" (ebenda 419). In beiden Fällen werden die Dramen Goethes, Schillers und Klingers als Muster der deutschen dramatischen Literatur hingestellt. In den „Briefen eines russischen Reisenden" wird ihnen noch Lessing hinzugefügt, was völlig verständlich ist; denn wir wissen bereits, dafs dieser mit den Stürmern und Drängern viel Gemeinsames hatte. Wir erinnern blofs an seine Verherrlichung im „Pandaemonium germanicum". In dem „Moskauer Journal" ist Lessing durch Kotzebue ersetzt, einen Schriftsteller, der sich grofser Erfolge, bei allen, die der sentimentalen Richtung huldigten, zu erfreuen hatte. Die Sentimentalität war bekanntlich eine der Grundtendenzen der Sturm- und Drangperiode. — Es darf uns auch nicht irre machen, dafs Karamsin sich zu Wieland so hingezogen fühlte (Sipowski, „N. M. Karamsin, der Verfasser der Briefe eines russischen Reisenden" 99—100); haben doch auch Goethe und Lenz nach erbittertem Kampfe sich mit Wieland versöhnt und ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wieland besafs Eigenschaften, die ihn bis zu einem gewissen Grade den Stürmern und Drängern näherten (Weifsenfels, Goethe in Sturm und Drang, I 245, 490—491 u. a. m.).

Rufsland verspätete sich immer in der Aufnahme der Kulturströmungen des Westens. So war es auch in diesem Falle. Im Jahre 1789 reiste Karamsin ins Ausland in einer Stimmung, die sich dort schon fast überlebt hatte. Der literarische Sturm und Drang hatte dort schon nachgelassen. Es ist im höchsten Grade charakteristisch, dafs bei einem Gespräch zwischen Karamsin und Herder, als ersterer den Geschmack der Stürmer und Dränger der siebziger Jahre teilend, immer noch Klopstock als den gröfsten Dichter Deutschlands bezeichnet, in Erwiderung darauf Herder, einer der Führer der vergangenen Bewegung, auf ein Werk Goethes im neuen hellenischen Geiste, der den Geist des Sturmes und Dranges abgelöst habe, hinweist. [72])

Die literarischen Sympathien Karamsins, von denen hier die Rede ist, bildeten sich eben in den vier Jahren, die er in Moskau im Nowikowschen Kreise zubrachte (1785—88). Diesem Kreise und den ihm nahestehenden Persönlichkeiten müssen wir die Ursache der Verwandlung, die damals mit Karamsin vor sich ging, zuschreiben.

Bei der Verbreitung des Interesses für die deutsche Literatur und deren Strömungen ist der Anteil der deutschen Moskauer Kolonie mit Schwarz an der Spitze, wenn auch nicht voll gewürdigt, so doch zweifellos. Schwarz kam nach Moskau als ein echter Pionier der

westeuropäischen Kulturbewegung, die in vielem mit den Tendenzen der Sturm- und Drang-Periode übereinstimmte. Dank ihm besonders bildete sich in dem Moskauer Kreise eine günstige Atmosphäre für die Ideen, die Karamsin in sich aufnahm.

Eine bescheidenere Rolle fiel Lenz zu. Der unglückliche, geistig und körperlich Gebrochene konnte an keine gesellschaftliche Stellung denken. Einzelnen Personen konnte er noch nützen; es glimmte in ihm noch ein genügendes Feuer, um eine fremde, empfängliche Seele mit zu entflammen und zu wärmen. Karamsin bezeugt sogar, dafs in dem, was Lenz in Moskau geschrieben, noch die Spuren seines früheren grofsen Talentes erkennbar waren. Augenscheinlich hatte er lichte Momente, Blitzesfunken der hellen Erkenntnis, wenn in ihm der Besitz aller geistigen Fähigkeiten, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederkehrte. In solchen Momenten erwachte in ihm der ehemalige Stürmer und Dränger mit den ihm eigentümlichen Tendenzen und Bestrebungen.

Besonders wichtig ist folgende Äufserung Karamsins über Lenz: „Selbst in seinem Irresein setzten uns seine poetischen Ideen in Erstaunen". [73]) Es ist klar, in diesen poetischen Ideen lag etwas Neues für Karamsin, sonst wäre er nicht so erstaunt darüber gewesen. Andrerseits liegt es auf der Hand, dafs diese „poetischen Ideen" nichts anderes als eine Wiederholung der bei den Stürmern und Drängern beliebten literarischen Ideen, für deren Verwirklichung sie kämpften, waren. Folglich redete Lenz in Gegenwart von Karamsin und Petrow wahrscheinlich über englische Literatur, über Shakespeare, Rousseau, Klopstock usw. Mit andern Worten: er führte in seinen lichten Augenblicken seine talentvollen und empfänglichen Zuhörer in den Ideenkreis ein, dem er selbst einen so hohen Tribut im Elsafs und in Deutschland hatte darbringen müssen. Solche Augenblicke kehrten wahrscheinlich häufig wieder; der spöttische und kluge Petrow liebte die Gesellschaft des nach Moskau verschlagenen Stürmers und Drängers. Während Karamsin im Auslande war, traf sich Petrow nach seinen eignen Mitteilungen täglich mit Lenz. [74])

Wir müssen daran erinnern, dafs Lenz gleich zu Beginn des Jahres 1778, von der geistigen Krankheit befallen, plötzlich aufhörte, ein hervorragender Faktor in der deutschen Literatur des Sturmes und Dranges zu sein. Von seinem Seelenleiden, das tiefe Spuren in seinem späteren Leben aufwies, genesen, wurde er ein ruhigerer Mensch: Die Überschwenglichkeit des Stürmers und Drängers war geschwunden, er beteiligte sich nicht mehr an der ferneren literarischen Weiterführung der Bewegung, er trat sogar einige Schritte zurück und näherte sich der Weltanschauung der Anfänge des Sturmes und Dranges. Er ist sozusagen in den Idealen der ersten Jahre dieser

Periode erstarrt. Hierdurch kann in hohem Maſse der Umstand erklärt werden, daſs Karamsin am Ende der achtziger Jahre noch an den Idealen der beginnenden Sturm- und Drangperiode festhielt.

Erwägt man dies alles, so kann man getrost sagen, daſs die Beziehungen zu Lenz nicht fruchtlos für Karamsin geblieben sind, daſs das ehemalige, hervorragend tätige Mitglied der Sturm- und Drangperiode, das für die deutsche Literatur gestorben, sich einige Verdienste um die Bildung der literarischen Sympathien des jungen russischen Schriftstellers erworben hat. [75])

Bis ans Ende seines Lebens hat sich Lenz nicht ganz von den Ideen seiner Jugend losgesagt. In dieser Beziehung ist das Gedicht: „Was ist Satyre?" das im Jahre 1788, also in der Periode seiner Annäherung an Karamsin, verfaſst ist, beachtenswert.

Durch den verwickelten und unklaren Inhalt dieses Gedichts blickt doch die frühere Geschmacksrichtung des echten Stürmers und Drängers hervor; so ist die Rede von einem „groſsen Rousseau", es werden „die Leidenschaften" gegen die pedantischen Moralisten in Schutz genommen, Shakespeare wird als Lehrer der echten Moral gepriesen. Lenz wirft die Frage auf:

. . . . ob Regeln ohne Zahl
Auf Pult und Kanzeln hergeschrien,
Ein junges Herz zu feinerer Moral
Und bessern Entschlüssen erziehen:
Als . . . . von Shakespeare ein Stück!

In demselben Gedicht gedenkt Lenz seines Lieblingsdichters Kleist und spielt auf die besondern Umstände bei seinem Tode an. [76]) In den „Briefen eines russischen Reisenden" widmet Karamsin der Erzählung von Kleist Tode [77]) eine ganze Seite.

Das Feld der Satire hatte Lenz von jeher mit Vorliebe gepflegt. Er behielt diese Neigung bis zu seinem Tode. Satirisch ist das von uns in den Beilagen veröffentlichte dramatische Bruchstück in französischer Sprache „Czarlot qui pleure et Czarlot qui rit", das den Jahren 1788—90 angehört; Satiren sind ferner die seltsamen Stücke „Divertissement zum Nachspiel: Die Christen in Abyssinien oder die neue Schätzung" und „Über Delikatesse der Empfindung, oder Reise des berühmten Franz Gulliver". In diesen dramatisierten Abhandlungen ist aber zuviel Krankhaftes und Pathologisches enthalten, als daſs wir sie einer ernstlichen Betrachtung unterziehen sollten. [78])

Das Lebensende des unglücklichen, vom Schicksal nach Moskau verschlagenen Stürmers und Drängers war traurig. Von der Zeit der Weimarer Katastrophe an war sein ganzes Dasein ein allmähliches Dahinsiechen und Absterben. Die schwache Körperkonstitution im

Vereine mit angeborener Melancholie und einer hochgradigen Reizbarkeit des Nervensystems, die bettlerhafte, halbsatte Lebensweise, der alles mit sich reissende Strudel einer der stürmischen Momente der deutschen Kulturgeschichte und endlich die fortwährenden Seelenkämpfe, das ewige Schwanken zwischen asketischen Impulsen und unsinnigen Leidenschaften, zwischen melancholischen Selbstgeifselungen und titanischem Aufschwunge, der ewig unbefriedigte Durst des Herzens — das waren die Ursachen, die durch ihr Zusammentreffen seinen Geist und sein herrliches Talent zerstört haben.

Bei der Betrachtung aller Umstände, unter denen sich das unglückliche Schicksal Lenzens gestaltete, darf man die traurige Rolle, die seine nächsten Verwandten dabei spielten, nicht verschweigen. Man kann nicht leugnen, dafs Jakob seinem Vater viel Kummer verursacht, ihm viele Tränen gekostet hat, andrerseits mufs auch zugegeben werden, dafs das ganze Benehmen des alten Pietisten zu den begabtesten seiner Söhne ein fortgesetzter, nicht wieder gutzumachender Fehler gewesen ist. Es spielte sich hier eine Szene der herzzerreifsendsten Tragödie, die man sich nur vorstellen kann, ab, der Tragödie zwischen „Vätern und Kindern", die verschiedenen Weltanschauungen angehören, die verschiedene Ansichten haben und infolgedessen hart aneinander geraten. Vater und Sohn waren Fanatiker ihrer Überzeugungen, keiner von den beiden wollte einen Fufsbreit von denselben nachgeben. Aber der Sohn besafs dessenungeachtet eine gewisse Duldsamkeit, er war ein Anhänger der Freiheit des Gedankens, der Freiheit der Überzeugung. In den Augen des Vaters aber war eine solche Freiheit der Anfang alles Unglücks, er fühlte sich berufen, jedes Abweichen von den Lebensnormen, die er als notwendig anerkannt hatte, schonungslos zu verfolgen.

Die ganze literarische Tätigkeit, die unserm Lenz einen Platz auf den Blättern der Literaturgeschichte gesichert hat, war in den Augen des unduldsamen Greises eine fortlaufende Verirrung. Schliefslich verstiefs dieser Fanatiker denjenigen seiner Söhne, durch den er selbst in der Nachwelt bekannt geworden ist. Wenn unter seinen Kindern nicht dieses „Verlorene Schaf", dieses „Jammerkind", wie er sich ausdrückte, gewesen wäre, so wäre der Name des ehrenwerten General-Superintendenten nur etwa noch bei den Historikern des livländischen Luthertums zu finden.

Der unglückliche Dichter, der, von Geisteskrankheit ergriffen, der sorgfältigsten Pflege bedurfte, war von seinen nächsten Verwandten der Willkür des Schicksals preisgegeben — preisgegeben von Leuten, die über ausreichende Mittel verfügten und ihn recht wohl hätten unterstützen können, wenn nur das Herz bei ihnen eine gröfsere Rolle als die Anbetung der bürgerlichen Lebensnormen gespielt hätte,

wenn das offiziell bekannte christliche Ideal der Vergebung wirklich das Grundprinzip ihrer Handlungen gewesen wäre.

Die letzten Briefe Lenzens aus Moskau sind ein herzzerreifsendes Stöhnen. Beständig klagt er über Krankheiten, die ihm physische und seelische Qualen verursachen.[79] Die Briefe seiner Verwandten drückten sein Gemüt so nieder, dafs sie einer seiner Moskauer Freunde aus Mitleiden mit ihm verbrannte.[80] „Nein, ich war nicht für Liefland gemacht", zu dieser Überzeugung gelangt der von den Seinen verstofsene Unglückliche.[81] Alle seine früheren Verirrungen und Fehler werden ihm jetzt klar, und er fleht um „Amnestie aller meiner alten Thorheiten in Liefland"[82] . . . „Lieber Bruder! ich leide — — Auch im Äufserlichen drückt mich Mangel" . . . „Und soll ich ewig leiden?" . . . „Ich winde mich als ein Wurm im Staube und flehe um Erlösung", — „Helfen Sie mir bethen um Befreiung."[83]

„Glück und Glas
Wie bald bricht das?

Jawohl Glück und Glas, wie bald bricht das? . . . O ich elender Mensch! ich werde wohl zerbrechen gleich einem Glas, doch wollte ich gerne dafs es bald möchte geschehen . . . ."[84]

Der Tod als Erlöser liefs nicht lange auf sich warten. In der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792 wurde Lenz entseelt in einer der Strafsen Moskaus aufgefunden. Er wurde auf Kosten eines Adligen begraben. Seine letzte Ruhestätte ist unbekannt geblieben.[85]

Karamsin teilte Petrow den Tod ihres gemeinsamen Freundes mit. Petrow erwiderte: „So ist Jakob Lenz in das Land unserer Väter heimgekehrt. Friede sei mit seinem Körper auf dem Kirchhofe, mit seiner Seele in den höheren Gefilden! Trüb war hier der Strom seines Lebens; endlich erreichte er aber das allgemeine Ziel alles Dahinfliefsenden. Vielleicht wird einst im Meere der Ewigkeit geläutert eine feine Feuchtigkeit desselben als Dunst emporsteigen, sich wieder auf die Erde herablassen, einen geeigneten Boden finden, eine neue schöpferische Quelle bilden und zur schönsten Zierde der herrlichen Landschaft werden".[86]

Es ist klar, dafs Petrow den Dahingeschiedenen für das Opfer des ungeeigneten Bodens hielt, auf dem er emporwachsen mufste. Andrerseits nannte Ramond, der Strafsburger Freund Lenzens, in einem gefühlvollen Nachrufe den Toten „Das unschuldige Opfer . . . von der Familie und vom Vaterlande verstofsen . . . weil es in seiner Seele besser war, als andere".[87]

Sechszehntes Kapitel.

Schluss.

Mit Lenz sank einer der bemerkenswertesten Vertreter des frühdeutschen Idealismus ins Grab, einer der sympathischsten Don Quixotes und zugleich ein typisches Beispiel eines Schiffbrüchigen vom romantischen Anstrich. Er war ein heimatloser Pilger, von der Erhabenheit des Dienstes für die Allgemeinheit durchdrungen, vom edelsten Streben für das Glück der Menschheit erfüllt, und dabei ohne Lust und ohne Mufse, sich selbst eine erträgliche Existenz zu schaffen. Bei allen seinen Verirrungen, Mängeln, Fehlgriffen und Versündigungen, die er so schwer hat büfsen müssen, besticht er uns doch durch die Innigkeit seines ganzen Wesens, durch seine zweifellos edlen, jedes niedrigen Eigennutzes baren Interessen und durch jene göttlichen Funken eines Talents, dem nur leider nicht beschieden war, zu einer hellen und wärmenden Flamme emporzulodern.

Sein Leben und seine Dichtungen hängen eng miteinander zusammen. Seine Dichtungen sind ein poetischer Kommentar zu seinem Leben, seine Lebensgeschichte erklärt sein poetisches Schaffen. Daher ist ein eingehendes Betrachten seines Lebens ebenso wichtig für das Verständnis seines Charakters wie für das seiner Werke. Alle Urteile über seine Person wie über seine Werke werden daher völlig unbegründet und einseitig sein, wenn sie nicht auf der genauen Kenntnis seiner Lebensschicksale und seiner literarischen Stellung beruhen.

Jetzt, wo vor den Augen des Lesers dieses ganze leidensvolle, sich zwischen Licht und Schatten hindurchwindende Leben vorüber gezogen, wo der Eindruck von seinen Werken, in denen sich Gold im Gemenge mit unedlen Schlacken befindet, noch frisch ist, kann man es versuchen, das Ergebnis dieser Betrachtung festzustellen und ein allgemeines Urteil über Lenz als Menschen und Dichter auszusprechen.

Seinem inneren Wesen haftet die gleiche Unzuverlässigkeit und Unbeständigkeit wie seiner äufsern Gestalt an. Betrachten wir die bekannten Porträts unseres Dichters: welch weiche, verschwommene, fast noch unfertige Linien und Züge! Vergleichen wir sie mit den scharf ausgeprägten, sozusagen aus Stein gemeifselten Gesichtszügen seiner Zeitgenossen: Goethe, Schiller und Klinger. Welch ein Unterschied! Im Gesichte Lenzens findet man keinen einzigen der scharfen, etwas harten Züge, wie sie dem germanischen Typus eigen sind. Aus dem Rahmen des Bildes blickt uns das milde Gesicht eines nicht besonders hübschen, aber sympathischen Jünglings mit lieblichen Zügen und schwermütigen Augen entgegen. Diesem Gesichte ist der Stempel des

Leidens aufgedrückt, es zeugt von einer reichen Entwickelung des Herzenslebens; vergeblich aber suchen wir irgend welche Züge, die uns die Energie des Willens oder die Stärke des Charakters bekundeten. Es ist nicht schwer, darauf zu schliefsen, dafs einem Manne von solchem Äufseren eine weiche und zarte Seele, die ganz von Gefühlsstimmungen beherrscht und nicht durch einen festen Willen geleitet wird, wesentlich ist.

Die Natur hatte Lenz freigebig mit vielen hehren Eigenschaften und Fähigkeiten beschenkt: sie verlieh ihm Empfänglichkeit, unermüdliche Wifsbegierde, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, ein liebendes und gefühlvolles Herz, eine lebendige Phantasie und ein unbestreitbares künstlerisches Talent; aber sie hatte sein Wesen dem Kampfe des Lebens nicht angepafst, sie hatte ihn weder mit einem festen Willen, noch mit solchen körperlichen und geistigen Kräften ausgestattet, die ihn als Sieger aus den schweren Prüfungen des Lebens hätten hervorgehen lassen.

Die Geschichte seines Lebens zeigt uns beinahe auf jedem Schritte seinen schwachen Charakter, den Mangel eines festen, alles beherrschenden Willens, das Unverständnis, sein Leben einzurichten und seine bedeutenden Gaben zur höchsten Entfaltung zu bringen. Lenz gebrach es völlig an der Fähigkeit, beharrlich und unerbittlich einem vorgestrecktem Ziele nachzugehen. Voll Feuer und Eifer trat er an irgend eine Sache heran, war aber bald im Stande zu erlahmen und sich von nebensächlichen Dingen ablenken zu lassen. Er zerplitterte sich immer, fing eine Menge von Sachen auf einmal an, verfolgte gleichzeitig verschiedene Interessen und konnte sich nur selten auf etwas Bestimmtes konzentrieren. Im Zusammenhange damit hat sein Schaffen einen fieberhaften, heftigen Charakter; aus eben diesem Grunde sind seine Werke auch oft abgebrochen und nur wenige ganz vollendet.

Der erwähnte Fehler in der Seelenorganisation Lenzens offenbart sich auch in seinen Beziehungen zu den Frauen. Im allgemeinen haben die Frauen eine grofse Rolle in seinem Leben gespielt. Er hatte immer eine Göttin in Menschengestalt, die er verehrte, die er in Versen und Prosa feierte, wegen der er sich allerhand Seelenqualen und Leiden bereitete und sich zu unvernünftigen Handlungen verleiten liefs. Seine Liebe zu den Frauen war feurig und leidenschaftlich, war aber zugleich von idealem Sinne erfüllt und bildete den Mittelpunkt seines Seelenlebens. Trotzdem war sie immer unglücklich. In seinen Beziehungen zu den Frauen konnte er, wenn er sich verliebt hatte, niemals den richtigen Ton finden, er verstand es nicht, Achtung sich einzuflöfsen; er erweckte wohl Sympathien, vermochte aber niemals, durch irgend welche Eigenschaften, die von besondrer männlicher Willenskraft gezeugt hätten, Eindruck zu machen.

Solche Menschen können nicht „Schmiede ihres Glückes“ sein. Ihre Umgebung ist immer stärker als sie selbst, sie befinden sich immer in der Gewalt der zusammentreffenden Umstände, der sie umgebenden Verhältnisse, kurz, in der Hand des Schicksals. Zu ihrer gedeihlichen Entwickelung bedürfen solche zart organisierte Personen ganz besonders günstiger Umstände; sie sind zum praktischen Kampfe ums Dasein nicht geschaffen, wenn sie auch in der Theorie von Kampfeslust beseelt sind.

Die Gegensätze zwischen den Eigentümlichkeiten von Lenzens Wesen und den Forderungen, welche die Sturm- und Drang-Periode an ihn stellte, liegen klar auf der Hand. Die stürmische Gärung dieser Zeit mit allen ihren Extremen und Übertreibungen, mit ihren titanischen, ultraindividualistischen Anwandlungen erforderte mächtigere, physisch und psychisch biegsamere Individualitäten. Um aus dem tobenden sittlichen Strudel jener Periode herauszukommen, bedurfte es der Kunstfertigkeit eines geübten Schwimmers, der das Geheimnis ergründet hatte, die sturmbewegten Wogen des Lebens zu durchschneiden. Solche Schwimmer waren beispielsweise Goethe und Klinger, die es verstanden hatten, dem Strudel zu entkommen, ungefährdet das Land zu erreichen und einen sicheren Hafen zu finden, von dem sie auf ihre stürmische Jugend zurückblicken konnten.

Aber Lenz, den schwächeren und ungeübteren Schwimmer, riſs dieser Strudel in den Abgrund mit sich fort und entzog ihn für immer der ruhigeren und natürlichen Entwickelung seiner auſsergewöhnlichen Fähigkeiten.

Der herrliche Vergleich, mit dem Goethe das Wesen der Tragik im Leben Hamlets zu erklären versucht hat: „Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäſs gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoofs hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäſs wird zernichtet“ (Wilhelm Meisters Lehrjahre, 4. Buch, 13. Kapitel), ist auf Lenz in seinem ganzen Umfange anzuwenden. Die ihm auferlegte Rachepflicht war für Hamlet der Eichbaum, für Lenz war es der ihm zugefallene Anteil an der Aufgabe, ein Vorkämpfer für die neuen kulturellen und literarischen Ideale zu sein, eine Aufgabe, der er sich nicht als gewachsen erwies. Die Unfähigkeit seines weichen, friedliebenden, wenn auch leidenschaftlichen Charakters, eine Kämpferrolle auszufüllen, steht auſser jedem Zweifel. Die titanischen Anwandlungen muſsten in einer Natur, die zu nichts weniger als zum Titanen geschaffen war und keine übergroſse Festigkeit und Stärke besaſs, zu einem verhängnisvollen Ende führen: die Rolle eines Titanen zu spielen, muſste einem Menschen, dem selbst die leisesten Anklänge an eine derartige unbeugsame prometheische Natur fehlten, verderblich werden. Lenz gehörte zu jenem Typus von Menschen, die nach den Worten

Lermontows „geboren werden, um Hoffnungen auf Poesie und Glück zu erregen“, aber, ihre kontemplative Natur nicht erkennend, „ihr Herz in das tobende Meer des Lebens werfen“.

Wir müssen darauf hinweisen, daſs einzelne Tendenzen der Sturm- und Drangperiode in direktem Widerspruche mit den Neigungen und Bestrebungen standen, die Lenzens Seele von Kindheit an erfüllten. Leidenschaftlich und rasch schloſs er sich der neuen Weltanschauung an, die sich seiner auf deutschem Boden bemächtigt hatte, aber er konnte gewisse andere Eindrücke nicht vergessen, gewisse frühere, an der Oberfläche des Bewuſstseins haftengebliebene Ideen nicht ganz abstreifen, er konnte sich nicht völlig von den Einflüssen der strengen Erziehung und von den Anschauungen des livländer Lebens lossagen. Eine besondere Bedeutung hatte hierbei: der ihm von Kindheit an unter Leitung des Vaters beigemengte streng pietistische Sauerteig. Pietistik und Asketik wurzelten fest in seiner Seele und bekämpften die neuen Tendenzen, von denen er sich später so hinreiſsen läſst. Das von den Stürmern und Drängern verkündete Prinzip „der Befreiung des Fleisches“ stieſs bei ihm auf einen heftigen Widerspruch mit den asketischen, moralischen Grundsätzen, die ihm von Kindheit an anerzogen waren. Die uns im Manuskripte erhaltene, asketisch gefärbte Schrift Lenzens: „Meine Lebensregeln“ *) gibt uns ein getreues Spiegelbild seines seelischen Kampfes. Wie sollte sich das neue moralische Prinzip mit dem alten aussöhnen? Die leidenschaftliche Natur Lenzens riſs ihn auf die Seite des Epikurismus, der sinnlichen Lebensgenüsse hin, aber sein Idealismus, seine Religiosität und seine Moral zogen ihn gerade auf die entgegengesetzte Seite. Es ist daher nicht zu verwundern, daſs er zuweilen, um seine leidenschaftliche Natur zu zügeln, bereit ist, in asketische Übertreibungen zu verfallen.

Menschen wie der Maler Müller oder Heinse, die vom Prinzip „der Befreiung des Fleisches“ durchdrungen waren, kannten keine Schranken für ihre Sinnlichkeit und gaben sich völlig ihren fleischlichen Instinkten hin. Lenz aber konnte die Schiffe nicht hinter sich verbrennen, der Übergang von den alten Moralprinzipien zu den neuen, bewerkstelligte sich bei ihm erst nach quälendem, schwerem Seelenkampfe. Ähnliches muſste Lenz auch auf dem Gebiete der Religion durchmachen. Als Sohn eines Pastors, in einer geistlichen Umgebung aufgewachsen, dann als Student der Theologie in Königsberg und Straſsburg, muſste sich Lenz alle Fragen der Religion zu Herzen nehmen. Theologische und religiöse Stoffe bilden den Inhalt mancher seiner handschriftlichen und gedruckten Abhandlungen; damit unterscheidet

*) Siehe Beilage C. No. 2.

er sich grundsätzlich von seinen Mitkämpfern für die neue literarische Richtung.

Die Religion war für Lenz nicht bloſs ein Gebiet theoretischer Erwägungen, sondern auch Herzenssache. Seine ersten Werke hatten einen religiösen Charakter. Lenz, der die Schule seines Vaters, des streng pietistischen Pastors, durchgemacht hatte, blieb auch als Jüngling der religiösen Richtung getreu. In Königsberg begann eine Art von Verweltlichung seiner Lebensanschauung. Die hauptsächlichste Anregung dazu ist wohl Kant zuzuschreiben, dessen Vorlesungen den jungen Studenten begeisterten. Diese Vorlesungen führten Lenz nicht bloſs in den Ideenkreis Rousseaus ein, sondern trugen auch zur Entwickelung der realistischen Seite seines Talentes bei, erweckten in ihm den Sinn für Kritik und Analyse und reihten ihn sozusagen dem Zeitgeist ein.

Unter solchen Verhältnissen konnte Lenzens religiöse Anschauung nicht die alte bleiben. Die Handschriften aus den ersten Jahren seines Straſsburger Aufenthaltes zeigen, wie er vom Pietismus seiner Jugend zum Rationalismus übergeht, ohne sich jedoch völlig vom ersteren loszusagen. Gleich Goethe und Herder sucht er nach einem Mittelwege in der Religion und will aus den Elementen des Pietismus und des Rationalismus ein neues Ganze zusammenfügen. Der pietistische Sauerteig unterhielt in ihm jenes religiöse Gefühl, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Reaktion gegen den Atheismus und gegen den Indifferentismus, die die Aufklärung jener Zeit mit sich brachte, wiederauflebte und einen beredten Ausdruck im exaltierten Deismus J. J. Rousseaus fand. Damit hatte die religiöse Entwickelung Lenzens noch nicht ihr Ende erreicht: während der letzten Jahre seines Aufenthaltes in Deutschland offenbart sich bei ihm eine gewaltige Neigung zum Mystizismus im Geschmacke des „Züricher Propheten“ Lavater.

In einer so religiösen Natur wie Lenz konnte eine solche Entwickelung nicht ohne heftige Seelenkämpfe und qualvolle Zweifel vor sich gehen. Eine innere Verarbeitung der neuen Grundzüge des religiösen Lebens fiel Lenz viel schwerer als beispielsweise Goethe und Klinger, schon aus dem Grunde, weil er wegen dieser religiösen Fragen mit den Familientraditionen brechen, seinen Vater gegen sich aufbringen muſste, der dem Sohne die Evolution seines religiösen Denkens nie hat vergeben können. Der Gewinn einer neuen Weltanschauung bedeutete für ihn das Zerwürfnis mit seiner Familie, dessen schwere Folgen sein Leben so verbittert haben.

Lenzens Seelenkonflikt erinnert teilweise an das Drama, das sich einst in der Seele Petrarcas, dieses „ersten Menschen der neuen Zeit“, abspielte. Er ist eine Wiederholung dieses qualvollen Zwiespaltes

zwischen den neuen Idealen der Renaissance-Epoche und den mittelalterlichen Anschauungen. Wie beim Humanisten des 14. Jahrhunderts, nimmt auch beim Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts die Ausgestaltung der neuen Weltanschauung, die eine neue Kulturphasis verkündigt, den Charakter einer schweren Krisis an. Es erfolgt ein jäher Bruch. Es kommt zu einem qualvollen inneren Mifsverhältnis. Unzufriedenheit mit sich selbst, Melancholie, Anklagen und Tränen, Schwankungen und Zweifel sind die Begleiterscheinungen. Dieser seelische Mifsklang Lenzens fand unter anderm einen schönen Ausdruck in seinem Werke, der vortrefflichen Abhandlung: „Moralische Bekehrung eines Poeten“. Diese Schrift ist eine von strenger Selbstgeifselung erfüllte Büfserchronik; es sind schmerzliche Betrachtungen, die an Hamlet erinnern könnten, es sind Tränen über zerschlagene Hoffnungen und Gefühle der Enttäuschung über sich selbst und über das Leben. Seine Geisteskrankheit unterbrach allzufrüh die Entwickelung seines Talentes, um diesem genügende Zeit zu lassen, gereinigt und geläutert aus dem Chaos des sittlichen Gärens und Siedens seiner Zeit emporzusteigen. Wir kennen Lenz nur in einem Übergangsstadium, in der Zeit der Ausgestaltung seiner neuen Weltanschauung, als dies Neue sich noch nicht zu bestimmten, endgültigen Formen kristallisiert hatte, als seine, durch die Gärung der Epoche erregten Kräfte ein mehr oder weniger beharrliches Gleichgewicht noch nicht erreicht hatten.

Zwei verschiedene Perioden der deutschen Kultur, jede mit ihren Eigenheiten, jede mit besondren Forderungen, begegneten sich in der Seele Lenzens und der anderen Stürmer und Dränger und stiefsen aufeinander. Jene allgemein-europäische Kulturströmung, die als etwas Neues im „Sturm und Drang“ mit hervortrat, erfüllte ihre Köpfe mit einer solchen Fülle neuer Gedanken, Stimmungen und Gesichtspunkte, dafs die frühere Weltanschauung auf den Kopf gestellt werden mufste. Die Vereinigung der Tendenzen des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus mit allen ihren Folgerungen führte zur Aufstellung neuer Ideale auf allen Gebieten des Lebens und der geistigen Tätigkeit.

Die Stürmer und Dränger übernahmen die titanenhafte Aufgabe, das ganze Leben zu erneuern und die Literatur im Geiste der neuen Ideale umzugestalten. Keiner von ihnen unterzog sich dieser Aufgabe mit einer solchen inneren Aufreibung, mit solcher Leidenschaft und solcher Hingabe wie Lenz. Er strebte zu gleicher Zeit darnach, die Rolle eines Reorganisators der Literatur sowie die eines sozialen Reformators und Sittenpredigers auszufüllen. Es ist nicht zu verwundern, dafs er dieser, seine Kräfte übersteigenden Aufgabe zum Opfer fiel.

Das sind die Grundzüge der Seelentragödie Lenzens. Hier ist die Hauptursache seiner seelischen Zerrüttung zu suchen. Wenn wir

ferner noch seiner schwachen Konstitution, des ewigen Kampfes um ein Stück Brot, seines Hungerlebens, seiner beständigen Mifserfolge in der Liebe, seines Zerwürfnisses mit den Verwandten gedenken, so wird die Geisteskrankheit, die ihn traf, uns nicht als etwas überraschendes und unerklärliches erscheinen.

Noch deutlicher treten die Eigentümlichkeiten von Lenzens innerem Wesen hervor bei einem Vergleiche seines Charakters mit dem Klingers, seines ihm am nächsten stehenden Mitstreiters auf literarischem Gebiete.

Als Charakter, als sittliche Persönlichkeit war Klinger fast ein Antipode Lenzens; es ist schwer, Menschen zu finden, die sich mehr als diese beiden Stürmer und Dränger voneinander unterscheiden und doch in ihrer literarischen Richtung und in ihren grundlegenden Tendenzen einander so gleichen. Charakterstärke war bei Klinger ein ebenso hervorragender Zug wie Schwäche bei Lenz. Mannhaft, mit leiblicher und sittlicher Kraft, eiserner Gesundheit und Energie begabt, verdankte Klinger alles ausschliefslich sich selbst, seiner Ausdauer, seiner Gesetztheit; aus niederem Stande hervorgegangen, hatte er sich eine hohe Lebensstellung mutig erkämpft. Lenz wurde in günstigeren Verhältnissen geboren, aber diese äufseren Verhältnisse konnten ihm den Mangel nicht ersetzen, der zum Fluche für sein ganzes Leben wurde — die Charakterschwäche. Klinger war vor allem eine nüchterne, arbeitsfähige, praktische Natur; er besass alle Fähigkeiten zu einem tatkräftigen Eingreifen in das wirkliche Leben, er stellte die Poesie erst auf die zweite Stufe. Lenz war dagegen, nach den Worten Puschkins,

Nicht für des Lebens stürmende Wogen,
Nicht für den Eigennutz, nicht für Kämpfe

geboren.

Sein wahrer Beruf war der eines Dichters, eines Verkünders „der süfsen Klänge und Gebete der Poesie“ mit den ihr eignen Aufgaben, die von denen des praktischen Lebens so grundverschieden waren. Die Rolle eines praktischen Mitarbeiters und Reformators, in der er aufzutreten sich bemühte, indem er sich den Tendenzen jener Zeitepoche hingab, entsprach keineswegs dem schwärmenden Künstler und seiner romantischen Weltanschauung. Lenz können wir als typische Offenbarung der Künstlernatur mit ihren starken und schwachen Seiten bezeichnen; wir finden da reiche Begabung, feine Empfänglichkeit, Geistesschärfe, Feinfühligkeit, Gefühlsinnigkeit, aber auch Unbeständigkeit und unpraktisches Wesen.

Klinger ist gewaltiger, männlicher, konsequenter als Lenz; dieser dagegen herzlicher, empfindsamer und weicher als Klinger. Klinger erweckt mehr unsere Achtung vor seiner Persönlichkeit, Lenz mehr

unsere Sympathie. Wenn Klinger Lenz als Charakter überragt, so steht er ihm als Dichter in vielem nach. Wir dürfen das Urteil Goethes über die beiden, ihm am nächsten stehenden Mitkämpfer nicht aufser Acht lassen, der Klinger beständig wegen seines Charakters, Lenz wegen seines dichterischen Talentes lobte.

Infolge der grofsen Charakterunterschiede beider Dichter eigneten sie sich auch jeder die ihm entsprechenden Tendenzen der Sturm- und Drangperiode an. Der krasseste Individualismus mit allen seinen Schlufsfolgerungen, dem Titanentum, der Raserei der Leidenschaft, der Schrankenlosigkeit der Wünsche, dem stürmischen Vorwärtsdrängen fand seinen lebhaftesten Ausdruck in den Werken Klingers; dagegen sind der Sentimentalismus und der Naturalismus mit allen ihren Folgerungen und Schlüssen bei Lenz viel deutlicher und vielseitiger ausgeprägt, der in individuellen Tendenzen seinem Freunde gewissermassen nachsteht.

Der Klinger der Sturm- und Drangperiode (bis zu seiner Übersiedelung nach Rufsland) ist nur Dramatiker und weiter nichts. Lenzens literarischer Nachlafs ist reicher, sein Talent gewandter und vielseitiger: er ist nicht nur ein für seine Zeit beachtenswerter Dramatiker, sondern auch ein talentvoller lyrischer Dichter, ein scharfsinniger Satiriker, und er weist auch auf dem Gebiete des Romans keine schlechten Leistungen auf. In den Werken Klingers spiegelt sich die Sturm- und Drangperiode vielleicht konzentrierter und schärfer, daher auch einseitiger wie bei Lenz wieder, dem wir den höheren Gedankenflug, die Mannigfaltigkeit der literarischen Interessen, die Vielseitigkeit des Ausdruckes der in dieser Zeit sich geltendmachenden Tendenzen zubilligen müssen. Alle Grundtendenzen der Sturm- und Drang-Periode sind selbstverständlich beiden Dichtern gemein, aber nicht bei jedem waren sie so gleich stark und vollkommen ausgeprägt. Sich gegenseitig aufs trefflichste ergänzend, werden beide Schriftsteller immer die bedeutendsten Vertreter dieser vielverheissenden und folgenreichen Epoche bleiben.

Lenzens literarische Tätigkeit ist von den ersten poetischen Versuchen seiner vielversprechenden Jugend bis zu den matten und von Dissonanzen erfüllten Tönen des zu Ende gehenden qualvollen Lebens vor unseren Augen vorübergezogen: in allen ihren individuellen Eigentümlichkeiten und hervorstechendsten Zügen, aber auch als ein Wiederhall und ein Spiegelbild des allgemeinen kulturellen und literarischen Geschehens.

Ungewöhnlich empfänglich und empfindsam für alle Grundtendenzen der entstehenden Sturm- und Drangperiode, erscheint Lenz als der vollständigste und vielseitigste Vertreter einer der wichtigsten Zeitabschnitte der deutschen Literatur mit allen ihren Eigenheiten. Die

Sturm- und Drangperiode war für Schriftsteller wie Goethe, Schiller, Klinger nur eine vorübergehende Episode in ihrem Leben, Lenzen aber verschlang sie ganz und gar, sie beeinflufste seine ganze literarische Tätigkeit und bestimmte seine ganze Richtung. Daher ist Lenzens Name so eng mit dem Namen des deutschen Sturmes und Dranges verknüpft. Daher kann man sich die „Geniezeit“ ohne die nervöse, bewegliche Gestalt dieses „Stürmers und Drängers“ par excellence schwer vorstellen.

Um dem Leser ein vollständigeres Bild von Lenzens literarhistorischer Bedeutung zu geben, müssen wir das Schlufsergebnis seiner mannigfaltigen literarischen Tätigkeit ziehen, in der er uns als Theoretiker des Dramas, als Übersetzer von Shakespeare und Plautus, als Dramatiker, Satiriker, Romandichter und Lyriker erscheint.

Für die Poetik der Sturm- und Drangperiode haben Lenzens „Anmerkungen übers Theater“ eine sehr wichtige Bedeutung. Die neue dramatische Theorie, an die sich die jungen Schriftsteller jener Epoche hielten, hat nirgends einen so vollen und scharfen Ausdruck erhalten wie hier. Goethe hat die Solidarität der dramatischen Ansichten Lenzens mit denen der Strafsburger Tischrunde der „Genies“ betont, das Organ der neuen literarischen Partei, die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, nahm die Theorie Lenzens mit Begeisterung auf, die Zeitschriften anderer Parteien zogen wiederum über sie her, indem sie in ihr augenscheinlich eine Art literarischen Manifestes „des jungen Deutschlands“ des 18. Jahrhunderts erblickten. Die vollständige Verwerfung nicht nur der pseudoklassischen Poetik, wie es Lessing tat, sondern auch der Poetik des Aristoteles selbst, die Lehre von der unbedingten Freiheit „des Genies“, dem die göttliche Gabe des Durchschauens verliehen sei, zu schaffen ohne Unterwerfung unter irgend welche Regeln, die unbegrenzte Verehrung Shakespeares, insbesondere seiner historischen Dramen, die hervorragende Bedeutung der Charakterzeichnung im Drama, die Aufhebung der Schranken zwischen Tragödie und Komödie — das sind die Grundzüge der dramatischen Theorie des Sturmes und Dranges, die Lenz festgelegt hat und die von ihm selbst und den mitkämpfenden Dramatikern angewendet wurden. Die literarhistorische Bedeutung der „Anmerkungen übers Theater“ wird durch den Widerhall, den sie bei Schiller (in seiner Vorrede zu den „Räubern“ und in seiner Abhandlung „Über das gegenwärtige deutsche Theater“) gefunden haben, bestätigt.

Bei der Erwähnung der Quellen, die Lenz bei dieser Arbeit benutzt hat, mufsten wir vor allem den Einflufs des Buches von Sebastien Mercier „Nouvel essai sur l'art dramatique“ erwähnen, das uns den Beweis erbringt, wie sehr die neuen französischen dramatischen Theorien den Sturm und Drang beherrschten. Die Grundprinzipien einer literarischen

Reform, die das 18. Jahrhundert mit sich bringen mufste, sind von niemandem so vollständig und vielseitig ausgesprochen worden als von diesem französischen Schriftsteller, dessen Vorgehen bei vielen stürmischen Genies Anklang fand und zu einem aufmunternden Beispiel für sie wurde.

Ehe er mit eigenen Werken hervortrat, bekundete sich Lenz als Übersetzer von Shakespeare und Plautus. Seine Übersetzung von Love's labour 's lost („Verlorne Liebesmüh") war zu damaliger Zeit eine beachtenswerte Erscheinung; es war ein Versuch, die englische Komödie in deutscher Sprache unter Wahrung des Geistes und des Kolorits des Originals wiederzugeben. Im allgemeinen ist der Versuch als sehr gelungen zu bezeichnen. Lenz erwies sich als begabter Übersetzer, der hierin durch seine poetischen Vorzüge Zeitgenossen wie Eschenburg u. a. übertraf. Das feine Gefühl Lenzens für alles Komische und das Verständnis, es auszudrücken, erwiesen sich im gegebenen Falle höchst vorteilhaft. Die Frische in der Wiedergabe des Kolorits, das Verständnis, in den Geist des Shakespearischen Originals einzudringen, sich den poetischen Stil anzueignen — das sind unbestreitbare Vorzüge der Lenzschen Übersetzungen Shakespeares.

Die Art, wie sich Lenz von Shakespeare hinreifsen läfst, ist bei seiner Tätigkeit als Übersetzer sehr beachtenswert. Den Anfang dieser Begeisterung müssen wir in die Zeit seines Königsberger Aufenthaltes verlegen. Sein Enthusiasmus für Shakespeare war in dem Ideale der Sturm- und Drangperiode, in der Begeisterung und der Verehrung für den mächtigen Individualismus begründet. Man begeisterte sich an Shakespeare nicht nur als an einem begabten Dichter, sondern auch als an einem grofsen Manne, einem Muster der „Allmenschheit", einem Beispiel jener allseitigen Entwickelung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, auf welche auch die Bestrebungen der Stürmer und Dränger gerichtet waren. Lenz trieb es bis zu einer unbedingten Verherrlichung sowohl der Persönlichkeit als auch der Werke Shakespeares. In den Augen Lenzens und seiner Gefährten standen die rein poetischen Vorzüge der Shakespearischen Tragödien höher als ihre dramatischen, letztere beachteten sie verhältnismäfsig wenig. Die naturgetreue Schilderung starker Charaktere, die in seinen Werken enthaltenen volkstümlichen Elemente und einige andere Motive romantischen Charakters zogen Lenz bei Shakespeare am meisten an. Früher als die deutschen Romantiker würdigte Lenz diese Motive.

Man pflegt oft darauf hinzuweisen, dafs die mafslose und einseitige Nachahmung Shakespeares den eignen Dramen Lenzens geschadet habe. Man kann aber nicht behaupten, dafs diese Nachahmung ausschliefslich unangenehme Folgen für den deutschen Dichter gehabt hätte. Trotz aller Eigenheiten in seiner Auffassung Shakespeares und trotz einer gewissen Beschränktheit seines Verständnisses für Shake-

speare überhaupt, mufs man doch zugeben, dafs sich Lenz durch das sorgfältige Studium des englischen Dramatikers die vollendete Schilderung der Charaktere angeeignet und viel zur Bildung einer starken und ausdrucksvollen Form des Dialogs beigetragen hat.

Durch seine „Lustspiele nach dem Plautus“ hat Lenz zweifellos das Repertoire der damaligen deutschen Bühne, das sich in einem recht traurigen Zustande befand, bereichert. Ein richtiger Instinkt flüsterte ihm zu, sich dem römischen Lustspieldichter zuzuwenden, bei dem er Eigenschaften entdeckte, die dem damaligen deutschen Theater noch gänzlich unbekannt waren: „Lebhaftigkeit, scharfer Witz, Einbildungskraft und tiefe Kenntnis der Charaktere mit einer Leichtigkeit und Naivetät des Ausdrucks verbunden“. In seinen Augen entsprachen die Lustspiele des Plautus dem Ideale eines bürgerlichen Schauspiels, nach welchem er strebte. Der Gedanke, den Plautus mit Anpassung an die Verhältnisse unserer Zeit zu übertragen, würde uns heutigen Tages allerdings verfehlt erscheinen, aber damals dachte man anders darüber. Goethe erkannte das Einschneidende der Umgestaltung als notwendig an, und Lessing war mit einem ähnlichen Versuche aus den römischen Komikern zuvor gekommen. Wieland zog die Lenzschen Bearbeitungen denen Lessings vor. So viel uns bekannt ist, ist keins der „Lustspiele nach dem Plautus“ aufgeführt worden. Man kann es nur bedauern. Die damalige deutsche Bühne war nicht reich an Stücken, die soviel kecke, hinreifsende Komik, eine so treffende und ausdrucksvolle Sprache, ein solches Verständnis, verschiedene Erscheinungen aus dem wirklichen Leben in Deutschland auf die Bühne zu bringen, besafsen.

Die von Lenz selbständig verfafsten Stücke kann man in drei Gruppen ordnen. Es sind soziale Dramen, persönliche Dramen (d. h. solche mit bestimmten persönlichen Anschauungen) und romantische Dramen.

Zur ersten Gruppe gehören: „Der Hofmeister“, „Der neue Menoza“ und „Die Soldaten“. Alle genannten Stücke sind Anklagestücke, sie decken die Wunden der damaligen Gesellschaft auf und schlagen Mittel zu ihrer Heilung vor, alle behandeln einen gewissen bekannten Grundgedanken, vertreten diese oder jene Tendenz und drücken stark ausgeprägte Richtungen und Ideale der Epoche aus.

Zu den Stücken, die des Dichters rein persönlichen Anschauungen entsprechen, müssen wir zwei rechnen: „Der Engländer“ und „Die Freunde machen den Philosophen“. Beide bieten reiches biographisches sowie auch psychologisches Material zur Charakteristik der in der Sturm- und Drangperiode herrschenden Stimmung. Hinter den Gestalten Roberts und Strephons verbirgt sich Lenz selber, mit seiner

ganzen Charakterschwäche, seinen phantastischen Plänen und seinen bedeutungslosen Handlungen, mit allen Auswüchsen seines Sturmes und Dranges, mit seiner ganzen Krankhaftigkeit.

Der romantischen Gruppe müssen wir die „Sizilianische Vesper", die „Catharina von Siena", die unvollendet geblieben ist, und einige andere dramatische Bruchstücke zuzählen.

Unter diese drei Hauptgruppen können auch die zahlreichen dramatischen Fragmente verteilt werden, soweit es ihr unvollendeter und chaotischer Zustand zuläfst. Bei allen Mängeln seiner Dramen, bei allem Fehlen künstlerischer Einheit, bei allen groben Versehen in der Auswahl der Mittel, mit denen er szenische Illusionen hervorruft, bei aller Shakespearomanie setzt uns Lenz doch durch sein feines Gefühl in der Erfindung dramatischer Szenen, durch die lebendige Darstellung vieler seiner Charaktere in Erstaunen. Unerschöpflich in dramatischen Plänen, hatte er Anlagen zu einem hervorragenden Dramatiker, deren Entwickelung nur durch seine allzunaive Anhänglichkeit an die neue, schnell vorübergehende dramatische Theorie gelähmt wurde. Am meisten litt darunter sein herrliches Talent für das Komische, durch das er entschieden alle Zeitgenossen überragte. Wenn man einzelne Szenen seiner Komödien liest, mufs man sich darüber wundern, wie sich dieser vom Leben gebrochene Unglückliche noch die Fähigkeit eines so gesunden und wirkungsvollen Humors bewahren konnte.

Mit Ausnahme von Goethe, dessen Genie jeden Vergleich ausschliefst, ist Lenz der begabteste Dramatiker dieser Periode. Um sich davon zu überzeugen, braucht man seine Stücke nur mit denen Klingers, Wagners und Müllers, also der Gefährten, die ihm im dramatischen Schaffen am nächsten stehen, zu vergleichen.

Das gröfste kritische Genie Deutschlands, Lessing, stellte Klingern weit unter Lenz*); dieselbe Meinung teilte der hervorragende Vertreter der romantischen Schule, Ludwig Tieck. Die Zeitgenossen nannten Klinger „den verrückten Shakespeare" den „Löwenblutsäufer"**). Diese Beinamen charakterisieren die den Klingerschen Dramen innewohnenden Eigentümlichkeiten ganz trefflich: die Darstellung unnatürlicher, titanischer und dämonischer Charaktere, wütender und übertriebener Leidenschaften, unwahrscheinlicher Situationen und überspannter Gefühle, gewürzt mit dem Salze einer phrasenhaften Rhetorik. Sehr charakteristisch ist es für Klinger, dafs alle seine

---

*) Siehe Lessings Gesammelte Schriften. Herausg. von Lachmann Bd. XII, S. 481.

**) Wieland in einem Briefe an Merck (Hettner, Literaturgeschichte, Bd. III³, S. 228).

Dramen mit wenigen Ausnahmen in keinerlei Zusammenhang mit dem realen deutschen Leben stehen. Das Stück spielt gewöhnlich irgend wo in Amerika, Spanien, Italien usw.

Bei Lenz findet man mehr Zusammenhang mit der heimatlichen Scholle, er ist mehr Realist, er stellt das wirkliche Leben mehr dar als Klinger. An den Charakteren Klingers haftet der Stempel des Erdichteten, des Unwahren, es mangelt ihnen an Plastik, und viele Züge zerfliefsen in den stürmischen Wogen seines rhetorischen Wortschwalles. Lenz ist lebendiger und wahrheitsgetreuer als der Verfasser des Stückes: „Sturm und Drang“; er übertrifft Klinger durch die Fähigkeit, die Charaktere, die er unmittelbar dem realen Leben entnimmt, das um ihn pulsiert, künstlerisch darzustellen. Aufserdem überragt Lenz seinen Gefährten durch sein ausgeprägtes komisches Talent.

Die Dramen des Malers Müller haben viel ähnliches mit denen Klingers; in seinem „Faust“ und seiner „Niobe“ finden wir dasselbe ungestüme Titanentum und die gleichen ungezügelten Leidenschaften. Das beste Drama Müllers „Golo und Genoveva“ ist erst 1812 erschienen.

Durch den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben seiner Zeit, durch seine reale Darstellung kommt Wagner, der Verfasser der „Kindesmörderin“ und „Reue nach der Tat“, Lenzen am nächsten. Beide Stücke bekunden deutlich ihre Abhängigkeit von Lenzens „Hofmeister“ und „Soldaten“ *). Als Nachahmer steht Wagner weit hinter seinem Originale zurück, es fehlt ihm die Fähigkeit, Typen vorzuführen; sein Realismus ist seicht.

Kein Zeitgenosse Lenzens hat so viele komische und ernste, dem wirklichen Leben getreue Gestalten geschaffen, wie er; wir erinnern nur an den Schulmeister Wenzeslaus, den Lautenist Rehhaar, den Barbier Schöpsen, den Major Berg, die treuherzige Lise im „Hofmeister“, an Marie Wesener und an die Offizierstypen in den „Soldaten“ usw.

Im Gegensatz zu Klinger ist Lenz auf dem Gebiete des Komischen am allerstärksten. Nach der vortrefflichen Bemerkung von Weifsenfels**) entsprang bei den Stürmern und Drängern die Liebe zum Komischen nicht nur einer mechanischen Nachahmung Shakespeares, sondern stand im Zusammenhange mit dem allgemeinen literarischen Ideale — die Natur und das Leben in allen ihren mannigfaltigsten Erscheinungen, unter denen auch dem komischen Element eine wichtige Rolle zukommt — darzustellen. Die Stürmer und Dränger legten dem Komischen auch aus dem Grunde eine wichtige Bedeutung bei, weil sie

*) Siehe E. Schmidt: H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse (2. Ausg. Jena 1879), S. 86 ff.

**) Goethe im Sturm und Drang (Halle 1894), S. 359.

in ihm ein wirksames Mittel erkannten, die deutsche Bühnen dem Zustande der Einförmigkeit und der Langeweile zu entreifsen.*)

In diesem Sinne arbeitete auch Lenz und errang einen auf diesem neuen Gebiete beachtenswerten Erfolg, indem er einem allgemein empfundenen Bedürfnisse entgegenkam. So schliefst sich auch diese Richtung seiner Tätigkeit den Bestrebungen und Tendenzen der Stürmer und Dränger an.

Mit demselben Humor erscheint uns Lenz in seinen literarischen Satiren, die so geistvoll sind, dafs sie eine Ausnahmestellung in der damaligen deutschen Literatur einnehmen. Auch in diesem Falle nähert er sich unter allen Zeitgenossen Goethe am meisten. Nicht ohne Ursache nannten die Zeitgenossen, die die ersten Schritte beider beobachtet und all die Tiefe und Macht des unvergleichbaren Goetheschen Genies noch nicht erkannt hatten, Goethe und Lenz Zwillingsbrüder und verwechselten ihre Werke. Die talentvolle satirische Skizze „Pandaemonium germanicum“, die die Stellung der jungen Partei des Sturmes und Dranges unter den anderen literarischen Richtungen trefflich zeichnet, charakterisiert sehr bezeichnend das ganze Leben auf dem deutschen Parnafs, wenn auch nicht ohne zu karikieren, was bei einer solchen Art von Schriften völlig natürlich erscheint. In dieser, wie in den anderen gegen Wieland gerichteten Satiren, erhebt Lenz den lautesten Einspruch gegen die Wielandsche „Frankomanie“, die sowohl den Stürmern und Drängern des Rheinkreises als auch der Gruppe des Göttinger Hainbundes zuwider war. Dieser Kampf gegen Wieland fand, wie wir gesehen haben, seine Rechtfertigung in dem neuen kulturellen und literarischem Ideale jenes Zeitabschnittes.

Schwächer als im Drama und in der Satire war Lenz auf dem Gebiete des Romans. Seine Novellen und Erzählungen enthalten zwar viel Interessantes, aber sie haben keinen besonderen Kunstwert; nur sein unvollendeter Roman „der Waldbruder“ zergliedert ganz ausgezeichnet zwei vollkommen entgegengesetzte Charaktere; er ist ein Seitenstück zum „Werther“, und überragt als solches alle ähnlichen Nachahmungen.

Zweifellose Vorzüge besitzt — last and not least — die Lyrik Lenzens. Sie ist von unmittelbarer Bedeutung.

Lenz war ein geborener Lyriker. Die Sphäre der persönlichen Anschauung, des intimen Seelenlebens, der eignen Herzensregungen, Hoffnungen und Enttäuschungen — war das wahre Gebiet für sein Talent. Seine Lyrik ist eine genaue Chronik seines Herzens mit

*) In diesem Sinne äufserte sich auch Goethe im Jahre 1773, Weifsenfels a. a. O. S. 517.

allen seinen Eindrücken und allen Qualen, ein getreues Spiegelbild seiner inneren Welt, mit allerlei Schwankungen seiner Stimmung von den titanischen Anwandlungen an bis zu den schüchternen und kleinmütigen Klagen. Neben dem Ausdrucke bauhantischer Leidenschaft treffen wir bei ihm auch die weicheren Töne der Selbsthingebung und Selbstbescheidung. Im Gegensatze zu dem hellen Kolorit der Goetheschen Poesie, herrschen in der Lenzschen Lyrik gramvolle, schwermütige Töne vor. *)

Völlige Innigkeit, Herzlichkeit und Tiefe des Gefühls vereinte sich bei ihm mit der meisterhaften Handhabung der Form. So sind alle Eigenschaften, die einen Lyriker ausmachen, bei ihm zu finden. Gleich dem jungen Goethe trug Lenz zur Wiedergeburt der deutschen Lyrik bei und verstand es auf seiner Leier im hohem Maſse, innige, herzliche, selbstempfundene Töne anzuschlagen. Es ist eine sehr beachtenswerte Tatsache, daſs es den Spezialforschern bis heute noch nicht gelungen ist, sich über die Verteilung der Lieder aus dem „Sesenheimer Liederbuche“ zwischen Goethe und Lenz zu einen; so gleicht sich der poetische Stil bei beiden jungen Dichtern. Wie die Goethesche Lyrik, so spiegelte auch Lenzens Lyrik die intimen Gedanken und Gefühle der stürmisch strebenden Jugend und alle Eigentümlichkeiten dieser Epoche des sittlichen Schwankens wieder.

Lenz war einer der subjektivsten Poeten, den die Literaturgeschichte kennt. Ähnlich wie Byron, stellte er vor allem sich selbst, seine innere Welt, seine Ideale, Hoffnungen und Enttäuschungen dar. Er erinnert teilweise an die spätere Gestalt des enttäuschten Pilgers, der unter der Last des Seelenzustandes zusammenbricht, — eine Gestalt, die vom Genie des subjektivsten englischen Poeten geschaffen worden ist. Die Kluft, die die pseudoklassische Dichtung von dem wirklichen Leben trennte, zwang unsern Kämpfer für die neue Kunst sich an die Formel „Leben und Kunst ist eins“ zu halten. Wenn Goethe die Wirklichkeit und die erlebten Eindrücke wiedergibt, nachdem er sie im Schmelzofen des künstlerischen Schaffens geläutert hat, wie er es so schön durch die Verse ausdrückt:

„Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.“ —

so besaſs Lenz ein zu nervöses Temperament, um einen so beruhigenden Augenblick abzuwarten. Sein ganzes Schaffen zeichnet sich durch eine fieberhafte Hast aus; alles von ihm persönlich Erlebte und Empfundene beeilt er sich unverzüglich dichterisch zu gestalten und macht aus seinen Werken nichts anderes als eine von Leben strotzende

*) Siehe oben XIII. Kapitel.

Chronik aller seiner Leidenschaften und Enttäuschungen, nichts anderes als einen getreuen und wahrhaften Spiegel der stürmischen Gärung seiner Zeit. Das verleiht seiner Poesie ein beachtenswertes kulturhistorisches Interesse.

Diese chaotische Gärung des Sturmes und Dranges, die sich aus den allgemein zu Grunde liegenden Tendenzen des Individualismus, der Sentimentalität und des Naturalismus gebildet hatte, enthielt die Keime der späteren fruchtbaren literarischen Entwickelung. In dieser Richtung bieten die Werke Lenzens einen sehr lehrreichen und interessanten Stoff. In ihnen sind die Elemente der Romantik und des Realismus eigenartig miteinander verbunden.

Als einer der eifrigsten Adepten der Annäherung der Dichtung an das Leben, war Lenz einer der Vorkämpfer des Realismus des 19. Jahrhunderts. Wir wissen, wie leidenschaftlich er darnach strebte, sich an die tatsächliche Wahrheit zu halten, wie er wirkliche Personen und wirkliche Ereignisse zu Papier zu bringen liebte und sich nicht davor scheute, manche Erscheinungen im Leben in ihrer vollen Blöfse hinzustellen.

Ein kühner Realist, trug er in seiner Brust zu gleicher Zeit einen Drang nach dem Geheimnisvollen, Unbekannten. Es zog ihn derart nach der übersinnlichen Welt, dafs sich in seinen Werken bereits das Romantische bemerkbar machte und ihnen eine ganz eigentümliche Beleuchtung verlieh. Lenz hat viel Verwandtes mit den Vertretern der deutschen romantischen Schule; nicht ohne Ursache zeigte Ludwig Tieck ein solches Interesse für Lenzens Persönlichkeit und Werke. Den Geschichtsschreibern der deutschen Romantik liegt noch die Aufgabe ob, die Entstehung der Romantik bis auf ihre Keime in der Sturm- und Drangperiode zu verfolgen; dabei mufs Lenz nicht eine der letzten Stellen eingeräumt werden.

In beständigen Schwankungen zwischen Irdischem und Himmlischem, zwischen dem Realen und dem Unerreichbaren, dem Tatsächlichen und Phantastischen flofs sein ganzes, an stürmischen Bestrebungen und qualvollen Enttäuschungen so reiches Leben dahin; es zerschellte anscheinend an der unlösbaren Aufgabe, dem unversöhnlichen Lebenskampfe ein friedliches Ende zu bereiten. Die eigentümliche Verbindung der Elemente des Realismus und der Romantik im Zusammenhang mit den Grundtendenzen des Sturmes und Dranges ist ein äufserst origineller und beachtenswerter Zug seiner Poesie, der ihr die literar-historische Bedeutung verliehen hat.

Anmerkungen.

Kapitel I.

[1]) W. Bjelinskis Werke (Moskau 1855, VIII, S. 249. russisch).

[2]) Die Grenzen der Sturm- und Drangperiode lassen sich nicht genau feststellen. Als ihre Anfangszeit bezeichnen wir in der Regel den Ausgang der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die Zeit also, die durch das Erscheinen der „Hamburgischen Dramaturgie" Lessings 1767—69 und der ersten Schriften Herders: „Fragmente" 1766—67 und „Kritische Wälder" 1769, von Bedeutung für die Literaturgeschichte geworden ist; als ihr Ende nehmen wir die Mitte der achtziger Jahre an, in die Goethes italienische Reise fällt (1786).

[3]) Die kulturhistorische Bedeutung der Sturm- und Drangperiode erörtern R. Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang (Halle 1894) und besonders W. Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens in ihren Beziehungen zur Literatur, zum Rationalismus des 18. Jahrhunderts und zur kritischen Philosophie (Moskau 1897; russisch).

[4]) Rousseau, Emile ou de l'éducation I 1: „Tout est bien, sortant des mains de l'auteur des choses; tout dégénère entre les mains de l'homme".

[5]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.

[6]) Von den Stürmern besafs besonders der „Maler" Müller solche Anlagen, die in den Augen der Romantiker Wert verliehen. Ihm brachte besonders Tieck Sympathien entgegen (vergl. Sauer, Stürmer und Dränger, III 10). Unter dem Einflufs des der Sturm- und Drangperiode von den Romantikern entgegengebrachten Interesses unterzog sich auch Tieck der Herausgabe von Lenzens Werken.

[7]) Von diesem Gesichtspunkt aus wird auch die italienische Renaissance in dem Buche von Prof. Korelin: „Der frühe italienische Humanismus und seine Geschichtschreiber" (Moskau 1892; russisch) beleuchtet.

[8]) Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien; Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur; Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums u. a. m.

[9]) Voigt a. a. O.

[10]) Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens (russisch) S. 315 u. ff.

[11]) Voigt a. a. O. S. 131—141.

[12]) Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 4. Aufl. 1885. II. 4. Abschnitt.

[13]) Karejew, Geschichte Westeuropas in der neueren Zeit (St. Petersburg) III; Hettner, Geschichte der englischen Literatur im 18. Jahrhundert (Braunschweig 1893. II. Aufl.).

[14]) Leslie Stephen, History of English thought in the XVIIIth century (London 1876). II, S. 369.

[15]) Lechler, Geschichte des englischen Deismus (Stuttgart 1841). S. 8.

[16]) Koschewnikow a. a. O. S. 34, 35. [17]) Leslie Stephen a. a. O. II, S. 389.

[18]) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe (Jena 1875) u. a. m.

[19]) Koschewnikow a. a. O. S. 437. [20]) Leslie Stephen a. a. O. II, S. 440.

[21]) Hettner a. a. O. S. 514.

[22]) J. Texte, J. J. Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire (Paris 1895). S. 342.

[23]) Sterne, Tristram Shandy, Kap. 214.

[24]) „Briefe eines russischen Reisenden“ herausg. von Suworin. S. 369. (russisch).

[25]) J. Texte a. a. O. S. 350. [26]) Ebenda, S. 354. [27]) Ebenda, S. 351.

[28]) Ebenda, S. 345—346.

[29]) Ueber den Einflufs Sternes auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts vergl. Koschewnikow a. a. O. S. 522—526.

[30]) Tristram Shandy, Kap. 208. [31]) Koschewnikow a. a. O. S. 516.

[32]) Ebenda, S. 511. [33]) Stapfer, Lawrence Sterne (Paris 1882). S. 137.

[34]) Koschewnikow a. a. O. S. 512.

[35]) Ch. Clarke, Fielding und der deutsche Sturm und Drang (Freiburg i. B. 1897); Wood, der Einflufs Fieldings auf die deutsche Literatur (Yokohama 1895).

[36]) Hamelius, Die Kritik in der engl. Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts (Leipzig 1897); Beers, A history of English romanticism in the XVIII th century (New York 1899).

[37]) Ebenda, S. 145, 150.

[38]) Max Kawczynski, Studien zur Literaturgeschichte des XVIII-ten Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. Leipzig 1880. Hauptsächlich S. 140. Hamelius, a. a. O. S. 106—107.

[39]) Hamelius a. a. O. S. 97—98.

[40]) „Spectator“ No. 406. Hamelius a. a. O. S. 100—102. Kabelmann, J. Addison's literarische Kritik im „Spectator“ (Rostock 1900).

[41]) Hamelius a. a. O. S. 168—171. J. Texte, J. J. Rousseau. S. 382 u. ff. Wagener, Das Eindringen von Percys Reliques in Deutschland (Heidelberg 1897).

[42]) Warton, An Essay on the genius and writings of Pope. Vergl. Hamelius a. a. O. S. 157 u. ff.

[43]) In den Ausgaben der Werke Youngs fehlt diese theoretische Schrift gewöhnlich. Wir bedienten uns eines Exemplars der ersten Ausgabe, Eigentum der Bibliothek des Britischen Museums zu London.

[44]) „Originals are, and ought to be, great Favourites, for they are great Benefactors; they extend the Republic of Letters, and add a new province to its dominion: Imitators only give us a sort of Duplicates of what we had, possibly much better, before; increasing the mere Drug of books, while all that makes them valuable, Knowlege and Genius, are at a stand“. Conjectures on Original Composition, London 1759, S. 9—10.

[45]) „An Original may be said to be of a vegetable nature; it rises spontaneously from the vital root of Genius; it grows it is not made: Imitations are often a sort of Manufacture wrought up by those Mechanics, Art and Labour, out of preexistent materials not their own“. Ebenda, S. 11—12.

[46]) „So few are our Originals, that, if all other books were to be burnt, the letter'd world would ressemble some Metropolis in flames, where a few incombustible buildings, a Fortress, Temple, or Tower, lift their Heads, in melancholy Grandeur, amid the mighty ruin“. Ebenda, S. 15—16.

[47]) „But why are Originals so few? not because the Writer's harvest is over, the great Reapers of Antiquity having left nothing to be gleaned after them; nor because the human mind's teeming time is past, or because it is incapable of putting forth unprecedented births; but because illustrious Examples engross, prejudice, and intimidate“. Ebenda, S. 17. „Imitate them, by all means; but imitate aright. He that imitates the divine Jliad, does not imitate Homer; but he who takes the same method, which

Homer took, for arriving at a capacity of accomplishing a work so great. Tread in his steps to the sole Fountain of Immortality, drink where he drank, at the true Helicon, that is, at the breast of Nature: Imitate; but imitate not the Composition, but the Man.“ Ebenda, S. 20—21.

[48]) „Genius is a Masterworkman, Learning is but an Instrument; and an Instrument, tho' most valuable, get not always indispensable“. Ebenda, S. 25—26. „A Genius differs from a good Understanding, as a Magician from a good Architect; that rises his structure by means invisible; this by the skilful use of common tools. Hence Genius has ever been supposed to partake of something Divine“. Ebenda, S. 26—27.

[49]) „Learning, destitute of this superior Aid, is fond, and proud, of what has cost it much pains; is a great Lover of Rules, and Boaster of famed Examples . . . Rules, like Crutches, are a needful Aid to the Lame, tho' an Impediment to the strong . . . There is something in Poetry beyond Prose-reason; there are Mysteries in it not to be explained, but admired.“ Ebenda, S. 27—29.

[50]) „If I might speak farther of Learning, and Genius, I would compare Genius to Virtue, and Learning to Riches. As Riches are most wanted where there is least Virtue; so Learning where there is least Genius. As Virtue without much Riches can give Happiness, so Genius without much Learning can give Renown.“ Ebenda, S. 29—30.

[51]) „Genius is from Heaven, Learning from man: This sets us above the low and illiterate; that, above the learned and polite. Learning is borrowded Knowlege; Genius is Knowlege innate, and quite our own.“ Ebenda, S. 36.

[52]) Ebenda, S. 42—43.

[53]) „Reasons there are why talents may not appear, none why they may not exist, as much in one period as another. An Evocation of vegetable fruits depends on rain, air and sun; an Evocation of the fruits of Genius no less depends on Externals.“ Ebenda, S. 46.

[54]) „That a Man may be scarce less ignorant of his own powers, than an Oyster of its pearl, or a Rock of its diamond; that he may posses dormant, unsuspected abilities, till awakened by loud calls, or stung up by striking emergencies; is evident from the sudden eruption of some men, out of perfect obscurity, into publik admiration, on the strong impulse of some animating occasion; not more to the world's great surprize, than their own“ Ebenda, S. 49—50.

[55]) „Let thy Genius rise (if a Genius thou hast) as the sun from chaos; and if I should then say, like an Indian, worship it (thoughtoo bold) get should I say little more than my second rule enjoins, (Viz.) Reverence thyself . . . . Thyself so reverence as to prefer the native growth of thy own mind to the richest import from abroad; such borrowed riches make us poor.“ Ebenda, S. 53—54.

[56]) Ebenda, S. 54—55.

[57]) „Shakespeare gave us a Shakespeare, nor could the first in ancient fame have given us more. Shakespeare is not their Son, but Brother, their Equal and that, in spite of all his faults“ Ebenda, S. 78. — „He was master of two books, unknown to many of the profoundly read, two books, which the last conflagration alone can destroy; the book of Nature, and that of Man. These he had by heart, and has transcribed many admirable pages of them, into his immortal works.“ Ebenda, S. 81—82.

[58]) Hamelius a. a. O. S. 150 u. ff.

[59]) Leslie Stephen, Cowper and Rousseau („Hours in a library“ London 1892, II, S. 208 u. ff.).

[60]) J. Texte a. a. O. — Die selbständigen Vertreter der französischen Sentimentalität waren hauptsächlich Nivelle de la Chaussée, der Schöpfer der sogen. „comédie larmoyante“ und der Romanschriftsteller Marivaux.

[61]) Goethe, Dichtung und Wahrheit 11. Buch.

[62]) Eine treffliche Schilderung des Einflusses Diderots auf die Stürmer

gibt Koschewnikow in seiner „Philosophie des Glaubens etc." (Moskau 1897), S. 411—419; russisch.

[63]) Leslie Stephen, History of English thought etc. II, S. 443.

[64]) Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls; J. Texte, J. J. Rousseau etc.; Spitzner, Natur und Naturgemäſsheit bei Rousseau (Leipzig 1892).

[65]) Koschewnikow a. a. O. S. 365. [66]) Ebenda, S. 366—367.

[67]) Ebenda S. 364.

[68]) J. Texte, J. J. Rousseau etc.; Jusserand, Shakespeare en France sous l'ancien régime (Paris 1898).

[69]) Alfred Michiels, Histoire des idées littéraires en France au XIX ème siècle et de leurs origines dans les siècles antérieurs (Paris 1842) I, S. 84—89; Jusserand a. a. O. S. 188—189.

[70]) Lanson, Nivelle de la Chaussée et la comédie larmoyante (Paris 1887).

[71]) Jusserand a. a. O. S. 295; Michiels a. a. O. I, S. 93.

[72]) „Discours sur la poésie dramatique" u. a. m.

[73]) Koschewnikow a. a. O. S. 443 u. ff. [74]) Ebenda, S. 545.

[75]) August Sauer, Stürmer und Dränger I. Einleitung.

[76]) Ebenda. Vergl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe.

[77]) Ch. Joret, Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIIIème siècle (Paris 1875).

[78]) Ebenda.

[79]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

[80]) Lessing, Hamburgische Dramaturgie.

Kapitel II.

[1]) Julius Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert (Leipzig 1876), I, S. 407—409.

[2]) Ebenda, S. 410. [3]) Ebenda, S. 411—414. [4]) Ebenda, S. 439—440.

[5]) Ebenda, S. 163—164, 183, 341. [6]) Ebenda, S. 440—441, 449.

[7]) Allgemeine Deutsche Biographie XVIII, S. 270.

[8]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert IV, 1893, I, S. 50.

[9]) Allgemeine Deutsche Biographie, a. a. O.

[10]) Falck, Lenz in Livland I, S. 2 und 55. Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande am 25. Juni 1775. Dorpat 1874.

[11]) Eckardt a. a. O. I, S. 317. Siehe auch Paul Th. Falck, Der Stammbaum der Familie Lenz in Livland (Nürnberg 1907).

[12]) „O Heiland! bewahre den Knaben, was Du ihm in der Taufe geschenkt hast, und so er's verliert, so suche ihn wieder und salbe ihn zu Deinem Kinde und Knecht. Fange Dein Gnaden-Werk in seiner Seelen kräftig an und führe es fort, bis zum Ende seiner Walfahrt um Deines blutigen Verdienstes willen. Amen." Das Geburtsjahr Lenzens wird festgestellt durch einen vom Pastor Müttel auf Wunsch Georg Sivers' beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, der in der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Siehe auch Falck, Lenz in Livland, S. 3.

[13]) Eckardt a. a. O. I, S. 317. [14]) Ebenda, I, S. 545. [15]) Ebenda, S. 513 u. ff.

[16]) Allgemeine Deutsche Biographie a. a. O., S. 270.

[17]) Lenzens Vater war unzufrieden mit dem theol. Werke seines Sohnes: „Meinungen eines Layen" (1775).

[18]) Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande am 25. Juni 1775 (Dorpat 1874), S. 17—28.

[19]) Gadebusch, Liefländische Bibliothek (1774), II, S. 174.

[20]) v. Bock, Die Historie von der Universität zu Dorpat und deren Geschichte („Baltische Monatsschrift", 5. Jahrgang, IX. B., 6. Heft, S. 501—502).

[21]) Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande, S. 9; Eckardt a. a. O. I, S. 518—519.

[22]) Falck, Lenz in Livland, S. 5, 6 und 60.

[23]) Waldmann, Lenz in Briefen (Zürich 1894), S. 25—26.

[24]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. v. L. Tieck (Berlin 1828), III, S. 93.

[25]) Der Landplagen viertes Buch. Die Feuersnoth (Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 47).

[26]) L. Urlichs, Etwas von Lenz („Deutsche Rundschau“ von Rodenberg, 3. Jahrg., 8. Heft, S. 273, Berlin 1877.

[27]) R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken (Berlin 1880), I, S. 108.

[28]) Falck a. a. O. S. 17.

[29]) Waldmann, Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik. (Baltische Monatsschrift 1893).

[30]) Eckardt a. a. O. I, S. 313.

[31]) Encyklopädisches Wörterbuch von Brockhaus und Efron (russisch).

[32]) Eckardt a. a. O. I, S. 347. [33]) R. Haym a. a. O. I., S. 108.

[34]) Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 19, 20.

[35]) Eckardt, a. a. O. I, S. 518; Gadebusch, Liefländische Bibliothek (1777).

[36]) 14 Seiten starke Handschrift in 4°, früher in der Bibliothek des Prof. Weinhold zu Berlin.

[37]) Falck, a. a. O. S. 20. [38]) Liefländische Bibliothek (1777).

[39]) „Gelehrte Beyträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766“ S. 49.

[40]) In der erwähnten Rigaer Zeitschrift veröffentlichte Herder einzelne Aufsätze. Siehe Herders sämtliche Werke herausg. v. B. Suphan, (Berlin 1877), I, S. 1—12, 43—56 usw.; R. Haym a. a. O. I, 113—121 u. „Zeitschrift für deutsche Philologie“ VI, S. 45—83.

[41]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 2. Buch. Über den Einfluſs Klopstocks auf Goethe s. Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock (Leipzig 1882) und Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens usw. S. 564—565. Während seiner Studienzeit in Leipzig schrieb Goethe ein Gedicht in klopstockschem Geiste: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ (vergl. Bernays, Der junge Goethe, I, S. 79—84; Bielschowsky, Goethe, I, S. 38). Dieses Gedicht war allerdings nicht vom „Messias“ angehaucht und der junge Goethe ahmte Klopstock nicht so nach wie Lenz. In „Dichtung und Wahrheit“ bezeichnet Goethe sein Gedicht als eine Nachbildung von Elias Schlegels „Das jüngste Gericht“, aber ein solches Gedicht Schlegels ist unbekannt, und es liegt die Mutmaſsung vor, daſs eine Ode Cramers Goethe zum Muster gedient hat (Weiſsenfels, Goethe im Sturm und Drang, I, S. 418, Anm. 12).

[42]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert (1893), II, S. 111.

[43]) Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz, (München 1897), S. 26—29.

[44]) Ebenda, S. 31.

[45]) Die Hexameter Lenzens haben eine Eigentümlichkeit: während Klopstock am Ende des Verses bald Spondeen, bald Trochäen anwendet, bedient sich Lenz fast ausschlieſslich der Trochäen (vergl. Anwand a. a. O. S. 32). Man kann aber der Meinung Anwands, der in diesen ersten poetischen Versuchen Lenzens schon eine realistische Spur erblickt, nicht beistimmen. Die Zusammendrängung des Inhalts und das Fehlen Klopstockscher Tiraden kann man eher der Armut poetischer Erfindung, die doch bei der Knabenhaftigkeit des Poeten erklärlich ist, zuschreiben. Zu weit geht Anwand auch, wenn er behauptet, daſs Lenz' Idee des Heilandes, folgerecht durchgeführt, viel erschütternder ist als die Klopstocks. Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, ob das, was der Kritiker ihm zuschreibt, den Kräften des Knaben angemessen gewesen wäre. Von einer „erschütternden Idee“, die in dieser schülerhaften Arbeit enthalten sein soll, kann schwerlich die Rede sein. Niemand sonst wird wohl im Ernste behaupten wollen, daſs Lenz in diesem Gedichte Klopstock überrage oder ihm nur gleichkomme.

[46]) Falck a. a. O. S. 50—51; Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold (Berlin 1891), S. 12—13, 260.

[47]) Anwand a. a. O. S. 36—37. Hier mufs man den Kritiker wieder einer falschen Annahme zeihen; sein Bestreben, schon in den ersten Gedichten Lenzens die Eigentümlichkeiten zu finden, durch die dieser sich zur Zeit der vollen Blüte seines Talents auszeichnete, ist so grofs, dafs er oft mehr sieht, als tatsächlich vorhanden ist. Wie er in den ersten Gedichten Lenzens realistische Züge, die für jeden Nichtvoreingenommenen unbemerkt blieben, zu finden glaubte, so entdeckte er in diesem kindlichen Lallen das Vorhandensein eines pantheistischen Elements (sic!). Über den Pantheismus eines fünfzehnjährigen Knaben zu reden ist zum mindesten sonderbar.

[48]) Siehe das Vorwort Blums in der Ausgabe des Stückes S. XIX u. ff.

[49]) Siehe das „Encyklopädische Wörterbuch“ von Brockhaus und Efron, Artikel „Siebenjähriger Krieg“ (russisch).

[50]) „O möchte diese Begebenheit jeden, der sie höret, rühren und ihn zum Dank gegen die Vorsicht bewegen, die keine Wunde schlägt, welche ewig blutet! — Kommen Sie, mein Schönwald! Noch mufs ich Sie zum letztenmal auf ihrem traurigen Lager umarmen“. („Der verwundete Bräutigam“, S. 69).

[51]) Gruppe, Reinhold Lenz, Berlin, 1861, S. 245.

[52]) Falck, Lenz in Livland, S. 33 u. 36.

[53]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, Berlin, 1878, S. 5.

[54]) Schönwald: Um Ihnen in Ihrem Thon zu antworten, ob es sich gleich für einen gewesenen Soldaten nicht schickt, zu weinen, so bin ich doch stolz auf die zärtlichen Tränen, die Sie mir herauslocken („Der verwundete Bräutigam“, S. 5). Lenchen: Dis sind Tränen der Freude, die ich weine. Schönwald: Diese unschuldige Tränen, dis zärtliche Herz zerschmelzt mich ganz. (Ebenda, S. 7). Anselmo: Redet nicht weiter, Kinder! Ich weine sonst . . . (S. 13). „Sie (Lenchen) afs nicht, sie trank nicht, und wenn sie des Morgens aus ihrem Zimmer kam, so hatte sie sich die Augen roth geweint, dafs ich keinen Morgen meinen Caffee ohne Wehmuth trinken konnte.“ (S. 14). Lalage: O könnte ich blutige Tränen weinen! — (S. 30). Wie süfs sind diese Tränen! (S. 66). Anselmo: Meine Tränen um ihn flossen nicht spahrsamer . . . (S. 67). Lenchen: Sie weinen, bester Vater! — Zürnen diese Tränen vielleicht über mich? (S. 56). Anselmo (für Freude weinend) (S. 62). Lenchen: Höchste Vorsehung, erhöre die Tränen eines schwachen Frauenzimmers, einer bekümmerten Braut! (S. 64). Auf jedem Schritt und Tritt reden die handelnden Personen von ihren Herzen, dem sie alle nur möglichen Beinamen geben: Das „gute“, das „beste von der Welt“ (S. 15), das „empfindliche“ (S. 41), das „von Blut überfliefsende“ (S. 48 u. 52), das „edle, grofsmüthige“ (S. 49—50), das „eiskalte“ (S. 54), das „zärtliche“ (S. 55) usw. Erwähnenswert sind noch die Worte Anselmos: Nun, meine Tochter, ich erlaube Dir dem Herrn Baron Dein ganzes Herz zu geben und wenn Eure beyden Herzen ein Herz sind so gebt mir dieses Herz! (S. 11).

[55]) Die Kritiker, die über dies Stück geschrieben haben, der Herausgeber desselben, Blum, wie auch Gruppe und Falck ergehen sich in Lobeserhebungen über dieses Erstlingswerk der Lenzschen Muse. Blum rühmt das Werk wegen des frischen, fliefsenden Dialoges, der Naturtreue und der Feinheit der Beobachtungen. („Der verwundete Bräutigam“, S. XXI). Der Meinung Gruppes nach ist dieses Stück Lenzens besten reiferen Werken ebenbürtig (Gruppe a. a. O. S. 245—246). Lenzens Werk mit dem Stücke des jugendlichen Goethe: „Die Laune des Verliebten“ vergleichend, zieht Falck entschieden das erstere vor („Lenz in Livland“, S. 36). Wenn man auch solche Übertreibungen nicht teilt, so mufs doch zugegeben werden, dafs das Stück dem fünfzehnjährigen Verfasser zur Ehre gereicht.

[56]) Der verwundete Bräutigam, S. 70—72 und Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 14—15.

[57]) Anwand a. a. O. S. 66. [58]) Gedichte von Lenz etc., S. 110.

[59]) Anwand a. a. O. S. 91—92.

[60]) Ebenda, S. 91. Die erwähnten Gedichte sind von Weinhold in seiner Ausgabe von Lenzens Gedichten veröffentlicht worden: No. 4: „Glückwunsch

für seinen Bruder Friedrich David Lenz, Pastor in Tarwast, bei dessen Verlobung" und No. 5: „Gedicht zum Geburtstag seiner Schwägerin Christine."

[61]) Lifländische Bibliothek (1777), II. S. 177. Falck nennt das Stück irrtümlich „Diana" (Lenz in Livland), S. 37.

[62]) Die biblischen Trauerspiele Klopstocks begeisterten auch den jungen Goethe, der in Nachbildung derselben das Trauerspiel „Belsazar" geschrieben hat. Auch sind die Titel einiger Goethescher Gedichte bekannt, die offenbar durch den Sänger des „Messias" angeregt sind: „Joseph", „Isabel", „Ruth", „Selima" (vergl. Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang, I, S. 36).

[63]) Die Lenzsche Kantate „Die Auferstehung" (Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 124—126) war in der Strafsburger Zeitung „Der Bürgerfreund" (1776, XIV. Stück, S. 220—222) veröffentlicht worden. Übereinstimmend damit schreibt Weinhold sie dem Jahre 1776 zu und bemerkt, dafs sie sich im Vergleich zu den jugendlichen religiösen Lenzschen Dichtungen durch „gröfsere Reife des Geistes" auszeichnet. (Ebenda, S. 278). Man darf aber annehmen, dafs diese Reife nur das Ergebnis einer Überarbeitung des bereits viel früher verfafsten Gedichts ist. Nach Form, Inhalt und Sprache ist diese Lenzsche Kantate der ähnlichen Herders: „Die Ausgiefsung des Geistes. Eine Pfingstkantate", die in den „Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen" veröffentlicht wurde (1766 XII. Stück; Herders sämtliche Werke, herausg. v. Suphan, I, S. 56—57), nachgebildet. Lenz hat sein Gedicht wahrscheinlich unter dem ersten Eindrucke der Herderschen Kantate verfafst und später vielleicht für den „Bürgerfreund" umgearbeitet. Für eine viel frühere Entstehung dieser Kantate spricht der Umstand, dafs in der Blütezeit des Lenzschen Talents alle religiösen Gedichte fehlen, so dafs die erwähnte Kantate eine vom psychologischen Gesichtspunkt aus ganz unerklärliche Ausnahme bilden würde. Auch Ramlers Einflufs, der eine Ode: „Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu" gedichtet hat, kann angenommen werden (vergl. Anwand a. a. O. S. 101—102).

[64]) „Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" a. d. Engl. übersetzt (Hamburg u. Bremen 1768; vergl. K. Goedecke, Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. [Dresden 1891], IV, S. 213). — „Die Gedichte Ossians, eines alten keltischen Dichters" a. d. Engl. übersetzt (Wien 1768—69; vergl. Goedecke a. a. O. IV, S. 109). — Über die Bedeutung Gerstenbergs für die Sturm- und Drangperiode siehe Montague Jacobs, Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas (Berlin 1898).

[65]) Falck a. a. O. S. 40—41, 76 Anmerkung 89.

Kapitel III.

[1]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. VIII—IX.

[2]) Kronenberg, Kant (München 1897), S. 37—38.

[3]) J. Fr. Reichhardt, Etwas über den deutschen Dichter Lenz (Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, 1796, I, S. 113—123).

[4]) „Nur selten kam er in die Vorlesungen einiger Professoren; bald fast nur ausschliefslich dann und wann, in die Vorlesungen unseres verehrungswürdigen Lehrers Kant." (Ebenda.)

[5]) Kronenberg, Kant (München 1897), S. 58. [6]) Ebenda, S. 60.

[7]) Ebenda, S. 61.

[8]) Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken, I, S. 32—33.

[9]) Dieses Gedicht befindet sich in der Königsberger Universitätsbibliothek; es trägt die Überschrift: „Festgedicht der in Königsberg studirenden Cur- und Livländer an Prof. Kant zum 21. August 1770". Die Ode ist in den von Weinhold herausgegebenen „Gedichten", S. 79—80, abgedruckt.

[10]) J. Minor, J. G. Hamann und seine Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode, S. 17.

[11]) „Lenz hat selbst ein paar mal an mich geschrieben — aber seit

seiner Abreise von Riga nicht mehr“ (Hamanns Brief an Müller vom 30. April 1784). Siehe auch Waldmann, Lenz in Briefen (Zürich 1894), S. 106. Von Lenz ist auch die Rede im Briefwechsel Hamanns mit Hartknoch. (Ebenda.)

[12]) Falck behauptet, dafs Lenz Hamann in Königsberg kennen gelernt habe. (Siehe seine Abhandlung in der „Allgemeinen Encyklopädie“ herausg. v. Ersch und Gruber, 2. Sekt., 43. Teil (Leipzig 1889), S. 87.

[13]) Sauer, Stürmer und Dränger, I. Einleitung.

[14]) Der russische Erforscher der Werke Hamanns, Koschewnikow, bezeichnet in seiner sehr beachtenswerten Schrift: „Philosophie des Gefühls und des Glaubens“, S. 188, Hamann als den ursprünglichen Begründer der Lehre von der Genialität. Damit kann man aber nicht übereinstimmen; der „Magus im Norden“ stand zweifellos selbst unter dem Einflusse der Youngschen Schrift „Conjectures on original composition“ (1759), die in demselben Jahre wie die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ Hamanns erschienen ist. In den „Kreuzzügen eines Philologen“ (1762) beruft er sich geradezu auf Young, S. 172 im Artikel „Aestetica in nuce“. Die Schrift Youngs erschien in deutscher Übersetzung 1761 bereits in zweiter Auflage. So war dasjenige, was Hamann in seinen sich gegen die Regeln auflehnenden und volle Freiheit für das Genie fordernden „Fünf Hirtenbriefen, das Schuldrama betreffend“ schrieb, nichts Neues mehr für das deutsche Publikum. (Hamanns Schriften, herausg. v. Fr. Roth [Berlin 1821], II, S. 413 u. ff.)

[15]) Die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ Hamanns sind unter dem Einflusse des Buches: „Forschungen über das Leben und die Werke Homers“ von Blackwell, das im Jahre 1757, als Hamann in London lebte, erschienen war, geschrieben. Im Vorwort sagt er selbst, er wünsche Sokrates ein gleiches Denkmal zu errichten, wie Blackwell dem Homer. (Hamanns Schriften, herausg. v. Fr. Roth [Berlin 1821], II, S. 20.) Die Ausdrücke Hamanns über Poesie, Sprache usw. waren nur Uebertragungen der einfachen Gedanken Blackwells in die rätselhaft dunkle, zuweilen epigrammatisch-scharfe Sprache des Königsberger Orakels. Nach der berechtigten Bemerkung Hayms (a. a. O. S. 139 u. 140) hatte Hamann nur darnach gestrebt, „die Quintessenz der Blackwellschen Ideen“ wiederzugeben. Indem er sich an der Bibel entzückte und sie vom poetischen Gesichtspunkt aus betrachtet, indem er der orientalischen Poesie im allgemeinen seine Sympathien entgegenbrachte, trat Hamann andrerseits in die Fufsstapfen des Engländers Lowth, des Verfassers von: De sacra poesia Hebräorum (1753).

[16]) Hamelius, die Kritik in der englischen Literatur usw., S. 166 u. ff.

[17]) Hamanns Schriften, herausg. v. Fr. Roth, II, S. 287 u. ff.

[18]) Haym a. a. O. S. 61.

[19]) Vergl. Falck in der „Allgemeinen Encyklopädie“ von Ersch und Gruber, I, S. 87.

[20]) Siehe Beilage zur „Rigaschen Zeitung“ 1878, No. 221 (Lenzens Brief an seinen Vater aus Königsberg 1769).

[21]) Herders sämtliche Werke, XXIX, S. 16 u. 24.

[22]) Haym a. a. O. I, S. 337.

[23]) Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von Lenz, S. 49 u. ff.

[24]) „Denn Du hassest den Krieg, hassest den prächtigen Mord usw.“ (Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 19.)

[25]) „Denn ich seh es im Geist, um Deine schwarze Gruft
Drängt ein sprachloser Kreifs; Schluchsen und Seufzen trennt
Die nachhallende Luft, Schluchsen und Heulen tönt
Von dem Belt bis zum schwarzen Meer. („Gedichte“, S. 20.)

[26]) „Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande am 25. Juni 1775“. 1874, S. 42; Falck, Lenz in Livland, S. 13.

[27]) „Er (der Verfasser) hat das gröfsere Gedicht etlichemal ganz umgearbeitet, und würde der Verbesserungen nicht müde geworden seyn, wenn ihm nicht die Stelle Quintilians, Lib. II. Inst. Cap. IV. ad init. „Audeat“ etc. die ihm von ungefähr in die Hände fiel, vorizt gegen seine eigene Critik mifstrauisch gemacht“. (Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 263).

[28]) In einer bis jetzt nicht veröffentlichten Handschrift (No. 223 der Königl. Bibliothek zu Berlin) schreibt Lenz: „Dieses Gericht, wovon Christus sagt daſs der Vater es dem Sohn übergeben fieng zunächst und zuerst mit Zerstörung Jerusalems an auf welche die vornehmsten Weissagungen Christi passen und auch die Warnungen und Drohungen der Apostel, die Zukunft des Herrn ist nahe, die Zeit ist nahe und diese Zukunft Christi zum Gericht geht bis in Ewigkeit fort theils in Landplagen und Strafgerichten theils in Wohlthaten und Heimsuchungen Gottes die er sowohl über Länder, Nationen und Reiche als auch über einzelne Menschen verhängt."

[29]) Übersetzungen Youngs ins Deutsche datieren vom Jahre 1751. Vergl. Barnstorff, „Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluſs auf die deutsche Literatur" (Bamberg 1895), S. 1—2. „Nuits d'Young traduites de l'anglais, par Letourneur" (et publiées par Hardouin) (Paris 1769, 2 Voll.). Diese Übersetzung erlebte viele Auflagen. Zu gleicher Zeit erschien eine italienische Übersetzung: „Le Notti di Young, tradotte dal francese dal Signore Abate Alberti", die im Jahre 1770 bereits in dritter Auflage im Verein mit der französischen Übersetzung von Letourneur in 3 Bänden herausgegeben wurde.

[30]) Hettner, Geschichte der englischen Literatur (Braunschw. 1881), S. 545.

[31]) Death! great Proprietor of All! 'tis thine
To tread out Empire, and to quench the Stars.
The Sun himself by thy Permission shines,
And, one Day, thou shalt pluck him from his Sphere.
(Night-thoughts, I, S. 40—41).

[32]) Let Indians, and the Gay, like Indians, fond
Of feather'd Fopperies, the Sun adore;
Darkness has more Divinity for me . . .
(Night-thoughts, II, S. 24).

[33]) J. Texte, J. J. Rousseau S. 378; Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, 1875, S. 190—191.

[34]) How poor, how rich, how abject, how august,
How complicate, how wonderful, is Man!
How passing Wonder He, who made him such!
Who centred in our Make such strange Extremes.
From diff'rent Natures, marvellously mixd,
Connexion exquisite of distant Worlds!
Distinguish'd Link in Being's endless Chain!
Midway from A Nothing to the Deity!
A Beam ethereal, sullijd and absorpt!
Tho' sullijd and dishonourd, still Divine!
Dim Miniature of Greatness absolute!
An heir of Glory! a frail Child of Dust!
Helpless immortal! insect infinite!
A Worm! a God! (Night-thoughts, III/IV, S. 19—20).

An diesen Versen, die ihm vermutlich aus der deutschen Übersetzung bekannt geworden waren, begeisterte sich Derschawin zu seiner Ode „Gott".

[35]) Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens, S. 536.

[36]) J. Texte, J. J. Rousseau, S. 376—377.

[37]) Über die Beziehungen der Stürmer zu Wissen und Wissenschaft vergl. insbesondere: Otto Brahms, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Straſsburg 1880), S. 187—198.

[38]) J. Texte a. a. O. S. 373. Als die Übersetzung Letourneurs erschien, äuſserte sich Grimm wegwerfend über die Poesie Youngs. („Correspondance littéraire" I, S. 142.) Wegen dieses Urteils stellte Diderot ihn zur Rede, was Grimm veranlaſste, sein erstes Urteil zu modifizieren. „Je me soumets, en toute humilité, à la censure du philosophe" erklärte er in der neuen Nummer der „Correspondance littéraire" (Paris 1812), I, S. 167.

[39]) „M. le Tourneur a publié une traduction de ce poète qui en a chez nous le succès le plus décidé, le plus grand, le plus soutenu: tout le monde a lu ce livre moral, tout le monde y a admiré ce langage sublime qui élève

l'âme, qui la nourrit et qui l'attache; parce qu'il est fondé sur de grandes vérités, qu'il n'offre que de grands objets, et qu'il tire toute sa dignité de leur réelle grandeur. Pour moi, je n'ai jamais rien lu de si original, de si neuf, même de si intéressant." Mercier, L'an deux mille quatre cent quarante, II, 11 (Ausgabe der Bibliothèque nationale). Wie hoch Mercier die Übersetzung Letourneurs schätzte, ergibt sich aus folgenden Worten: „Quand on a voulu mettre en vers la fameuse traduction des Nuits d'Joung, où regne un style plein, nombreux, et d'une énergie qui a donné presque à la langue une physionomie nouvelle, le vers avec ses entraves a été impuissant à rendre cette prose hardie." Nouvel essai sur l'art dramatique (Amsterdam 1773), S. 299, Anmerkung.

[40]) „O combats d'Ossian! ô chants ténébreux de Milton! ô enfer du Dante! ô nuits d'Young" etc. (Mercier, Mon bonnet de nuit, Neuchatel 1784, II, S. 242.) Hier macht Mercier die bemerkenswerte Äufserung, eine derartig kühne Poesie, sei allein die echte Poesie. Eine elegante Poesie sei nichts als Reimkunst. („La poésie audacieuse est la vraie poésie. La poésie élégante n'est que de la versification.")

[41]) J. Texte a. a. O. S. 381. [42]) Koschewnikow a. a. O. S. 538.

[43]) Ebenda, S. 533. J. Texte a. a. O. S. 378.

[44]) Koschewnikow a. a. O. S. 539—540. [45]) Anwand a. a. O. S. 65—66.

[46]) Ebenda, S. 63—65.

[47]) Hirnlose Narren! die ruhig und ohne Sterbegedanken
Täglich sich in den Vorhof des Todes ins Schlafgemach wagen usw.
(Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 41.)

[48]) Ebenda, S. 52—53, Verse 996—1000. [49]) Anwand a. a. O. S. 62—63.

[50]) Ebenda, S. 60—61.

[51]) Hettner, Geschichte der engl. Literatur des 18. Jahrh. (1893), S. 484.

[52]) Biese a. a. O. S. 283. [53]) Ebenda, S. 284.

[54]) Schlesinger, Der Natursinn bei John Milton (Leipzig 1892).

[55]) Taine, Histoire de la littérature anglaise IV, S. 226—227.

[56]) J. Texte a. a. O. S. 359—361.

[57]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrh., II, S. 113. Gjerset, Der Einflufs von Thomsons „Jahreszeiten" auf die deutsche Literatur des 18. Jahrh. (1898).

[58]) Biese a. a. O. S. 301. [59]) Anwand a. a. O. S. 80—82.

[60]) Ebenda, S. 71. [61]) Ebenda, S. 73—74, 79. [62]) Ebenda, S. 72.

[63]) Hettner, Geschichte der engl. Literatur (Braunschw. 1881), S. 539—540.

[64]) „Ich entsinne mir von jenem Gedichte . . . nichts weiter, als dafs es uns allen damals schlecht schien, und wir ihn, mit unserm Parodiren vieler sehr schwülstigen Stellen, oft zu lachen machten" („Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" I [1796] S. 114—115). Wenig wohlwollende Rezensionen erschienen in der „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitung" (13. Nov. 1769) und im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1771" (S. 134 ff.). Vergl. Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 262.

[65]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 4; Falck, Lenz in Livland, S. 61. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 6, hält das Urteil der Freunde Lenzens für begründet.

[66]) Anwand a. a. O. S. 87. [67]) Falck, Lenz in Livland, S. 13 ff.

[68]) Die Landplagen, Verse 1278—1334.

[69]) Sivers, Deutsche Dichter in Rufsland, S. 41; Goedeke, Grundrifs der deutschen Literatur, S. 667; Gruppe, Reinhold Lenz, S. 3; vergl. Falck a. a. O. S. 68—69.

[70]) Sivers, J. M. R. Lenz (Riga 1879), S. 19. Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 262.

[71]) Anwand a. a. O. S. 37. [72]) Klopstock, Messias, XII, S. 231 ff.

[73]) Anwand a. a. O. S. 42. [74]) Ebenda, S. 44—45.

[75]) Ebenda, S. 45—46.

[76]) Anwand a. a. O. S. 66 hält das Gedicht für einen Entwurf zu dem Gedichte „Die Landplagen", aber dem kann man nicht beistimmen,

denn das Bruchstück paſst seinem ganzen Inhalt nach nicht zu dem bezeichneten Epos.

[77]) Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 81—82 u. 264—265 (Anmerkungen).

[78]) Ebenda, S. 265. [79]) Anwand a. a. O. S. 68—69.

[80]) J. Texte a. a. O. S. 137—138. [81]) Ebenda, S. 139—140.

[82]) Die Empfindsamkeit Popes war schwermütig angehaucht. Das zeigte sich in seinem Briefe „Heloise an Abälard", den er unter dem Einflusse von Miltons „Comus" und „Penseroso" geschrieben. Zugleich muſs man seiner Neigung zum Romantischen gedenken; vergl. Hamelius, Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts (Leipzig 1897), S. 108—109.

[83]) J. Texte a. a. O. S. 137.

[84]) N. J. Storoschenko (Encyklopädisches Wörterbuch von Brockhaus und Efron B. 32, S. 762). (Russisch.)

[85]) Ebenda. [86]) Hamelius a. a. O. S. 104.

[87]) Um Popes Bedeutung in der englischen Literatur setzte sich der Kampf der Kritiker noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fort. (Hamelius a. a. O. S. 159.)

[88]) Siehe die Erzählung des Lenzschen Studiengenossen Reichardt in dem Journal „Berlinisches Archiv" I (1796), S. 115 und die Berichtigungen Nicolais selbst in diesem Blatte, S. 269—270. Vergl. auch den Artikel von Maltzahns: Der Dichter J. M. R. Lenz in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 237 (24. August 1848), S. 945—947.

[89]) Vergl. später Kap. X.

[90]) Siehe den Brief Röderers an Lenz vom 26. Nov. 1776 (Froitzheim, Lenz und Goethe [Stuttgart 1891], S. 130).

[91]) In dem in Berlin aufbewahrten Manuskript zum „Hofmeister" ist in der dritten Szene des ersten Aktes der Leipziger Professor Claudius mit Namen erwähnt. Die Beschreibung des Äuſsern Gellerts im „Pandaemonium germanicum" verleitet zu dem Glauben, daſs ihn Lenz in Leipzig gesehen hat.

[92]) In der Zeitung „Frankfurter gelehrte Anzeigen" vom 16. Juni 1775 (S. 416—417) veröffentlichte Lenz einen Artikel, in dem er dagegen protestierte, daſs er in den Zeitungen „Hofmeister" genannt werde. „Auf der Akademie in Königsberg nahm ich einen Antrag von der Art [d. h. eine Hauslehrerstelle] auf ein halbes Jahr an; weil meine Überzeugung aber, oder mein Vorurtheil wider diesen Stand immer lebhafter wurde, zog ich mich wieder in meine arme Freyheit zurück, und bin nachher nie wieder Hofmeister gewesen."

Kapitel IV.

[1]) Charles Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVI siècle (Paris 1879).

[2]) Louis Spach, La ville et l'université de Strasbourg en 1770 (Congrès scientifique de France, X^{e} session à Strasbourg, I, S. 65 u. ff. [Strasbourg 1843]).

[3]) So befanden sich in den Jahren 1785—87 125 Ausländer auf der Straſsburger Universität, von denen mehr als ein Drittel Russen und Livländer waren; vergl. H. Ludwig, Straſsburg vor hundert Jahren (Stuttgart 1888), S. 118. Das im Jahre 1770 gestiftete Stipendium der Fürstin E. D. Galitzin, geb. Fürstin Kantemir, ermöglichte jungen, unvermögenden Russen das Studium an der Straſsburger Universität (Ebenda, S. 295). Für dieses Geld wurden von dem Findel- und Erziehungshause zu Moskau dessen Zöglinge (alle sechs Jahre je drei Mann) nach Straſsburg zum Studium „der Medizin, Chirurgie, Entbindungskunst und der damit zusammenhängenden

Wissenschaften" geschickt; so beispielsweise im Juni 1770: Martin Terechowski, Nestor Ambodik und Jacob Rinder; vergl. „Materialien zur Geschichte des Moskauer Findel- und Erziehungshauses", I, S. 53—54 (Moskau 1863, russisch). Nach den Mitteilungen Haffners, eines Genossen Lenzens in der Strafsburger literarischen Gesellschaft zogen vielerlei Gründe die Ausländer nach Strafsburg, namentlich die günstige Lage der Stadt an der Grenze zweier grofser Staaten, ihre Handelsbeziehungen, verschiedene angenehme Zerstreuungen, der Überflufs an Lebensmitteln, die Milde des Klimas, der gleichmäfsige Gebrauch der deutschen und französischen Sprache usw. (Haffner, De l'éducation littéraire [Strasbourg 1792], S. 330; zitiert bei Ludwig a. a. O. S. 294.)

[4]) Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang, Halle 1894, I, S. 121 u. ff.

[5]) Ebenda, S. 123 ff. [6]) Haym, Herder, S. 389.

[7]) Weifsenfels a. a. O. I, S. 140 u. ff. [8]) Ebenda, S. 224 u. ff.

[9]) Ebenda, S. 214, 233 u. a. m. [10]) Goethe, Dichtung und Wahrheit.

[11]) Falck, Friederike Brion (Leipzig), S. 26 ff.; Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode (Strafsburg 1888), S. 24; Froitzheim, Lenz und Goethe (Stuttgart 1891), S. 11. Nach Stöber, „Der Aktuar Salzmann" (Frankfurt a. M. 1855), S. 27, kam Lenz im Sommer 1771 nach Strafsburg.

[12]) Über den bezaubernden Einflufs der französischen Kultur vergl. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.

[13]) Ebenda, 14. Buch. [14]) Ebenda, 11. Buch. [15]) Siehe Kapitel VI.

[16]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.

[17]) „Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare, in dem Hefte: ‚Von deutscher Art und Kunst', ferner Lenzens „Anmerkungen übers Theater", denen eine Übersetzung von Love's labour 's lost hinzugefügt war." Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.

[18]) Siehe die Briefe Lenzens an Salzmann in Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim (Basel 1842). Im Oktober 1901 veröffentlichte der Professor Erich Schmidt nach den Handschriften des verstorbenen Professors Weinhold drei Briefe Lenzens an den Vater aus dem Elsafs: 1. Fort Louis, d. 15ten Junius n. St. [1772], 2. Weifsenburg, d. 2. September 1772 (am 2. Oktober in Landau geendet) und 3. Landau, d. 10. Dec. 1772 — in seiner Abhandlung „Lenziana", die in den „Sitzungsberichten der königlich preufsischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin", 1901, XLI, S. 979—1017, gedruckt worden war. In dem ersten derselben finden wir folgendes Urteil über Salzmann: „Salzmann — o wenn ich einen so erfahrenen liebenswürdigen Mentor nicht hier zur Seite gehabt, auf welcher Klippe würde ich jetzt nicht schon schiffbrüchig sitzen?" (S. 1002). In dem dritten Briefe bekennt Lenz, dafs er vor Salzmann keine Regung der Seele verberge. (Ebenda, S. 1003.)

[19]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 15.

[20]) Waldmann, Lenz in Briefen (Zürich 1897), S. 11.

[21]) Der livländische Pastor Müthel lud Lenz als Erzieher seines Sohnes ein. In dem Briefe an den Vater aus Landau, den 10. Dezember 1772, weist Lenz diesen Antrag ab. Vergl. E. Schmidt, Lenziana, S. 1004. — Die Gründe, die ihn im Elsafs zurückhielten, übergeht Lenz entweder ganz oder äufsert sich darüber dunkel. So ersehen wir aus dem Briefe an den Vater vom 15. Juni 1772 folgendes: „Abermal mufs ich eine Gelegenheit kahl aus meinen Händen lassen, mit der ich in Ihre Arme zu fliehen hofte." (Ebenda, S. 1001.) Nach einem halben Jahre schreibt Lenz an den Vater: „Wie traurig ist es für mich, dafs ich Ihren Vorschlag, ungesäumt in's Land zu kommen, nicht so schnell vollziehen kann, als es Ihr Vaterherz zu wünschen scheint." (Ebenda, S. 1004.) Seine Heimkehr schiebt Lenz bis zum Frühjahr 1773 auf.

[22]) Stöber, Aktuar Salzmann, S. 65. [23]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 54.

[24]) Ebenda, S. 55—57. Lenz meint die in lateinischer Sprache geschriebene Satire des bekannten dänischen Schriftstellers Holberg: Nikolai Klimii iter subterraneum, novam telluris theoriam et historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens (1741). Diese Satire hatte ungewöhnlichen Erfolg und wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt.

Die deutsche Übersetzung erschien im Jahre 1743. (Robert Prutz, Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften [Stuttgart 1857], S. 131—132.)

[25]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 59.

[26]) Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode 1770—76, S. 43.

[27]) Nikolai war Hofmeister beim Sohne des Grafen Rasumowski Alexei, wurde 1769 Lehrer beim Grofsfürsten, dann sein Sekretär und Bibliothekar; vergl. „Zur Biographie des Dichters Jakob Lenz" in der „Baltischen Monatsschrift", April 1899, S. 299. Siehe auch Kapitel XIV.

[28]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 78. Indem Lenz augenscheinlich auf die schriftlichen Anfragen des Vaters nach der Art der Tätigkeit, die er erwählt habe, antwortet, macht er das ausdrucksvolle Bekenntnis, das das Schwankende und Unbestimmte seines damaligen Strebens deutlich kennzeichnet: „Was für eine Stelle mir also dereinst der Haus Vater im Weinberge anweisen wird, weifs ich nicht, sorge auch nicht dafür. Noch arbeite ich immer nur für mich und lerne von den Vögeln frey und unbekümmert auf den Armen der Bäume den Schöpfer zu loben, gewifs versichert, das Körnchen, das sie heute gesättigt, werde sich Morgen schon wieder finden." (Der Brief an den Vater aus Weifsenburg vom 2. Sept. 1772. Siehe E. Schmidt, Lenziana, S. 1003.)

[29]) Der Erörterung theologischer Fragen war auch Lenzens Buch „Meynungen eines Layen" (1775) gewidmet; teilweise sind sie in die „Vorlesungen für empfindsame Seelen" (1780) aufgenommen. Denselben Stoff behandeln auch die meisten noch nicht veröffentlichten Handschriften.

[30]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 5.

[31]) N. J. Storoschenko, Die Jugendliebe Goethes („Aus dem Gebiete der Literatur," Moskau 1902, russisch).

[32]) Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich zu Strafsburg (Strafsburg 1888), S. 48—54.

[33]) Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit (1893). Lenz, Gedichte, herausgegeben von Weinhold, No. 47 A, S. 149.

[34]) Falck, Friederike Brion von Sesenheim (Leipzig 1884), S. 73 u. ff.

[35]) Ebenda, S. 47—48. [36]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 45—47.

[37]) Ebenda, S 47—48. [38]) Düntzer a. a. O. S. 88 u. ff.

[39]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 49—50.

[40]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 265.

[41]) Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz (München 1897), S. 95—98.

[42]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 265. [43]) Ebenda, S. 266.

[44]) Stöber, Der Aktuar Salzmann, S. 65. Stöber bezeichnet dieses Schreiben vom Ende Mai 1772 als das erste im Briefwechsel Lenzens mit Salzmann. (Ebenda, S. 64.) Doch das kann nicht zutreffen. Hier wird von seiner Liebe als von einer bereits bekannten Sache geschrieben. Der Brief kann nur nach denen vom 3. und 10. Juni, in welchen bereits die ersten Anfänge der Lenzschen Leidenschaft erwähnt sind, geschrieben sein. Stöber hat sich durch den Anfang des Briefes, aus dem ersichtlich ist, dafs Lenz aus Strafsburg, ohne sich von Salzmann verabschiedet zu haben, abgereist war, täuschen lassen. Die Erklärung des Mifsverständnisses liegt darin, dafs Lenz augenscheinlich Mitte Juni auf kurze Zeit nach Strafsburg zurückgekommen und wieder abgereist war, ohne sich von Salzmann zu verabschieden. Aufserdem läfst sich die Chronologie dieses Briefes leicht durch die Überschriften feststellen. Im Briefe vom 3. Juni beeilt sich Lenz, nachdem er Salzmann mit „Mein theuerster Freund" angeredet hat, die Entschuldigung beizufügen: „So nenn' ich Sie, die Sprache des Herzens will ich mit Ihnen reden, nicht des Ceremoniels" usw. (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 45.) Was den Brief, den Stöber als wahrscheinlich Ende Mai bezeichnet, anbelangt, so steht da die Anrede: „Theuerster Freund!" ohne jede Motivierung; sie ist bereits gebräuchlich geworden.

[45]) Stöber, Der Aktuar Salzmann, S. 64. [46]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 52.

[47]) Ebenda, S. 53. [48]) Ebenda, S. 54.

[49]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 54. Falck erklärt es in der Weise, dafs die Worte sich auf eine Heirat Lenzens mit Friederike bezögen, gegen die ihre Eltern gewesen seien. (Falck, Friederike Brion von Sesenheim, S. 62.) Diese Voraussetzung ist nicht bewiesen. Doch Lenz beschreibt in dem Briefe an den Vater, datiert den 2. September 1772, seine Sesenheimer Eindrücke folgenderweise: „Nahe bei Fort Louis war ein Dörfchen, das ein Prediger mit drei liebenswürdigen Töchtern bewohnte, wohin sich die Unschuld aus dem Paradiese schien geflüchtet zu haben. Hier habe ich den Sommer über ein so süfses und zufriedenes Schäferleben geführt, dafs mir alles Geräusch der grofsen Städte fast unerträglich geworden ist. Nicht ohne Thränen kann ich an diese glückliche Zeit zurück denken! O wie oft hab ich dort Ihrer und Ihres Cirkels erwähnt! O wie gern wollte ich in den schönen Kranz Ihrer Freunde eine Rose binden, die hier in dem stillen Thale nur für den Himmel, unerkannt blühet. Ich darf Ihnen diese Allegorie noch nicht näher erklären, vielleicht geschieht es ins künftige." (E. Schmidt, Lenziana, S. 1002—1003.) Der Sinn dieser „Allegorie" war ganz begreiflich: Lenz deutet hier augenscheinlich auf die Möglichkeit eines Ehebündnisses mit Friederiken hin.

[50]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 58. Vergl. den Brief an den Vater aus Weifsenburg (E. Schmidt, Lenziana, S. 1003).

[51]) Erich Schmidt, Lenziana, S. 1002.

[52]) Am 2. Dezember 1772 hielt Lenz schon einen Vortrag in der Strafsburger Literarischen Gesellschaft; siehe Beilage C. I. Augenscheinlich kehrte Lenz bald darauf nach Landau zurück. Das ist aus seinem Briefe an den Vater ersichtlich, der mit Landau, den 10. Dec. 1772 datiert war. Siehe Erich Schmidt, Lenziana, S. 1003.

[53]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 73.

[54]) Siebs, Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz (Preufsische Jahrbücher Juni 1897, S. 442—443).

[55]) v. Loeper in der Hempelschen Ausgabe der Werke Goethes; Weinhold in seiner Ausgabe der Gedichte von Lenz; Siebs a. a. O.

[56]) Erich Schmidt, Charakteristiken (Berlin 1886), S. 272 u. ff.; Falck, Friederike Brion von Sesenheim (Leipzig 1880).

[57]) Bielschowsky, Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder („Goethe-Jahrbuch" XII [1891]), S. 211 u. ff. Im Gegensatz zu Bielschowsky schreibt Weifsenfels („Goethe im Sturm und Drang" I, S. 456—460) von den streitigen Gedichten Lenz nur eins zu.

[58]) Goethes gesammelte Werke (Hempels Ausgabe, Berlin), XXII, S. 245.

[59]) Alle Beweise zugunsten der Zugehörigkeit von Nr. 4 an Lenz sind von Bielschowsky (a. a. O. S. 214—218) zusammengestellt.

[60]) Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 281 - 283; Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 266; Bielschowsky a. a. O. S. 214—218; Weifsenfels a. a. O. I, S. 456; Siebs a. a. O. S. 432—434. Zu ihnen gesellt sich Anwand („Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz", S. 98—101). Die Ansicht Düntzers ist in seinem Buche: „Friederike von Sesenheim" (1893), S. 56—57, niedergelegt.

[61]) v. Loeper in der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken, XXII, S. 245; Weinhold in seiner Ausgabe von Lenzens Gedichten, S. 265—266; Bielschowsky a. a. O. S. 218; Falck, Friederike Brion, S. 54—55.

[62]) Siehe seine Ausgabe von Lenzens „Pandaemonium germanicum" (Berlin 1896), S. 20. Erich Schmidt weist auf die in diesem Gedichte gebrauchte Form „itzt" (statt „jetzt") hin, die Lenz in seinen Schriften häufig angewendet hat, während sie bei Goethe nur einmal, nämlich im „Jahrmarkt von Plundersweilern" (itzt . . . zerschplitzt), vorkommt; vergl. Erich Schmidt, Charakteristiken. Auch Anwand (a. a. O. S. 95—98) schreibt es Lenz zu.

[63]) Siebs (a. a. O. S. 434—439) führt keinen einzigen stichhaltigen Beweis dafür, dafs dieses Gedicht nicht von Lenz verfafst ist, an; er stützt sich nur auf sein persönliches Empfinden, dafs es nicht dem Geiste der Lenzschen Dichtung entspreche. Weifsenfels (a. a. O. S. 457—458) schliefst sich der an-

fänglichen Meinung Erich Schmidts, von der dieser jedoch später selbst zurückgekommen ist, an; vergl. die vorige Anmerkung.

[64]) v. Loeper a. a. O.; Weinhold a. a. O. S. 267; Weifsenfels a. a. O. S. 456—457; Siebs a. a. O. S. 429—430; Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 280; Falck, Friederike Brion, S. 64; Bielschowsky a. a. O. S. 219 u. 224.

[65]) Bielschowsky hält es deshalb nicht für angängig, das Gedicht Goethe zuzuschreiben, weil darin einige Unebenheiten in der Versbildung und zweimal das nach Ansicht dieses Kritikers „unpoetische" Wort „ziemlich" vorkommen. Das Unzulängliche einer solchen Beweisführung haben schon Düntzer („Grenzboten" 1892. I, S. 458—459) und Siebs (a. a. O. S. 429) nachgewiesen.

[66]) Falck, Die Jerczembskysche Abschrift der Sesenheimer Lieder (Zeitschrift „Aus deutscher Brust" 1894, Frankfurt).

[67]) Weinhold a. a. O. S. 267. [68]) Bielschowsky a. a. O. S. 219.

[69]) Bielschowsky a. a. O. S. 220—223; Siebs a. a. O. S. 439—442. Über das Gedicht Nr. 8: „Balde seh' ich Rickgen wieder", s. Bielschowsky S. 219—220 und Siebs a. a. O. S. 430—432.

[70]) Bielschowsky (in seiner Goethe-Biographie [München 1896] I, S. 502) besteht auf seiner Ansicht, dafs fünf der sechs bestrittenen Gedichte Lenz zum Verfasser haben, und verspricht, dieser Frage noch näherzutreten, so dafs sie also noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist.

[71]) Siebs a. a. O. S. 444—445.

[72]) Lenz, Gedichte. herausg. von Weinhold, S. 89. [73]) Siebs a. a. O. S. 443.

[74]) „Friederike Brion von Sesenheim" S. 45; s. Gedicht Nr. 99 in Weinholds Ausgabe.

[75]) Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 315—316.

[76]) Urlichs („Etwas von Lenz" in der „Deutschen Rundschau" vom Mai 1877, S. 258, Anmerkung) hält es für möglich, dafs dies Gedicht in das Jahr 1772 zu verlegen sei. Weinhold weist ihm einen Platz unter den Gedichten von 1777 an.

[77]) Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde (Colmar 1874), S. 8 und 77. Die allgemeine Stimmung des Gedichts „Ausflufs des Herzens" zwingt aber doch zu der Annahme, dafs es einer späteren Zeit zuzuschreiben sei.

[78]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 58. Vergl. E. Schmidt, Lenziana, S. 1003.

[79]) Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften (Baden 1857), S. 171.

[80]) Dorer-Egloff (a. a. O. S. 171), Siebs (a. a. O. S. 449) und Zolling (Düntzer, Friederike von Sesenheim, Stuttgart 1893, S. 112) verlegen den Ursprung des Gedichts in das Jahr 1772. Falck bezieht beide Überarbeitungen auf dasselbe Jahr.

[81]) So Weinhold in seiner Ausgabe der Gedichte von Lenz, S. 286; Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 274—280, und Sauer, Stürmer und Dränger, I, S. 231 („Lenz und Wagner").

[82]) Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 279.

[83]) Lenz, Gedichte, S. 266; Siebs a. a. O. S. 447—448; Düntzer, Friederike von Sesenheim, S. 69.

[84]) Siebs a. a. O.; Düntzer a. a. O.

[85]) Charakteristisch für Gelehrte wie Düntzer ist, dafs sie das Gedicht „Freundin aus der Wolke" als eine unsinnige Dreistigkeit gegenüber Goethe ansehen (Düntzer a. a. O. S. 69).

[86]) Falck bringt noch eine Reihe anderer Gedichte von Lenz in Verbindung mit Friederike (vergl. „Friederike Brion" und den Artikel in der Zeitschrift „Aus deutscher Brust"); so 1. „Ich will, ich will den nagenden Beschwerden" (Ausg. von Weinhold Nr. 54) und 2. „Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn" (ebenda, Nr. 21). Aber das erste dieser Gedichte hängt nach der richtigen Erklärung Weinholds (Gedichte von Lenz S. 289) aufs engste mit dem Gedicht „Auf eine Quelle worin F. W. sich gewöhnlich baden soll" (ebenda, Nr. 53) zusammen und bezieht sich wie letzteres auf Henriette v. Waldner-Freundstein. Irgendeine Beziehung auf Friederike kann auch das zweite (Nr. 21 bei Weinhold) nicht haben. Urlichs vermutet, es sei eins der Gedichte, die Lenz auf Bitten des Baron von Kleist, des Bräutigams von Cleophe

Fibich, verfaſst habe („Deutsche Rundschau“ Mai 1877). Dieser Ansicht schlieſst sich Weinhold an (Gedichte von Lenz, S. 271). Professor Siebs dankt in dem mehrfach erwähnten Artikel („Preuſsische Jahrbücher“ 1897, S. 446) Falck für die Veröffentlichung von vier neuen Gedichten Lenzens zu Ehren Friederikens, und zwar: 1. „Eines Tags — verhaſster Tag“; 2. „Meineidig macht die Lieb' und dennoch darf sie schwören“; 3. „Nur die Beredsamkeit der himmelblauen Augen“ und 4. „An dieses Busens reiner Fülle“. Aber alle diese Gedichte sind nicht neu. Die ersten drei sind nichts anderes als Übersetzungen aus Shakespeares „Love's labour 's lost“, das Lenz im Jahre 1774 unter dem Titel „Amor vincit omnia“ veröffentlicht hatte (den Nachdruck des Stückes siehe in der Ausgabe Tiecks, Bd. II, wo die erwähnten Gedichte sich auf S. 255, 258 und 259—260 befinden). Was das vierte nach der Ansicht Siebs' neue Gedicht betrifft, so ist dasselbe nichts anderes als eine Variante des von Stöber bereits 1842 in dem Buche: „Der Dichter Lenz“ veröffentlichten Gedichtes „Pygmalion“, das Weinhold unter Nr. 59 zum Abdruck bringt.

[87]) Die Ansicht, Lenz wäre ein Nebenbuhler Goethes bei Friederike gewesen, ist eins von den vielen Märchen, die für wahr gehalten und so oft in verschiedenen literar-historischen Werken wiederholt werden, daſs sie schlieſslich als unwiderlegbare Tatsachen gelten.

[88]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 65. [89]) Goethe, Dichtung u. Wahrheit, 11. Buch.

[90]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 56. [91]) Ebenda.

[92]) Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls, S. 306—307 (russische Übersetzung).

[93]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 68—69. Biese a. a. O. S. 310.

[94]) Stöber a. a. O. S. 50.

[95]) Clarke, Fielding und der deutsche Sturm und Drang (Freiburg i. B. 1897), S. 14—21. Die Vorliebe für Fielding war ein gemeinsamer Zug der Straſsburger Tafelrunde. Jung-Stilling und Goethe begeisterten sich an ihm. Einer der intimsten Freunde Lenzens, der Franzose Ramond de Carbonnières, bringt in seinem Lenz gewidmeten Drama: „Les dernières aventures du jeune d'Olban“ in einer seiner handelnden Personen (Kapitän Birk) den Fieldingschen Esquire Western auf die Bühne.

[96]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 58. [97]) Ebenda, S. 56.

[98]) Ebenda, S. 65. [99]) Ebenda, S. 52. [100]) Ebenda, S. 68.

[101]) Ebenda, S. 66. [102]) Ebenda, S. 69.

[103]) „Frankfurter gelehrte Anzeigen“ 1775.

[104]) Lenzens Brief an Merck (Wagner, Briefe an und von Merck [1838]).

[105]) Im Oktober 1772 schrieb er noch von Landau aus an Salzmann (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 78); die Handschrift von „Anmerkungen über die Rezension eines neu herausgekommenen französischen Trauerspiels“, Referat, gehalten in der Literarischen Gesellschaft, ist datiert vom 2. Dezember 1772).

[106]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 56. In dem Briefe an den Vater aus Weiſsenburg, vom 2. Sept. 1772, äuſsert Lenz: „Nach Straſsburg schicke ich von Zeit zu Zeit kleine Abhandlungen an eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften, die mich zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt hat, und die davon mehr Aufhebens macht, als mir lieb ist.“ Siehe E. Schmidt, Lenziana, S. 1003.

[107]) Ebenda, S. 65.

[108]) „Wie glücklich sind Sie, mein Sokrates, wenigstens glänzt eine angenehme Morgenröthe des Geschmacks in Straſsburg um Sie herum, da ich hier in der ödesten Mitternacht tappend einen Fuſssteig suchen muſs.“ (Brief an Salzmann aus Landau [Stöber, Der Dichter Lenz, S. 65]). „Vernachlässigen Sie diese Pflanzschule Ihrer Vaterstadt nicht, theurer Freund, vielleicht könnten wohlthätige Bäume draus gezogen werden, auf welche Kindeskinder, die sich unter ihrem Schatten freuten, dankbar schnitten: Auch dich hat Er pflanzen helfen. Es sieht noch ziemlich wild und traurig in Ihrer Region aus — aber der erste Mensch ward in den Garten Eden gesetzt um ihn zu bauen.“ (Ebenda, S. 56.)

[109]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 9. Buch.

[110]) Waldmann, Lenz in Briefen (Zürich 1894), S. 13.

[111]) Stöber, Der Aktuar Salzmann, S. 54—57. [112]) Ebenda, S. 57.

[113]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 14. Buch.

[114]) Vergl. Urlichs, Etwas von Lenz (Deutsche Rundschau, Mai 1877, S. 265). — Aufmerksamkeit erregt Lenzens herzliche Äufserung über Goethe in dem Briefe an seinen Bruder J. Ch. Lenz, datiert den 7. November 1774: „Konnt' ich mein edler Bruder! einen besseren Gebrauch von deinem Briefe, (den ich erst im August erhielt) machen, als dafs ich ihn einem zweyten Du, durch die Bande der Freundschaft näher mir verbunden als durch die Bande des Bluts, meinem Bruder Goethe (a. R. Verfasser des Goetz v. Berlichingen, Clavigo, Leiden des jungen Werthers und einiger Kleinigkeiten) in Frankfurt zuschickte und dein Glück mit ihm theilte? Wie ich denn nichts geheimes für den haben kann. Dafür ward aber auch deine Verbindung von zwey gleich warm theilnehmenden Seelen hier doppelt gefeyert." (Siehe E. Schmidt, Lenziana, S. 1004.) Es ist beachtenswert, dafs Joh. Chr. Lenz der Lieblingsbruder unseres Dichters war, der in demselben Briefe sich an ihn mit folgenden Worten wendet: „Verstehst du diese Sprache mein Brüderchen! Einziger aus meiner Familie der mich versteht?"

[115]) Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde (Colmar 1874), S. 31.

[116]) Ebenda, S. 34. Auf dem Exemplar des Othello, das Goethe seinem Freunde Lerse mit der Widmung:

„Seinem und Schäkespears
würdigem Freund
Lersen,
zum ewigsten Angedenken
Goethe"

schenkte, drückte Lerse seine Verehrung Shakespeares durch die Zitierung der folgenden Danteschen Verse aus:

O degli altri Poeti onore e lume
Vagliami 'l lungo studio, e 'l grand amore
Che m'han fatto cercar lo tuo volume
Tu se lo mio Maestro, e 'l mio autore.
Dante a Virgilio.

[117]) Stöber, J. G. Röderer, S. VI und VII. Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776 (Strafsburg 1888), S. 52.

[118]) Brief der Mutter Goethes an Salzmann (Stöber, Der Aktuar Salzmann, S. 60).

[119]) Allgemeine deutsche Biographie (Leipzig 1890), XXX, S. 300.

[120]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 52 (Anmerkung). [121]) Ebenda, S. 79.

[122]) Ebenda, S. 68. [123]) Ebenda, S. 70.

[124]) Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang, I, S. 442.

[125]) „Ich bin ein Christ geworden — glauben Sie mir wohl, dafs ich es vorher nicht gewesen? Ich habe an allem gezweifelt und bin jetzt, ich schreib' es mit von dankbarer Empfindung durchdrungenem Herzen, zu einer Überzeugung gekommen, wie sie mir nöthig war, zu einer philosophischen, nicht blos moralischen." (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 74—75.) „Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin." (Ebenda, S. 78.)

[126]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts (1879), II, S. 38 u. ff. [127]) Ebenda, II, S. 42.

[128]) Brief an Salzmann aus Landau vom 7. September 1772 (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 61—62).

[129]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur II, S. 43—44.

[130]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 81.

[131]) W. Guerier, Rousseau („Encyklopäd. Wörterbuch von Brockhaus und Efron" [russisch], S. 357).

[132]) Über die Religion Lavaters, siehe Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert, 3. Auflage (Gotha 1875), I, S. 451—453. Eine begeisterte Stimmung für die Person Christi offenbart sich

in vielen Stellen der ungedruckten Handschriften Lenzens: „Über die Natur unsers Geistes“, „Meine Lebensregeln“ u. a. m.

[133]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 81. [134]) Weifsenfels a. a. O. I, S. 170 u. ff.

[135]) Stöber, J. G. Röderer, S. 183. [136]) Ebenda, S. 187.

[137]) Ebenda, S. 192—193. [138]) Ebenda, S. 197.

[139]) Ebenda, S. 178—182. Den Artikel „Über die Natur unsers Geistes“ siehe Beilage C. III. Das Fragment „Meine wahre Psychologie“, Handschrift Nr. 223 der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

[140]) Stöber, J. G. Röderer, S. 181. Wahrscheinlich bezieht sich Lenzens Abhandlung „Ueber Goetz von Berlichingen“ auf das Jahr 1773, die von Erich Schmidt zuerst in seiner „Lenziana“ veröffentlicht wurde (Berlin 1901). Lenzens individualistische Tendenzen in dieser Abhandlung, die augenscheinlich in dem Salzmannschen Kreise verlesen wurde, haben etwas Annäherndes mit der Abhandlung „Über die Natur unseres Geistes“ (siehe Beilage C. III) und teilweise auch mit „Meine Lebensregeln“ (siehe Beilage C. II). In Goethes Werk wird Lenz besonders von der gewaltigen und starken Persönlichkeit des Goetz angezogen, die ihm als eine ideale Verkörperung der besten Seiten des moralischen Wesens des Menschen erscheint. Aus Goethes Tragödie will Lenz eine praktische Lehre der Moral ziehen, er findet in ihr eine Art Leitfaden zur Gestaltung des Lebens nach einem neuen „genialen“ Muster: „Was lernen wir hieraus? Dafs lernen wir hieraus, dafs handeln, handeln die Seele der Welt sey, nicht geniefsen, nicht empfindeln, nicht spitzfündeln, dafs wir dadurch allein Gott ähnlich werden, der unaufhörlich handelt und unaufhörlich an seinen Werken sich ergötzt“ usw. (Lenziana, S. 995). Und weiter: „Und ich möchte dem ganzen deutschen Publikum wenn ich so starke Stimme hätte. zuruffen: Sammt und sonders ahmt Götzen erst nach, lernt erst wieder denken, empfinden, handeln, und wenn ihr euch wohl dabey befindet, dann entscheidt über Götz“ (Ebenda). „Durchs Nachahmen durchs Agiren drückt sich der Charackter tieffer ein.“ Darum macht Lenz den Mitgliedern den Vorschlag, gemeinschaftlich den Goetz in einfachem Gemache aufzuführen: „Weder Theater noch Coulisse noch Dekorationen — es kommt alles auf Handlung an.“

[141]) Die Handschriften Lenzens, die in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt werden und drei Bände bilden, können dem Papier nach, auf das sie geschrieben sind, in drei Hauptgruppen geteilt werden. Die Handschriften der ersten Gruppe sind auf Papier geschrieben, das aus zwei Elsässer Fabriken stammt, wie aus dem Wasserzeichen „F. Meyer en Alsace“ und „J. Eschenauer en Alsace“ ersichtlich ist. Hierher gehören die Manuskripte: 1. Nr. 179 „Der grofsprahlerische Officier“ (Übersetzung des „Miles Gloriosus“ von Plautus), datiert vom 7. September 1772; 2. Nr. 181 die Komödie „Der Hofmeister“ in einer Bearbeitung vom Jahre 1772; 3. Nr. 226 „Entwurf eines Briefes an einen Freund“ usw. (vergl. Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde, S. 178 ff.); 4. Nr. 228 „Versuch über das erste Principium der Moral“ (Ebenda, S. 5); 5. Nr. 223 „Meine wahre Psychologie“; 6. Nr. 229 „Über die Natur unsers Geistes“ (s. Beilage C. III); 7. Nr. 227 „Meine Lebensregeln“ (s. Beilage C. II).

Das Papier der Handschriften der zweiten Gruppe trägt als Fabrikzeichen ein Füllhorn und die Buchstaben „E. H.“ Es sind dies: 1. Nr. 180 die Übersetzung der Komödie „Truculentus“ von Plautus und 2. Nr. 221 „Anmerkungen über die Recension eines neuen französischen Trauerspiels“, datiert vom 2. Dezember 1772 (s. Beilage C. I).

Wenn wir das Datum einzelner Handschriften (September und Dezember 1772) beachten und im Auge behalten, dafs Lenz, wie wir zweifellos wissen, die Übersetzungen des Plautus und die Komödie „Der Hofmeister“ in den Jahren 1772 und 1773 verfafst hat, müssen wir auch die übrigen Handschriften dieser beiden Gruppen den Jahren 1772 und 1773 zuteilen.

Die Handschriften der dritten Gruppe haben im Papier das Wasserzeichen „F. A. P.“, und zwar sind dies folgende: 1. Nr. 225 „Über die Vorzüge der deutschen Sprache“ mit dem Vermerk: „D. 16ten 8br. 1775“; 2. Nr. 224 „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache“ (vorgelesen in der Strafsburger

Literarischen Gesellschaft am 9. November 1775); 3. Nr. 182 das Schauspiel „Die Soldaten“ (1776 im Druck erschienen, geschrieben 1774—1775); 4. Nr. 218 „Tagebuch“ (geschrieben 1774); 5. Nr. 183 „Pandaemonium germanicum“ (gegen 1775).

So gehören die Handschriften der dritten Gruppe unzweifelhaft den Jahren 1774—1776 an. Die Handschriften der ersten Gruppe sind etwas älteren Ursprungs und müssen den Jahren 1772 und 1773 zugeschrieben werden. Nr. 223, 226, 228, 227 und 229 sind als Referate, die Lenz in der alten Salzmannschen Gesellschaft gehalten hat, anzusehen. Ihr theologischer und sittlich-philosophischer Inhalt erinnert an die Briefe Lenzens an Salzmann vom Jahre 1772.

Zu Lenzens Abhandlungen, die zum Vortrag in dem Salzmannschen Kreise bestimmt waren, gehören auch folgende Handschriften, die der Königlichen Bibliothek zu Berlin nach dem Tode des Professors Weinhold im Jahre 1901 überliefert worden sind: 1. „Über Goetz von Berlichingen“, siehe vorstehend angeführte Anmerkung No. 140; 2. „Zweyerley über Virgils erste Ekloge“, die vom 6. November 1773 datiert ist (gedruckt von E. Schmidt in „Lenziana“, S. 996—999), und 3. „Ovid“ [1774] (Ebenda, S. 986—987). — Die zweite der angeführten Abhandlungen ist nichts weiteres als eine in Prosa abgefafste Übersetzung der ersten Ekloge des Virgil, mit einer kurzen Einleitung und Anmerkung versehen, worin sich Lenz wider die allegorische Auslegung dieses Werkes auflehnt und den Verfasser der „Aeneide“ als naiven Volksdichter darstellt: „Lafst dem Virgil seinen Bauerrock, seinen Strohhut mit einem Rokkenblumenkranz, aber ums Himmels willen, zieht ihm keine seidene Strümpfe an, Sonst thut ihr dem armen Teuffel unrecht und nehmt ihm noch das wenige was er hat.“ (Ebenda, S. 999.) Von Lenzens Abhandlungen, die in den letzten Jahren seines Strafsburger Aufenthaltes geschrieben sind, siehe Kap. IX und die Anmerkungen dazu.

[142]) Das unter dem im Text angegebenen Titel im Jahre 1775 von Lenz herausgegebene Buch zerfällt in zwei Abschnitte: 1. „Meynungen eines Layen den Geistlichen zugeeignet“ (S. 1—84) und 2. „Stimmen eines Layen auf dem letzten theologischen Reichstage im Jahre 1773“ (S. 87—189). Die hier angeführte Jahreszahl läfst darauf schliefsen, dafs das Buch ungefähr in jener Zeit verfafst ist. Es ist jetzt eine bibliographische Seltenheit. Mir persönlich sind nur zwei Exemplare bekannt, das eine in der Bibliothek des Professors K. Weinhold in Berlin, das zweite, ehemaliges Eigentum Lavaters, gegenwärtig im Besitz von P. Th. Falck in Riga. Ich habe das letztere Exemplar benutzt. Der erste Abschnitt des Buches ist rein theologischen Inhalts, wie die Überschriften der einzelnen Kapitel beweisen: „Brief eines Geistlichen“ (S. 1—8); Erster Abschnitt: „Paradies, Sündenfall“ (S. 17—23); „Kains Geschichte“ (S. 24—30); „Seth“ (S. 31—32); „Opfer“ (S. 32—35); „Nachholungen aus der Geschichte der Sündfluth“ (S. 37—39); „Kanaan“ (S. 39—41); „Worinn bestand sein Verbrechen?“ (S. 41—43); „Moses“ (S. 43—46); „Noah als Prophet“ (S. 46—50); „Abraham. Melchisedek“ (S. 51—54); „Mosaische Gesetzgebung“ (S. 54—84). In diesem Abschnitt erregen einige Aussprüche und Gedanken Lenzens über die Religion unsere Aufmerksamkeit: „Religion soll uns glücklicher machen, sonst nehmen wir sie nicht an. Und soll sie das, so mufs sie empfunden werden, denn Glückseligkeit besteht in Empfindung“ (S. 13). „Die Religion soll uns weder fromm noch gelehrt ganz allein machen, sondern glücklich“ (S. 21).

Im zweiten Abschnitte (S. 87—189) erklärt uns Lenz seine Anschauungen über die Offenbarung und deren Bedeutung für die Religion. Seine Betrachtungen nennt er „pseudotheologisch“ und erklärt, dafs er weltliche Theologie oder Naturalismus predige (S. 185—186).

[143]) „Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen“ (Frankfurt und Leipzig 1780) in 72 Seiten 16° mit einem Motto aus den Werken Ewald von Kleists:

Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn —
Wohl dir, dafs du geboren bist —

Dieses äufserst seltene Buch, das in keinem Verzeichnis der Werke Lenzens enthalten ist, ist mir durch ein Exemplar bekannt, das P. Th. Falck in Riga gehört. Das Buch hat einen sehr bunten Inhalt, was man aus folgendem Verzeichnis entnehmen kann: „Baum des Erkenntnisses Gutes und Bösen“ (S. 1—14); „Erstes und zweites Supplement zur Abhandlung vor acht Tagen“ (S. 14—28 — dieser Abschnitt stimmt Wort für Wort mit der Berliner Handschrift Nr. 230 überein); „Drittes und letztes Supplement“ (S. 29—35). Anhang: „Einige Zweifel über die Erbsünde“ (S. 36—50); „Unverschämte Sachen“ (S. 51—72). Lenz berührt hier viele sittlich-theologische Fragen, ähnlich denen, die er in seiner gröfseren Handschrift „Meine Lebensregeln“ (s. Beilage C. II) zu lösen sich bemüht hat. Den Verfasser interessiert am meisten die gegenseitige Zuneigung der beiden Geschlechter. Diese Zuneigung ist kein Werk der Hölle, bemerkt er, sondern stammt im Gegenteil von Gott und beweist seine Gnade und Güte zu allen Lebenden (S. 56). Sollen wir uns dieser Zuneigung hingeben oder sollen wir im Gegenteil uns bemühen, sie in uns auszurotten? Als Antwort darauf erfolgt die Anerkennung der Ehe als der einzigen Form der Befriedigung dieser Zuneigung (S. 62—63).

[144]) Haym, Herder I, S. 466 (russisch).

Kapitel V.

[1]) L'an deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fût jamais (Londres 1771, 416 S. Mit dem Motto: „Le plaisir sans égal seroit de fonder la félicité publique“ [Corrèspondance littéraire von Grimm, 1 Décembre 1771, Paris 1812, II, S. 108]). In Wirklichkeit ist nach der Angabe Merciers selbst das Buch nicht in London, sondern in Holland gedruckt worden, wo der französische Gesandte in allen Städten und Dörfern dem Verfasser nachspürte (Mercier, De J. J. Rousseau considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution, Paris 1791, vol. II, S. 179, Anmerkung).

[2]) Rocquain, L'Esprit révolutionnaire avant la révolution (Paris 1878), S. 283 u. ff. Nach Merciers Angabe ist sein Buch „sous règne de Maupeou“ erschienen.

[3]) Corréspondance littéraire 1 Décembre 1771, Paris 1812, II, S. 108.

[4]) In der Bibliothek des Britischen Museums zu London befindet sich ein gedrucktes Exemplar des Königlichen Erlasses unter dem Titel: Real Cedula de S. M. y Señores del consejo, Por la qual se prohibe la introducion, y curso en estos Reynos de un libro intitolado Año 2440 con la data de su impresion en Londres año de 1776 sin nombre de Autor, ni de Impresor. En Madrid 1778, 8 S. in-folio. „Este libro (heifst es hier) en toda su substancia, y sentimientos es impio, temerario, y blasfemo, favorecedor y promovedor del Deismo; muy injurioso à los Sumos Pontifices, Santos Padres, Clero, Religiones, y à todo el Orden Eclesiástico; infamatoria de la digna memoria de muchos Señores Reyes, singularmente de los de España, y de la Real Casa de Borbon, con desprecio de las leyes, è injuria de los Magistrados; turbando par estos medios la sociedad, y exortando con aparente, y fraudulenta eloquencia, y con vehementes, y furiosas invectivas à la sedicion, independencia, y libertinage, manifestandose en todo el Autor como un enemigo implacable del Estado, y Religion Christiana“ usw.

[5]) „Memoirs of the year two thousand five hundred.“ Translated from the French by W. Hooper, M. D. In two volumes. London 1772. — „Das Jahr Zwey tausend vier hundert und vierzig. Ein Traum aller Träume.“ (Vergl. Vorbericht des Übersetzers.) London 1772.

[6]) „Die Offenbarung von Mercier“ schreibt Wieland in einem Briefe an Lenz (Stöber, J. G. Röderer, S. 170).

[7]) Deutsche Chronik 1774, Beilage, S. 50.

[8]) In der dritten Ausgabe: „L'an 2440" (Paris an VII, vol. I, S. I und II) sagt Mercier: „Ce n'est pas sans une satisfaction intime, que je réimprime, au bout de vingt-huit années et pour la troisième fois, un Rêve qui a annoncé et préparé la révolution française ... Je suis donc le véritable prophète de la révolution, et je le dis sans orgueil; la providence ménage à chaque auteur dans ce bas monde une bonne fortune; et pourquoi avoir attribué à des écrivains peu prononcés ou antérieurs, ce qui m'appartenoit ouvertement et si récemment." Vergl. auch Mercier, J. J. Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution. Paris 1791. Vol. II, S. 207, Anmerkung.

[9]) Vergleiche besonders „L'an 2440", chapitre XXVII: „Salle des spectacles".

[10]) Jusserand, Shakespeare en France usw., Paris 1898, S. 199.

[11]) Über den Einfluſs der englischen Schriftsteller auf die französische Literatur siehe besonders: J. Texte, J. J. Rousseau usw. (Paris 1895).

[12]) Die literarische Bedeutung Merciers würdigte zuerst: Michiels, Histoire des idées littéraires en France au XIXe siècle (Paris 1842), I, S. 109—133. Später David Savageau, Realismus und Naturalismus in der Kunst und Literatur (russische Übersetzung, 1891) und J. Iwanow, Die politische Bedeutung des französischen Theaters (Moskau 1895, russisch). Neuerdings hat Béclard in seiner groſsen Monographie: „Sébastien Mercier, sa vie, son œuvre, son temps" (Paris 1903) diese Frage ausführlicher dargestellt.

[13]) Mercier, De la littérature et des littérateurs (1778), S. 117—118.

[14]) Nouvel essai sur l'art dramatique (1773), S. 2—4, 227; vergl. Leo Tolstoi, „Was ist die Kunst?" (Moskau 1898, russisch), S. 190 u. ff.

[15]) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 337—338, 346.

[16]) Ebenda, ch. XX. Si le Poète Dramatique doit travailler pour le peuple.

[17]) Ebenda, ch. X—XI.

[18]) Monselet, Les oubliés et les dédaignés (Alençon 1857), Vol. I.

[19]) „Le bonheur des gens des lettres" (1763). „Éloges et discours philosophiques, par l'Auteur de l'ouvrage intitulé L'an 2440" (Paris 1776), S. 14—15, 23.

[20]) Mercier, Discours sur la lecture (1764); Éloges et discours philosophiques, S. 251—252, 253. [21]) Ebenda, S. 272, 273—274, Anmerkung.

[22]) J. Texte, J. J. Rousseau usw.

[23]) „Mon bonnet de nuit" (Neufchatel 1784), III, S. 71—76, 85—95; siehe den Nachruf auf Dante daselbst, II, S. 242 und „Sur la lecture" (Éloges et discours philosophiques [Amsterdam 1776], S. 256).

[24]) „Nouvel essai sur l'art dramatique," S. 69, 88, 109 u. a. m.

[25]) Mercier, „Timon d'Athènes." Imitation de Shakespeare. L'an troisième de la République. (Préface.)

[26]) Auſser dem „Timon d'Athènes" schrieb Mercier noch folgende Dramen nach Shakespeare: 1. „Othello, imité de Shakespeare", in fünf Akten; 2. „Imogène", in fünf Akten; 3. „Romeo et Juliette ou les tombeaux de Vérone", in fünf Akten; 4. „Le vieillard et ses trois filles", in drei Akten (Nachahmung von König Lear); vergl. „Notice des œuvres complètes de L. S. Mercier" in der dritten Auflage seines Buches L'an 2440, Paris, L'an septième de la République) III, S. 343—349.

[27]) Mercier, Mon bonnet de nuit (Lausanne 1785), III, S. 181—182.

[28]) Ebenda, S. 138—181, 302—309.

[29]) Mercier, De la littérature et des littérateurs (1778), S. 124—125.

[30]) Ebenda, S. 123.

[31]) Ebenda, S. 152. „Shakespeare est mon auteur, mon maître." Vergl. „Satyres contre Racine et Boileau" (Paris 1808), S. 3.

[32]) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 206.

[33]) Ebenda (Épître dédicatoire), S. III. [34]) Ebenda, S. 347—348.

[35]) Ebenda (Kap. I: „De la fin que doit se proposer l'art dramatique), S. 7—18. [36]) Ebenda, Kap. II u. a. [37]) Ebenda, Kap. II: „De la tragédie ancienne et moderne." [38]) Ebenda, Kap. IV, V, VI.

[39]) Nach Ansicht Merciers müssen die Komödien Molières vom sittlichen Standpunkte aus beurteilt werden: „C'est lui (et que ne puis-je le dissimuler) c'est lui qui, en ridiculisant quelquefois la vertu, a peut-être répandu dans la nation ce ton frivole et dérisoire, qui sert à la faire haïr et distinguer chez les autres peuples; c'est lui qui a enseigné à la jeunesse à se moquer de ses parens, à braver leurs représentations, à dédaigner les vieillards, à turlipiner leurs infirmités; c'est lui qui a osé mettre l'adultère sur la scène et rendre tout le parterre complice de la perfide" usw. (Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 86—87.) „Oui, l'adultère est réduit en art dans George Dandin. Je ne connoie pas de pièce plus dangereuse . . . Il a voulu humilier la bourgeoisie, l'ordre sans contredit le plus respectable de l'Etat, ou pour mieux dire l'ordre qui fait l'Etat" (Ebenda, S. 88). „Je n'examinerai pas ici le but moral de ses pièces, il n'y a que le Tartuffe, qui soutiendroit l'examen réfléchi" (Ebenda, S. 91).

[40]) Die deutsche Literatur war Mercier sympathisch. Eine seiner ersten Schriften war die Erzählung: „L'Homme sauvage" (1767), eine Übersetzung aus dem Deutschen des Schriftstellers Pfeil. Sein Drama „Olinde et Sophronie" (1771) ist eine Umarbeitung der Tragödie Kronegks, wie man aus der Vorrede ersehen kann (Préface, S. V und VI). Vergl. Joret, „Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789" (Paris 1884), S. 36—42. Quérard („La France littéraire" [Paris 1834], VI, S. 58—62) behauptet, dafs Mercier bei der Ausgabe der französischen Übersetzung von Lessings „Hamburgische Dramaturgie" (1785) mitgewirkt habe. Dies ist falsch; vergl. V. Rossel, „Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne" (Paris 1897), S. 74. Die von Quérard erwähnte Übersetzung ist nicht von Mercier, sondern von Junker, wie aus dem auf der Bibliothèque Nationale zu Paris befindlichen Exemplar dieses jetzt seltenen Buches zu ersehen ist.

[41]) „Histoire d'Izerbin, poète arabe, traduite de l'arabe par M. S. Mercier" (Amsterdam 1756; nach Quérard, VI, S. 59, ist das Buch 1766 erschienen). Das VI. Kapitel trägt die Überschrift: „Dissertation du poète Izerbin sur la poésie, les poètes, l'art dramatique et la vénération due aux auteurs tragiques." Schon hier greift Mercier die pseudoklassische Tragödie an (S. 80—81) und empört sich gegen die Einschränkung der dichterischen Freiheit: „Hommes doués de génie, peignez la grandeur d'âme, peignez la nature; tout ce qui aggrandit l'homme l'intéressera nécessairement. Mais que ne puis-je vous affranchir de tous les indignes liens qui vous captivent! Que d'écueils je vois sous vos pas au champ même de vôtre triomphe! Ah! gardez — vous du moins de souiller dans la fange les aîles qui doivent vous enlever aux cieux" (Ebenda, S. 82). Vergl. auch Discours sur la lecture (1764). Éloges et Discours, S. 255—256, 272—274.

[42]) Lessing, Hamburgische Dramaturgie, herausgegeben von Bornmüller, S. 446—447 (Lessings Werke, Bibliogr. Inst.).

[43]) „A la réserve de quelques lueurs qui brillent par intervalle, on est tout étonné de ne trouver dans cette Poëtique si fameuse (Die Poetik des Aristoteles), si vantée, qu'une nomenclature sèche, des distinctions subtiles, des choses intelligibles, des idées communes, ou celles — là que le pur bon sens indique." Nouvel essai sur l'art dramatique, 1773, S. 265—266. „Aristote, avec sa Poëtique, a été aussi funeste au progrès de la Littérature, que sa Dialectique a été fatale à la vraie Philosophie" (Ebenda, S. 267, Anmerk. a). „La multitude innombrable des commentateurs d'Aristote, qui déraisonnent encore de nos jours, (et en pleine Académie) me paroît le troupeau le plus invinciblement imbécile qui ait jamais soulé et profané le sol des beaux-arts" (Ebenda, S. 270).

[44]) De la sottise des commentateurs d'Aristote. Broch. in-8. Vergl. Quérard, La France littéraire, Paris 1834, Tome VI, S. 58—62. In der Pariser Bibliothèque Nationale ist diese Broschüre leider nicht vorhanden.

[45]) Merciers Ausgangspunkt ist das Prinzip der Freiheit der Kunst. Als das vorzüglichste Buch schätzt er daher das von Young: „Sur la composition

originale“: „vraie Poëtique du génie, comme celle qui découvre un plus grand ordre des choses, qui nourrit le plus l'audace de l'écrivain, géneralise ses idées, aggrandit son art, lui fait secouer le pli de l'habitude et mépriser les cris imbécilles des critiques ineptes, faits pour peser des mots et non pour juger d'un art qui n'est point de leur ressort.“ Nouvel essai, S. 281.

46) „Je veux prouver que le nouveau genre, appelé Drame, qui résulte de la Tragédie et de la Comédie, ayant la pathétique de l'une, et les peintures naïves de l'autre, est infiniment plus utile, plus vrai, plus intéressant, comme étant plus à portée de la foule des citoyens.“ Nouvel essai, S. 94. Vergl. auch S. 16.

47) De la poésie dramatique. Oeuvres complètes par Assézat, Paris 1875, VII, S. 308, 309.

48) Nouvel essai sur l'art dramatique, Amsterdam 1773, S. 105 Anmerkung.

49) Ebenda, S. 67—68. 50) Ebenda, S. 94.

51) „Il ne s'agit point dans la Comédie de faire des portraits, mais des tableaux.“ Ebenda, S. 69. „J'oserai dire que la distinction de tragédie et de comédie a sûrement été très funeste à l'art.“ Ebenda, S. 95, vergl. auch S. 105. „La nature n'a point ces couleurs tranchantes, tout y est mélangé et fondu par des passages doux et insensibles.“ Dasselbe mufs auch im Drama der Fall sein. Ebenda, S. 107—108.

52) De la poésie dramatique, S. 105.

53) Auf den sozialen Inhalt der Mercierschen Dramen hat am klarsten das Buch Iwanows: „Die politische Bedeutung des französischen Theaters und die Philosophie des XVIII. Jahrhunderts“ (Moskau 1895, russisch), S. 265—278, hingewiesen.

54) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 135.

55) Ebenda, S. 16. 56) Ebenda, S. 114—124, 136, 156—163.

57) Ebenda, S. 132. „Qui osera dire que les malheurs arrivés à des paysans, à des hommes du peuple, sont des accidents moins considérables que s'ils fussent arrivés à d'autres hommes.“ (Ebenda, S. 133, vergl. auch S. 212—216).

58) David Savageau: Realismus und Naturalismus in der Kunst und Literatur, S. 121—122 (russische Übersetzung).

59) Nouvel essai, Kap. XVI: „Des Études du Poète“ (S. 175—181). Kap. XVII: „Développement du chapitre précédent, vu du côté des voyages“ (S. 185—187). Siehe auch Eloesser, „Das bürgerliche Drama“ (Berlin 1898), S. 80.

60) Charles Monselet: „Les oubliés et les dédaignés. Figures littéraires de la fin du XVIIIe siècle (Alençon 1857), I, S. 54—55. Zur Zeit des Todes Merciers (1814) erfreuten sich einige seiner Stücke noch grofser Popularität in Frankreich; vergl. Institut de France, Funérailles de L. S. Mercier le 27. Avril 1814.“ (Bibliothek des Britischen Museums in London).

61) Zollinger, Louis Sébastien Mercier als Dramatiker und Dramaturg (Strafsburg 1899), I, S. 76—83. Über die Popularität Merciers in Holland siehe: Karl Menne, „Der Einflufs der deutschen Literatur auf die niederländische um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts“ (Weimar 1898), S. 62—63. Etwa zehn Schauspiele von Mercier waren im XVIII. Jahrhundert ins Russische übersetzt. Vergl. „Dramatisches Wörterbuch“ 1787 (russisch).

62) Über die Erfolge des „Déserteur“ von Mercier in Deutschland, siehe v. Stockmayer: „Das deutsche Soldatenstück des XVIII. Jahrhunderts. Seit Lessings Minna von Barnhelm“ (Weimar 1898), S. 31—43, Anm. 19, 92—94; ferner Zollinger a. a. O. S. 76—83.

63) Dramatisches Wörterbuch (1787). Neue Ausgabe von Suworin, S. 147 (russisch).

64) Mercier, Der Richter, übersetzt von Labsin (Moskau 1788), Vorwort, S. 1 (russisch).

65) „Viele, die das Stück gelesen haben, versicherten mir, dafs sie aus Mitleid mit dem tugendhaften Richter, der durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe sich in unsägliches Elend gestürzt, geweint hätten . . . Wenigstens ist es zweifellos, dafs jeder, der das Stück gelesen hat, sich einen solchen

Richter wünschen wird; ich aber wiederhole die Worte des Verfassers: „Gebe Gott, dafs diese meine Schrift wenigstens einem die Anregung gibt, ein ebensolcher Richter zu werden." (Vorwort Labsins zu seiner Übersetzung des „Richters" von Mercier).

[66]) Die Reden Josephs erinnern an die leidenschaftlichen Philippiken des Demagogen Jean Rouleau in O. Mirbeaus „Les mauvais bergers".

[67]) „Le faux ami" (Paris 1772) ist eins der beliebtesten Stücke Merciers. Wegen der Übersetzungen desselben siehe: Zollinger a. a. O. S. 81—82.

[68]) „Greuze et moi, nous sommes deux grands peintres: du moins Greuze me reconnaissait pour tel. Nous nous connaissions depuis longtemps; il a mis le drame dans la peinture, et moi la peinture dans le drame . . ." Vergl. Monselet, Les oubliés et les dédaignés, I, S. 86.

[69]) Jules Lemaître, La brouette du vinaigrier (Revue des cours et des conférences, Paris 1898, No. 10).

[70]) Das Drama „L'Indigent" (1772).

[71]) Theâtre de Mercier (Amsterdam 1778), Vol. I, S. 341 u. ff.

[72]) Ebenso rasch bereut Valcour im „Déserteur", De Lys im „L'Indigent" u. a. (Lemaître a. a. O.).

[73]) „Jenneval ou le Barnevelt français. Drame en cinq actes, en prose. Par L. S. Mercier" (Paris 1769), Vorwort, S. VI—VII.

[74]) „Tableau de Paris" (Hambourg et Neufchatel 1781, 2 Vol.). In den neuen Ausgaben brachte es Mercier auf die Zahl von zwölf Bänden. Vergl. Quérard, „La France littéraire", VI, S. 58—62; Desnoiresterres, „Tableau de Paris, Études sur la vie et les œuvres de Mercier" (Paris 1853).

[75]) Monselet, „Les oubliés et les dédaignés", I.

[76]) „L'an 2440" (Paris, L'an septième de la République), Vorwort, S. VII.

[77]) Ebenda, S. V. [78]) Ebenda. [79]) Monselet a. a. O. S. 80.

[80]) Vergl. seine Schrift: „De l'impossibilité du système astronomique de Copernic et de Newton" (Paris 1806).

[81]) „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche" (Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1776). Diese gleich nach dem Erscheinen des Originals von Mercier beabsichtigte Übersetzung erschien viel später; vergl. Erich Schmidt, „H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse", 2. Aufl. (Jena 1879), S. 55. Im Anhange („Aus Goethes Brieftasche") schrieb Goethe: „Das Buch mag immer für Deutschland brauchbar seyn, das in den Taschen seiner französchen Pumphosen viel Wahres, Gutes und Edles mit sich herumträgt" (S. 485). Die Übersetzung Wagners gibt das Original genügend treu wieder; an einzelnen Stellen erlaubte sich der Verfasser, seine eignen ziemlich unbedeutenden Bemerkungen einzufügen, so auf den Seiten 35, 137, 147, 148, 165 u. a. Mercier schrieb später diese Übersetzung irrtümlicherweise Schiller zu:

Oui, Schiller m'a traduit, cet homme de génie.
Il a senti mon âme, et tel sot m'injurie.

Vergl. Mercier, Satyres contre Racine et Boileau, dédiées à A. W. Schlegel, Auteur de Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide (Paris 1808), S. 45.

[82]) Nouvel essai sur l'art dramatique, ch. XXVIII, A un jeune poète, S. 317 u. ff. Vergl. Le Génie, poëme (Mon bonnet de nuit, Neufchatel 1784) IV, S. 31—35).

[83]) Mercier war einer der Begründer des historischen Dramas in seinen Stücken „Jean Hennuyer, Evêque de Lizieux, drame en trois actes" (1772); „Childeric premier, roi de France" (Paris 1774); „Louis XI", „Philippe II" u. a.; vergl. auch G. Allais, „Les origines du drame romantique" („Revue des cours et conférences" [Paris 1898], No. 10. S. 450).

[84]) A. Kontz, Les drames de la jeunesse de Schiller (Paris 1899), S. 184.

[85]) Erich Schmidt, H. L. Wagner, 2. Aufl. (Jena 1879), S. 47 u. ff.

[86]) A. Kontz a. a. O. S. 191 u. ff. [87]) Ebenda, S. 193—194.

[88]) In der Sammlung Mercierscher Schriften unter dem Titel: „Mon bonnet de nuit" (Neufchatel 1784) finden wir auf Seite 309: Vers au prince

Henri, Frère du Roi de Prusse, sous le nom de comte d'Oels, à son passage à Lausanne le 24 Juillet 1784. Ces vers ont été lus au Prince par M-lle Necker.

[89]) Dans des feuilles impurs cet auteur famélique,
Contre Staël et Genlis en style de boutique
Ose insulter Minerve à la table des dieux . . .
Entre Staël et Genlis j'éteins toute discorde:
Mon ésprit les admire et mon coeur les accorde.
Leur muse m'est sacrée; et soit dit sans courroux,
Ces deux femmes, censeurs, sont au-dessus de vous.

Satyres contre Racine et Boileau usw., Paris 1808, S. 35—36.

[90]) Maurice Souriau, La préface de Cromwell (introduction, texte et notes) (Paris 1897), S. 292—293.

[91]) Ebenda, S. 195. [92]) Ebenda, S. 258—259. [93]) Ebenda, S. 253.

[94]) Ebenda, S. 247. [95]) Ebenda, S. 221—222.

[96]) Souriau zählt in seiner ausführlichen Einleitung alle Schriftsteller auf, die auf die eine oder andere Weise auf das Vorwort zum Cromwell eingewirkt haben, erwähnt aber mit keinem Worte desjenigen, dem Victor Hugo am meisten zu verdanken hatte: Mercier.

[97]) G. Allais a. a. O. No. 10. [98]) Nouvel essai sur l'art dramatique.

[99]) Vergl. Akt 3, Szene 3 des Stückes von Delavigne mit den Szenen 13 und 9 des Mercierschen Stückes. Das Gespräch Ludwigs XI. mit der jungen Bäuerin („La mort de Louis XI", S. 32) wiederholt sich fast wörtlich bei Delavigne. Vergl. ferner die Szenen 41 (S. 132—139) und 45 (S. 143—160) bei Mercier mit der 6. Szene des 4. Aktes bei Delavigne.

[100]) Brandes, Die Literatur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. I. Band, Leipzig 1882, S. 10.

Kapitel VI.

[1]) Über den Einfluſs Herders auf den Stil in Lenzens „Anmerkungen" vergl. Rauch, „Lenz und Shakespeare" (Berlin 1892), S. 17.

[2]) „Anmerkungen übers Theater" in Lenz, Gesammelte Schriften, herausg von Tieck (Berlin 1828), B. II, S. 205 und 208.

[3]) Ebenda, S. 202. [4]) Ebenda, S. 203. [5]) Ebenda, S. 203.

[6]) Clarke, Fielding und der deutsche Sturm und Drang, Freiburg 1897. Über den Einfluſs Lessings und Herders vergl. Rauch a. a. O.

[7]) Aspelin, La Mottes Abhandlungen über die Tragödie, verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie („Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", herausg. von Max Koch, Band XIII, 1899—1900, 1, 4—5).

[8]) Anmerkungen übers Theater, S. 217 u. ff.

[9]) Nouvel essai sur l'art dramatique, Amsterdam 1773, Kap. IV—VII.

[10]) Anmerkungen übers Theater, S. 219.

[11]) Ebenda, S. 220. [12]) Ebenda, S. 211 und 221. [13]) Ebenda, S. 222—225.

[14]) J. J. Rousseau, La nouvelle Héloise, Seconde partie, lettre XVII. Vergl. E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe (Jena 1875), S. 142—144.

[15]) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 93. [16]) Ebenda, S. 69.

[17]) Ebenda, S. 73. [18]) Ebenda, S. 77 u. ff. [19]) Ebenda, S. 31.

[20]) Anmerkungen übers Theater, S. 209. [21]) Ebenda, S. 209.

[22]) Aristoteles, Über die Dichtkunst, herausg. von Susemihl (1865), S. 75.

[23]) Anmerkungen übers Theater, S. 211. [24]) Ebenda, S. 225—226.

[25]) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 32.

[26]) Anmerkungen übers Theater, S. 211.

[27]) Ebenda, S. 212. [28]) Ebenda, S. 212—213.

[29]) Aristoteles a. a. O. S. 73.

30) Anmerkungen übers Theater, S. 214.
31) Ebenda, S. 215. 32) Ebenda, S. 217.
33) Kontz (Albert), Les drames de la jeunesse de Schiller (Paris 1899), S. 136.
34) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Vergl. Kontz a. a. O. S. 137—138.
35) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 145—147.
36) Ebenda, S. 268. 37) Ebenda, S. 269. 38) Ebenda, S. 270, Anmerkung.
39) Anmerkungen übers Theater, S. 204. 40) Ebenda, S. 205.
41) Ebenda, S. 207. 42) Ebenda, S. 208.
43) Rauch, „Lenz und Shakespeare", S. 17—20.
44) Anmerkungen übers Theater, S. 207.
45) Nouvel essai sur l'art dramatique, Kap. XXVIII: „À un jeune Poète."
46) Anmerkungen übers Theater, S. 214. 47) Ebenda, S. 216—217.
48) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 122.
49) Anmerkungen übers Theater, S. 227. 50) Ebenda, S. 227.
51) Ebenda, S. 228. 52) Ebenda, S. 226—227.
53) Von deutscher Art und Kunst (1773), S. 96—97.
54) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 147.
55) Anmerkungen übers Theater, S. 214; vergl. Erich Schmidt, H. L. Wagner (Jena 1879), S. 57.
56) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, Band II, S. 336.
57) Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 32.
58) Ebenda, S. 69—70. 59) Ebenda, S. 72.
60) Anmerkungen übers Theater und Nouvel essai Kap. VI u. ff.
61) Im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775, S. 11, lesen wir: „Herr Goethe erfüllet hier alle die hohen Erwartungen, die das Publicum von ihm als Übersetzer des Shakespeare hatte, und man kann seinen Versuch eine wahre Palingenesie nennen." Der „Teutsche Merkur" verfiel in denselben Fehler und berichtigte ihn erst in der Januar-Nummer von 1775 auf S. 94.
62) Frankfurter gelehrte Anzeigen Nr. LXXXXV (29. November 1774), S. 796—797.
63) Magazin der deutschen Kritik, herausg. von Schirach (Halle 1775), Bd. IV, 1. Teil, S. 73—82. 64) Ebenda, S. 79—80.
65) Der Teutsche Merkur, 1775, S. 94—96.
66) Allgemeine deutsche Bibliothek, 1776, Bd. XXVII, Zweytes Stück, S. 377—384.
67) Dies beweist, dafs dem Stile Lenzens eine gewisse Originalität eigen ist und dafs er nicht als einfache Nachahmung des Herderschen, wie viele annehmen, angesehen werden kann.
68) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.
69) Ein Teil des Klopstockschen Werkes war bereits im Jahre 1771 in der Zeitschrift „Wandsbecker Bote" erschienen, vergl. Koberstein „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" Bd. IV, S. 31 Anm. 21.
70) Hettner, Die deutsche Literatur usw., 1879, Bd. II, S. 139.
71) Bernays, Der junge Goethe, 1875, Bd. III, S. 24—25.
72) A. Kontz, Les drames de la jeunesse de Schiller, S. 151.
73) Ebenda, S. 153—154. Der Verfasser bezieht sich auf die erste Überarbeitung der Vorrede zu den Räubern, die vom gewöhnlichen Texte abweicht. Vergl. ebenda S. 213.

Kapitel VII.

1) Lessing, Briefe, die neueste Literatur betreffend, 16. Februar 1759.
2) Hamanns Schriften, herausg. von Roth, 1821, II, S. 38.
3) Wielands Shakespeare-Übersetzungen begannen im Jahre 1762 zu erscheinen. Vergl. R. Genée a. a. O. S. 95

[4]) Haym, Herder (russische Übersetzung) I, S. 490 u. ff. [5]) Ebenda. [6]) Ebenda.
[7]) Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang, Bd. I, S. 183 u. ff. [8]) Ebenda.
[9]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 165. [10]) Ebenda, S. 220.
[11]) Rauch, Lenz und Shakespeare, S. 13.
[12]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, Bd. III, S. 192—193.
[13]) Ebenda, Bd. III, S. 128.
[14]) Siehe die Erzählung „Zerbin" (Gesammelte Schriften III, S. 143 u. ff.), „Moralische Bekehrung eines Poeten" (Goethe Jahrbuch X); „Aus Herders Nachlafs" I (Briefe Lenzens an Herder).
[15]) Stürmer und Dränger, herausg. von Sauer, Bd. II, S. 156—157.
[16]) Lenz, Gedichte, S. 209—210.
[17]) Falck, Lenz in Livland, S. 6.
[18]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.
[19]) Die Frage über die Entstehung der „Anmerkungen übers Theater" ist von vielen erörtert worden. Weinhold („Die sizilianische Vesper" S. 57), Clarke („Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" 1896, X, S. 128), Winkler („Modern Language Notes" 1894) u. a. m. Der letztere Forscher ist der Überzeugung, dafs wir keinerlei Recht haben, an der Behauptung Lenzens, seine Anmerkungen seien bereits 1771 in Strafsburg in einem Freundeskreise vorgelesen worden, zu zweifeln. Es ist leicht möglich, dafs er sich die Hauptgedanken dieser Abhandlung schon in dem Jahre zurechtgelegt habe, zu gleicher Zeit müssen wir aber auch darauf hinweisen, dafs eine gewisse Abhängigkeit der Anmerkungen vom „Nouvel essai" Merciers uns den Beweis erbringt, dafs sein früheres Referat zum mindesten wesentlich abgeändert worden ist und eine stilistische Überarbeitung erfahren hat.
[20]) Clarke, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, X, 1896, S. 124—126.
[21]) Diese Ausgaben werden in dem englischen Briefe an Frau v. Stein im Jahre 1776 erwähnt. Siehe Kahlert (A.), R. Lenz und Charl. v. Stein (Deutsches Museum, herausg. von Prutz, 1861, Juli—Dezember, S. 821).
[22]) Rauch a. a. O. S. 32—33. Clarke a. a. O. X, S. 122—124.
[23]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.
[24]) Der Teutsche Merkur, Jänner 1775, S. 95.
[25]) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775, S. 11.
[26]) Magazin der deutschen Kritik IV, 1. Teil (1775). S. 82.
[27]) „Frankfurter gelehrte Anzeigen" vom 29. November 1774.
[28]) „Allgemeine deutsche Bibliothek", XXVII, 2. Stück (1776), S. 383—384.
[29]) Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte, X, S. 120—121.
[30]) Rauch a. a. O. S. 35, 38 u. ff.
[31]) Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte, X, S. 125.
[32]) Ebenda, S. 146. [33]) Ebenda, S. 147. [34]) Ebenda, S. 141—143.
[35]) Ebenda, S. 131. [36]) Ebenda, S. 133.
[37]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.
[38]) Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drang-Periode, 1888, S. 51; Aus Herders Nachlafs, I, S. 227. Manuskript „Coriolan" in 4°, eingebunden, sehr gute Abschrift, vorn die Widmung an den Herzog zu Weimar: „Seiner Durchlaucht dem Herzoge unterthänigst gewidmet von Lenzen". Hinter dem Titel: „Coriolan ein Trauerspiel von Shakespear" folgt eine Sepiazeichnung, die die Szene vor dem Zelte des Coriolan (V 3) darstellt. Augenscheinlich wollte Lenz dem Herzoge zugleich sein poetisches und zeichnerisches Talent zeigen. Über die Zeit der Entstehung dieser Übersetzung siehe Clarke a. a. O. S. 386 Anm.
[39]) Clarke a. a. O. S. 386. [40]) Ebenda, S. 387.
[41]) Erich Schmidt in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (1884) Beilage zu No. 290—291.
[42]) Clarke a. a. O. S. 389. [43]) Ebenda, S. 394—398. [44]) Ebenda, S. 398—399.
[45]) Erich Schmidt a. a. O.
[46]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. v. Tieck, III, S. 194.
[47]) Ebenda, S. 195. [48]) Ebenda, S. 196—197. [49]) Ebenda, S. 195, 197.

[50]) Clarke a. a. O. S. 405.
[51]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, Bd. III, S. 197.
[52]) Ebenda, S. 199. [53]) Clarke a. a. O. S. 406.
[54]) Stöber, Aktuar Salzmann (Frankfurt a. M. 1855), S. 54 u. ff.
[55]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, herausg. v. K. Weinhold, 1884, S. 30. Gesammelte Schriften von Lenz, herausg. von Tieck, Bd. II.
[56]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 11 u. 14.
[57]) Der Name des Übersetzers ist nicht genannt, im Kataloge angeführt: „von Goethe und Lenz“.
[58]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 30. [59]) Ebenda, S. 104—105.
[60]) Stöber, Der Dichter Lenz, S. 65. [61]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 12.
[62]) „Vertheidigung der Vertheidigung des Übersetzers der Lustspiele.“ Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 19.
[63]) Ebenda, S. 17. [64]) Ebenda, S. 7.
[65]) Reinhardstoettner, Plautus, Leipzig 1886, S. 100.
[66]) Der Teutsche Merkur, September 1774, S. 355—356.
[67]) Allgemeine deutsche Bibliothek, XXVI, 2. Stück, S. 470—474.
[68]) „Diese Anmerkung scheint uns itzt vorzüglich nothwendig, da einige Schriftsteller von unstreitigen Talenten sich überedet zu haben scheinen, die offenherzigste Freymüthigkeit gebe das treueste, richtigste Gemählde der Natur und des Lebens und eine sittsame Zurückhaltung sey hier Einschränkung des Genies und der Kunst.“ Ebenda, S. 472.
[69]) Magazin der deutschen Kritik, III. 2. (1774), S. 155. [70]) Ebenda, S. 160.
[71]) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775, S. 43. 44.
[72]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 308.
[73]) „Die Aussteuer.“ Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 37.
[74]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 317 u. ff.
[75]) Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 72—74.
[76]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 21. [77]) Ebenda, S. 21—24.
[78]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 632.
[79]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 10.
[80]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 649.
[81]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 28.
[82]) Les comédies de Plaute traduites par Sommer (Paris 1865), I, S. 57.
[83]) „Vertheidigung der Vertheidigung des Übersetzers der Lustspiele,“ Dramat. Nachlafs, S. 14 u. ff.
[84]) „Das Väterchen.“ Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 3.
[85]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 253 u. ff. [86]) Ebenda, S. 355.
[87]) Ebenda, S. 358. [88]) Ebenda, S. 359.
[89]) „Die Türkensklavin.“ Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 165 u. ff.
[90]) Ebenda, S. 174—175. [91]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 362 u. ff.
[92]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 105. [93]) Ebenda, S. 77 u. ff.
[94]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 767.
[95]) Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 157 u. ff.
[96]) Plauti Comoediae, herausg. von Fr. Leo, 1896, II, S. 506—507.
[97]) Lenz, Gesammelte Schriften, II, S. 157 u. ff.
[98]) Reinhardstoettner a. a. O. S. 324. [99]) Ebenda, S. 332, 339, 346.
[100]) Froitzheim a. a. O. S. 49.
[101]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 26. [102]) Ebenda, S. 26—27.
[103]) Ticknor, History of Spanish literature (Russ. Übers. II, S. 92). Klein, Geschichte des Dramas, 1872, IX, S. 295.
[104]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 28.
[105]) Gruppe, Reinhold Lenz (Berlin 1861), S. 252.
[106]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 26.

Kapitel VIII.

[1]) So der Obrist von Spannheim in den „Soldaten", der Prinz Tandi im „neuen Menoza", der Geheime Rath von Berg im „Hofmeister".

[2]) Handschrift Nr. 181 der Königl. Bibliothek zu Berlin (Nachlafs von Lenz), 38 Seiten in folio.

[3]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 276—282.

[4]) Theâtre de Mercier (Amsterdam 1788) III, S. 119 u. ff., II, S. 103 u. ff.

[5]) Ebenda, I, S. 127 u. ff.

[6]) z. B. Das Stück „Le Campagnard ou le riche désabusé" (1779).

[7]) Siehe oben S. 111—112.

[8]) Brief Schröders an Dumpf vom 10. Oktober 1815 (Rigaer Stadtbibliothek).

[9]) In der Handschrift sind ausdrücklich die Namen zweier Leipziger Professoren angeführt: Clodius und Meyer.

[10]) In der Berliner Handschrift des „Hofmeister" fehlen zwei Szenen, die im gedruckten Texte enthalten sind, die Szene 2 des II. Aktes: In Heidelbrunn. Gustchen, Läuffer (Sauer, Stürmer und Dränger, Teil II, S. 20. 21) und die Szene 5 des IV. Aktes: Eine andere Seite des Teichs (Sauer a. a. O. S. 52—53). Abgesehen davon ist der gedruckte Text im allgemeinen eine Kürzung der Berliner Handschrift. Wesentlich ist die Szene zwischen Läuffer und Gustchen in Szene 5 des II. Aktes (Sauer a. a. O. S. 27—29) gekürzt. In der Handschrift (S. 12) ist sie viel wortreicher — beispielsweise unterhält sich Läuffer mit seiner Schülerin über Abälard und dessen Schicksal. Die von Lenz so gern geübte Kunst, die Gedanken in den durchsichtigen Schleier eines bedeutungsvollen Schweigens zu hüllen, macht sich im Texte der Handschrift weit weniger bemerkbar als in dem gedruckten; letzterer zeichnet sich überhaupt durch einen „genialern" Stil aus. In der Handschrift finden sich auch viel mehr Fremdwörter vor. Der Vergleich erweist, dafs Lenz dieselben in der gedruckten Ausgabe durch deutsche Ausdrücke ersetzt oder ganz weggelassen hat. In der Auswahl der Namen für die handelnden Personen und für die Ortsbezeichnungen sind ebenfalls Verschiedenheiten zu konstatieren.

[11]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 26; A. Weselowski, Der Einflufs des Westens auf die neuere russische Literatur (Moskau 1896, russisch), S. 97.

[12]) „Der Hofmeister", herausg. von Sauer (Stürmer und Dränger Bd. 2), S. 3.

[13]) Ebenda, S. 4—5. [14]) Ebenda, S. 6. [15]) Ebenda, S. 7. [16]) Ebenda, S. 8.

[17]) Ebenda, S. 9. [18]) Ebenda, S. 15 u. 20. [19]) Ebenda.

[20]) Ebenda, S. 27—29. [21]) Ebenda, S. 30. [22]) Ebenda, S. 37.

[23]) Ebenda, S. 38. [24]) Ebenda, S. 39. [25]) Ebenda, S. 42.

[26]) Ebenda, S. 51—52. [27]) Ebenda, S. 52—53.

[28]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 39.

[29]) „Der Hofmeister", herausg. v. Sauer a. a. O. S. 81.

[30]) Nr. 95, 15. Juni 1774. Nr. 99—100.

[31]) Frankfurter gelehrte Anzeigen den 26. Julius 1774.

[32]) Deutsche Chronik, August 1774.

[33]) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775.

[34]) Magazin der deutschen Kritik (1774), III. Bd., II. Teil, S. 189—200.

[35]) Ebenda, S. 193. [36]) Ebenda, S. 200.

[37]) Der Teutsche Merkur, September 1774.

[38]) Allgemeine Deutsche Bibliothek, 1775, Bd. XXVII, S. 368—370.

[39]) Ebenda, S. 370.

[40]) Frankfurter gelehrte Anzeigen, 1774. Deutsche Chronik 1774.

[41]) Gruppe, R. Lenz, S. 260—269; Bayer, Von Gottsched bis Schiller (Prag, 1869), Bd. II, S. 97—102: Erich Schmidt a. a. O. S. 34—41.

[42]) Hettner, Deutsche Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts (russisch, III, 216—217); Biedermann, Deutschland im XVIII. Jahrhundert, Bd. IV, S. 571; Hillebrand, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I, S. 414 u. a.

[43]) Erich Schmidt a. a. O. S. 37—38; Clarke, Fielding und der deutsche Sturm und Drang, S. 74.

[44]) Gruppe, Reinhold Lenz (Berlin 1861), S. 262.
[45]) Bayer, Von Gottsched bis Schiller, Bd. II, S. 96.
[46]) Der neue Menoza oder Geschichte des Cumbanischen Prinzen Tandi (Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, I).
[47]) Im Druck erschien das Stück im Herbste 1774.
[48]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 269.
[49]) Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften (Baden 1857).
[50]) Der neue Menoza a. a. O. S. 88.
[51]) Frankfurter gelehrte Anzeigen, 1775 (Selbstrezension Lenzens).
[52]) Der Hurone gesteht einem Mädchen seine Liebe; vergl. Der neue Menoza a. a. O. S. 98.
[53]) Der neue Menoza a. a. O. S. 101.
[54]) Mercier, Nouvel essai sur l'art dramatique (Amsterdam, 1773).
[55]) Der neue Menoza a. a. O. S. 102. [56]) Ebenda. [57]) Ebenda, S. 95.
[58]) Ebenda, S. 96. — [59]) Ebenda.
[60]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur II, S. 40 (russisch).
[61]) Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland (1863) II, S. 513.
[62]) Wieland blieb bis zu seinem Tode (1813) in Weimar.
[63]) Der neue Menoza a. a. O. S. 96—97.
[64]) Ebenda, S. 148—149. [65]) Ebenda, S. 150.
[66]) Otto Brahm, Das deutsche Ritterdrama, S. 187 u. ff.
[67]) Deutsche Chronik, Oktober 1774, 43—44.
[68]) Der neue Menoza, S. 107—108. [69]) Ebenda, S. 109.
[70]) Ebenda, S. 89. [71]) Ebenda, S. 90. [72]) Ebenda, S. 94.
[73]) Ebenda, S. 97—98. [74]) Ebenda, S. 113—114.
[75]) Brandes, Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen.
[76]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, S. 658.
[77]) Der neue Menoza a. a. O. S. 128, 147 u. a. m.
[78]) Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens, S. 304 (russisch).
[79]) Der neue Menoza a. a. O. S. 135. [80]) Ebenda, S. 128. [81]) Ebenda, S. 142.
[82]) Ebenda, S. 117. [83]) Ebenda, S. 122. [84]) Ebenda, S. 100.
[85]) Ebenda, S. 124. [86]) Ebenda, S. 145.
[87]) Wandsbecker Bothe, Oktober 1774. [88]) Deutsche Chronik, Oktober 1774.
[89]) Der Teutsche Merkur, Dezember 1774.
[90]) Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen, 13. Mai 1775, S. CLII.
[91]) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775, S. 43.
[92]) Magazin der deutschen Kritik (Halle 1775), IV, I. Th., S. 195—201.
[93]) Ebenda, S. 201.
[94]) Nachgedruckt bei Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften (Basel 1857); Frankfurter gelehrte Anzeigen 1775, S. 459—466.
[95]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 29.
[96]) Frankfurter gelehrte Anzeigen Juli 1775, S. 462—463. [97]) Ebenda, S. 465.
[98]) Allgemeine deutsche Bibliothek, 1775, XXVII, S. 374—377.
[99]) Der neue Menoza a. a. O. S. 132.
[100]) Allgemeine deutsche Bibliothek, 1775, XXVII, S. 377.
[101]) „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza."
[102]) J. G. Schlossers kleine Schriften (Basel 1780) II, S. 261.
[103]) Frankfurter gelehrte Anzeigen vom 8. September 1775, S. 595—597.
[104]) Lenzens Brief an Lavater vom 8. April 1775 (Dorer-Egloff a. a. O. S. 189).
[105]) Frankfurter gelehrte Anzeigen Juli 1775.
[106]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 227.
[107]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 309. [108]) Ebenda, S. 311.
[109]) Nach der in der Rigaer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift.
[110]) Siehe das Motto zum 8. Kapitel (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

Kapitel IX.

[1]) Lenzens Brief an Lavater (Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften, S. 179—180).

[2]) Vergl. Knod, Die alten Matrikeln der Strafsburger Universität.

[3]) Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde (Colmar 1874), S. 163.

[4]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 192; Geiger, Ein Brief von Lenz an Lindau („Blätter für literarische Unterhaltung" 1898 No. 10). Im November 1774 schreibt Lenz an seinen Bruder Johann Christian: „Jetzt bewohn' ich ein klein Zimmer allein, speise täglich an einem Tisch wo einige meiner Freunde mitessen (die einzigen die in Strafsb. Liebhaber der ächten Wissenschaften zu seyn sich nicht schämen) und unterhalte mich ein wenig mühseelig von Lecktionen die ich meinen Landsleuten in der deutschen Sprache und in der Geschichte ihres Vaterlands ich meyne Pohlen Curland Russland gebe, da hier sehr theuer zu leben ist." (E. Schmidt, Lenziana, S. 1005).

[5]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 195.

[6]) E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 318 ff.; Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens, S. 634 ff. (russisch).

[7]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, S. 288.

[8]) Ebenda, S. 290.

[9]) Über die Teilnahme Jung-Stillings an der Salzmannschen Tischrunde siehe: Goethe, Dichtung und Wahrheit; Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm und Drangperiode (Strafsburg 1888).

[10]) Sauer, Stürmer und Dränger II, Einleitung.

[11]) Waldmann, Lenz in Briefen. [12]) Ebenda, S. 106.

[13]) Lavaters Brief an J. G. Röderer (Stöber a. a. O. S. 77); vergl. auch Brief vom 26. März (ebenda, S. 78).

[14]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 14. [15]) Ebenda, S. 15. [16]) Ebenda, S. 17.

[17]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 179. [18]) Ebenda, S. 180—181.

[19]) Wir zitieren nach dem echten Manuskript im Lavater-Archiv zu Zürich. Dorer-Egloff, der den Brief veröffentlichte, hat die Nachschrift weggelassen.

[20]) Lavaters Brief vom 14. Juni 1774 (Stöber a. a. O. S. 81).

[21]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 180. [22]) Bielschowsky, Goethe I, S. 208.

[23]) Briefwechsel Karamsins mit Lavater, herausg. von Dr. Waldmann (St. Petersburg 1893), S. 66. [24]) Ebenda.

[25]) Vergl. Kapitel XIII und XV. [26]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 13.

[27]) Nach der Handschrift im Lavater-Archiv zu Zürich. Diese Nachschrift hat Dorer-Egloff in seiner Ausgabe fortgelassen. (Dorer-Egloff a. a. O. S. 180—81.)

[28]) Bielschowsky, Goethe I, S. 231.

[29]) Goethes Brief vom 22. Mai 1775 (Bernays, Der junge Goethe, B. III, S. 88).

[30]) Lenzens Brief an Sophie La Roche vom 31. Juli 1775 (Euphorion 1896).

[31]) Goethe-Jahrbuch X, S. 95. [32]) Bernays a. a. O. S. 89.

[33]) Goethe-Jahrbuch X, S. 95.

[34]) Lenzens Brief an Herders Frau vom 13. Juli 1775 (Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, S. 83).

[35]) „Dritte Wallfahrt" erschien in der Beilage zur deutschen Übersetzung des „Nouvel essai sur l'art dramatique" von Mercier.

[36]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 224 ff. [37]) Euphorion 1896.

[38]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 179.

[39]) Froitzheim, Lenz, Goethe u. Cleophe Fibich (Strafsburg 1888), S. 37—40.

[40]) „Tagebuch" veröffentlicht von Urlichs in der „Deutschen Rundschau" 1877, S. 280. Die Handschrift befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

[41]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 116.

[42]) „Tagebuch" Anmerk. 40.

[43]) „Dies war nur Skelett, das dein eigenes Genie und Blick ins menschliche Herz mit Fleisch bekleiden wird."

[44]) Froitzheim, Lenz, Goethe usw., S. 75—76.

[45]) „Tagebuch" (Deutsche Rundschau 1877), S. 280.

[46]) Lenzens Brief an Lavater 1774 (Dorer-Egloff a. a. O.); „An Seraphine" (Gedichte von Lenz, S. 116).

[47]) „Tagebuch", S. 278. [48]) Ebenda, S. 279. [49]) Ebenda, S. 279 ff.

[50]) Froitzheim, Lenz, Goethe usw., S. 65 u. ff. [51]) Ebenda, S. 62.

[52]) „Moralische Bekehrung eines Poeten von ihm selbst aufgeschrieben", herausg. von Weinhold im „Goethe-Jahrbuch", B. X, 1889.

[53]) Ebenda, S. 47—48. [54]) Ebenda, S. 49. [55]) Ebenda, S. 50.

[56]) Ebenda. [57]) Ebenda. S. 66. [58]) Ebenda, S. 52. [59]) Ebenda, S. 63.

[60]) Ebenda, S. 65. [61]) Ebenda, S. 56. [62]) Ebenda, S. 57.

[63]) Ebenda. [64]) Ebenda, S. 58. [65]) Ebenda, S. 53. [66]) Ebenda, S. 55.

[67]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 279.

[68]) Sauer, Stürmer und Dränger, Bd. I.

[69]) Die Grenzboten 1870, Bd. II, S. 454 u. ff.; Lenzens Brief an Kayser [1776]: „Unser aller Freiheit hängt vom Petrarch ab."

[70]) Sauer a. a. O. S. 35—36. [71]) Ebenda.

[72]) „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775", S. 18, siehe auch die Rezension in den „Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca", in der die Übersetzungen „von zwei bekannten Dichtern" verfaſst sind.

[73]) Lenz, Gedichte, S. 131 u. ff. Dem Gedichte „Petrarch" fügte Lenz einen Versuch über die neunte Canzonetta Petrarcas bei. Unter diesem Titel verbergen sich zwei Bruchstücke von Übersetzungen aus der VII. Canzone des I. Teils „Canzoniere" („Gentil mia Donna, i'veggio") und der I. Canzone des II. Teils („Che debbo io far? che mi consigli Amore?"). Die Übersetzung ist in freien Versen verfaſst und zeichnet sich nicht durch Genauigkeit aus. Besonders gilt dies von der zweiten Canzone, die von Lenz mehr ausgelegt als übersetzt ist.

[74]) Anhang zu dem 25.—36. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", zweyte Abtheilung, S. 696—97; vergl. die Äuſserung Boies im Briefe an Bürger vom 18. März 1776 (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 44).

[75]) „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1777", S. 105—106.

[76]) Lenz, Gedichte, S. 314. [77]) Goethe-Jahrbuch X, S. 54.

[78]) Ebenda, S. 61. [79]) Ebenda, S. 62. [80]) Ebenda, S. 68.

[81]) Ebenda, S. 61. [82]) Ebenda, S. 69. [83]) Siehe Kapitel XII.

[84]) Goethe-Jahrbuch X, S. 56. [85]) Ebenda, S. 91—92.

[86]) Lenz, Gedichte, S. 160. [87]) Ebenda, S. 158.

[88]) Froitzheim, Lenz, Goethe usw., S. 24. [89]) Lenz, Gedichte, S. 161.

[90]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 194—195. [91]) Ebenda, S. 197.

[92]) Goethe-Jahrbuch X, S. 66. [93]) Ebenda, S. 67. [94]) Ebenda, S. 61.

[95]) „Aus Herders Nachlaſs" I, S. 226. Brief vom 28. Aug. 1775.

[96]) Siehe Kapitel XI. [97]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 10—12.

[98]) Deutsche Rundschau 1877, 8. Heft, S. 285.

[99]) Lenz, Gedichte, S. 296. [100]) „Trost" (ebenda, S. 181).

[101]) Nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek; vergl. Waldmann a. a. O. S. 25—26. [102]) Ebenda, S. 24. [103]) Ebenda.

[104]) Siehe Beilage A, No. 14 (Lenzens Brief aus Weimar an den Vater).

[105]) Aus Herders Nachlaſs I, S. 230. [106]) Lenz, Gedichte, S. 296.

[107]) Waldmann a. a. O. S. 38—40. [108]) Lenz, Gedichte, S. 179—180.

[109]) „Die Freunde machen den Philosophen." Lenzens gesammelte Schriften, herausg. von Tieck I. [110]) Ebenda, S. 29.

[111]) „Der Engländer" (ebenda). [112]) Siehe Beilage A, No. 14.

[113]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck I, S. 336.

[114]) „Über die deutsche Dichtkunst" (Lenz, Gedichte, S. 164).

[115]) Aus Herders Nachlaſs I, S. 225. [116]) Ebenda, S. 226.

[117]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 182. [118]) Aus Herders Nachlaſs I, S. 229.

[119]) Ebenda, S. 227.

[119a]) Die Lenzsche Übersetzung aus dem Ossian erschien in 3—8 Heften der Zeitschrift „Iris" 1776 unter der Überschrift „Ossian für Frauenzimmer".

Wie aus dem Vorwort ersichtlich, hat Lenz die Arbeit unter dem Einflusse der Goetheschen Übersetzungen im „Werther“ unternommen. Goethe schickte die Übersetzung von Lenz an den Herausgeber der Zeitschrift zum Drucke. Sie ist in Prosa und enthält das Poem „Fingal“ (nachgedruckt bei Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften, S. 25 u. ff.) und zeichnet sich durch grofse Ungenauigkeit und sogar Verunstaltungen des Originals aus (vergl. Clarke, Lenzens Übersetzungen aus dem Englischen in „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“ 1896, X, S. 408—413).

[120]) „Éloge de feu Monsieur ***nd usw.“ (Hanau 1775) „Menalk und Mopsus“ (Frankfurt und Leipzig 1775); nachgedruckt in der Sammlung: „Rheinischer Most, Erster Herbst“ 1775.

[121]) Zoeppritz, Aus Jacobis Nachlafs II, S. 316.

[122]) Weinhold, J. Chr. Boie, S. 192.

[123]) Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, S. 34 u. 47.

[124]) Ebenda, S. 47. [125]) Ebenda, S. 35. [126]) Ebenda, S. 43 ff.

[127]) Ebenda, S. 49—51.

[128]) Heymach, Ramond de Carbonnières, Programm (Corbach 1887); Erich Schmidt, H. L. Wagner, 2. Aufl., S. 132.

[129]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, II, S. 330.

[130]) „Bürgerfreund“, I. Stück, Freytags den 5. Jänners 1776, S. 4.

[131]) a) „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsass usw.“; b) „Über die Vorzüge der deutschen Sprache“; c) „Ob es rathsam sey in eine Sprache fremde Wörter aufzunehmen?“ („Bürgerfreund“, 1777, S. 413 bis 416) u. a. m.

[132]) Froitzheim a. a. O. S. 50.

[133]) „Geschichte und Beschreibung des Strafsburger Münsters“ (Bürgerfreund, 1777, IV, No. XXVII u. ff). „Versuch zur Geschichte Strafsburgs“ (ebenda, 1776, I, No. XX). „Von der Vaterlandsliebe“ (ebenda, 1777, III, No. XVI u. ff).

[134]) Fr. Salzmann hielt in der Gesellschaft ein Referat: „Von den Fehlern der Strafsburger Kinderzucht“ (Bürgerfreund, 1776, II), Corvinus ein ebensolches: „Von dem Nutzen der Schläge in der Erziehung“ (Froitzheim a. a. O. S. 52). Vergl. auch den Artikel: „Präliminarien zur Erziehung“ (Bürgerfreund, 1776, I, S. 44—48, 48—56 u. a. m.).

[135]) In der Gesellschaft wurden die Abhandlungen: „Von der Glückseligkeit in bürgerlichen Gesellschaften“ (Bürgerfreund, 1777), „Moralische Empfindungen“ (16. November 1775) von Aktuar Salzmann und „Skizze meiner Vorstellungsart der Moral“ von Schlosser (7. Dezember 1775) vorgelesen. Im „Bürgerfreund“ finden wir: „Lob der Freundschaft“ (1776, II, S. 390—391), „Über den Werth des guten Herzens“ usw. Den religiösen Fragen waren mehrere Referate in der Gesellschaft und Abhandlungen in der Zeitschrift, die auf ihr Banner die Devise: „Geselligkeit, Verträglichkeit, Religion“ geschrieben hatte, gewidmet. (Bürgerfreund, 1777, IV. B. Beschlufs, S. 834—838.) Zu Lenzens Referaten über die deutsche Sprache stehen auch seine Gedichte: „Matz Höcker, Schulmeister in B . . . im St . . . l“, „An die Damen“, „An die Kunstrichter“ in Beziehung. (Lenz, Gedichte, S. 166—174.)

[136]) „Den 2ten November 1775 . . . Herr Otto hat . . . eine französische Abhandl. üb. die Unvollkommenheit der Criminalgesetze vorgelesen.“ (Froitzheim a. a. O. S. 48.) Am 21. Dezember las Ramond das Drama: „Les malheurs de l'amour“, am 25. Januar 1776 wurde ein anderes französisches Drama desselben Verfassers gelesen (ebenda) und am 8. Februar das zuerst gelesene Drama wiederholt (ebenda); am 28. März las Otto: De l'Erudition (ebenda, S. 51), am 22. August Ramond einen Teil seiner Trilogie „Amours alsaciennes“ und am 5. September ein französisches Gedicht vor. Am 27. September trat er mit der Erzählung „Le Pié de né“ auf und in der letzten Sitzung, mit der das Protokoll abbricht (9. Januar 1777), las er die drei ersten Akte seiner elsässischen Tragödie: Le comte d'Egisheim vor (ebenda S. 52—53). Sonach betätigte sich der Franzose Ramond als einer der eifrigsten Mitglieder der Strafsburger Literarischen Gesellschaft, deren Seele Lenz war. Mit diesem

war Ramond durch enge Freundschaftsbande verknüpft; er widmete ihm sein Drama: Les dernières aventures du jeune Olban (Yverdon 1777); drei Jahre nach Lenzens Abreise in die Heimat, als sich die irrtümliche Nachricht von seinem Tode verbreitete, veröffentlichte Ramond zu seinem Andenken einen aufserordentlich tief empfundenen Nachruf (s. Kap. XV). Ramond de Carbonnières (1755—1827) ist eine äufserst interessante Persönlichkeit. Durch seine Werke der französischen Literatur angehörend, aber in deutschen literarischen Kreisen verkehrend, war er die lebendige Verkörperung der engen seelischen Bande zwischen den französischen und deutschen „Stürmern", ein vermittelndes Glied zwischen diesen und jenen. Er stand zweifellos unter dem Einflusse Seb. Merciers und trat in die Strafsburger Gesellschaft mit bereits gereiften Ansichten ein (Heymach-Ramond de Carbonnières, Programm 1887). Charles Nodier, der das erwähnte Drama (Les dernières aventures du jeune Olban, Fragment des Amours alsaciennes) nochmals herausgab, bezeichnet es als „ältestes französisches romantisches Drama" (Paris 1829, Notice, XXVI). Das Stück entstand unter den ersten Eindrücken der Goetheschen Schöpfungen: „Götz" und „Werther". Die Handlung spielt im 17. Jahrhundert, aber der Held Olban erscheint als ein ebenso unglücklicher Liebhaber wie Werther. Die dramatische Form ist frei und ursprünglich. Nach Art der spanischen Dramatiker, teilt Ramond das Stück nicht in Akte, sondern in Tage ein (span. „jornadas"); aufserdem sind in den Zwischenpausen lyrische Gedichte in Ossianschem Geschmacke, die die entsprechende Stimmung beim Zuschauer und Leser aufrecht erhalten sollen, eingefügt. Die Widmung an Lenz wird dadurch erklärlich, dafs ihn, den eifrigen Kämpfer für die neue Kunst, die Huldigung Ramonds besonders erfreuen mufste und ferner dadurch, dafs die Gestalt des edlen, in der Liebe unglücklichen und von der „kalten" Welt nicht gebührend geschätzten Helden Olban teilweise an Lenz selbst erinnerte (s. den Nachruf Ramonds auf Lenz im XV. Kapitel). Erich Schmidt erkennt den literarischen Einflufs Lenzens auf dieses Drama an. Nach seiner Ansicht ist die Erzählung Ramonds „Les amours malheureux d'un Vendéen à Strasbourg" teilweise aus den Erzählungen Lenzens über seine Mifserfolge in der Liebe in Strafsburg entstanden. („H. L. Wagner" [Jena 1879] S. 118 u. ff.) Später wurde Ramond als Geologe, besonders durch seine Forschungsreisen in den Schweizer Alpen und Pyrenäen, berühmt (vergl. Sainte-Beuve, „Ramond le peintre des Pyrénées", in den Causeries du lundi, X. S. 446 u. ff.). Karamsin ahmt in seinen Beschreibungen der Schweiz Ramond öfters nach (W. Sipowski, N. M. Karamsin, der Verfasser der Briefe eines russischen Reisenden [St. Petersburg 1899] S. 274—275 [russisch]).

[137]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, II, S. 318.

[138]) Ebenda, S. 320.

[139]) Ebenda, S. 324. Die in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindliche Handschrift dieser Abhandlung (No. 224 „Über die Bearbeitung der deutschen Sprachen" in Lenzens Nachlafs) erweist sich als eine Überarbeitung mit wesentlichen Abweichungen und schliefst mit den im Druck fehlenden Worten: „Unsere Nachbarn in Freyburg wollen sich mit uns vereinigen, uns zu diesem gemeinsamen schönen Zweck hülfreiche Hand zu bieten. Wie fürtrefflich wäre es, wenn dergleichen edle patriotische Bemühungen mit der Zeit auch auf den schleppenden unverständlichen und unangenehmen Dialekt Einflüsse hätten, der in diesen Gegenden herrscht. Ich weifs zwar wohl, dafs der Dialekt oft von der Organisation abhängt, ich weifs aber auch umgekehrt, dafs der Dialekt die Organisation verändern und verbessern kann. Zu allen Ländern, wo die Sprache mehr gesungen als geredet wird, deucht michs, eine gewisse Langsamkeit in den Geschäften, und Weichlichkeit in den Empfindungen wahrgenommen zu haben. Indessen hat das Dehnen der Wörter zu einer noch unkultivierten Sprache unendliche anderweitige Vortheile für die Prosodie und Deklamationen, deren eine zu übereilt gebildete Sprache wie die französische entbehrt, Gott wolle all unser Vornehmen segnen und beglücken!" — Neulich hat Kauffmann den Ansichten Lenzens über die deutsche Sprache eine Abhandlung im „Euphorion" (XIV B., 2. Heft, 1907, S. 256—260) gewidmet.

[140]) Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, II, S. 328.

[141]) Mercier, Essai sur l'art dramatique, 1773, S. 330—335.

[142]) „Le style mâle, sonore, abondant des grands écrivains, annonce l'indigence de toutes nos grammaires, et fait voir que c'est à l'écrivain à modifier la langue et non à recevoir sa loi. Laissez donc crier la foule classique, et créez-vous un idiôme, qui vous appartienne" (ebenda, S. 335).

[143]) „Telle est l'âme d'un écrivain, tel est son idiôme" (Mercier, Discours sur la lecture [Paris 1764]. Eloges et Discours philosophiques, S. 260).

[144]) „Il faudrait étendre la langue et la rendre plus riche et plus féconde" (ebenda).

[145]) Mercier: „De la littérature", S. 41—42; Discours sur la lecture, S. 264 Anmerk.

[146]) Mercier: Néologie (Paris 1801) Préface, S. XLVIII, Anm.

[147]) Clarke: „Lenzens Übersetzungen aus dem Englischen" (Zeitschrift für vergl. Literaturgesch., X, S. 415—417, Weimar 1896).

[148]) Über die Veränderung des Theaters bei Shakespeare (Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, II, S. 335 u. ff.).

[149]) Clarke a. a. O. S. 414—415. Den oben erwähnten Artikeln Lenzens aus dieser Zeit mufs man noch die folgenden Abhandlungen hinzufügen: 1. „Ovid". Dieser Vortrag gehört wahrscheinlich dem Juni oder Juli 1774 an; 2. „Epistel an Herrn B. über seine homerische Übersetzung", ein Bruchstück; 3. am 30. Nov. 1775 vorgetragene Antwort auf die von Haffner verlesene „anonyme Gegenvorstellung gegen die Anschaffung solcher Bücher, die blos auf die Ausbildung der Sprache abzweckten"; 4. „Übersetzung einer Stelle aus dem Gastmahl des Xenophons", laut Protokoll am 1. Febr. 1776 verlesen; 5. Ankündigung einer Literaturzeitung („Deutsche Bibliothek") u. a. Siehe E. Schmidt, Lenziana, S. 986—988, 999—1001.

[150]) Erich Schmidt, H. L. Wagner, S. 161—162; „Neuer Versuch über die Schauspielkunst" S. 292 (Leipzig 1776).

[151]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 32—33. [152]) Ebenda.

[153]) Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, S. 51.

[154]) „Neuer Versuch", S. 292—293.

[155]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 233. [156]) Ebenda, S. 235.

[157]) Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften, S. 195.

[158]) „Alles was ich mit Schweifs erwerbe, fällt in einen Brunnen, der fast keinen Boden mehr zu haben scheint", so schrieb er an Gotter im Oktober 1775 (Lenz, Gedichte, S. XV).

[159]) Lenz, Brief an Sophie La Roche vom Februar 1776 (Euphorion 1896).

[160]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 188. [161]) Lenz, Gedichte, S. 185—186.

[162]) Wagner, Briefe an und von Joh. Heinr. Merck (Darmstadt 1838), II, S. 51—53.

Kapitel X.

[1]) Schachow, Goethe und seine Zeit, S. 35 (russisch).

[2]) Weifsenfels, Goethe im Sturm und Drang, I, S. 243.

[3]) Koschewnikow, Philosophie des Gefühls und des Glaubens, S. 611 bis 614 (russisch).

[4]) Goethe, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

[5]) Goethe, Götter, Helden und Wieland. [6]) Ebenda. [7]) Ebenda.

[8]) Erich Schmidt, H. L. Wagner, S. 31. [9]) Schachow a. a. O. S. 66.

[10]) Appell, Werther und seine Zeit, 4. Aufl. (Oldenburg 1896), S. 127 ff.

[11]) Froitzheim, Goethe und H. L. Wagner (Strafsburg 1889).

[12]) Appell a. a. O. S. 233 ff.

[13]) Sivers, J. M. R. Lenz, Riga 1879, S. 48 u. ff.

[14]) Erich Schmidt, Satirisches aus der Geniezeit (Archiv für Literaturgeschichte, IX [1880], S. 181 u. ff.).

[15]) Lenz, Gedichte, S. 90 u. ff. [16]) Ebenda, S. 99.
[17]) Ebenda, S. 100. [18]) Ebenda, S. 101.
[19]) Ebenda, S. 102. [20]) Ebenda, S. 103. [21]) Ebenda.
[22]) Erich Schmidt, Satirisches aus der Geniezeit, I, S. 188.
[23]) Froitzheim, Lenz u. Goethe, S. 19.
[24]) Aus Herders Nachlaſs, I, S. 226.
[25]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 182—184.
[26]) Lavaters Brief vom 5. Oktober 1775. Nach der im Lavater-Archiv zu Zürich befindlichen Handschrift (vergl. Sivers a. a. O. S. 60—61).
[27]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 189—191.
[28]) Lenzens Brief an Herder vom 30. September 1775 (aus Herders Nachlaſs, I, S. 23).
[29]) K. Weinhold, H. Chr. Boie, S. 193.
[30]) Ebenda, S. 194 und Beilage A. No. 9.
[31]) Dramatischer Nachlaſs von Lenz, herausg. von Weinhold, S. 315.
[32]) Lenz, Brief an Lavater (Dorer-Egloff a. a. O. S. 183).
[33]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 319. [34]) Ebenda, S. 318—319.
[35]) Ebenda, S. 321—323.
[36]) Sokrates: Freilich! ich brauche mir kein Gewissen daraus zu machen, es ist eins von den glühenden Weibern; sie ist schon einmal in dem Fall gewesen, es ist ein Weib, an dem nichts mehr zu verderben ist (ebenda S. 323).
[37]) Appell a. a. O. S. 178 ff. Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 316.
[38]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 315.
[39]) Ich habe das Exemplar von P. Th. Falck in Riga benutzt. Neulich hat Erich Schmidt eine neue Ausgabe dieser äuſserst seltenen Schrift vortrefflich ausgeführt: „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken“ (Berlin 1902).
[40]) Ebenda, S. 4. [41]) Ebenda.
[42]) Ebenda, S. 6. [43]) Ebenda. [44]) Ebenda, S. 7—8.
[45]) Mercier, Nouvel essai sur l'art dramatique, Kap. XXVII.
[46]) Vertheidigung usw., S. 10. [47]) Ebenda, S. 13.
[48]) Ebenda, S. 13—16. In dem Briefe an Zimmermann (Beilage A. Nr. 15) sagt Lenz, daſs der Buchstabe *J* ein Druckfehler sei, es müſste *N* heiſsen.
[49]) Vertheidigung usw., S. 16. [50]) Ebenda, S. 17. [51]) Ebenda, S. 18.
[52]) Ebenda, S. 19. [53]) Ebenda. [54]) Ebenda, S. 21—23.
[55]) Ebenda. S. 23. [56]) Ebenda, S. 24. [57]) Ebenda, S. 28.
[58]) Siehe Kapitel XII. [59]) Aus Herders Nachlaſs, I, S. 229.
[60]) Pandaemonium germanicum, herausg. von Erich Schmidt (Berlin, 1896), S. 43.
[61]) Falck, Eine neue Ausgabe des Pandaemonium germanicum von J. M. R. Lenz (Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz, 1896, No. 1—2).
[62]) Pandaemonium germanicum, II. Akt, Szene 3 und 4.
[63]) Am 6. u. 20. April berichtete die Zeitschrift Schubarts „Deutsche Chronik“ über die Bauernunruhen in Böhmen; Pandaemonium germanicum, S. 54.
[64]) Lenz schrieb sie anfangs Goethe zu, siehe seinen Brief an Lavater vom 8. April 1775 (Dorer-Egloff a. a. O. S. 186—187).
[65]) Pandaemonium germanicum, S. 39. [66]) Ebenda. [67]) Ebenda, S. 43.
[68]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur. III. 1, S. 215 (russisch).
[69]) Deutsche Chronik, 1776. [70]) Ebenda, Oktober 1774.
[71]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 14. Buch.
[72]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 20.
[73]) Hettner a. a. O., III 1, S. 214 (Russische Übersetzung).
[74]) Vergl. Herders Darstellung Shakespeares, der auf einem hohen Felsen sitzt, an dessen Fuſse sich auch die Ausleger des Dichters drängen („Von deutscher Art und Kunst“).
[75]) Das Wort „Philister“ ist zuerst durch „Werther“ in die Sprache der Literatur eingeführt worden. (Pandaemonium germanicum [herausg. von E. Schmidt], S. 45).

[76]) Lenz nahm es nicht immer ruhig hin, daſs viele seine Werke Goethe zuschrieben; vergl. seine „Moralische Bekehrung eines Poeten“ (Goethe-Jahrbuch X).

[77]) Neue Ausgabe, S. 306, 479, 624. Journalisten und Rezensenten wurden auch von Mercier beständig angegriffen; Nouvel essai sur l'art dramatique, chap. XXVII.

[78]) Lenzens Ruhmestempel ist eine Nachbildung von Popes „Temple of fame“; siehe „Pandaemonium germanicum“, (E. Schmidt), S. 47.

[79]) Über das Verhältnis Radischtschews zu Gellert siehe M. Suchomlinow „Forschungen und Abhandlungen (St. Petersburg, 1889) I, S. 548 (russisch).

[80]) Pandaemonium germanicum, (E. Schmidt), S. 47. [81]) Ebenda, S. 58.

[82]) Boies Brief an Merck vom 10. April 1775 (ebenda, S. 55).

[83]) Ebenda, S. 56.

[84]) „Pandaemonium germanicum“ herausg. von G. F. Dumpf (Nürnberg 1819). Tieck druckte diese Satire in seiner Lenz-Ausgabe III, S. 207 u. ff. ab. Sauer veranstaltete die erste kritische Ausgabe in „Stürmer und Dränger“ II. Die letzte vorzüglichste Ausgabe nach zweierlei Handschriften stammt von Erich Schmidt. Abweichend von den andern Werken Lenzens hat sich diese Satire in zwei Handschriften erhalten; die erste, nach der Dumpf seine Ausgabe veranstaltet hat, befindet sich in der Bibliothek des verstorbenen Prof. Weinhold, die zweite ist Eigentum der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Der Text der Handschrift der Berliner Bibliothek ist ausführlicher als der der Dumpfschen Ausgabe, der von Tieck und Sauer wiederholt ist. So lautet der Schluſs der ersten Szene des I. Aktes bei Dumpf:

Lenz: Ich weiſs nicht, wo du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht.

Goethe: Bleiben wir zusammen. (Gehen beide einer andern Anhöhe zu).

In der Handschrift der Berliner Königl. Bibliothek folgt Lenzens Worten folgendes Zwiegespräch:

Goethe: Wo kommst du denn her?

Lenz: Aus dem hintersten Norden. Ist mirs doch als ob ich mit dir geboren und erzogen wäre. Wer bist du denn?

Goethe: Ich bin hier geboren. Weiſs ich wo ich her bin. Was wissen wir alle wo wir her stammen?

Lenz: Du edler Junge! Ich fühl' kein Haar mehr von all meinen Mühseeligkeiten.

Goethe: Thatst du die Reise für deinen Kopf?

Lenz: Wohl für meinen. Alle kluge und erfahrene Leute wiederriethens mir. Sie sagten, ich suche zu sehr, was zum Gutseyn gehöre und versäume darüber das seyn. Ich dachte seyd! und ich will gut seyn.

Goethe: Bist mir willkommen Bübgen! Es ist mir als ob ich mich in Dir bespiegelte.

Lenz: O mach' mich nicht roth.

Goethe: Weiter!

Lenz: Weiſs es der Henker, wie mir mein Schwindel vergangen ist, seitdem ich dich unter den Armen habe (gehn beyde einer Anhöhe zu).

Ebenso ist in der Handschrift der Schluſs der 2. Szene des I. Aktes wesentlich erweitert (von den Worten an: „kommt ein Haufen Fremde zu Ihnen“). Hier waltet auch das autobiographische Element mehr vor als im gedruckten Texte.

[85]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 350.

[86]) Pandaemonium germanicum, herausg. von E. Schmidt.

[87]) Ebenda, S. 42.

[88]) Lenz, Gedichte, S. 293. [89]) Ebenda, S. 163.

Kapitel XI.

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 14. Buch.

[2]) Tagebuch, herausg. von Urlichs (Deutsche Rundschau, 1877).

[3]) Otto Brahm, Das deutsche Ritterdrama (Strafsburg, 1880), 187 u. ff.

[4]) Siehe Kapitel XII u. XIV. [5]) Siehe Kapitel XV.

[6]) „Die Soldaten", herausg. von Sauer („Stürmer und Dränger", II).

[7]) „Euphorion", 1896, S. 538.

[8]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 226. [9]) Ebenda, S. 239.

[10]) Ebenda. [11]) Ebenda, S. 225.

[12]) Ebenda, S. 229 (Brief vom 29. Sept. 1775) und S. 234 (Brief vom 20. Nov. 1775).

[13]) Brief an Zimmermann vom 6. März 1776 (Buchner, Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung mit ihren Schriftstellern [Berlin 1873] S. 459).

[14]) Ebenda, S. 458, 15. [15]) Beilagen B. 1 u. 2.

[16]) In der Strafsburger Zeitschrift „Bürgerfreund" war ein Auszug aus Lenzens Soldaten abgedruckt (1776, XXXVII. Stück, S. 569—576 u. 585ff.).

[17]) Karl von Holtei, Briefe an Ludwig Tieck (Breslau 1864), I, S. 366.

[18]) Ebenda, S. 312—314.

[19]) Archiv für Literaturgeschichte, Bd. III (1872), S. 245—257.

[20]) Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. V (1874), S. 199—201.

[21]) Max Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode (1880), S. 222.

[22]) Buchner a. a. O. S. 60.

[23]) „Die Soldaten. Eine Komödie" (bei Weidmanns Erben und Reich, Leipzig 1776). Wie die meisten Werke Lenzens, so erschien auch dieses Stück anonym.

[24]) „Die Soldaten", herausg. von Sauer (Stürmer und Dränger, II, S. 89).

[25]) „Le Déserteur" Paris 1770, S. 4—5. [26]) Ebenda, S. 20—21.

[27]) Desportes, Pirzel, Haudy, Rammler, Mary.

[28]) Der Gedanke, im Stück einen Feldprediger vorzuführen, ist vielleicht durch folgende Stelle aus Mercier angeregt worden: Auf die Vorstellungen St. Francs antwortet Valcour: „Voilà le vieux Prédicateur du Régiment qui commence son exorde" (Le Déserteur, S. 21).

[29]) Die Soldaten, S. 90. [30]) Ebenda, S. 90—93. [31]) Ebenda, S. 93.

[32]) Ebenda, S. 96. [33]) Ebenda, S. 98.

[34]) Deutsche Rundschau, 1877, 8. Heft, S. 273 u. ff.

[35]) Die Soldaten, S. 112. [36]) Ebenda, S. 130.

[37]) Ebenda, S. 134—135. „Die Soldaten" Lenzens sind uns in einer Handschrift erhalten geblieben, die jetzt Eigentum der Königl. Bibliothek zu Berlin ist. Die Schlufsszene weicht in derselben etwas ab; sie fand vor dem Drucke einen Widerspruch seitens Herders, dem Lenz die Handschrift geschickt hatte. Herder zu Gefallen milderte Lenz die allzuschroffen Stellen in der ersten Überarbeitung (Dramatischer Nachlafs, herausg. von Weinhold, S. 326—328).

[38]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 238.

[39]) Mercier, Nouvel essai sur l'art dramatique, S. 17 u. ff.

[40]) Im Jahre 1863 wurden „Die Soldaten" am Hofburgtheater zu Wien in der Überarbeitung von Bauernfeld unter dem Namen: „Soldatenliebchen" einigemal aufgeführt (Wlassak, Chronik des K. K. Hofburgtheaters [Wien 1876] S. 321).

[41]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 233 u. ff.

[42]) Bayer, Von Gottsched bis Lessing (Prag 1869), II, S. 106.

[43]) Erich Schmidt, H. L. Wagner, S. 70 ff.

[44]) „Zerbin, oder die neuere Philosophie" (Gesam. Schriften, herausg. von Tieck, III, S. 143 u. ff.).

[45]) Die Erzählung bietet autobiographisches Interesse und ist mit Selbsterlebnissen des Dichters in Strafsburg verknüpft.

[46]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 297 ff.

[47]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 42.

[48]) Ebenda, S. 43, Urlichs („Deutsche Rundschau" 1877, 8. Heft, S. 265); Gruppe, Reinhold Lenz, S. 275; vergl. Goethes Egmont.

[49]) Gruppe a. a. O., S. 275—276, Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich, S. 10—11.

[50]) Lenz, dramatischer Nachlafs, S. 191 u. ff. [51]) Ebenda, S. 204.

[52]) Ebenda, S. 190.

[53]) Vergl. besonders die Bruchstücke aus der ersten und zweiten Bearbeitung B (ebenda S. 199—202).

[54]) Gesammelte Schriften, II, S. 289 u. ff. Ist bei Lebzeiten des Dichters in: „Flüchtige Aufsätze von Lenz" (Zürich 1776), veröffentlicht worden.

[55]) Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, S. 49.

[56]) Den Inhalt der Zeitungsanekdote teilt uns Lenz im Vorwort zu seinem Stücke „Die beiden Alten" mit (Gesammelte Schriften, II, S. 291).

[57]) Ebenda, S. 294. [58]) Ebenda, S. 301. [59]) Ebenda, S. 303—304.

[60]) Ebenda, S. 307. [61]) Ebenda, S. 308.

[62]) Vergl. A. Kontz, Les drames de la jeunesse de Schiller, P. 1899, S. 155.

[63]) Mercier, Nouvel essai etc., S. 10—11, 16, 17—18, 52, 69, 71 u. v. a. Stellen.

[64]) So die Dramen Merciers, Le juge, Le faux ami, La brouette du vinaigrier, Zoé, Jean Hennuyer, Childeric premier, u. a.

[65]) In vielen Stücken Merciers kommt nur ein Vertreter des Lasters gegen vier, fünf und noch mehr Tugendhafte vor. So Monsieur Jullefort (La brouette du vinaigrier), M. Hoctau (Le déserteur), le comte de Monrevel (Le juge), Juller (Le faux ami) usw. Sehr charakteristisch drückt sich Mercier in seiner Vorrede zu „Zoé" (Neufchâtel 1782, Préface S. 1) aus: „Les passions tristes, telles que la vengeance, la haine, l'ambition démesurée, sont peu fécondes sous le pinceau du poète dramatique; c'est à regret qu'il se voit forcé de peindre des scélérats, des vindicatifs, des ames basses et cruelles."

[66]) Alle ehrwürdigen Greise werden von Mercier nach einer Schablone dargestellt, mit weifsen Haaren und mit Tugenden geschmückt; alle gleichen einander, so De-Clumar, ancien Capitaine de Vaisseau (Natalie), Mons. Delomer (La brouette du vinaigrier), Mons. Dabelle (Jenneval) u. a. m. Das Gespräch des Starodum mit Sophie in von Wiesins „Nedorosl" (Muttersöhnchen) Akt IV, S. 2 erinnert an die Unterhaltung Mr. Dabelles mit seiner Tochter Lucie (Jenneval I, 1). Mercier liebt es auch, würdige Greise aus dem niederen Volke darzustellen, so Girau, laboureur (Le juge), Dominique père (La brouette du vinaigrier) u. a. m. Die Gestalt des würdigen Greises war in den Werken der Stürmer häufig vertreten; vergl. Otto Brahm, Das deutsche Ritterdrama, S. 198—203.

[67]) Ähnlich wie St.-Franc erwirbt Belloi den Adel durch den Kriegsdienst.

[68]) So Agathe in „Nathalie", Claire im „Déserteur", Mademoiselle Delomer in „La brouette du vinaigrier" usw.

[69]) Vergl. De Lys (L'indigent), Valcour (Le déserteur), Jenneval in dem Stück gleichen Namens und den Comte de Monrevel (Le juge) usw.

[70]) So die Lösung in den Stücken: „Le faux ami", „La brouette du vinaigrier", „Nathalie" u. a. m. Der „Déserteur" hatte zuerst einen tragischen Schlufs, aber Mercier änderte das Stück und liefs es in Wohlgefallen enden.

[71]) Almanach der deutschen Musen 1778, S. 43.

[72]) Anhang zum 25.—36. B. der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Abt. II, S. 763—764.

[73]) A. Kontz a. a. O. S. 151 u. ff.

[74]) Lenzens Roman „Der Waldbruder" wurde von Schiller in der Zeitschrift „Die Horen" 1797 veröffentlicht. — Max Rubensohn kennzeichnet in seiner Abhandlung „Schiller und Lenz" (Euphorion 1905, B. XII, S. 692—693) einige Spuren des Einflusses der lyrischen Gedichte Lenzens auf Schiller.

[75]) „Die Räuber."

[76]) „Der tugendhafte Taugenichts" (Lenz, Dramat. Nachlafs, S. 209 u. ff.).

[77]) A. Kontz a. a. O. S. 207.

[78]) Scherr, Schiller und seine Zeit, S. 98 (russische Übersetzung).

[79]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 213.

[80]) A. Kontz a. a. O. S. 208—209; Dram. Nachlafs, S. 209—210.

[81]) Clarke, Fielding und der deutsche Sturm und Drang, 1897, S. 91—92.

[82]) Fielding, Tom Jones. S. 558 (russisch). A. Kontz a. a. O. S. 209.

[83]) Lenz, Dramatischer Nachlafs, S. 214—225.

[84]) Ebenda, S. 225—230. [85]) Ebenda, S. 211.

[86]) Ebenda, S. 210. Magister Leypold war Mitglied der Strafsburger Literarischen Gesellschaft (Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, S. 34, 41—42).

[87]) Dramatischer Nachlafs, S. 209 ff. [88]) Ebenda, S. 232—237.

[89]) Clarke a. a. O. S. 92—96.

[90]) „Die Freunde machen den Philosophen.“ Eine Komödie. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1776. 88 Seiten. Abgedruckt in Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, I, S. 211 u. ff.

[91]) Urlichs („Deutsche Rundschau“ Mai 1877, S. 262).

[92]) Am 19. Februar 1776 sandte Lenz seine Komödie an Boie zum Druck. (Sivers, J. M. R. Lenz, S. 81.)

[93]) L. Geiger, Ein Brief von Lenz an Lindau („Blätter für literarische Unterhaltung“ 1898 No. 10, S. 145).

[94]) „Die Freunde machen den Philosophen.“ Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Tieck, I, S. 222. [95]) Ebenda, S. 227. [96]) Ebenda, S. 231—232.

[97]) „Don Prado, der alles das ist, was ich seyn könnte — zu seyn hoffe — nie seyn werde — — —.“ Ebenda, S. 234.

[98]) „Ach hinter dem süfsen Schleier des Geheimnisses würden alle unsere Freuden, wenn es möglich wäre, noch einen höheren Reiz gewinnen, und es hat etwas Erhebendes für die Seele, Gott allein zum Zeugen einer Verbindung zu nehmen, die so ewig als er selber ist.“ Ebenda, S. 243.

[99]) Ebenda, S. 243—244. [100]) Ebenda, S. 246—248. [101]) Ebenda, S. 251—252.

[102]) „O welche Wollust ist es, einen Menschen anzubeten“ (ebenda, S. 256).

[103]) Dramatischer Nachlafs, S. 330.

[104]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 42.

[105]) Boies Brief an Lenz vom 8. März 1776 (ebenda, S. 43).

[106]) Boies Brief an Bürger vom 18. März 1776 (ebenda, S. 44).

[107]) Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1777, S. 62—63.

[108]) Dramatischer Nachlafs, S. 329—330. [109]) Ebenda, S. 330.

[110]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 197 u. ff.

[111]) Sauer, Stürmer und Dränger, II, S. IX.

[112]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur, III. I, S. 220 (russisch), Bayer, Von Gottsched bis Schiller, II, S. 114 u. a. m.

[113]) Sauer, Stürmer und Dränger, II, S. IX; Urlichs, Etwas über Lenz („Deutsche Rundschau“ Mai 1877, S. 262) u. a. m.

[114]) Vergl. Beilage C. II (Meine Lebensregeln). Die Frage einer Verheiratung Lenzens wurde auch in den „Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen“ berührt.

[115]) Das Urteil Schröders erweckt bei Tieck Bedenken (Vorwort zu Lenzens gesamm. Schriften S. CXXIII, ebenso bei Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 30). Durch oben gegebene Aufklärung werden die Bedenken erledigt.

[116]) So urteilt Weinhold („Dramatischer Nachlafs“ S. 332) vollkommen richtig.

[117]) „Der Engländer“ (Tiecks Ausgabe I, S. 336).

[118]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 180 u. ff.

[119]) Dramatischer Nachlafs, S. 244 u. ff. [120]) Solche Szenen sind 3—11.

[121]) Dramatischer Nachlafs, S. 247. [122]) Ebenda, S. 249.

[123]) Ebenda, S. 254—256. [124]) Ebenda, S. 253. [125]) Ebenda, S. 244.

[126]) Ebenda, S. 259. [127]) Ebenda, S. 264.

[128]) Erich Schmidt, „Rezension des dramatischen Nachlasses herausg. von Weinhold“ in der „Allgemeinen Zeitung“ 1884, Beilage Nr. 290—291.

[129]) Dramatischer Nachlafs, S. 294. [130]) Ebenda, S. 276.

[131]) Ebenda, S. 284—291.

[132]) Siehe Kap. XIII und XV. In ganz unbedeutenden Bruchstücken haben sich dramatische Entwürfe und Skizzen folgender Stücke erhalten: a) des Trauerspiels „Caroline“ (Dramatischer Nachlafs S. 301—302); b) des historischen Stückes „Die Baccalaurei“, augenscheinlich aus dem Leben Abälards (ebenda, S. 302—303); c) der Tragödie „Pyramus und Thisbe“ (Ebenda, S. 306) und d) einer Komödie ohne Titel (Ebenda). Über Bruchstück „Boris“ siehe Kap. XV. — Aus der elsässischen Zeit stammt „L'homme de glace“ (Le couple innocent), schwebend zwischen Roman und Drama. (Siehe: 1. Sivers, Baltische Monatsschrift, 1866, Heft 3, S. 29 und 2. E. Schmidt, Lenziana, 1901, S. 983.)

Kapitel XII.

[1]) Siehe Beilage B. Nr. 8. Vergl. Froitzheim, Lenz und Goethe, S. 29.

[2]) Pandaemonium germanicum (Ausgabe Dumpf 1819), S. 20.

[3]) „Dritte Wahlfahrt nach Erwins Grabe“ (Mercier, Neuer Versuch usw., übersetzt von Wagner, S. 499—500).

[4]) Pandaemonium germanicum (Ausg. Dumpf), S. 20—21. Das Original dieses Briefes von Lenz an Goethe ist in der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrt und stimmt wörtlich mit dem von Dumpf abgedruckten Texte überein. Die Handschrift ist mit einer Inschrift versehen: „Auf der Reise nach Weymar“ und darum mufs sie ins Frühjahr 1776 (nicht 1773, wie E. Schmidt, „Lenziana“ S. 1013, meint) verlegt werden.

[5]) Siehe den Brief von Merck an Lenz Beilage B. Nr. 7 (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

[6]) „Aus Herders Nachlafs“ I, S. 240.

[7]) Siehe den Brief von Herder an Lenz Beilage B. Nr. 1 (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

[8]) Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode, S. 143.

[9]) Agnes Klingers Brief an Kayser, 19. Mai 1776. Ebenda, S. 143.

[10]) Lenzens Brief an Lavater (Dorer-Egloff a. a. O. S. 162).

[11]) Lenzens Brief an den Maler Müller (Sauer, Stürmer und Dränger, II, S. XIII).

[12]) Froitzheim, Lenz und Goethe, S. 106.

[13]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 160. [14]) Ebenda, S. 161—162.

[15]) „Qu'allez Vous faire trop aimable et charmante Baronne! epouser un homme qui n'est pas à portée de Vous, qui n'est pas en état de Vous apprécier, sacrifier jeunesse beauté graces talens richesses tout tout a une ame qui peut être ne sait estimer que le dernier et le plus vil de ces rares avantages.“ Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek; vergl. Froitzheim, Lenz und Goethe, S. 106—107.

[16]) Düntzer, Des Dichters Jakob Lenz Flucht von Strafsburg an den Weimarer Hof (Westermanns illustrierte Monats-Hefte, 74. Band, Mai 1893).

[17]) Goethes Brief an Frau von Stein vom 5. April 1776 (Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein, I, S. 29).

[18]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, Einleitung S. XVI. Lenz schreibt an die Mutter d. 5. April 1776: „Abends. Ich bin 2 Stunden beym Herzoge gewesen und werde Morgen Mittag bey ihm essen. Sehr gnädig empfangen worden. — Was für grofse trefliche Leute kennen gelernt! All das dank ich Ihnen mein Vater! bethen Sie ferner für mich.“ (E. Schmidt, Lenziana, S. 1005—1006.)

[19]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 197. Auf der Handschrift befindet sich ein Datum, das vom Herausgeber fortgelassen ist. (Ebenda, S. 193.)

[20]) Wagner, Briefe an und von Merck, II, S. 51—53.

[21]) Lenzens Brief an Zimmermann vom 15. März 1776. (Aus Herders Nachlafs, II, S. 364.)

[22]) Ebenda, I, S. 238. Das Manuskript war im Besitz des Lenzforschers Sivers: „Denkschrift über Umbildung der französischen Armee zu Legionen durch Soldatenehe usw." (französisch), 32 Blätter Fol. (Fragment nebst 56 Blatt Notizen, Titel verloren). Siehe „Baltische Monatsschrift", 1866, Heft 3, S. 29.

[23]) Handschrift der Rigaer Stadtbibliothek. Dumpf druckte diesen Brief in seiner Ausgabe des „Pandaemonium germanicum" (1819) ungenau und lückenhaft ab. Der Dumpfsche Text ist von E. Schmidt (Lenziana, S. 992—993) wieder abgedruckt worden.

[24]) Düntzer in Westermanns Monatsheften, Mai 1893.

[25]) Froitzheim, Lenz und Goethe, S. 26 u. ff. [26]) Ebenda, S. 32—33.

[27]) 10. April 1776 („Aus Herders Nachlaſs", II, S. 369).

[28]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 199—200.

[29]) Sauer, Stürmer und Dränger, II, S. XIII u. XIV.

[30]) Sivers, „J. M. R. Lenz", S. 90. „Es geht Goethen freilich sehr wohl hier wie auch mir jetzt. Sobald ich aus dem lieben Strudel, der mich fast bis zur Betäubung umdreht zu mir selber kommen kann, schreibe ich ihm" (Brief an Zimmermann, Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin).

[31]) Iselins Brief an Frey vom 13. Mai 1776 (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 53).

[32]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 199. Lenz bittet den Maler Müller, ihm seine Tragödie: „Golo und Genofeva" nach Weimar zu schicken, da er sie dem Herzog vorzulesen versprochen habe (Sauer, Stürmer und Dränger, II, S. XIII). „Der Herzog und der ganze Hof lesen Ihr Musäum mit vieler Liebe," schrieb Lenz im April an Boie, indem er die von diesem herausgegebene Zeitschrift „Deutsches Museum" meinte (Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin).

[33]) Lenzens Brief an Kayser vom 7. Juni 1776 (Handschrift Nr. 234 der Königl. Bibliothek zu Berlin). Siehe auch „Briefe aus der Sturm- und Drangperiode" in den Grenzboten 1870, II, S. 457.

[34]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 190. [35]) Ebenda, S. 192.

[36]) Ebenda, S. 198.

[37]) „Leopold Wagner, Verfasser des Schauspiels von neun Monaten im Wallfischbauch. Eine Matinee" (ebenda, S. 218—219). Dieser satirische Scherz ist hervorgerufen worden durch den Zusatz Wagners zu seiner „Kindermörderin": „Der Schauplatz ist in Straſsburg, die Handlung währt neun Monate" (ebenda, S. 309—310).

[38]) Handschrift der Rigaer Stadtbibliothek; siehe auch Froitzheim, Lenz und Goethe, S. 31.

[39]) Der Brief stammt vom Mai 1776 (Waldmann a. a. O. S. 53).

[40]) Froitzheim a. a. O. S. 115, Beilage II.

[41]) „Aus Herders Nachlaſs", I, S. 242.

[42]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 201—202.

[43]) Lenz, Gedichte, herausg. v. Weinhold, S. 199—200.

[44]) Die ersten Entwürfe zu Goethes Faust stammen aus den Jahren 1774 bis 1775; vergl. J. Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt (Frankfurt a. M. 1896) S. 271. Wie beliebt das Thema von Faust am Weimarer Hofe im Jahre 1776 gewesen ist, ersieht man aus einem Briefe Mercks an Lenz: „Eine schöne Zeichnung von Krause hab' ich auch wo er (Goethe) sitzt, und den Faust vorliest, der Herzog u. alle andern um ihn herum", siehe Beilage B, Nr. 7.

[45]) Böttiger, Bericht (1791); J. Falk, Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt S. 126 (s. Gruppe, Reinhold Lenz, S. 41—44). Karamsin erzählt den Vorgang folgendermaſsen: „Eines Tages erschien Lenz auf einem Hofballe in Domino und Maske mit dem Hut auf dem Kopf; in demselben Augenblicke, in dem sich aller Augen erstaunt auf ihn richteten, näherte er sich der vornehmsten Dame und forderte sie zum Tanz auf. Der junge Herzog, der die Possen liebte, freute sich über dies ergötzliche Schauspiel, das ihm das Vergnügen bereitete, aus vollem Herzen zu lachen; aber die Beamten und die Herrschaften der Weimarer Hofgesellschaft meinten, daſs

dem frechen Lenz zum mindesten der Kopf abgehauen werden müfste" („Briefe eines russischen Reisenden", Weimar, 22. Juli 1789).

[46]) Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein, I, S. 33.

[47]) „Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrliches Drama auf unsern Leib schreibt" (Goethes Brief an Merck [„Archiv für Literaturgeschichte", VI, S. 542]).

[48]) Wagner, Briefe an und von Merck (1838), II, S. 66. Fast zu gleicher Zeit schreibt Wieland an Jacobi: „Lenz ist noch hier; ein guter Junge: macht alle Tage regelmäfsig seinen dummen Streich und wundert sich dann darüber, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat" (Waldmann, Lenz in Briefen S. 53). Ebenso drückt sich Wieland in einem Briefe an Merck vom 27. Mai aus: „Lenz am Hofe — was dünkt Euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht den einen oder andern Streich hätte ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte" (Wagner a. a. O. II, S. 68). Vergl. auch einen Brief Wielands an Lavater vom 29. Juli 1776 („Euphorion" 1900, B. VII, S. 708).

[49]) Im Briefe an Kayser vom 12. Juni 1776 erwähnt Lenz seine bevorstehende Reise aufs Land (Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode [Darmstadt 1880] S. 387).

[50]) K. Weinhold, Ein Brieflein Goethes an Lenz („Chronik des Wiener Goethe-Vereins" 1887, I, S. 27).

[51]) Die Mitteilungen Philipp Seidels an Lenz sind uns in der Rigaer Stadtbibliothek erhalten geblieben. Führen wir eine derselben an: „Der Herr Geh. Leg. Rath [d. h. Goethe] läfst Sie vielmals grüfsen . . . auch schickt er Ihnen hier 2 versiegelte Bouteillen Wein . . . Die verlangte Bücher sind nicht in der Bibliothek. Kann mann sie aber sonst auftreiben, so erhalten Sie sie nächstes mal. Die Wäsche besorg ich, und auch die Laube [das Lenzsche Stück nämlich] auf kommenden Mitwoch. Von Briefen ist nichts hier. Ich habe nach Citronen geschickt . . . Hier sind drei. Es freut mich sie sind recht schön. Der eingeschlagene Brief und das Paquet gehen nächsten Posttag nach Strafsburg ab. Ich bin ihr herzlicher Diener Philip". — Ein anderer Zettel von Philipp Seidel an Lenz nach Berka ist neulich von E. Schmidt in „Lenziana" (S. 1016) abgedruckt worden.

[52]) K. Weinhold: „Ein Brieflein Goethes an Lenz" a. a. O. S. 27.

[53]) „Er lebt noch immer in seiner Camera Obscura zu Berka und macht nur alle 3—4 Wochen eine kurze Erscheinung bei uns" (Brief Wielands an Merck vom 9. September 1776; Wagner a. a. O. I, S. 95 u. ff).

[54]) Brief an Merck vom 24. Juli 1776 (Wagner a. a. O. I, S. 94).

[55]) „Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre (1776 bis 1782)." Herausg. von H. Düntzer (Leipzig 1889), S. 41. „Er (Lenz) hat sublimiora gefertigt." Goethes Brief an Merck vom 16. September 1776; siehe: Wagner a. a. O. I, S. 98.

[56]) Siehe Weinberg, Der Dichter der Sturm- und Drangperiode („Bücher der Woche" 1892, 14. Juni). Russisch.

[57]) Lenz, „Dramatischer Nachlafs", S. 113 u. ff.

[58]) „Der Waldbruder." Aus Nachlässigkeit hat Tieck diesen Roman in seiner Ausgabe der gesammelten Schriften Lenzens nicht mit aufgenommen. Dorer-Egloff druckte diesen Roman zuerst nach („J. M. R. Lenz und seine Schriften" [Baden 1857], S. 92—130). Neuere Ausgaben veranstalteten Sauer (Stürmer und Dränger, II, S. 177 u. ff.), Waldberg (J. M. R. Lenz, Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg [Berlin 1882]) und Froitzheim (Lenz und Goethe, Stuttgart 1891, S. 70—103).

[59]) „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", 4. Aufl. (Stuttgart 1881), I, No. 267, 273, 274.

[60]) Voller Titel: „Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden, von dem verstorbenen Dichter Lenz".

[61]) Waldberg in der erwähnten Ausgabe des Romans: „Der Waldbruder", S. 47 u. ff.

[62]) Der Held des Romans Herz hat mehr Ähnlichkeit mit St.-Preux als mit Werther, durch die leidenschaftliche Veranlagung seines ganzen Wesens. Aufserdem liegt zwischen ihm und der Gräfin Stella ein ebenso grofser sozialer Abgrund wie zwischen dem Helden und der Heldin in der „Neuen Heloise". Der Standesunterschied spielt im Werther lange nicht die bedeutsame Rolle.

[63]) „Der Waldbruder", herausg. von Sauer, S. 204.

[64]) Ebenda, S. 204—205. [65]) Ebenda, S. 206. [66]) Ebenda, S. 207.

[67]) Ebenda, S. 189. [68]) Ebenda, S. 177. [69]) Ebenda, S. 179.

[70]) Ebenda, S. 179. [71]) Ebenda, S. 182. [72]) Ebenda, S. 186.

[73]) Ebenda, S. 193. [74]) Ebenda, S. 209.

[75]) „Der Waldbruder", herausg. von Waldberg, S. 12 u. ff.; Froitzheim, „Lenz und Goethe" (Anmerk. zum Roman).

[76]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 201 u. ff. [77]) Froitzheim a. a. O. S. 77.

[78]) Sie stand in guten Beziehungen zu Goethe und Wieland. Ihre Memoiren wurden 1857 unter dem Titel: „Mémoires de la madame Baronne d'Oberkirch" veröffentlicht.

[79]) „Der Waldbruder", herausg. von Waldberg, S. 40—41.

[80]) K. Weinhold, Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 1887, I, S. 27; Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 47.

[81]) „Ich lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen, als glücklich wie ein König. Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weifs. Das letzte mufs aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. Die Selbstliebe ist immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben mufs, merke Dir das, mein menschenliebiger Don Quischotte! Du magst nun bei diesem Worte die Augen verdrehen, wie Du willst, selbst die heftigste Leidenschaft mufs der Selbstliebe untergeordnet sein, oder sie verfällt in's Abgeschmackte und wird endlich sich selbst beschwerlich." („Der Waldbruder", herausg. von Sauer, S. 182.) „Mein Epikureïsmus führt doch wahrhaftig weiter, als Dein tolles Streben nach Luft und Hirngespinsten" (ebenda, S. 183) u. v. a.

[82]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 47.

[83]) Darin stimmen alle Kritiker, die über Romane geschrieben haben, überein.

[84]) Herz erscheint in Deutschland als Fremder, er ist von Geburt Russe. Er lebt vom Unterrichtgeben, ist klein von Wuchs, schwärmt für die militärische Laufbahn usw. („Der Waldbruder", herausg. von Waldberg, S. 21—22).

[85]) Froitzheim a. a. O.; „Der Waldbruder", herausg. von Sauer, S. 179—180.

[86]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 162 u. a.

[87]) „Der Waldbruder", herausg. von Waldberg, S. 26.

[88]) „Der Waldbruder", herausg. von Sauer, S. 185.

[89]) Im „Werther" gehen alle Briefe vom Helden aus. Im „Waldbruder" korrespondieren verschiedene Personen, deren Charakter sich in ihren Briefen abspiegeln soll, miteinander; Lenz hat seine Aufgabe glücklich gelöst.

[90]) Froitzheim a. a. O. S. 49.

[91]) „Der Waldbruder", herausg. von Waldberg, S. 39 u. ff.

[92]) Erich Schmidt a. a. O. S. 48. Nach Ansicht Dorer-Egloffs (a. a. O. S. 159) mufs dieser Roman mit dem Wahnsinn Herzens enden.

[93]) Brief des Grafen Stolberg an Lenz vom 3. Februar aus Kopenhagen (Pandaemonium germanicum [Ausg. Dumpf], S. 9 u. ff.). [94]) Ebenda.

[95]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 190.

[96]) Pandaemonium germanicum (Ausg. Dumpf), 11. Anmerkung.

[97]) Siehe Beilage B. Nr. 6. In dem Briefe an Melle König nennt Lenz Wieland „un des premiers hommes de nôtre siècle" (Froitzheim a. a. O. S. 108).

[98]) Wagner, Briefe an und von Merck, I, S. 95 u. ff.

[99]) Das Original des Briefes befindet sich in der Rigaer Stadtbibliothek. Dumpf druckt ihn in seiner Ausgabe des Pandaemonium germanicum ab. — Siehe auch „Lenziana" (1901) von Erich Schmidt, S. 993—994.

[100]) „Tugend ohne Widerstand," fährt Lenz fort, „ist keine, so wenig als einer sich rühmen darf, reiten zu können, wenn er nie auf etwas anderm als einem Packpferd gekommen. Eine solche furchtsame, träge, ohnmächtige Tugend ist bey der ersten Versuchung geliefert" (nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek. Dumpf gibt den Text nicht ganz genau wieder). Das in derselben Bibliothek aufbewahrte Lenzsche Bruchstück „Brief über Wielanden und einige seiner Gedichte hauptsächlich über den neuen Amadis" ist augenscheinlich nur das Konzept zu einem Briefe an den Grafen Stolberg.

[101]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 205 u. ff., 307, 308.

[102]) „Goethes Tagebücher" (Weimar 1887), S. 13—18. Lenz schickte Goethes Mutter und dessen Schwester Cornelia eine Beschreibung des Goetheschen Gartens in Versen; vergl. den Brief der ersteren an Klinger vom 26. Mai 1776 und der letzteren an Frau von Stein vom Ende Juni 1776 (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 56, 59).

[103]) Goethes Tagebücher, S. 21. [104]) Ebenda.

[105]) Goethe an Frau von Stein (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 60).

[106]) Goethes Tagebücher, S. 21.

[107]) Brief an Salzmann vom 23. Oktober 1776 (Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim [Basel 1842], S. 83).

[108]) Goethes Tagebücher, S. 25. [109]) Stöber a. a. O. S. 84.

[110]) Goethes Tagebücher, S. 26.

[111]) Kahlert, „Lenz und Charlotte von Stein" (Deutsches Museum, herausg. von R. Prutz 1861, Juli—Dezember, S. 821).

[112]) I feal'd all' my faculties hightend by your presence and thought myself a superior being, as I was sure to prove so, near the influences of your genius in all that I did undertake of (ebenda). Den deutschen Entwurf siehe Düntzer, Charlotte von Stein, Goethes Freundin, Stuttgart 1874) II, S. 534—535. Schlufs desselben: „Nur so viel bleibt mir davon übrig, dafs mir die Gegenwart im Vergleich mit der Vergangenheit als der Gipfel aller Pein scheint."

[113]) „I beg a thousand times your pardon, dear Madam! for having leav'd Weym, without taking leave from your grace," schreibt Lenz am Anfange des erwähnten Briefes.

[114]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 13. Buch.

[115]) M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode, S. 156, 164—174.

[116]) Goethes Tagebücher, S. 28.

[117]) Über Lenzens Mifsgeschick in Weimar ist viel geschrieben worden (Dorer-Egloff a. a. O. S. 169—171; Gruppe a. a. O. S. 129—144; Froitzheim a. a. O. S. 46 u. ff. und noch viele andere).

[118]) Karamsin, der an Ort und Stelle in Weimar Notizen über das Leben Lenzens sammelte, schreibt: „Trotz alledem war er in Weimar wohlgelitten, die Damen fanden ihn liebenswürdig. Schliefslich überwarf sich Goethe mit ihm und zwang ihn, Weimar zu verlassen" („Briefe eines russischen Reisenden", Weimar, 22. Juli 1789).

[119]) Froitzheim a. a. O. S. 62.

[120]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 245. [121]) Ebenda, S. 244.

[122]) Die Richtigkeit dieser Annahme wird am meisten dadurch bestätigt, dafs einige Jahre später Frau von Stein einen Brief von Lenz nach dem Diktat Goethes beantwortet; siehe Kap. XIV.

[123]) Goethes Tagebücher, S. 28. [124]) Ebenda.

[125]) Brief Wielands an Merck vom 15. Februar 1778 (Wagner a. a. O. I, S. 123—124).

[126]) Goethe stellt drei Hauptbeschuldigungen gegen Lenz auf: a) Lenz habe seine „Götter, Helden und Wieland" nur deshalb veröffentlicht, um seinen (Goethes) Beziehungen zu Wieland zu schaden; b) Lenz habe seine Liebe zu Friederike Brion nur deshalb geheuchelt, um ihr seine (Goethes) Briefe herauszulocken; c) Lenz habe eine offenbare Lüge ausgesprochen, indem er behauptete, er habe die „Anmerkungen übers Theater" zwei Jahre vor dem Erscheinen: „Von deutscher Art und Kunst" und „Götz" (1773) ge-

schrieben. Über die erste und zweite Beschuldigung siehe vorn, S. 369—370; über die dritte Anmerk. 19 zum VII. Kap.

[127]) Pandaemonium germanicum (Ausgabe Dumpf), S. 19—21.

[128]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 147—159.

[129]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 354 ff.

[130]) Max Winkler, Lenz und Goethe (Modern Language Notes, Baltimore 1894, IX, Nr. 22, S. 65—78).

Kapitel XIII.

[1]) Goethes Tagebücher (Weimar 1887), S. 28.

[2]) Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde, 2. Aufl., Colmar 1874, S. 168.

[3]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. XVII.

[4]) Aus Herders Nachlafs, I, S. 246.

[5]) Brief an Haffner aus Emmendingen im Dezember 1776; vergl. Froitzheim, Zu Strafsburgs Sturm- und Drangperiode, 1888, S. 53—54 (Original in der Rigaer Stadtbibliothek). [6]) Ebenda.

[7]) Brief Pfeffels an Sarasin vom 24. Januar 1777 (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 66). Der genaue Pfeffel hatte die Gewohnheit, die Namen seiner Besucher in ein besonderes Buch einzutragen. Unter Nr. 33 steht verzeichnet: „Mr. Lenz, homme de lettres 1777“ (Pfannenschmid „G. K. Pfeffels Fremdenbuch usw.“ [Kolmar 1892], S. 35).

[8]) Pfeffel erwähnt „ein Gedichtchen, das er hier geboren hat“ (Brief Pfeffels an Sarasin; Waldmann a. a. O. S. 66).

[9]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 221—223.

[10]) „Der Landprediger.“ Die Erzählung erschien in der Boieschen Zeitschrift „Deutsches Museum auf das Jahr 1777“; wiederabgedruckt in der Tieckschen Ausgabe der Gesammelten Schriften von Lenz, III, S. 91 ff.

[11]) Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778 (Halle 1892), S. 42.

[12]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. XVIII; Erich Schmidt, „Lenz und Klinger“, S. 46.

[13]) Mit all den genannten Personen stand Oberlin in freundschaftlichem Verkehr.

[14]) „Der Landprediger“, herausg. von Tieck, S. 93—98. [15]) Ebenda, S. 93.

[16]) Ebenda, S. 102—103. [17]) Ebenda, S. 105. [18]) Ebenda, S. 118.

[19]) Ebenda, S. 117. [20]) Ebenda, S. 123. [21]) Ebenda, S. 130.

[22]) Ebenda, S. 124. [23]) Ebenda, S. 131. [24]) Ebenda, S. 132 ff.

[25]) Küttners Brief an Bertuch vom 22. März 1777 (Waldmann a. a. O. S. 67).

[26]) Schlossers Brief an Röderer vom 5. Mai 1777 (Ebenda, S. 68).

[27]) Küttners Brief an Bertuch vom 11. Mai 1777 (Ebenda, S. 68).

[28]) In den Lenziana der Rigaer Stadtbibliothek.

[29]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, Nr. 93, 1. Zuerst erschienen diese Gedichte in der Sammlung: „Jupiter und Schinznach. Drama per Musica. Nebst einigen bey Versammlung ob der Tafel recitirten Impromptus“ (1777). [30]) Ebenda, Nr. 93, 2.

[31]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 225—226.

[32]) Lenzens Brief an Sarasins Gattin aus Zürich vom 2. Juni 1777 (Dorer-Egloff a. a. O. S. 210).

[33]) Lenzens Brief an Lavater vom 14. Juni 1777 (Ebenda, S. 204).

[34]) Lenzens Brief an Sarasins Gattin (ebenda, S. 209) und an Sarasin (ebenda, S. 208—209). [35]) Ebenda, S. 204.

[36]) Ebenda, S. 204. Lenzens Brief an Lavater vom 24. Juni (so im Original; bei Dorer-Egloff versehentlich 24. Juli).

[37]) Ebenda, S. 204 und 216.

[38]) Lenzens Brief an Sarasin und Gattin vom 10. Juli 1777 (ebenda, S. 217—218. [39]) Ebenda, S. 217. [40]) Ebenda, S. 224.

[41]) Lenzens Brief an Lavater vom 7. August 1777 (ebenda, S. 205).

[42]) Ebenda, S. 222.

[43]) Ebenda, S. 220 (Brief an Sarasin vom 16. September 1777).

[44]) Ebenda, S. 225 (Brief an Sarasins Gattin vom 28. September 1777).

[45]) Ebenda, S. 229 ff. [46]) Ebenda, S. 232—237.

[47]) Ebenda, 225—226 (Brief an Sarasin vom 10. Oktober 1777).

[48]) Ebenda, S. 228 (Lenzens Brief an Sarasin Nr. 11).

[49]) Ebenda. Brief datiert: „Schloſs Hegi den 17. November 1777.“ Dorer-Egloff druckt irrtümlich 17. September. [50]) Ebenda.

[51]) Ebenda, S. 238 (Brief Lenzens aus Winterthur vom 12. Dezember 1777).

[52]) Ebenda, S. 222. [53]) Ebenda, S. 225. [54]) Ebenda, S. 226.

[55]) „Die Demuth“ (Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 228—231).

[56]) „Hymne“ (Ebenda, S. 232—234). [57]) Ebenda, S. 235—236.

[58]) Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von Lenz, S. 115—117.

[59]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 237—238.

[60]) „Der verlorne Augenblick, die verlorne Seeligkeit. Eine Predigt über den Text: die Malzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.“ (Lenz, Gedichte, S. 129—131). Es sind viele Versuche gemacht worden, dieses Gedicht auf eine bestimmte Zeit im Leben Lenzens zurückzuführen. Einzelne (so Froitzheim: „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich“, S. 66) glauben, dies Gedicht sei zur Zeit der Liebe zur Straſsburger Araminte entstanden, andere (wie Weinhold, Lenzens Gedichte, S. 280) knüpften dasselbe an die Erzählung in der „Moralischen Bekehrung eines Poeten“ (Goethe-Jahrbuch, X, S. 53) und brachten es so in Verbindung mit der Liebe Lenzens zu Cornelia Schlosser, wieder andere endlich (wie P. Weinberg in der russischen Zeitschrift „Bücher der Woche“ 1892, Juni, S. 24) erblickten in ihm die Beschreibung einer Episode aus dem Weimarer Leben des Dichters, die auch Veranlassung zu seiner Verbannung aus Weimar gewesen sei.

[61]) Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 161. [62]) Ebenda, S. 195.

[63]) Ebenda, S. 89. [64]) Ebenda, S. 146—148, 235 u. ff. [65]) Ebenda, S. 238.

[66]) Ebenda, S. 111—112. [67]) Ebenda, S. 121 (Lied zum teutschen Tanz).

[68]) Zu den Mängeln der Gedichte Lenzens gehören eine gewisse Rhetorik, Nachlässigkeit in der Form, öfters Fehlen einer künstlerischen Einheit und oft Verworrenheit des Inhalts.

[69]) Einzelne Gedichte gleichen auch der Form nach den Heineschen.

[70]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 134.

[71]) Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich S. 63—64.

[72]) „Vielleicht schreibe ich in dem ersten Augenblick wahrer Erholung eine Catharina von Siena mit ganzem Herzen — die schon in meiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben ist.“ (Wagner, Briefe an und von J. H. Merck, II, S. 51—53). Über das Datum des Briefes siehe Lenzens Gedichte, herausg. von Weinhold S. 272.

[73]) Röderers Brief an Lenz vom 23. Mai 1776 (Froitzheim a. a. O. S. 113).

[74]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 135. [75]) Ebenda, S. 144—190.

[76]) Ebenda, S. 134—135. [77]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 210 ff.

[78]) „Baltische Monatsschrift“ 1899, April, S. 303 (Dumpfs Brief an Tieck 1820).

[79]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 135. [80]) Ebenda, S. 187—188.

[81]) Ebenda, S. 137. [82]) Ebenda (Bruchstücke 10, 11, 14), S. 172—173.

[83]) Ebenda, S. 177—179. [84]) Ebenda, S. 180. [85]) Ebenda, S. 183.

[86]) Ebenda, S. 188. [87]) Ebenda, S. 190. [88]) Ebenda, S. 173—177.

[89]) Ebenda, S. 177.

[90]) Die Überarbeitung A und C hängen durch den Inhalt aufs engste zusammen, während B für sich besteht, eine andere Idee aufweist und augenscheinlich an den von Lenz mit Araminte (d. h. Cleophe Fibich) durchlebten Roman erinnert.

[91]) Lenz, Dramatischer Nachlaſs, S. 185—186. Erich Schmidt in der Allgemeinen Zeitung, 1884, Beilage No. 290—291.

[92]) Erich Schmidt, Ebenda.

[93]) Froitzheim bringt dies Stück auch in Verbindung mit den Eindrücken Lenzens von Cleophe Fibich (a. a. O. S. 55).

[94]) Gesammelte Schriften von Lenz, III, S. 276 u. ff. Diese von Tieck in Prosa herausgegebene Skizze läſst leicht seine poetische Form erkennen. Beispielsweise:

Schaut so halt ich sie alle beisammen,
Wie den Berg und das strupfigte Thal,
All' in unterschiedlichen Flammen,
Unterschiedlicher Lust und Qual. (S. 279).
Wie die Sonne in dunkle Fluthen
Gern all ihren Glanz versenkt,
Bohrt das brennende Aug' im Guten,
Bis es all seine Pein dort ertränkt. (S. 280).

[95]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 76—77. [96]) Ebenda, S. 78.

[97]) Sarasins Brief an Lenz vom 31. Dez. 1777. Nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek.

[98]) „Allgemeine Enzyklopädie von Ersch und Gruber", 2. Sektion, 43. Teil (Leipzig 1889), S. 90.

[99]) „Allgemeine deutsche Biographie" (Abhandlung „Oberlin").

[100]) Pastor Oberlin hat eine ausführliche Beschreibung des Lenzschen Aufenthaltes in Waldersbach hinterlassen (Stöber, Der Dichter Lenz usw. [Basel 1842], S. 11—31). Seine Beschreibung benutzte der früh verstorbene deutsche Dichter Georg Büchner (der Bruder des berühmten Verfassers von „Kraft und Stoff") in seinem talentvollen Bruchstücke der Erzählung „Lenz"; siehe Georg Büchners sämtliche Werke, herausg. von K. E. Franzos (Frankfurt a. M. 1879) S. 205 u. ff. Das Leben Lenzens diente auch zum Vorwurfe der Erzählung von Wilhelm Bennecke: „Reinhold Lenz. Eine Novelle" (Leipzig 1871).

[101]) Waldmann a. a. O. S. 78—79.

[102]) Stöber, Der Dichter Lenz usw., S. 14. [103]) Ebenda, S. 29.

[104]) Waldmann a. a. O. S. 81 (Pfeffels Brief an Sarasin vom 25. Febr. 1778).

[105]) „Lenz schrieb uns erst heute von Emmendingen aus" (Pfeffel an Oberlin am 25. Februar 1778. Waldmann a. a. O. S. 79).

[106]) Stöber a. a. O. S. 31—32.

[107]) M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode S. 259. Die Kopie dieses Briefes ist im Briefwechsel Dumpfs, der in der Rigaer Stadtbibliothek bewahrt wird, enthalten. — Der Brief ist von E. Schmidt wieder abgedruckt (Lenziana, 1901, S. 991—992).

[108]) Stöber, J. G. Röderer usw., S. 68.

[109]) Aus Herders Nachlaſs, I, S. 220—221.

[110]) Stöber, J. G. Röderer usw., S. 69—70. [111]) Ebenda, S. 70.

[112]) Waldmann a. a. O. S. 85 (Brief Pfeffels an Sarasin vom 13. Juni 1778).

[113]) Dorer-Egloff veröffentlicht einige Briefe, die Lenz aus Veranlassung Conrads an Sarasin geschrieben hat (S. 241 u. ff.).

[114]) Waldmann a. a. O. S. 86.

[115]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 244 (Lenzens Brief an Sarasin vom 13. August 1778). Dorer-Egloff datiert den Brief versehentlich vom Jahre 1777. (Waldmann a. a. O. S. 88.)

[116]) Dorer-Egloff a. a. O. S. 245.

[117]) Aus Herders Nachlaſs, I, S. 222. [118]) Ebenda.

[119]) Waldmann a. a. O., S. 91. (Das Original befindet sich in der Rigaer Stadtbibliothek). [120]) Ebenda, S. 93. [121]) Ebenda.

[122]) Von diesem Briefe des Vaters Lenz an Herder ist in der Rigaer Stadtbibliothek eine Kopie erhalten, die Bock in seine Arbeit „Aus Jakob M. R. Lenz' handschriftlichem Nachlasse" S. 55 ff. aufgenommen hat. Im Anfange des Briefes entschuldigt sich Lenz, daſs er mit der Beantwortung von Herders Brief so lange gezögert habe, und fährt dann fort: Verzeihen Sie! Menschenfreund! Sie thun es, denn Sie sind Herder! Nie habe die Ehre gehabt Ew. Hochwürden jemals die geringste Gefälligkeit erzeigen zu können; aber Ihr edles, uneigennütziges, aufopferndes Herz ist nach Ihrem gütigsten

Schreiben so voll zärtlichen Mitleides mit meinem unglücklichen Sohne, und so voll warmer Triebe, sein Unglück zu mildern und zu heben, dafs ich mit Freudenthränen der Vorsehung für einen so würdigen Gönner desselben gedankt habe. Sie hatten diesen meinen Benjamin nur flüchtig gesehen, nur von ihm gehört und etwas gelesen; und siehe Ihr edles Herz sympathisierte sogleich mit dem seinigen. Es wünschte so eifrig sein Glück, als wären Sie sein zweyter Vater. Es ist wahr, das unbegreiflich traurige Schicksal dieses Lieblings unter meinen Söhnen, hat seiner nun schon vor $^3/_4$tel Jahren in Gott ruhenden treuen Mutter [Lenzens Mutter starb im Juli 1778; der Brief ist daher wohl im April 1779 geschrieben] und meinem Vaterherzen mehr als tödtliche Wunden geschlagen, aufs allertiefste geschlagen.“ Ferner dankt Lenzens Vater Schlosser und erklärt, warum er sich bis jetzt so wenig um den Sohn gekümmert habe; als Gründe führt er an: den Tod seiner Frau, ihre Krankheit und kostspielige Beerdigung, die Verheiratung seiner jüngsten Tochter und die Geldsendungen an den in Jena studierenden Sohn. Ferner bedankt er sich beim Herzoge von Weimar für die gewährte Geldunterstützung und fährt fort: „Und dieser mein armer Sohn, dem der Leidenskelch so voll eingeschenket worden, bricht mir vollends mein Herz in Stücken, so oft ich seiner gedenke.“ Wenn er nicht genesen sollte, so wäre es für ihn besser zu sterben: „Wie willig, obgleich unter tausend Vatertränen, wollte ich diesen Isaak Ihm [d. h. Gott] hinopfern.“ Der Brief schliefst mit neuen Dankesergüssen an Herder und seine Frau für all das an Jakob erwiesene Gute und für den Vorschlag, die Sorge um die Heimkehr auf sich nehmen zu wollen. Indem er diesen Vorschlag dankend ablehnt, spricht Lenzens Vater die Befürchtung aus, dafs seines Sohnes Durchreise durch Weimar Herder noch Umstände bereiten werde.

[123]) Brief Karl Heinrich Lenzens an Salzmann vom 3. Juli 1779 (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 40).

[124]) Karl H. G. Lenz verfafste später (1816) auf Veranlassung von Dumpf eine ausführliche Beschreibung seiner Reise mit seinem Bruder Jakob durch Deutschland und seiner Ankunft in Riga. Diese Beschreibung, datiert Riga, den 31. Dezember 1816, ist in der Zeitschrift „Baltische Monatsschrift“ April 1899, völlig abgedruckt (siehe: „Zur Biographie des Dichters Jakob Lenz“, S. 286—295). — Ein kleines Stückchen davon siehe „Lenziana“ von E. Schmidt, S. 1009—1010.

Kapitel XIV.

[1]) Baltische Monatsschrift, 1899, S. 293 Anmerkung 1.

[2]) Lenzens Brief an Friederike Brion aus St. Petersburg vom 27. März 1780 (Falck, Friederike Brion, S. 74—75; Waldmann a. a. O. S. 100).

[3]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 293.

[4]) Haym, Herder, I, S. 88. (Russische Übersetzung.)

[5]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 294.

[6]) Nach der Erzählung von Grave verbrachte Lenz zwei Monate bei seinem Schwager Pegau und reiste dann zum Vater nach Dorpat. (Brief Petersens an Dumpf vom 12. Dezember 1815, Rigaer Stadtbibliothek.)

[7]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 94.

[8]) Buchholtz, Wie sich Lenz und Vofs um das Rektorat in Riga bewarben (Vossische Zeitung, 1896, Sonntags-Beilage 10). [9]) Ebenda.

[10]) „Aus Herders Nachlafs“ I, S. 222—223.

[11]) Waldmann a. a. O. S. 95 (Hamanns Brief an Kraus).

[12]) Buchholtz a. a. O. (Schlegels Brief an Gadebusch).

[13]) Haym, Herder, II, S. 14—15, Anmerkung 4. (Russische Übersetzung.)

[14]) Buchholtz a. a. O.

[15]) Wagner, Briefe von und an Merck, II, S. 171; Ebenda, I, S. 187—189 (Brief Sophie La Roches an Merck vom 30. Oktober).

[16]) Wagner a. a. O. I, S. 190 (Brief der Herzogin Amalie an Merck vom 4. November 1779).

[17]) Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rufslands aus dem Jahr 1888 (Riga 1889), S. 43—46; Referat Falcks, „Hat sich Lenz um eine Professur in St.-Petersburg 1779 beworben?"

[18]) Grave teilt mit: „Durch Graf Brown hatte man ihm eine Anstellung bey dem Kadetten-Corps in St.-Petersburg zugedacht mit 1200 R^o^. Gehalt, als aber dieser erneuerte Etat der Kaiserin vorgelegt wurde, genehmigte sie ihn nicht, der grofsen Kosten wegen." (Dumpfs Brief an Petersen vom 12. Dezember 1815, nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek.)

[19]) Die Unterschrift lautet: „J. M. R. Lenz der mathematischen und schönen Wissenschaften Beflissener." Vom 13. April 1781 datiert ist die eigenhändige Bemerkung von Lenzens Vater, dafs die Hundert Rubel von ihm an Behrens zurückbezahlt seien.

[20]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 298. (Brief an Gadebusch, datiert „Aya d. 26. Febr. 1780.")

[21]) Falck, Friederike Brion, S. 74—76.

[22]) Der Brief befindet sich in der Rigaer Stadtbibliothek.

[23]) Waldmann, „Lenzens Stellung zu Lavaters Physiognomik" („Baltische Monatsschrift" 1893, S. 496).

[24]) Nach der Handschrift im Lavater-Archiv zu Zürich. Vergl. Waldmann, Lenz in Briefen, S. 495—496.

[25]) Zwischen Ostern und Pfingsten 1780 lernte Lenz Nikolai kennen („auch hat er mir einige Vorschläge gemacht" [Lenzens Brief an seinen Bruder aus St. Petersburg vom 3. Pfingsttage 1780; vergl. Dumpfs Brief an Petersen vom 2. November 1815 in der Rigaer Stadtbibliothek]).

[26]) „Ihr schweres Leiden mit Ihrem Herrn Sohn Jacob fühle gewifs mit Ihnen, wir haben alle Mühe angewandt, ihn aus Petersburg zu bringen. — Er ist nicht lasterhaft, aber wenn er auch noch einmal so gelehrt und tugendhaft wäre, so ist es doch immer vor Petersburg nicht Freymüthigkeit, nicht Anstand genug, für Menschen, die nur den äufserlichen Schein sehen und beurtheilen können." (Nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek.)

[27]) M. Rieger, Klinger in seiner Reife (Darmstadt 1896), S. 1—2.

[28]) Ebenda. [29]) Ebenda, S. 2.

[30]) Lenzens Brief aus Ohlershof an Gadebusch Ende November („Baltische Monatsschrift" 1899, April, S. 299). Ebenso das Billet an den Bruder von dort aus. (Rigaer Stadtbibliothek.)

[31]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 302, Anm. 1.

[32]) Ebenda, S. 296 (Marpurgs Brief an Dumpf vom 10. November 1815).

[33]) Ebenda.

[34]) Lenzens Brief an Pastor Brunner aus Moskau: „Dieses Fräulein war als ich Liefland verliefs ungefähr 9 oder 10 Jahr alt, konnte also wenig sich meiner erinnern, als ich nach mehr als 10jähriger Abwesenheit wiederkam oder lieber nur durch Derpt nach Petersburg reisete." (Nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek.)

[35]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 296—297.

[36]) Waldmann, Lenz in Briefen, S. 102. [37]) Ebenda.

[38]) Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein, I, S. 340—341.

[39]) Buchholtz a. a. O. [40]) Baltische Monatsschrift, 1893, S. 485.

[41]) Gruppe, Reinhold Lenz, S. 124 ff.

[42]) Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1882 No. 256, 13. September.

[43]) Baltische Monatsschrift, 1893, S. 496 (Abhandlung von Waldmann).

[44]) Lenz, Gedichte, No. 103, S. 240. [45]) Ebenda, S. 242—243.

[46]) Vergl. obenerwähnten Brief Graves (Anmerkung 18).

[47]) Baltische Monatsschrift, 1899, April, S. 301.

[48]) Dumpfs Brief an Petersen vom 2. November 1815 (Rigaer Stadtbibliothek).

[49]) M. Rieger, Klinger in seiner Reife, S. 3. [50]) Siehe Beilage A. No. 24.

[51]) So erzählt die Witwe des Pastors Oldekop; Brief Petersens an Dumpf vom 15. September 1815 (Rigaer Stadtbibliothek). Es ist möglich, dafs Lenz diese Stelle auf Fürsprache des Grafen Benkendorff, der mit General Bauer verkehrte und mit dem alten Lenz befreundet war, erhalten hat. So kann man wenigstens aus Lenzens Briefe vom 10. April schliefsen: „Die Bekanntschaft des Herrn Obristen v. Benkendorff in dem Hause S. Excell. des General Bauer würde mich gereizt haben“ usw. (Beilage A. No. 24). Vielleicht ist auch die Baronesse Vietinghoff, der Lenz für einen ihm erwiesenen Dienst, eine hochherzige Vermittlung in Petersburg, dankt und sich „beglückt“ nennt, daran beteiligt gewesen. (Handschrift der Rigaer Stadtbibliothek.)

[52]) Vergl. „Leben Augusts v. Kotzebue“ (Leipzig 1820, Brockhaus, S. 93—94).

[53]) „Le poète Lenz ne convient aucunement à nôtre ville. Avec sa malheureuse distraction, que feroit-on de lui?“ (Lenz, „Die Sizilianische Vesper,“ herausg. von Weinhold, Breslau 1887, S. 59).

[54]) „Für Leser und Leserinnen“ Dezember 1780, S. 28. [55]) Ebenda, S. 30, 31, 36.

[56]) Ebenda, März 1781, S. 249 ff. [57]) Ebenda, S. 257 ff.

[58]) „Etwas über Philotas Karakter (Ein Veilchen auf sein Grab)“ (ebenda, Januar 1781). [59]) Ebenda, S. 107 ff.

[60]) „Elysium“, ebenda, November 1781, S. 495 ff. [61]) Ebenda, S. 499.

[62]) Ebenda, S. 491—495. [63]) Ebenda, S. 495.

[64]) Dumpf, der berühmte Kenner Lenzens, behauptete, dafs in der Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen“ viele Abhandlungen desselben enthalten seien. Die Zugehörigkeit des ersten Artikels („Entwurf einiger Grundsätze“ usw.) zu Lenz unterliegt keinem Zweifel, er ist mit seinem Namen unterschrieben. Die Artikel „Über Philotas Karakter“ und „Sangrado“ sind mit *L* gezeichnet und stammen dem Inhalt nach zweifellos aus Lenzens Feder. Die Dialoge im Geschmacke des Lucian: „Elysium“ und „Merkur und Mistress Modish“ sind im Stile Lenzens geschrieben und reiht sich die erstgenannte Arbeit seinen Streitschriften wider Wieland an. Möglich ist die Zugehörigkeit folgender Abhandlungen zu Lenz: 1. „Der Tod der Dido. Ein Melodrama mit Chören und Tänzen untermischt“ (April 1781, S. 379—392); 2. „Empfindsamster aller Romane, oder lehrreiche und angenehme Lektüre für Frauenzimmer“ (Junius 1781, S. 3—45). — P. Th. Falck schreibt Lenz noch folgende Abhandlungen zu: 1. „Der Arme kommt zuletzt doch ebenso mit, ein Dialog nach Lucian“ (Februar 1781); 2. „Der äufserliche Schein“ (Mai 1781); 3. „Fragment über die Mode“ (Augustus 1781) und 4. „Die Akademie der Thiere, eine Fabel“ (November 1781). Vergl. „Allgemeine Enzyklopädie“ von Ersch und Gruber, 2. Sektion, 43. Teil (Leipzig 1889), S. 90.

Kapitel XV.

[1]) Siehe Brief Petersens an Dumpf vom 12. Dezember 1815 (Rigaer Stadtbibliothek).

[2]) „(Ew. H.) wissen, dafs die eigentliche Absicht meiner Reise nach Moskau war, unter Dero Rat und Leitung die Geschichte des Vaterlandes (wofür ich Rufsland halte) studieren zu können“ (Lenzens Brief an den Historiker Müller, datiert M[oskau] den 30. X. 1781); siehe Abhandlung von Franz Sintenis im Archiv für Literaturgeschichte V, S. 601 (Leipzig 1876).

[3]) Lenz, Die Sizilianische Vesper, herausg. von Weinhold, Breslau 1887, S. 40.

[4]) J. Chr. Lenzens Brief an den Vater vom 1. November 1781. (Waldmann, Lenz in Briefen, S. 104.)

[5]) Sintenis a. a. O. S. 602.

[6]) „Ich thue diese Bitte auch an Ew. H. Frau Gemahlin und schmeichle mir, dafs Dero Herr Sohn mir seine Fürsprache bei Ihnen beiderseits gleich-

falls gönnen werde, da ich bisher schon von so vielen Proben Dero allseitiger Güte beschämt worden bin." (Ebenda.)

[7]) Metropolit Eugenius: „Handbuch der russischen weltlichen Schriftsteller (Moskau 1845), II, S. 73 (russisch).

[8]) Archiv für Literaturgeschichte, V, S. 603—605.

[9]) Lenz, Die Sizilianische Vesper, S. 57—60.

[10]) Dumpfs Brief an Petersen vom 6. September 1815 (Rigaer Stadtbibliothek).

[11]) Brief aus Ohlershof vom November 1780: „Grüſs alle Freunde die sich meiner erinnern mögen und schick mir doch ja bald was von meinen Sachen da ich weder Wäsche noch Bücher habe und gar nichts von meinen Arbeiten, die Eile verlangen" (Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

[12]) Brief Strietters an Gadebusch vom 19. Juli 1783; „Die Sizilianische Vesper", S. 41.

[13]) „Im Vertrauen entdecke ich Ihnen, daſs seine nächsten Verwandten es miſsbilligten, daſs Er zum Inhalte seines Hofmeisters einen traurigen Vorfall in einer der angesehensten Familien Lieflands erwählt, und einen vornehmen Gönner so lächerlich darin vorgestellt hatte" . . . (Brief Schröders an Dumpf vom 10. Oktober 1815. Nach der Handschrift in der Rigaer Stadtbibliothek).

[14]) „Die Sizilianische Vesper", S. 43—48. [15]) Ebenda.

[16]) Ebenda, S. 8—17. [17]) Ebenda, S. 17—26. [18]) Ebenda, S. 34—37.

[19]) Ebenda, S. 52—57.

[20]) „Dramatischer Nachlaſs", S. 304—305. [21]) Ebenda, S. 305—306.

[22]) Lenz, Gedichte, S. 244—245. Das Denkmal Peter des Groſsen wurde 1782 errichtet. Die Entstehung des Gedichtes fällt in diese Zeit.

[23]) Ebenda, S. 246—248. Das Gedicht gehört dem Jahre 1788 an, da das Papier ein Wasserzeichen dieses Jahres aufweist.

[24]) Die Gattin Müllers war eine geborne Exter; siehe den Brief von Lenzens Vater an Müller (Archiv für Literaturgeschichte, V, 603—605).

[25]) Siehe Beilage A, Nr. 25: Lenzens Brief an den Vater, datiert Moskau, den 18. November 1785.

[26]) „Es darf durchaus in unserer Anstalt so wie in der Republik der Gelehrten kein Despotismus, ja auch nicht einmal der Schein desselben hervorblicken, er vergiftet sonst die heilsamsten Entwürfe an der Wurzel und läſst den Neid und die Schadenfreude triumphieren." Der von Lenz erwähnte Saposchnikow war Lehrer der Mathematik an den Universitäts-Gymnasien; so heiſst es in dem „Verzeichnis der an der Kaiserl. Universität Moskau und den beiden ihr zugehörigen Gymnasien im Jahre 1782—1783 zu haltenden öffentlichen Vorlesungen": „Maxim Saposchnikow, Kollegien registrator wird von 2—6 Uhr nachmittags ‚Bürgerliche Arithmetik' für die adlige Jugend lesen" (nach einem Exemplar des Hauptarchivs des Ministeriums des Äuſseren, Portefeuille Müllers Historia literaria Mappe 1 Nr. IV). Es ist uns nicht gelungen, irgend etwas über das von Lenz erwähnte „adlige Pensions-Institut" am Moskauer Findelhause zu erfahren. Man darf dasselbe augenscheinlich nicht mit der Lehranstalt für die Pfleglinge der Anstalt verwechseln. Letztere ist am 20. Juni 1765 eröffnet worden, was aus einem Briefe Müllers, der einige Zeit Direktor des Findelhauses war, an Betzkoi ersichtlich ist: „Nôtre petite école a commencée aujourdhui dans la maison de S. E. M. le C. de Sivers par 20 enfans. Ils n'ont à présent qu'un seul maître russe au quel [über der Zeile: du consentement de Mssrs. du Conseil] j'ai promis 3 Roubles par Mois et la table. Je crois qu'il les faut laisser là pendant l'été pour leur santé. Je me propose de les transplanter dans mon voisinage au Mois de Septembre" (Portefeuille Müller Nr. 394, Mappe Nr. 2). Am 4. August schreibt er wieder an Betzkoi: „Nôtre petite école va fort bien, et ira encore mieux quand je l'aurais près de moi. Je joins ici le dernier rapport que j'ai reçu de l'Instructeur. Il est un fort bon homme. Il reçoit 3 R. par Mois et est defrayé pour la table, logement, bois et chandelles" (ebenda). Aus dem Briefe vom 24. Oktober erfahren wir die

Anzahl der Schüler: „M. Taubert m'a envoyé pour l'instruction de nos Enfans 49 Abc russes et 47 Abc allemands que je fais rellier pour nous en servir. Il y en à présent dans l'école 37 garçons et 20 filles (ebenda). Dafs der Unterricht in fremden Sprachen in den Lehrplan der Anstalt aufgenommen war, beweist die gedruckte Einladung seitens des Findelhauses zu den Prüfungen der Zöglinge. So heifst es in dem Einladungsschreiben vom Jahre 1776: „Diese Prüfungen beginnen und beenden die Zöglinge mit kurzen Ansprachen in verschiedenen Zungen, in denen sie ihren Dank allen ihren Gönnern für die dem Findelhause erwiesenen Wohltaten aussprechen werden" (ebenda). Augenscheinlich war der Unterricht ein weit höherer als der elementare. Darauf kann man durch die vom Findelhause verwendeten Summen für Lehrmittel schliefsen. So weist die an Betzkoi eingereichte Rechnung folgende Posten auf: „Am 15. September 1771 Verschiedene mathematische Instrumente für 680 R." — „Am 31. Mai 1772 Eine Sammlung ostindischer, amerikanischer und holländischer ausgestopfter Bälge 4500 R." (ebenda Nr. 393 Mappe 1).

[27]) Nr. 1 geschrieben auf Papier mit dem Wasserzeichen 1789. Das Papier von Nr. 4 trägt das Zeichen 1788.

[28]) Brief an Gadebusch vom 26. November 1780 („Baltische Monatsschrift" 1899 April, S. 299).

[29]) „Unsere einheimischen neuveränderten Rechte, Ukasen usw. erfordern gewifs eben sowohl ihre eigenen Doktoren, als der Körper Justinians: gleiche Ansprüche macht die sehr versäumte vaterländische Geschichte, die Pastoraltheologie und Homiletik, wie sie für unsere Bauern pafst, sammt den Landessprachen, die unsere Prediger oft erst für die andere Welt vollkommen erlernen" usw. (ebenda).

[30]) Alle Stellen aus dem Lenzschen Briefwechsel, die auf die Eröffnung einer Universität in Dorpat oder Pskow Bezug haben, sind sorgfältigst von Bock in seiner Abhandlung: „Die Historie von der Universität zu Dorpat und deren Geschichte" gesammelt (Baltische Monatsschrift, Jahrgang 5, 1864, IX, Heft 2 und 6).

[31]) Die erwähnte Handschrift befindet sich in der Bibliothek des verstorbenen Professors Weinhold in Berlin. 5 Seiten in Folio.

[32]) Unter den Lenziana der Rigaer Stadtbibliothek befindet sich ein gedrucktes Blatt mit folgender nicht mehr ganz erhaltenen Überschrift: „. . . Bey der Urne des Ehrwürdigen Bruders Otto Ernsts von Vietinghoff, genannt Scheel, Gehalten in der Loge zum Schwert in Riga 1780." Der Nachruf hat die Form eines Dialoges, an dem sich Hebe, Mars, Minerva und ein Hierophant beteiligen. Die Autorschaft Lenzens ist sehr wahrscheinlich.

[33]) N. S. Tichonrawow, „Professor J. G. Schwarz" (Werke III [Moskau 1898, russisch], S. 77). Das erwähnte Universitäts-Verzeichnis verkündet: „Johann Georg Schwarz, Kollegien-Assessor, Professor der Philosophie der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst, Inspektor des Pädagogischen Seminars, Mitglied der Freien Russischen Gesellschaft und der Jenaer Lateinischen Gesellschaft, hält Montags und Donnerstags von 4—6 Uhr nachm. ästhetisch-kritische Vorlesungen über alle deutschen Schriftsteller, die sich in der Welt durch ihren Verstand ausgezeichnet haben, sowohl Dichter als auch Prosaiker, wobei in kurzen Worten ihr Leben geschildert, dann der Inhalt und Aufbau ihrer Werke betrachtet und schliefslich ihr Stil und ihre Ausdrücke zergliedert und ihre Anwendung in den verschiedenen Werken gezeigt werden wird. Diese Vorlesungen werden sich aber nicht blofs auf deutsche Dichter beschränken; oft werden auch alte griechische und römische Schriftsteller sowie auch die Werke der neuesten italienischen, englischen, französischen und russischen Schriftsteller mit herangezogen werden. Endlich werden in den Vorlesungen auch Kunstwerke und Arbeiten, wie Statuen, Gemälde, alte Bauwerke mit den Geisteserzeugnissen verglichen und auf den gegenseitigen Zusammenhang derselben hingewiesen werden. In der Erklärung der Regeln über alles dieses werden aufser den Alten, wie Aristoteles, Dionysios von Halikarnassos,

Demetrius Phalereus, Cicero, Horaz, Quintilianus auch die Neueren: Batteux, Ramler, Home, Boileau, Baumgarten, Meyer u. a. behandelt werden" (nach dem Exemplar im Hauptarchiv des Ministeriums des Äufsern, Portefeuille Müller. Historia literaria, Mappe I, Nr. 4, Programm).

[34]) N. S. Tichonrawow a. a. O. S. 77—78. [35]) Ebenda, S. 75.

[36]) In den Briefen Lenzens aus Moskau kommt der Name Nowikow öfter in Verbindung mit seinen eigenen Projekten über Gründung von Bibliotheken, Herausgabe von Büchern, Übersetzung der Bibel zu einer Stereotypausgabe usw., vor.

[37]) So seine Pläne über die Errichtung eines chemischen Laboratoriums (Brief an den Grafen von Anhalt), über die Gründung von Banken in den verschiedensten Städten Rufslands (Brief an den Bruder vom 9. November 1791; an denselben ohne Datum beginnend: „Lebt unser Vater noch?", an den Grafen Anhalt u. a.), über die Entwicklung des Handels (Brief an Schottländer, an Sternhielm vom 14. Januar 1792 u. a. m.); vergl. Bock, Die Historie von der Universität zu Dorpat (Baltische Monatsschrift, 1864). Um den russischen Adel mit der Geschichte Rufslands und der Lage des russischen Handels bekanntzumachen, plante Lenz die Herausgabe einer französischen Zeitung in Moskau (Brief an den Bruder vom 9. November 1791). Verschiedene Projekte zum Nutzen der russischen Volksaufklärung, Gründung von Bibliotheken beschäftigten ihn (s. seinen Brief mit der Adresse: „Herrn von Burner bei den Betzkischen Anstalten für Erziehung des Mittelstandes.") Die Übersetzung der Bibel in alle Sprachen war ebenfalls einer seiner Lieblingspläne (ebenda, Brief an den Grafen Anhalt, an den Bruder 1791 u. a.); zur stereotypen Ausgabe derselben schlägt er vor, die Zarglocke in Moskau in Schriftzeichen umzugiefsen und mit der Herausgabe Nowikow zu betrauen (Brief an den Grafen Anhalt). — Alle diese Briefe werden in der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrt. Bruchstücke aus denselben veröffentlichte Bock a. a. O. In ihrer Gesamtheit geben sie einen deutlichen Beweis für das Seelenleiden Lenzens.

[38]) „Russisches Archiv" 1866, S. 485.

[39]) Waldmann und Grote, Karamsins Briefwechsel mit Lavater, S. 21. Aus einem neulich veröffentlichten Briefe Lenzens (wahrscheinlich an den Verleger Hartknoch) vom September 1787 ist ersichtlich, dafs Lenz Hoffnung hegte, ein Werk unter dem Titel „Russisches Allerlei" herauszugeben, um „das Auserlesenste der neueren Russischen Literatur — auch den Ausländern mitzuteilen." Diesem Werke mufsten auch einige Silhouetten solcher hervorragenden Schriftsteller, wie Fürst Trubetzkoi (siehe vorn S. 418) und Kutusow, berühmter Freimaurer, Freund von Nowikow und Karamsin, einer der eifrigsten Mitglieder der „Gelehrten Gesellschaft der Freunde" und Übersetzer von Klopstock („Die Messiade", Moskau 1785—87) und von Young („Nachtgedanken", M. 1787) — beigelegt werden. Beide obengenannten Freimaurer samt Nowikow sind von Lenz als „wirklich grofse und ädle Russen" charakterisiert („Euphorion" 1907, Bd. XIV, Heft 3, S. 613—615).

[40]) Wörterbuch des Metropoliten Eugenius II, S. 243—244 (russisch).

[41]) „Ein Bruder des unglücklichen Lenz, des deutschen Schriftstellers, der eine Zeit lang mit mir in einem Hause gewohnt hat" („Briefe eines russischen Reisenden", Karamsins Werke [St. Petersburg 1848], II, S. 40).

[42]) Briefwechsel Karamsins mit Lavater, S. 23. Lavater adressiert seine Briefe: „An Herrn Nikolaus Karamsin, im Hause des Herrn von Nowikow in Moskau."

[43]) Ebenda, S. 2—8. Im Züricher Lavater-Archiv, in dem mit der gekünstelten Überschrift „Noli me nolle" (No. 16) versehenen Gedenkbuche des berühmten Physiognomisten fanden wir folgendes Urteil über Karamsin: „20. August 1789. Karamsin, ein Moskovite, Graf Moltke und Baggesen, zween Dähnen, drey auf verschiedene Weise vortreffliche Wahrheitliebende Freunde, die mir diese Tage, so wie die vorige Woche die Stolbergische Familie von Wernigerode — und die Burchardsche von Basel nicht wenig Vergnügen machte."

[44]) B. Sipowski, N. M. Karamsin, der Verfasser der „Briefe eines russischen Reisenden“ (St.-Petersburg 1899, russisch), S. 55. [45]) Ebenda, S. 49.

[46]) Führen wir diese Ankündigung an: „In deutschen Landen ist ein Werk: ‚Physiognomische Fragmente‘ erschienen, es hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt und ist von allen in der Wissenschaft Erfahrenen und Liebhabern derselben und der Künste beifällig aufgenommen worden. Die kühne Art der Darstellung, der neue originelle Ideengang des Verfassers Herrn Lavater, seine warme, dabei bescheidene Ausdrucksweise der Reden und der den Menschen zur Tätigkeit anspornenden Kenntnisse, sein wahrer Eifer, seine Auswahl von Zeichnungen und Porträten, seine eigenartige, neue, zu Bemerkungen und Beobachtungen in der Beurteilung der Künste und der menschlichen Natur geneigte Geistesrichtung, sein Wunsch, den Menschen zu einem vernünftigen Nachdenken über sich selbst, über seine Würde, über seine hohen Vorteile zu führen, erweckte in allen in Menschenkenntnis Erfahrenen eine grofse Beachtung und Erstaunen. In gleicher Weise haben sich Holländer, Franzosen, ja noch mehr die Engländer, die diese Sprache kennen, über dieses Werk zustimmend geäufsert. Die dem Verfasser oder seinen Freunden näher Stehenden baten, dafs dieses Werk ins Französische übersetzt würde, damit aus dieser Quelle auch aufserhalb der deutschen Lande geschöpft werden könnte . . . (Folgen Mitteilungen über die französische Ausgabe und die Subskriptionsbedingungen). In Moskau wird der Staatsrat Müller und der Pastor Brunner jedem Wunsch eines Liebhabers des Wissens entgegenkommen und nicht verfehlen bei der Subskription hülfreich zur Seite zu stehen (Portefeuille Müller No. 150 Mappe 2 No. 81).

[47]) N. S. Tichonrawow u. W. A. Shukowskij (Werke III I [Moskau 1898] S. 433).

[48]) Briefwechsel zwischen Karamsin und Lavater, S. 12.

[49]) „Herrn Doctor Fränkel habe ich gesehen und Ihren Auftrag mündlich ausgerichtet“ (Karamsins Brief an Lavater, Moskau den 20. April 1787; nach der Handschrift im Lavater-Archiv zu Zürich; vergl. Briefwechsel Karamsins mit Lavater, S. 23).

[50]) Ebenda, S. 10. [51]) Ebenda, S. 63; — Waldmann „Lenz in Briefen“ S. 107, 108. [52]) Ebenda, S. 23; — Waldmann a. a. O. S. 108.

[53]) „Eine tiefe Melancholie, eine Folge von vielen Unglücksfällen machte ihn geisteskrank.“ („Briefe eines russischen Reisenden“, Karamsins Werke II, S. 10). [54]) Ebenda. [55]) Ebenda, S. 144. [56]) Ebenda, S. 153—154. [57]) Ebenda, S. 210—211.

[58]) Bock, Die Historie von der Universität zu Dorpat, S. 515. Brief an den Bruder (Rigaer Stadtbibliothek).

[59]) Lenzens Brief an „Herrn Brouwer fürnehmen Handelsherrn in Petersburg.“ Die Anrede (russisch) lautet in deutscher Übersetzung: „Gnädiger Herr und Gönner Nikolai Iwanowitsch!“ (Rigaer Stadtbibliothek).

[60]) „Vier Jahre aus dem Leben Karamsins.“ (N. S. Tichonrawow, Werke III I, S. 271). Karamsin selbst bestätigt, dafs er in Moskau viel über die Schweiz gehört habe: „Alles, was ich von Schweizer Reisenden über die Art und Weise der dortigen Hirten hörte, brachte mich in Entzücken“ (ebenda).

[61]) „Gestern Abend ging ich am Wohnhause Goethes vorüber, ich sah ihn am Fenster, blieb stehen und betrachtete ihn einen Augenblick — ein vornehmes griechisches Gesicht! Heute ging ich zu ihm; man sagte mir aber, dafs er früh morgens nach Jena gereist sei.“ (Karamsins Werke II, S. 152). Trotz dieser eignen Worte Karamsins behauptet Sipowski, dafs unser Reisender „sich gar nicht einmal bemüht habe, bis zu ihm (d. h. Goethe) zu dringen, wie beispielsweise zu Wieland.“ (N. M. Karamsin, Beilage S. 51).

[62]) Ausgewählte Werke von Karamsin, herausg. von L. Poliwanow (Moskau 1884) S. 34—39 (russisch).

[63]) Lenz, Gedichte, S. 163—165.

[64]) „Moskauer Journal“ 1791, Teil II, S. 51.

[65]) Sipowski a. a. O. S. 77.

66) „Richardson und Fielding lehrten die Franzosen und Deutschen Romane wie die Geschichte des Lebens zu schreiben“ (Briefe eines russischen Reisenden; Karamsins Werke II, S. 749). In Leipzig beschäftigt sich Karamsin mit Ossians „Fingal“ und Goldsmith's „Vicar of Wakefield.“ (Ebenda, S. 131—132).

67) Ebenda, S. 366. 68) Ebenda, S. 302.

69) „Lieber Kleist, unsterblicher Sänger des Frühlings, Held und Patriot!“ (Ebenda, S. 70). Es folgt die Erzählung vom Tode desselben, die mit folgenden Worten schliefst: „Kleist ist einer meiner Lieblingsdichter. Der Frühling erschien mir nicht so schön, wenn Thomson und Kleist mir nicht seine Herrlichkeiten geschildert hätten.“ (Ebenda S. 71).

70) Julius Cäsar, Tragödie von Shakespeare Moskau 1787, S. 3—6.

71) Karamsins Werke III, S. 283 ff., S. Ponomarew, „Materialien zu einer Bibliographie der Literatur über N. M. Karamsin“ (St. Petersburg 1883). S. 6.

72) Karamsins Werke, II, S. 142. 73) Ebenda, S. 10.

74) „Der arme Lenz ist noch in derselben Lage, wie Du ihn verlassen hast, er klagt oft über seine Krankheit. Er wohnt jetzt bei dem Fürsten E. [Engalytschew] in demselben Hause, wo wir gewohnt haben; aber wir sehen uns alle Tage. Er reist nicht nach Livland. Den ganzen Sommer über streifte er in der Umgebung Moskaus herum, übernachtete einmal in einem wüsten Garten und wurde bis aufs Hemd bestohlen“ (20. September 1789; „Russisches Archiv“ 1866, S. 1760—1761).

75) Der Einflufs Lenzens auf Karamsin bei der Entwickelung dessen Interessen für Shakespeare wird von Pogodin (N. M. Karamsin [Moskau 1866] I, S. 37), von Tichonrawow (Werke II, S. 272), A. N. Weselowski („Der Einflufs des Westens auf die russische Literatur S. 140), Sipowski (a. a. O. S. 99) und a. m. bestätigt.

76) Gedichte, S. 249—254. 77) Siehe Anmerkung 69 (S. 432).

78) Zu den gleichen Erscheinungen der Seelentrübung gehören die Gedichte, die Weinhold unter No. 108 u. 110 veröffentlicht (Gedichte S. 255 bis 256 und Anmerk. S. 325—328). Zu den letzten Erzeugnissen Lenzens gehört auch ein französisches Bruchstück unter dem Titel: „Belle lettre sans principe“, das in Form einer Vorlesung gedacht worden war, wie aus dem Anfang zu ersehen ist: „Que mes Dames ne s'effroient pas que j'ose leur tracer un système de belles lettres (mais pas un cours) sans aucun principe; l'histoire me guidera, un flambeau à la main, dans ces conduits souterrains, jusqu'à ce que nous trouvions des veritables metaux“. (Nach dem Manuskript in der Bibliothek des Prof. Weinhold). Lenz erwähnt hier auch „Ossian“ und „Werther“. Nachdem er den Inhalt dieses letzteren Romans skizziert, bemerkt er: „Le Roman est inventé et executé avec un art, qui doit réellement faire admirer le talent et l'érudition de l'auteur, aussi bien que les intentions tout-à-fait humaines de son coeur.“ Das Bruchstück blieb nur ein Vorwort zu dem „système des belles lettres“. Zu der Charakteristik der Beziehungen Lenzens zu Goethe bemerken wir, dafs er in einer andren Handschrift betitelt „Logique des Dames“ (Wasserzeichen des Papiers „1789“) aufs neue „l'auteur du Werther“ erwähnt. Von andern Skizzen erwähnen wir: 1. „Comédie des bêtes, dediée aux deux démoiselles de Pl—ff“ (1 Seite in fol.) und 2. „Le jour d'Helène ou la fondation d'un nouvel ordre pour le sexe à la fête de Mme Magdalène, le 1. de Juillet“ (Wasserzeichen 1789). Unter Pl—ff sind augenscheinlich die guten Bekannten Karamsins Pleschtschejew gemeint. Ein kleines Gedicht betitelte Lenz: A Mlle de Pl—ff enfant de huit ans et sa soeur de six. — Von andern, auch der Bibliothek des Prof. Weinhold angehörenden, aus der Moskauer Zeit stammenden Handschriften erwähnen wir: 1. Lettre adressée a quelques officiers de la commission hydraulique de la communication d'eau (Wasserzeichen 1789) und 2. Vue des opérations de la grande cloche representées à une seule feuille.

79) „Auferstanden aus den Armen des Todes.“ (Brief an den Vater, der folgendermafsen beginnt: „Theuerster mit unsterblichem Ruhm von oben geschmückter, verehrungswerther Papa!“) — „Dein getreuer obwohl offt kränklicher Bruder“ (Brief an den Bruder vom 9. November 1791). „Euer

Hochwolgeb. wollen mir meine Geschwätzigkeit als einem Kranken ... verzeihen“ (Brief à Monsieur le Baron Stiernhelm, possesseur de terres à Wasola“, datiert Moskau 14. Januar 1792) u. a. m.

[80]) „Ein hiesiger Freund hat alle meine Briefschaften, wer weiſs ob nicht aus einem unzeitigen Eiffer verbrannt, weil er merkte, daſs sie mich angriffen“ (aus dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Brief an den Vater). Dasselbe wiederholt er in einem Briefe vom 9. November 1791: „Wenn sie sich nur alle wohl befinden, wenn sie nur alle meine Thorheiten vergessen können, über welche die ganze Correspondenz unsers lieben theuern Vaters und Bruders durch Feuer verloren“ (Brief an den Bruder ohne Datum, beginnend: „Lebt unser Vater noch?“).

[81]) Brief an den Vater (Anmerkung 79).

[82]) Brief an den Bruder vom 9. November 1791 (Rigaer Stadtbibliothek.)

[83]) Aus verschiedenen Briefen der letzten Jahre des Moskauer Aufenthalts nach den Originalen in der Rigaer Stadtbibliothek.

[84]) Nach einem Konzepte Lenzens (Lenziana der Rigaer Stadtbibliothek).

[85]) Der Moskauer Pastor Jerczembski sagt in seinem Nekrologe über Lenz („Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung“ No. 99, 18. August 1792, S. 820—821): „Moskau, den 24. May. Heute starb allhier Jac. Mich. Reinh. Lenz“ usw. In dem Kirchenbuche der lutherischen St. Michaels-Kirche befindet sich die sonderbare Einzeichnung: „May, den 23. (1792) der Kandidat H. Carl Lenz aus Dorpat alt 39 Jahr an der Schwindsucht“ (A. W. Fechner, Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau [Moskau 1876] II, S. 24). Der verstorbene Lektor der Moskauer Universität, J. C. Völkel, teilt auf Grund von den Erzählungen der Zeitgenossen Lenzens, Heinemeier und des Buchhändlers Rüdiger, mit, daſs Lenz in der Nacht vom 23. zum 24. Mai auf der Straſse an einem Schlaganfalle gestorben sei („Rigaer Zeitung“ 1863, No. 134; Jegor von Sivers „Lenzens Tod“ in „Vier Beiträgen usw.“ Riga 1879 S. 99). Nach der Mitteilung Jerczembskis ist Lenz auf Kosten eines hochherzigen russischen Adligen, in dessen Hause er lange gewohnt habe, beerdigt worden. Über das Grab Lenzens siehe Jegor von Sivers a. a. O. S. 99—100, 102. Derselbe Jerczembski machte auch folgende Bemerkung über Lenzens letzte Lebensjahre: „Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nicht das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demütigungen noch mehr gereizt und artete endlich in jenen Protz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edlen Armut ist. Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von jedem Wohlthaten an und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Äuſsere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren.“

[86]) „Russisches Archiv“ 1866, S. 1761. Es ist unbekannt geblieben, wer der groſsherzige russische Edelmann, der Lenz hat beerdigen lassen, gewesen ist. Man weiſs nur, daſs Lenz eine zeitlang in der Familie der Gontscharows in Moskau unterrichtet hat. Vermutlich stand er auch in Beziehungen zu den Grafen Scheremetjew und Panin. Eins der Güter des einen von beiden hat er beschrieben: „Vergleichung der Gegend um das Landhaus des Grafen mit dem berühmten Steinthal, eine Tagereise von Straſsburg im Elsaſs“ (Wasserzeichen 1788), mit einer Übersetzung ins Französische. Auch ist noch eine kleine deutsche Handschrift mit der russischen Überschrift: „Bericht an S. E. Graf während einer monatelang dauernden Krankheit“ vorhanden.

[87]) Ramond de Carbonnières: „Les derniers aventures du jeune d'Olban“, précédés d'une notice par M. Charles Nodier (Paris 1829) — Widmung: „A M. Lenz, A sa cendre.“

Beilagen.

A. Briefe von Lenz.

1. An Friedrich Konrad Gadebusch *).

Nach der Handschrift in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Gadebuschs Briefsammlung Band I, No. 103.

Hoch Edelgeborner Hochgelahrter Herr Secretair
Verehrungswürdigster Gönner!

Ew. Hoch Edelgeb. haben mich durch die neue Probe von Dero schätzbaren Gewogenheit ausserorndtlich beschämt. Meine Feder ist zu schwach, Denenselben die regen Empfindungen meines Herzens darüber zu schildern. Ich weiss Ew. Hoch Edelgeb. meine Dankbegierde auf keine andere Art an den Tag zu legen, als dass ich meine gestrigen Wünsche für Dero Wohlseyn wiederhole, und die gütige Vorsicht um die Erhörung derselben anflehe. Der Herr überschütte Dieselben und Dero werthes Hauss im künftigen Jahr mit tausend Seegen und Heil. Er erhalte Ew. Hoch Edelgeb. bis zu den spätesten Zeiten im erspriesslichsten Wohlergehen. Er bewahre Ew. Hoch Edelgeb. für alle wiedrige Zufälle in den künftigen Jahren, und lasse mich noch lange das Glück geniessen, Dieselben in dem blühendsten Wohlstande zu sehen, und mich mit dem erkenntlichsten Herzen nennen zu dürfen

Hoch Edelgebohrner Hochgelahrter Herr Secretair
Verehrungswürdigster Gönner, Ew. Hoch Edelgeb.
gehorsamsten Diener Jacob Michael Reinhold Lenz.

Von Hause, d. 2 Jenner, 1765.

2. An Friedrich David Lenz **).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Bester Bruder!

Wie kann ich einen Augenblick anstehen, dir bey der freudigsten Begebenheit deines Lebens ein Bruderherz auszuschütten, das von Seufzern und Tränen wallet! Ich preise die Vorsicht mit dir, die dir die liebenswürdigste Gattin zuführt und unsere Familie in einem Jahre mit sovielem Glück überhäufft, das wir für gar zu grosser Freude wie betäubt sind und nichts als jauchzen und stammeln können. So sind denn nun deine Wünsche erfüllt: so schmeckest du nun zum erstenmal alles Süsse, alles Entzückende einer Liebe, die keine Angst, kein Kummer, keine Träne verbittert. So belohnt

---

*) Livländischer Historiker u. Jurist (1719—1788), seit 1766 Syndikus, später Bürgermeister von Dorpat. Vergl. Kap. II.

**) Der ältere Bruder des Dichters, (seit 1767) Pastor in Tarwast, später in Dorpat.

denn die ächte, die reine, die wahre Zärtlichkeit endlich einmal ein Herz, das nur für sie geschaffen war und das schon von Jugend auf sich heimlich nach einem Gegenstande hat sehnen müssen, dem es sich ganz überlassen könnte. O gütige Vorsicht! so erhöre denn alle unsere Wünsche, alle unsere Tränen, für dis Paar, das du selbst durch wunderbare Wege geknüpft hast. Lebe, liebster Bruder! lebe lange, lebe glücklich in den Armen deiner Cristinchen: seyd ein Muster der schönsten Ehe, ein Trost eurer für Freude weinenden Eltern, eine Freude eurer Geschwister: jeder eurer Tage müsse mit neuem Entzücken für euch geschmückt seyn, jedes eurer Jahre müsse so heiter hinfliefsen, wie ein Bach, der durch Rosen fliefst. Nie müsse ein Gram eure Seele umwölken, nie müsse ein Elend euch niederschlagen, da es euch nicht mehr allein, sondern verbunden, von der Hand Gottes verbunden, trifft, da eure Zärtlichkeit und eure Küsse euch trösten und selbst im Unglück beglücken werden. Eure Liebe sey so feurig, so rein, aber auch so unauslöschlich, wie das Feuer der Vesta: sey so dauerhaft, als ein Felsen, auf den das Meer vergeblich lofsstürmt: eure Liebe lebe mit euch, sie leide mit euch: ihr werdet zwar sterben, aber eure Liebe wird so wie eure abgeschiedenen Seelen ewig währen, sie wird um euer Grab wachen, und so wie eure Seelen dereinst wieder mit euren Körpern vereinigt werden; alsdann kann kein Tod sie mehr aufhalten, alsdann dauert sie bis in undenkbare Aeonen*).

Ich umarme dich und küsse dich 1000 mahl als dein allergetreuester Bruder
Jacob Michael Reinhold Lenz.

Dorpat den 11-ten October 1767.

3. An die Eltern.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Verehrungswürdigste Eltern!

Nach einer langsamen und ziemlich beschwerlichen Reise sind wir endlich am verwichenen Mittwochen Nachmittags um zwey Uhr glücklich und gesund zu Tarwast angekommen. Der Weg ist fast inpassabel, und die ersten Tage hatten wir ungemein starke Stürme und Regen. Wir wurden von der Wittwe recht artig aufgenommen und speiseten den ersten Abend mit dem Lieutenant Krüdner von Arrohast u. seiner Gemahlin, die sich Ihnen empfelen liefsen und mit dem Rittmeister Pietsch u. der Fräulein Krüdner. Wir werden auch noch immer zum vor und nachmittäglichen Kaffee und zur Mahlzeit herein gebethen, weil der älteste Bruder mit seiner Wirthschaft noch nicht völlig im Stande ist und wir erst mit dem Anfange der künftigen Woche unsre eigne Menage anfangen wollen. Die Wittwe ist eine simple Frau mit der der Umgang ziemlich langweilig wird: aber die Kinder sind rechte Unholde, und ich habe sie noch in meinem Leben so ungezogen nicht gesehen. Die jüngere Tochter strich ohne uns zu grüfsen mir wie ein Wirbelwind vorbey und nahm ihren Weg gerade nach dem Tisch zu, auf den sie mit einem Satz sich heraufschwung und die Aelteste machte es eben so, nur mit dem Unterschied dafs sie bey jedem Schritt eine Art von Kniks machte, wie ihn ihr die Natur gelehrt hatte. Bey Tisch schreyt alles so untereinander, dafs wir stumm seyn müssen, weil wir unser Wort nicht hören können. Der Bruder läfst sich recht sehr entschuldigen, dafs er nicht mitgeschrieben: er ist von Morgen bis Abend zu mit Arbeiten und Bräutigammen und Lehrlingen überhäufft, überdem auch mit seiner Wirthschaft beschäftigt, mit der es noch nicht in den Gang kommen will, weil die alte Jungfer noch immer Rasttage hält und überhaupt ein bisgen unlustig ist, weil sie, wie sie sagt u. sich einbildt, unter lauter Feinden hier leben mufs. Er befindet sich aber sonst nach der Reise, so wie auch ich und die Jungfer, Gottlob recht gesund und läfst Sie, das junge Paar und alle Geschwister aufs ehrerbietigste und

*) Es folgt ein Gedicht; vergl. Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 16—17.

zärtlichste grüfsen. Ich bitte gleichfalls den Neuverbundnen und allen Geschwistern meinen zärtlichsten Grufs zu vermelden und küsse Ihnen die Hand als

Meiner verehrungwürdigsten Eltern gehorsamster Sohn
Jacob Michael Reinhold Lenz.

Tarvast den 9-ten November 1767.

Auf der dritten Seite am Rande ist hinzugeschrieben:
Der Frau Obristin und ihrem würdigsten Hause, wie auch dem Herrn Pastor Oldekopp bitte unser beyder gehorsamste Empfehlung zu machen und letzterem zu seinem Nahmenstage zu gratuliren. Ich werde meine Kur erst mit der künftigen Woche anfangen und mache mir deswegen in der jetzigen bisweilen eine Motion, mit Reiten und Spazierengehen. Auf den Sonntag wird der Bruder teutsch predigen*).

4. An den Vater.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Verehrungswürdigster Herr Papa!

Ich weifs nicht, ob der Bruder bey seinen Amtsgeschäften, Catechisiren etc. Zeit haben wird, an Sie zu schreiben: ich nehme mir also die Freyheit, Ihnen abermals von dem was uns angeht, gehorsamst Nachricht zu geben. Der Bruder ist wie gesagt, sehr beschäftig, befindet sich aber bey seinen Arbeiten noch immer Gottlob! recht gesund und vergnügt. Auch mir bekommt meine Kur recht gut und aufser der kleinen Unbequemlichkeit, die mir der Diät, das Warmhalten, das Laxiren u. dgl. machen, bin ich hier so vergnügt, wie man es in der Einsamkeit seyn kann. Ich lese, oder schreibe, oder studire, oder tapeziere — oder purgiere, nachdem es die Noth erfodert. Uebrigens hoffen und wünschen wir beyde von ganzem Herzen, dafs dieser Brief sowohl Sie, als meine hochzuehrende Frau Mamma recht gesund, vergnügt und zufrieden antreffen möge.

Doch! eine Bitte, gütigster Herr Papa! zu der mich die Noth und Dero väterliche Gewogenheit berechtigen. Ich habe bey der neulichen Herreise empfunden, wie wenig ein blofser Roquelor bey Reisen in kühler und windiger Witterung vorschlage. Ich kann mir also leicht vorstellen, wie es anziehen mufs, wenn man im Winter im blofsen Mantelrock reiset. Ich weifs wirklich nicht, wie ich einmal nach Derpt zurückkommen oder falls des Bruders Hochzeit im Januar**) sein sollte, zu der er mit seiner Equipage mich mitnehmen will, wie ich die Reise dorthin werde thun können. Ueberdem ist mir ein Pelz allezeit nöthig: ich nehme mir also die Freyheit, Sie ganz gehorsamst zu bitten, ob Sie mir nicht könnten für 3 Rubel das Futter dazu, nemlich einen Sack schwarzen Schmasschen aus den Russischen Buden ausnehmen lassen. Das Oberzeug darf nur Etemin seyn: und da Sie in dieser Zeit sich ohnedem ausgegeben haben, so dafs ich mich billig gescheut haben würde, mir von Denenselben was gehorsamst auszubitten, wenn mich nicht die Noth zwänge: so könnte es ja solange in Peukers Bude auf Conto gesetzt werden, bis es Ihnen weniger beschwerlich fiele, das Geld dafür zu bezahlen. Ich überlasse dies übrigens ganz Ihrer eigenen gütigen Disposition und werde mich auch alsdenn zufrieden geben, wenn die Umstände es für dismal nicht erlauben sollten. Uebrigens küsse ich Ihnen und meiner besten Mamma ganz gehorsamst die Hand und bin nach 1000 Grüfsen an allen meine Geschwister

*) Auf der letzten Seite steht die Adresse:
A Monsieur
Lenz Prevot ecclesiastique et Ministre du St. Evangile à l'eglise de St. Jean
à Dorpat.

**) Im Original steht: Janauar.

und nach gehorsamen Empfehl an die Frau Obristin Albedille nebst Ihrem ganzen würdigsten Hause, an den Herrn Pastor Oldekopp und alle übrige Gönner und Freunde

Meines verehrungswürdigsten Herrn Papas gehorsamster Sohn
Jacob Michael Reinhold Lenz.

Tarwasts Pastorath den 24-ten November 1767.

P. S. Der Bruder läſst sich nochmals gehorsamst entschuldigen, daſs er dismal nicht mitgeschrieben. Er hat gestern den ganzen Tag mit Brautsleuten und Lehrlingen zu thun gehabt, gestern Abend um 12 Uhr in aller möglichen Eile noch nach Reval geschrieben, welchen Brief er gehorsamst zu bestellen bittet und ist heut früh schon bey dem scharfen Frost den wir seit einiger Zeit gehabt haben und bey dem Schnee und Sturm*) der verwichenen Nacht, catechisiren mit Schlitten gefahren. Er läſst unterdessen Ihnen und seiner würdigsten Frau Mamma seinen kindlichen Handkuſs und allen seinen Geschwistern besonders dem jungen Paar, wie auch allen guten Freunden seinen zärtlichsten Gruſs versichern**).

5. An den Bruder Friedrich David Lenz.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Mein liebstes junges Paar!

Wie sind Sie angekommen? Wieviel Glieder und Sinne haben Sie noch übrig? (denn ihren Leuten wird wohl Verstand und alle Sinne erfroren seyn). Wie haben Sies zu Wasser und zu Lande gehabt? Sind sie auch geirret? Und wie haben Sie alles zu Hause gefunden? Wie lassen sich die Schwedischen Reichsräthe an? Und wie gefällt Ihnen, meine liebe junge Frau, das einsame Tarwast? Zum andern befinden wir uns alle so, wie Sie uns gelassen haben. Papa ist Papa, und Mamma ist Mamma, und Moritz und seine Frau und alle übrige sind gesund und vergnügt, und ich, ich sey Jacob.

Zum dritten, vierten und zehnten habe ich auch die Ehre zum Geburstag zu gratuliren und zu wünschen mmmmmmm und wieder der Herr mmmmm und wieder der Heiland mmmmm***) und wieder sitzo. Oder besser: ich wünsche auch, daſs Sie möchten zu einer glücklichen Stunde geboren seyn . . . und nicht nur dieses sondern viele folgende zu erleben und mit Gesundheit zu verzehren.

Oder dito feiner. Wünsche auch, daſs der barmherziger Gott verleyhen wolle einen kräftigen Geist des Danielis und wenn es sollte dermaleins zum Jahre des Nestors kommen, dieselben; Sie gehen nimmer aus meinem Gemüthe weg. Anbey wünsche auch daſs in künftiger Zeit benebenst guter Gesundheit dermaleinst mancher kleiner Herr Söhnlein um die Eltern wimmeln mag, benebst den Oelpflänzlein um dero Tisch, sie grünen und blühen. Abkürze hier meine Gratulation, dieweil der drange Raum mich verweigert, hierüber weiter herauszulassen.

Ernsthaft zu reden so ist es Schade, daſs wir an diesem Tage nicht hier zusammen vergnügt seyn konnten. Doch ich bin jetzt im Geist auf Tarwast und schwatze Ihnen was vor, dann werde ich ganz ernsthaft und wünsche Ihnen beyden so viele und so angenehme Geburtstage, als Sie sich selbst wünschen, und soviel Vergnügen, als Ihnen die ersten Umarmungen in Reval gaben, an dem heutigen Tage†).

Neuigkeiten! Madem. Smoljan und die Majorin Graſs sind weggereiset. Die Oldekoppin ist recht böse auf dich, lieber Bruder und auf deine junge Frau, daſs ihr nicht bey ihr gewesen seyd.

---

*) Im Original steht: „Stüm".
**) Es folgt ein Postskriptum von der Hand F. D. Lenzens.
***) Genau nach dem Original wiedergegeben.
†) Es folgt ein Gedicht; vergl. Lenz, Gedichte, herausg. von Weinhold, S. 18

Papa und Mamma, die sich Gottlob! noch erträglich befinden, Moritz und seine Frau, die vielleicht selbst auch schreiben werden, Lieschen, Christian und die kleinen Geschwister, alle Freunde besonders die Frau Obristin und die Fräuleins grüfsen und küssen 1000 mal Fräu- und Männlein. Auch wird die alte Jungfer begrüfst. Leben Sie gesund und vergnügt mein liebstes Paar! und behalten Sie immer lieb

Ihren zärtlichsten Bruder
Jacob Michael Reinhold Lenz.

Am Geburtstage 1768.

P. S. Wenn du, liebster Bruder! einige Exemplare von den hochzeitlichen Gedichten hast, so schicke Sie mir doch, ich habe kein einziges. Onkel Kellner vergafs auch uns welche mitzugeben. Die Capit. Sege und die Lieutnantin Brandt von Fetenhof und die Majorin Toll von Wissus haben junge Söhne. Die alte Oldenkoppin ist ziemlich krank. Heut hat H. Recktor für Reichenberg gepredigt. Adieu! Dieses am Sonntage.

Am Rande der ersten Seite: Mamma bittet den Sack zurück in welchem dein Junge Salz mitgenommen hat. Sie grüfset Sohn und Tochter aufs zärtlichste und bittet sehr um angeführten Sack.

Auf der vierten Seite zwischen die Zeilen geschrieben: Ihres Herrn Bruders seine Grüfse von mich sind zu kalt, hier folgen die zärtlichsten die aufrichtigsten die feurigsten von mich und meiner Tochter, von meiner eigenen Hand. Albedyll.

6. An Heinrich Christian Boie *).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Ich habe noch etwas für Sie Boje! das ich aber unter zehn Dukaten baare Bezahlung nicht herausgeben kann. Es ist eine Erzehlung in Marmontels Manier, aber wie ich hoffe nicht mit seinem Pinsel. Sie können (wie zu allem was ich Ihnen schicke) dreist meinen Namen nennen, wenn Ihnen das rathsamer deucht. Auch hat es in der That fünf Bogen, sehr komprefs geschrieben.

Verzeyhn Sie mir meinen Ungestüm, ich sitze jetzt recht mitten in der Noth drin. Meine Schulden sind nach meiner Proportion beträchtlich und wenn ich nicht geschwinde Rath schaffe, mufs ich befürchten an einem Ort wo meine Reputation mir bisher meinen ganzen Unterhalt verschaft hat, für immer und unwiederbringlich prostituirt zu werden.

Leben Sie wohl Lieber! und antworten mir sobald es seyn kann. Sobald ich Ihre Meynung mit dem Vorschufs erhalte, sollen Sie meinen Zerbin unfehlbar ehe Sie sich umsehen, in die Arme schliefsen, der Ihnen mehr Freude machen wird als alles was Sie noch bisher von mir gesehen.

Ihr Freund Lenz **).

7. An denselben ***).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Hier lieber Freund, Zerbin, den ich aber unverzüglich zurückhaben mufs, wenn Sie ihn nicht brauchen können, wollen, was weifs ich. Ich habe mehr als einen, der mir zehn Ducaten dafür giebt und was ich thue, thu ich um Ihrentwillen. Mit den Knitteln, dacht ichs doch dafs es nicht gehen würde 'neinzuwerfen; Sie schicken mir aber, ich bitte, sie wieder, es wartet hier jemand mit Ungeduld auf sie. Meine gröfseren Sachen können eine Weile

*) Dichter, Kritiker und Journalist, der dem Göttinger Kreise nahestand (1744—1808). Herausgeber des „Deutschen Museum“, in dem Lenzens Schriften erschienen. Siehe die Monographie K. Weinholds: Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert (Halle 1868).

**) Eine Seite in 4°. Der Brief stammt dem Inhalte nach von Ende 1775.

***) Eine Seite in 4°. Anmerkung von Boies Hand: Empfangen den 2ten Jan. 1776.

ruhen, unterdessen bitte Hellwiegen einen warmen Grufs von mir zu sagen. Meinen letzten Brief an Sie und meine Umstände bitte verschwiegen zu halten.

Herr Blessig den Sie noch aus Göttingen kennen werden, arbeitet an etwas das wir Ihnen auch zugedacht haben und von dem er den ersten Bogen in einer unserer Versammlungen mit allgemeinem Beyfall vorgelesen. Sein Süjet ist die Bildung der griechischen Sprache durch die Poeten und Philosophen und er sammelt noch fleifsig Materialien zu künftiger Bearbeitung. Sie kennen vielleicht schon die ganze Feinheit und Stärke seiner Diktion.

Unsere deutsche Gesellschaft vergröfsert sich von Tage zu Tage. Schlosser ist auch davon und in Colmar Freyburg und andern benachbarten Oertern bekommen wir Zuwachs. In Erwartung baldiger Antwort und Nachricht von Zerbins Schicksal, das ich ganz ohne Umstände mir als ein Biedermann zu bestimmen bitte, bin mit wahrer Freundschaft

Ihr ehrlicher Fr. u. Diener Lenz.

8. An denselben *).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

. . . Gotter läfst ein Schauspiel von mir drucken: die Algierer, eine Nachahmung der Captivei im Plautus. Lavater hat ein Gedicht von anderthalb Bogen von mir herausgegeben: Petrarch aus seinen Liedern gezogen, eine kleine Ergiefsung des Herzens die Ihnen Freude machen wird. Beyde werden wohl in Leipzig zu haben seyn. Machen Sie mir doch die Freude und schicken mir einige Anzeigen von Ihrer Wochenschrift [Über „Wochen" ist „Monaths" geschrieben] nach der mich hier so manche Leute gefragt haben an denen Ihnen gelegen ist. Ihre Litterarischen Neuigkeiten sind mir und meinen Freunden sehr willkommen. Unsere deutsche Gesellschaft breitet ihren Wipfel immer weiter aus, so dafs ich unter ihrem Schatten von der Hitze des Tages oft herrlich abgekühlt werde. Einige Mitglieder derselben, unter andern eine sehr liebenswürdige Magistratsperson (Herr v. Türkheim) arbeiten an der Wochenschrift der Bürgerfreund der ich an manchen Orten Deutschlands Nachahmer wünschte. Besonders in Ansehung des Lokalen. In der Schweiz kommen auch noch flüchtige Aufsätze von mir heraus, in denen ein Familiengemählde: die beyden Alten, ein Drama Ihre Augen füllen wird.

. . . in Colmar kenne ich einen jungen Franzosen, von dem ich etwas in Lausanne werde drucken lassen, das Ihnen die Beschaffenheit des Bodens im Elsafs zur Hervorbringung poetischer Köpfe näher bezeichnen wird. — Wissen Sie dafs Stella von Goethen in Berlin gedruckt wird und er in Weymar bleibt? — Vielleicht komm' ich auch bald in Ihre Gegenden. Lieben Sie immer

Ihren Freund Lenz.

Am Rande der dritten Seite: Herrn Zimmermann wenn Sie ihn sehen, meine ganze Hochachtung. Ich wünschte mehr Zeit zu haben, ihn in seinem Sohn zu geniefsen.

Am Rande der ersten Seite: Zu Ihrem Museum werde Ihnen mit Beyträgen die Ihnen lieb seyn werden nicht entstehen. Ich bin sehr begierig aufs erste Stück. Sorgen Sie nicht, Sie sollen meine Freunde hier, die sich durch Sie produziren, nicht mit Geld bezahlen.

9. An denselben **).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Wie wär' es bester Freund! wenn Sie die Freunde machen den Philosophen dem Herrn Leibarzt Zimmermann gäben (der mich schon darum angesprochen),

---

*) Drei Seiten in 4⁰, auf der vierten die Adresse: Herrn Heinr. Boie, Gelehrten in Göttingen. Anmerkung von Boies Hand: den 15. Febr. 1776. Den Anfang des Briefes veröffentlichte J. v. Sivers in seinem Buche: J. M. R. Lenz. Vier Beiträge (Riga 1879), S. 78—79.

**) Drei Seiten in 4⁰. Anmerkung: den 11. Merz 76; auf der vierten Seite die Adresse: Herrn Staabssekretär Boje in Hannover.

dafs er sie bey Reichen in Leipzig noch auf die Ostermesse könnte drucken lassen. Von dem Honorario gäb' er Ihnen soviel für Ihren Freund Herrn Hellwing ab, als ihm der Druck der Wolken gekostet, „zugleich versprächen Sie ihm aufs heiligste ein ander Stück von mir das vielleicht gegen Michael fertig wird, gewifs, kann ich sagen, da es nur noch an der letzten Hand fehlt die ich dran lege".

Es wäre mir aus Ursachen die auch Herr Leibarzt Zimmermann weifs lieber die Freunde diese Ostern in Leipzig erscheinen zu sehen überdem mufs ich Ihnen aufrichtig gestehen dafs ich gegenwärtig durch Schulden und andere wunderbare Verwickelungen mich in einer Geldnoth befinde die üble Folgen auf mein ganzes künftiges Schicksal haben könnte. Umarmung.

Lenz.

Anmerkung am Rande der Seite: Herr Reich würde vielleicht auch die Correktur, Pappier und Vignetten besser besorgen können und bey meinem ersten Wiedereintritt in das Publikum seit meinen verdrieslichen Autorhändeln mufs mir daran gelegen seyn. Wie befinden Sie sich in Ihrem neuen Zusammenhange. Die Nähe des Herrn Leibarzt Z. wird Ihnen sehr erquicklich seyn. Machen Sie diesem verehrungswürdigen Mann meine wärmste Empfehlung. Auch Herrn Hellwing empfehlen Sie mich.

Fortsetzung auf der Rückseite: Könnte ich auf das möglichst geschwindeste ein Exemplar der Vertheidigung W. sobald es schwarz auf weifs ist (oder vielmehr einige) bekommen, ich bin ihrer höchstbedürftig, besonders da ich Wielanden selber davon geschrieben und ihn von der Wahrheit meiner guten Gesinnungen gegen ihn überzeugen möchte.

Die Wolken sind doch schon so gut als vernichtet worden? Ich stütze mich auf Ihr Wort.

Wollten Sie allenfalls sich selber die Mühe nehmen Herrn Wieland ein Paar Vertheidigungen ohne Namen und Ort zuzuschicken, damit er sie desto eher bekommt und sein Mifstrauen gegen uns entwaffnet wird*).

. . . .

Auch dafür werde ich Sie künftig schon mit mehrerem versorgen. Keine Erzehlung wie Zerbin aber ein kleiner Roman in Briefen von mehreren Personen, der einen wunderbaren Pendant zum Werther geben dürfte. Doch ist alles dies nur noch Entwurf. Von Fremden aber hab ich manche interessante Aufsätze liegen. Melden Sie mir doch gütigst mehr literarische Neuigkeiten.

10. An denselben **).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Ich danke Ihnen lieber wahrer warmer Freund! für alle Ihre freundschaftlichen, soll ich lieber sagen, patriotischen Mühwaltungen. Alles ist gegangen wie ichs wünschte und das, weil das Geschäft Ihnen anvertraut war. Lassen Sie die abgedruckten Exemplare alle zu sich kommen und heben Sie sie sorgfältiger als Schiefspulver auf — [am Rande: Kein Mensch darf sie zu Augen bekommen, oder unsre Freundschaft ist todt] — bis ich Ihnen sage was damit anzufangen. Eins möcht ich doch zur Probe haben mehrere Vertheidigungen aber halte ich mir ja aus. Der Verlust kränkt mich nicht, so beträchtlich er für einen Poeten ist. Und nun nehmen Sie nochmals meinen Dank und meinen Kufs und meine Umarmung für das Vollziehenhelfen einer Sache deren Folgen ich alle zu rechter Zeit zu benutzen wissen werde.

Jetzt will ich Ihnen gestehen, dafs dem armen Hellwing ohnehin bey den Wolken ein Nachdruck würde zuvorgeeilt seyn, den ich mit allen Kräften die ich anwandte nicht würde haben verhindern können. Es hatte jemand

*) Dieser Teil des Briefes von den Worten an: Könnte ich usw. ist von Sivers in seinem erwähnten Buche S. 88 abgedruckt worden.

**) Eine Seite in 4°. Anmerkung: Empf. den 16ten Merz 1776.

durch die dritte Hand das Mskpt. bekommen eine Abschrift davon genommen und schrieb mir er würde es drucken lassen, ich möcht's erlauben oder nicht. Jetzt ist auch das durch eine Aufopferung verhindert.

11. An denselben *).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Weymar d. 30sten Aprill 76.

Haben Sie doch die Güte bester Freund bey Hn. Hellwing zu kontremandiren, dafs er keine Exemplare der Vertheidigung Wielanden zuschicke. Sie würden ihn nur beunruhigen und ich habe den Mann zu lieb, ihm nicht alles zu erspahren was seine ruhige Dichterexistenz, die er gewifs verdient wenn sie ein Mensch auf der Welt verdienen kann, unterbrechen könnte. Ich wünschte allen meinen Freunden dafs sie diesen Mann kennen lernten, wie ich ihn nun kenne und ihn liebten in dem Grade als ers werth ist, sie würden sich dabey sehr wohl befinden **).

Vom Musäum sprechen wir nicht eher, als bis ich aus Ihrer Liebe und Güte die erbethene Liste von den Appointements eines Hannöverischen Infanterie- und Cavallerie-Regiments habe, woran mir alles gelegen ist. Ich befinde mich hier so wohl dafs mir meine Existenz halb wie ein angenehmer Traum vorkommt. Nichtsdestoweniger werd ich einen Monathen aufs Land gehn um zu meinen Arbeiten wiederaufzuwachen. Ich umarme Sie nach viel Empfehlungen an Hn. Leibarzt Zimmermann als

Ihr aufrichtigster Freund Lenz.

12. An denselben ***).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Lieber Freund Boje! Die Soldaten sind nicht von mir, ich bleibe dabey, mögen die Herren die so geschwind mit dem Druckenlassen fertig waren, auch den Namen auf sich nehmen. Der Verf. des Hofmeisters darf Sie nicht irre machen, es ist nichts leichter geschrieben als eine Komödie von der Art, aber nichts schwerer verantwortet. Auch dächt ich hätten wir itzt Produckte in der vorgeblichen Manier die Menge als dafs dieses itzt ganz nothwendig sollte und müfste auf den Verf. des Hofmeisters schliefsen machen. Kurz ich habe selbst bey dem der es zuerst Hrn. Leibarzt zugeschickt, meinen Namen nur für einen andern hergegeben der verborgen bleiben mufste. Und den die Bekanntmachung dieser Rhapsodie über kurz oder lang zu Grunde richten wird, da all seine Verhältnisse drüber zum Teuffel gehen. Es thut mir weh genug und ich habe mir alle Mühe gegeben vorzubiegen. Vielleicht hilft dies noch.

Verzeyhen Sie mein langes Stillschweigen, ich habe viel sehr viel zu thun und mich deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert. Schlosser wird Ihnen vielleicht den Engländer schicken; aber unter angehängter Bedingung nicht meinen Namen zu nennen, denn auch ich will und darf nicht überall genannt werden. Wenn das Ding ohne Namen nichts nutz ist, so werfen Sies ins Sekret.

Es ist eine grofse Sache, lieber, andere Leute nie als Individua sondern in und mit ihren Verbindungen zu behandeln. So wird einem oft ein Dolch ins Herz gedrückt und man weifs nicht über wen man sich beklagen soll. Ich rede hier nicht von mir; aber der Verf. der Soldaten — wenn er weniger jung, weniger Hofnungen gebend, mir weniger anhänglich gewesen wäre, welches Sie auch aus dem Styl sehen können, würde ich kein Wort

*) Eine Seite in 4⁰.
**) Siehe J. v. Sivers, J. M. R. Lenz. Vier Beiträge (Riga 1879). S. 91.
***) Drei Seiten in 4⁰. Anmerkung: Empf. d. 13ten Aug. 1776.

sagen. Hätt er doch nie meine Bekanntschaft gesucht und das unglückliche Talent noch ein wenig ruhen lassen.

L.

Nachschrift: nur daſs dieser Brief nicht auch gedruckt wird.

Am Rande der ersten Seite: Verzeyhen Sie meine Länge über einen so uninteressanten Punkt für Sie. Es liegt mir zu sehr am Herzen als daſs ich nicht bitten und geilen sollte um Stillschweigen.

Am Rande der zweiten Seite: Der Verf. der Soldaten heiſst Steenkerk (darüber geschrieben: „soll und muſs so heiſsen"), ich darf auch meinen Namen nicht länger hergeben da ich in zuviel Verdrieſslichkeiten dadurch gerathen würde und man von mir auf ihn rathen könnte, nur eine Scene ist von mir.

Auf derselben Seite unten: thun Sie mir die Liebe und hindern die Publizität der Soldaten soviel an Ihnen ist, bitten auch Zimmermann drum. Nur nicht viel davon geredt, ich bitte, noch weniger geschrieben.

Am Rande der dritten Seite: Ich danke für die Liste: sie kam mir zwar ein wenig zu spät. Wissen Sie mir nicht zu sagen, wohin man Briefe an Hn. v. Lindau adressirt und wenn wieder ein Schiff abgeht auch ob stark geworben wird.

13. An denselben *).

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Darf ich Sie um Ihrent- und meinetwillen bitten, das [Blättgen] über die launigten Dichter noch nicht in Ihr Musäum zu rücken. Unser Publikum hat noch keinen Sinn dazu und es könnte entsetzlich miſsverstanden werden. Heben Sies auf bis Zeit und Gelegenheit Beobachtungen günstiger sind, die durchaus auf keinen einzelnen Fall dürfen gezogen werden und wo diesmal die Anwendung auf Wieland, auf dessen wenigste Sachen sie passen, unvermeidlich wäre.

Ich schwärme in der Schweitz herum, habe in Schieznach vier goldene Tage gelebt, in Zürich Basel und Schafhausen viel Liebe genossen. Sagen Sie Zimmermann, daſs seiner als Grundleger der helvetischen Gesellschaft mit vieler Erbauung ist gedacht worden und daſs er an Hn. Docktor Stuker, einem würdigen Menschen unter den Würdigen, einen warmen Freund hat. Daſs der Landpr. bald auf einander folgt freut mich, überhaupt würden Sie wohlthun, ihre Sachen nicht mehr so zu zertrennen, worüber man mir hie und da und von sicherer Hand viel Beschwerden geäuſsert hat. Natürlich ists daſs drey Viertheil von dem Eindruck des Ganzen verloren gehen. Wär' es möglich noch die zwo Hälften zu verbinden, würden Sie sehr wohlthun denn wenn ich die Strahlen eines Brennspiegels auseinanderwerfe, kann kein Flämmlein erfolgen. Leben Sie indeſsen wohl und empfehlen mich Zimmermann und allen Edlen Ihrer Gegend.

d. 26-ten Mäy 1777.

Am Rande der ersten Seite: Wenn dies ins Musäum kommt, darf ich Ihnen nie wieder etwas zuschicken.

14. An den Vater **).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Bester Vater!

Es war die Mutter vom nunmehrigen geheimen Legationsrath Goethe, die ich in Frankfurt auf der Durchreise das erstemal kennen gelernet, von der ich Mamaen das schrieb. Seine Schwester, eine gleichfalls sehr würdige Dame ist lange verheurathet mit einem Mann der ihrer werth ist.

*) Drei Seiten in 4°.
**) 4 Seiten in 4°, 1776 aus Weimar.

Ich Ihrer spotten — das ist ein Gedanke, der mich tödten würde, wenn ich nicht hoffen dürfte, dafs er nur aus Ihrer Feder, nicht aus Ihrem Herzen gekommen ist. Ich sehe mein Vater! dafs es ein Schicksal ist, das ich nicht ändern kann, wegen Entfernungen der Zeit und des Orts von Ihnen und allen den Meinigen mifsverstanden zu werden. Wie heilig mir Ihre Briefe sind, mag Gott Ihnen durch einen andern Weg als durch meine Feder künftig bekannt machen, oder auch nur ahnden lassen. Fahren Sie fort mir diese höchsten Beweise Ihrer Güte noch zu zuschicken wenn Sie mich dessen werth glauben.

Goethe ehrt Sie wie ich. Die Welt ist grofs mein Vater, die Wirkungskreise verschieden. Alle Menschen können nicht einerley Meynungen oder vielleicht nur einerley Art sie auszudrücken haben. So unvollkommen das was man in jedem Fach der menschlichen Erkenntnifs modern nennt, seyn mag, so ist es, wie Sie selbst mir nicht ganz absprechen werden, jungen Leuten doch nothwendig, sich hinein zu schicken, wenn sie der Welt brauchbar werden wollen. Glücklich sind sie wenn sie Väter haben wie ich, deren Beyspiel auch bey veränderten Umständen und Zeiten immer und ewig ihnen Muster bleiben mufs. Das sage ich weder aus Heucheley noch aus Schmeicheley, denn was für Vortheile könnte mir beydes bringen, sondern aus Erkenntnifs der Wahrheit, aus inniger Verehrung und Anbetung des Geists der in Ihnen webt und würket.

Die Briefe meiner Geschwister stärkten mich gleichfalls. Sagen Sie Fritzen ich werde Sorge für seinen Auftrag haben, fürchte aber, er werde ein wenig unthulich seyn, falls nicht etwa ein Landsmann nach Lief- oder Curland hineingeht, der einen Burschen mitnimmt. Mein Bruder Christian ist immer der einzige Mensch der mich noch am besten verstehen kann; sein Glück, seine Zufriedenheit sind die meinigen. Schwester Lottgen und Liesgen bitte ihre Munterkeit nicht zu verlieren, das Leben wird heutzutage immer bitterer — und immer süfser. Ein Augenblick — ersetzt Jahre voll Kummer — auch ein Augenblick wie der wenn ich Nachrichten von Ihnen erhalte. Schwester Norgen möchte ich sehen, Bruder Carl wird die Hofnungen seines Vaters nicht so grausam hintergehen als ich. Dürft ich bitten alle Ihre Schattenbilder zu nehmen, und sie mir verkleinert mit einem Instrument das man Storchenschnabel nennt, im Briefe zuzuschicken. Ich mufs noch hinzusetzen, dafs ich jetzt durch die Bekanntschaft Wielands eines der gröfsesten Menschen unsers Jahrhunderts, dessen Werth aber freilich nur erst die Nachwelt ganz schätzen wird — und ich darf sagen durch sein Herz und seine Freundschaft eine der glücklichsten Aquisitionen meines Lebens gemacht.

Darf ich nochmals um Ihre Lebensgeschichte flehen. Nur auf einem Blättgen wenns Ihre Zeit nicht erlauben will. Ich küsse Mama und Ihnen die Hand und alle Geschwister tausendmal. Ihr gehorsamster Sohn

J. M. R. Lenz.

S. 1 am Rande: Wie Goethe und die Seinigen sich zu allen Zeiten gegen mich bewiesen und wieviel ich Ihnen schuldig bin, kann ich nie genug erkennen und rühmen.

S. 2 am Rande: Bitten Sie doch Bruder Carl um die einzige Freundschaft mir in einer guten Stunde aus Ihrem und meiner Mutter Munde historische Nachrichten von meinen Grofseltern (Anmerkung, auf derselben Seite oben auf den umgekehrten Bogen geschrieben: NB. wollten Sie mich würdigen, etwas von Ihrer eigenen Lebensgeschichte dazuzutun, würd ichs mit dem höchsten Dank erkennen) so wohl von Ihrer als von mütterlicher Seite aufzuschreiben und zuzusenden, er wird unserm Herzog damit Freude machen. Die Gnade dieses Fürsten für mich ist Gottes Werk.

S. 3 am Rande: ich küsse Schwester Norchen und bitte sie das Glück ganz zu fühlen und zu schätzen, der letzte Trost ihrer Eltern zu seyn.

S. 4 am Rande: im Merkur werden Sie mich bisweilen auch finden.

15. An Zimmermann*).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Hier mein treflicher Freund und Gönner die gedruckte Kopey eines Gedichts das der von Seiten seines Herzens wahrhaftig liebenswürdige Lindau kurz vor seinem Abmarsch nach Amerika (der nun würklich erfolgt ist) gemacht hat. Er äuſserte in seinem letzten Briefe den Wunsch oder vielmehr er beschwur uns, wenn wir mittelbar oder unmittelbar einigen Zusammenhang mit Amerika hätten, es dahin an den D. Franklin oder General Washington kommen zu lassen und ihnen zugleich einige Personalien von dem Verfasser zu melden. Wis wissen uns (Wieland, Goethe und ich) bey dieser Foderung an niemand zu wenden, als an Sie mein Theurester und da Sie die Sache der Freiheit auch unter allen Verhältnissen lieben, so glaube ich wenn Sie es füglich thun können, werden Sie auch diesen letzten Willen des treflichsten aller Don Quischotte vollziehen helfen, da in der That wie ich glaube den Kolonieen eine Erscheinung dieser Art nicht anders als willkommen und aufmunternd seyn kann. Und man überhaupt nicht weiſs was ein ausgeworfener Saamenstaub für gute Folgen haben kann.

Ich habe auf Ihren nur gar zu gegründeten Rath an Hellwing durch unsern Freund Boje geschrieben (dem ich mich gütigst sehr zu empfelen und ihm für die Mittheilung der Komödien und seines Freunds Matthei und der Herren von Holzschuh zu danken bitte) und mir die Bekanntmachung der Wolken sowohl als ihrer Vertheidigung sehr ernsthaft verbeten, hoffe auch daſs dieser gute Mann Hellwing Wort zu halten nicht für eine Sache halten wird, der ein Mensch auf der Welt sich überheben könne, besonders, sobald er handelt und in Verhältnissen steht. Zudem habe in der Vertheidigung Druckfehler gefunden die dem ganzen Dinge ein schiefes und häſsliches Ansehen geben, gefühllos anstatt gefühlig, gewiſs ich müſste selbst gefühllos seyn wenn ich die Bekanntmachung einer so nachteiligen Vertheidigung W. ertragen könnte. Statt N ist I und andere dergleichen Späsgen die mir den ganzen Zweck der Schrift verderben, die überhaupt bey unsrer gegenwärtigen Lage wenig Wirkung thun wird:

Ich [illegible]e jetzt an einem Werk über die Soldatenehen das ich wohl französisch schreiben und die Reise werde nach Paris machen lassen. Ein Gegenstand den ich schon bey drey Jahren in meinem Kopf herumgewelzt. Bitte sehr unsern Freund Boje mir das versprochene zukommen zu lassen. Er wird vielleicht von Schlossern etwas von mir in sein Musäum erhalten, das hier am Hofe viel Sensation gemacht hat. Wieland Goethe und ich leben in einer seeligen Gemeinschaft, erstere beyde Morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese wo die Soldaten exerziren, nachmittags treffen wir uns oben beym Herzog, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe die alle (so wie auch wir) eine besondere Art Kleidung tragen und er die Weltgeister nennt seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann.

Ich werde wohl bald den gar zu reitzenden Hof verlassen und in eine Einsiedeley hier herum gehen meine Arbeit zu Stande zu bringen, zu der ich hier nur Kräfte sammle. Sodann bin ich für die ganze Welt und für alle meine Freunde todt. Ich bitte sehr das keinen Unterschied in unserm künftigen Zusammenhange machen zu lassen. Sagen Sie mir doch, mein Gönner, ob man in Hannover französische Sachen darf drucken lassen. Reich will nicht dran wegen der Schwürigkeit des Umsatzes. Auch wollte Sie gehorsamst fragen, ob die versprochenen Exemplare der Soldaten wirklich an mich nach Strasb. abgegangen, ich könnte Sie hier gar zu gut brauchen besonders da hier soviel ich weiſs weder Buchladen noch Buchhandel ist und

*) 4 Seiten in 4°, aus Weimar, ohne Nennung des Adressaten. Mit Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, daſs der Brief an Zimmermann gerichtet ist, der häufig in den Briefen von Lenz an Boie erwähnt wird. Vergl.: Aus Herders Nachlaſs, II, S. 362 ff.

ich sie nicht einmal für Geld bekommen kann, meinen Freunden aber Exemplare abzubetteln mich schäme.

Auch Sie werden die traurige Neuigkeit von der russischen Grofsfürstin *) wohl gehört haben, die ein gewisser Herr v. Edelsheim Regierungsrath am Carlsruher Hofe, ein artiger Mann und der sich einen Freund von Klopstock sagte, hieher gebracht hat. Der Herzog, besonders aber die Herzogin sind in der lebhaftesten Betrübnifs darüber.

Die Fremden gehen jetzt hier sehr häuffig. Ich habe auch unter denen viele wunderbare Gelegenheiten gefunden, Personen die ich zu sehen aufgegeben hatte wiederzusehen. So den geheimen Rath Vietinghof aus Liefland zum Exempel, der ins Bad und von da nach Frankreich England und Italien geht und durch den ich vielleicht meine Schrift in Paris überreichen lassen werde, wenn ich sie nur noch aufs höchste gegen den October fertig gedruckt haben kann denn er bleibt nur die eine Hälfte des Winters dort. die andere Hälfte passirt er in Italien.

Herder und Stollberg sind noch nicht hier **), der letzte kommt erst auf den Herbst, warum der erste aber zögert begreiffe ich nicht. Ich wünsche ihn aus allen Kräften hieher, hoffe auch dafs die letzten Steinchen des Anstofses bald weggeräumt seyn werden. Der Herzog ehrt ihn ungemein.

Anmerkung am Rande der vierten Seite: Im Merkur werden Sie künftig auch mich zuweilen sehen. Was ist doch die Frau v. Stein für ein Engel, deren Schatten Sie uns in Strasbg. wiesen.

16. An denselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Schon lange mein verehrungswürdiger Freund hätt ich Ihnen einige Zeilen zugeschickt wenn ich den Erinnerungen meines Herzens hätte folgen wollen; da meine Zeit aber mir nur zugemessen ist und ich in der Freundschaft die stillen und unbekantbleibenden Gefühle den wortreichen oder auch nur denen die sich produzieren möchten vorziehe, so habe ich einen Mann wie Sie lieber der sich immer gleichbleibenden Ueberzeugung von unserer Hochachtung weil sie auf Werth gegründet ist und uns Werth giebt, lassen, als Ihnen durch unnütze Worte den Argwohn geben wollen, als könnt' ich einen Augenblick Ihre gute Meynung von uns in Zweiffel ziehen.

Darf ich Sie bitten sich gegenwärtiges Gedichts ***) bey unserm Freunde Boje anzunehmen das hoffentlich die Aergernisse die ich dem Publikum in Ansehung Wielands gegeben wieder gut machen und denen Beherzigungen selbst die mich gezwungen über die Schnur zu hauen und die ich in der Vertheidigung etc. dargelegt, mehr Gewicht geben wird. Sie als ein erfahrner Steuermann auf den Wogen desselben sowohl bey Sturm als Windstille. müssen mich aufs halbe Wort verstehen.

Ich finde einen unaussprechlichen Reitz an der Einsamkeit, sie allein befriedigt alle meine Bedürfnisse doch find ich itzt Ihre Philosophischen Beobachtungen darüber mehr als jemals bestättigt. Ich wünschte von Herzen es erschiene einmal von einer Feder wie die Ihrige eine Psychologische Diäthetick fur besondere Individua †) und besondere Fälle in die sie gerathen können.

Unter diese mein Gönner! gehört auch unser kranker liebenswürdiger Lindau von dem ich Ihnen doch sagen mufs, dafs ich ihn nicht ganz zu übersehen mich getraue, bis er ausgewirkt hat. Wer kennt alle die Keime in menschlichen Seelen — und kurz haben Sie die Gütigkeit, gegenwärtiges Brieflein, das ich ihm zur Ermunterung von verschiedenen seiner Freunde

*) Natalie Alexejewna, die Schwester der Herzogin Louise, die erste Frau des Grofsfürsten Paul, † den 26. April 1776. Der Weimarer Hof empfing die Nachricht von ihrem Tode am 16. Mai. Siehe Gedichte von Lenz. herausg. v. Weinhold. S 99.

**) Herder kam Anfang Oktober 1776 nach Weimar.

***) Die Epistel eines Einsiedlers an Wieland. Gedichte von Lenz. S. 308.

†) Im Original steht: Individiua.

habe zusammenschreiben lassen, worunter Personen von Gewicht sind Herrn Staabss. Boje der mir das freundschaftliche Anerbieten gethan es zu besorgen, auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Lenz.

Ich hoffe zu Herrn Bojens Geschmack er werde der zwey Noten halben die das ganze Stück bey einer gewissen Gattung Leser an denen ihm bey seinem Musäum doch am meisten gelegen seyn mufs, am meisten heben werden, keinen Anstand nehmen es einzurücken.

Die letzte scheint mir wegen einer gewissen Gattung neuer Schriftsteller die mit Wielands Manier wahre Abgeschmacktheiten sagen (so wie denn heut zu Tage jeder Mann von Werth seine Affen hat die sich dabey unvergleichlich befinden, derweil er die schwere Noth kriegen möchte und das Publikum wie ein Betrunkener nicht weifs hinter wen es taumeln soll) mehr als zu nöthig, doch kann es Herr B. darüber nach seinem Gutbefinden halten. Mich deucht er thut sich durch allzuviele Circumspecktion Schaden, sobald es Sachen gilt, worauf was ankommt. Gerade da ist die gröfste Vorsicht oft die höchste Unvorsichtigkeit.

Auf der zweiten Seite am Rande: Doch bitte ich vor allen Dingen Freund B. wenn ers ins Musäum rückt, den Correcktor anzuhalten dafs ja kein Druckfehler unterschleiche. So bin ich neulich erschrocken über gewisse Sachen (besonders Verse) die in der Schweitz von mir herausgekommen sind, die ich kaum selbst verstund, geschweige wiedererkannte.

17. An Lindau *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Ja lieber Lindau es ist geschehen das Luftschlofs ist gebaut und auf deine Unkosten. Sag mir nur wem ich die 9 Louisdor wieder einhändigen soll die du mir geliehen hast. Deinen Fräulein Schwestern oder Schlossern oder Lavatern dafs sie sie zur Erziehung deines Peters anwenden. Sobald ichs im Stande bin will ich auch weiter für ihn sorgen und in deine Stelle treten. Was sollte er auch jetzt in Amerika? Wenn er reiffer ist kann er dir schon nachreisen. Ueberhaupt [im Original: „Ueberhpt.“] hast du mit dir genug zu thun u. so gern ich gewollt hätte, so war deine Idee doch unmöglich auszuführen. Ich bekam das Geld erst den 15-ten nach der Schweitz nach Zürch hätt es 8 Tage gehen müssen von da nach Marschlins, ehe dein Bube in Strasbg. ankommen wäre warst du über alle Berge geschweige denn ehe wir beyde die Reise hinaufgemacht.

Zu dem hatte ich dringende Angelegenheiten die meine Gegenwart in Weymar nothwendig machten u. die du auch einmal erfahren u. dich darüber freuen sollst. Mach nur dafs du bald wieder nach Europa kommst. Sey brav aber nicht zu verwegen. Vor allen Dingen behalte kaltes Blut u. Augenmaafs die Grenzen der Gefahr abzumessen und dann ihrer zu lachen. Gewöhne deine Soldaten dem Musketenfeuer geschlossen u. mit aufgepflanzten Bajonetten entgegenzugehen ihr werdt die Feinde aus der Fassung bringen sie werden schiefsen aber nicht treffen. Kommt ihr nah so schiefst auch aber zielt nicht zu hoch, in einer Entfernung von 50 Schritt zielt nach dem Bein. Vor allen Dingen marschirt fest u. gerade dafs die Linie nicht an zu schwanken fängt. Die kreutzenden Feuer sind die besten wenns doch geschofsen seyn soll. Im Marschiren schiefst gar nicht. Könnt ihr den Feind mit Bäumen die halb umgehauen halb noch an den Wurzeln hängen u. mit Strömen die ihr an einem Ort dämmen könnt, damit sie an andern austreten aufhalten so thut es. Kehrt euch an die Kanonen nicht die mehr Lärmen machen als Schaden thun Verändert eure Bewegungen und eure Märsche be-

*) Heinrich Julius von Lindau, Freund Goethes und Lenzens, der 1776 nach Amerika reiste, um an dem Kampfe der Kolonien gegen England teilzunehmen. Siehe L. Geiger. Ein Brief von Lenz an Lindau (Blätter für literar. Unterhaltung. 1898. No. 10).

ständig so verwirrt u. dekontenancirt ihr den Feind. Und seht ihr die Kolonisten einmal so sagt ihnen daſs sie Narren sind daſs sie für eine Freiheit fechten die in der Natur der Englischen Verfassung nicht liegt die nur ein eingeschlichener Miſsbrauch ist. Das Unterhaus hat nie Stimme im Parlament gehabt als da die Könige Geld von ihnen brauchten und den Adel scheeren wollten. Sie hatten nie ein anderes Recht als zu bitten Suppliken einzureichen und das behalten sie ja noch. Wenn der König sie nöthig hat und sie ihm Geld stoſsen wird er ihnen schon mehr bewilligen.

Unterdessen gehabt euch wohl und Gottes Schutz walte über euch. Er wird walten über euch. Und hab ich euch beleidigt verzeyht mir. Der Peter wär auch nur zur Last dort geworden u. nach Europa sollt und müſst ihr wieder zurückkehren mein lieber lieber Lindau.

mit innigster Wemuth
Lenz.

Macht die Distanzen zwischen eurer Divisionen immer gröſser und gröſser, so sehen sie euch immer für noch einmal soviel an. Ich schicke das Geld deinen Fräulein Schwestern mögen sie damit disponiren oder Lavatern wie Dus befielst.

In der Magna charta von England steht kein Wort vom Unterhause. Nur durch das Geld das sie dem König Eduard stieſsen brachten sie es bey ihm dahin.

Auch werden es die Kolonisten nicht lange machen alles rüstet sich wieder sie und das Geld wird ihnen in die Länge auch schon fehlen. Schreibt aus Amerika an mich wenn ihr euren Peter verlangt kann er künftiges Frühjahr ein wenig gescheuter mit den Schiffen zu euch kommen.

Greven ist bei euch, grüſst ihn feurig wenn er mich gleich nicht leiden kann.

18. An denselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Wie Lindau ihr wollt in den Lehrjahren eures Lebens da ihr auf alles das was groſs und edel ist Ansprüche habt euch hinlegen u. sterben? Warum nicht lieber ausschlaffen? Pfuy schämt euch solchen Entschluſs weise zu nennen. Wiſst ihr denn nicht daſs die Natur alles langsam reift, daſs alles seine Stuffen und Grade hinaufgehen muſs also auch ihr. Die Schnecke kriecht und kommt endlich zum Ziel der Löwe läuft u. kommt nicht weiter und nur auf das Auge kommt es an, so scheint euch der Löwe eine Schnecke. Wollt ihr übereilen was seiner Natur nach nicht übereilt werden kann? Wollt ihr im Alter von achtzehn Jahren ein Greiſs seyn? Wollt ihr Thaten gethan haben eh andere noch den Gedanken dazu fassen und wenn sie noch nicht gethan sind verzweiffeln? Verzweiffelt daſs die Erde 365 Tage braucht eh sie um die Sonne geht, verzweiffelt an ihren Kräften. Eure Kräfte wirken unmerklich, aber eure abgeschmackte Phantasie macht euch weiſs daſs ihr keine habt weil ihr kein Atlas seyd.

Wollt ihr euch todtschieſsen lassen oder juckt euch die Haut so das Leben zu verlieren so geht nach Amerika u. verliert es auf eine edle Art. Wollt ihr alles verlieren so setzt das Leben doch wenigstens auf die Karte und versucht ob ihr damit nicht alles gewinnen könnt. Verwünscht sey der Thomas wenn er euch nichts anders lehren kann als deklamiren und Testamenter machen. Ihr Testamenter machen in einem Alter von 18, 19 Jahren? Die Idee ist so kindisch als wenn die Mädchen die mit Puppen spielen sich verheurathen. Wer hat euch das Recht gegeben zu sterben da ihr noch nicht gelebt habt. Wer das Recht euer Vermögen zu testiren und wegzuwerfen, da ihrs noch nicht selber gebraucht habt Wer das Recht fremde Kinder anzunehmen da ihr aus euch selbst noch alles mögliche zu machen habt. Ich hasse die Leute die andere erziehen wollen, jeder hat mit sich selbst genug zu thun.

Das Schweben ist Mangel des Muths euch zu etwas zu bestimmen, seyd etwas oder seyd nichts. Geht nach Amerika oder bleibt zu Hause und baut euer Landgut bis euch was besseres einfällt. Mich deucht aber euer Geist mufs durchaus Beschäftigung haben, macht also meinthalben Projeckte nur macht sie nicht so ungeheuer dafs sie Traum bleiben müssen ihr macht euch und eure Freunde lächerlich dadurch. Fangt an auszuführen und solltet ihr auch zu Nicht gehn drüber, ein Tag giebt den andern.

Euch ermorden? wifst ihr mein Freund dafs jedermann drüber lacht und wenns geschieht noch ärger lachen wird. Euch ermorden aus langer Weile wie der Engländer der sich vor den Kopf schofs weil er nichts neues in der Zeitung fand. So schlägt man Flöhe todt aber keine Menschen. So geht denn mit u. macht die Expedition u. bedenkt dafs die Natur es ist die Kräfte giebt nicht wir selber, dafs sie sie im Augenblick der höchsten Ohnmacht giebt wenn wir uns nur in die Nothwendigkeit setzen welche zu haben u. dem Gott glauben der in ihr arbeitet. Ihr aber wollt Wasser auf den Berg leiten ohne zu pumpen und wenn es sich nicht von selber hinaufbegiebt verzweiffeln und sterben und Testamenter machen. Euer Peter ist ein Schurke wenn er euch feig oder mifstrauisch gegen euch selbst macht. Eure Imagination trägt das in den Jungen hinein was in eurer Seele liegt, ihr seyd der Peter u. eure Momentane Existenz wird erst unterm Gewehr in Amerika angehn. — Lafst was für den Peter zurück zur Erziehung u. denkt weiter nicht an ihn: wenn es euch wohl geht überm Jahr etwa oder in einigen Jahren könnt ihr ihn ja nachkommen lassen. Setzt eure Existenz nun einmal dran, im erheischenden Fall wird euch der Verstand u. die Gegenwart des Geistes schon kommen, euch herauszuhelfen das ist nun aber freilich das Kind das oft mit vieler Angst geboren wird.

Das ist mein Rath u. Goethens u. Wielands u. Salis u. aller Menschen Thiere Engel Götter u. Halbgötter. Sterbt aber sterbt als Mann.

Lenz.

19. An Heinrich Jakob Lenz *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Weymar d. 20-sten Sept. 1776.

Meine theuersten Vaterbrüder!

Seit vier Jahren, da ich Sie zum letztenmal sah, wälze ich mich nun schon in der Welt auf und nieder, bis mich die Vorsehung endlich nach Weymar geführt hat, welches ich wohl sobald nicht verlassen werde. Die Erinnerung von Ihnen hat mich überall hinbegleitet und ich werde nie aufhören zu fühlen dafs ich für alle die Freundschaft und Güte die Sie mir in Cöslin und Colberg erwiesen, Ihr beständiger Schuldner bin. Der Himmel verwandle meine Wünsche für Sie und die Ihrigen in Seegen und Glück, bis er mir Gelegenheit giebt, mehr als Wünsche zum Beweise meiner unveränderlichen Zärtlichkeit besonders für die letzteren sehen zu lassen. Unter diesen erinnere ich mich besonders meines kleinen Vettern in Colberg, des allerjüngsten, der mir soviel Freude durch seinen Anblick gegeben hat. Darf ich Sie zum Beweise dafs Sie mich nicht ganz vergessen haben, bitten, mir doch alles was Sie von den Lebensumständen und Schicksalen Ihres seeligen Grosvaters und Eltervaters wissen unter der Adresse des Hr. geheimen Legationsrath Goethe in Weymar mitzutheilen. Ich erinnere mich von meinem Vater soviel gehört zu haben, dafs der erstere im dreyfsigjährigen Kriege gedienet und der andere wo mir recht ist Staabsoffizier gewesen. Diese Nachrichten, wenn sie mir aufs eheste gegeben würden, könnten mir besonders jetzt ungemein vortheilhaft werden. Ich bin so frey besonders meinem jüngsten Hr. Onkel mit diesem Auftrage beschwerlich zu fallen,

*) Onkel des Dichters, leiblicher Bruder von dessen Vater.

dessen Güte für mich schon bey so manchen Gelegenheiten mich ihm vorzüglich verbindlich macht. Sollten allenfalls die Vaterbrüder in Cöslin mehr Spezielles von Ihrem Grosvater wissen so bitte doch, sich deſsfalls an sie zu wenden.

Die Ursache warum ich gerade diese Nachrichten mir ausbitte, würde Ihnen auseinanderzusetzen die Grenzen eines Briefes überschreiten. Seyn Sie übrigens versichert daſs es mir auch an diesem Hofe wohlgeht und daſs ich wohin mich auch mein Schicksal verschlägt mich jederzeit mit der wärmsten Hochachtung Ergebenheit und Liebe nennen und zu beweisen suchen werde als Ihren

ganz ergebensten Neffen
Lenz.

Am Rande der ersten Seite: Ich bin schon seit dem Aprill in Weym. Bitte mir doch die Nachrichten sobald es möglich, gütigst zukommen zu lassen. Von meinem Grosvater erwähnen Sie nicht, wenn ich bitten darf.

Adresse: Herrn Herrn Heinrich
Jakob Lenz
berühmten Handelsmann zu
Colberg in Pommern.

20. An Goethe *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Ich bin zu glücklich Lieber als daſs ich deine Ordres dir von mir nichts wissen zu lassen nicht brechen sollte; wollte Gott ich hätte deine Art zu sehen und zu fühlen und du zu Zeiten etwas von der meinigen, wir würden uns glaub ich beyde besser dabey befinden.

Ich schreibe dir dies vor Schlaffengehen, weil ich in der That bey Tage keinen Augenblick so recht dazu finden kann. Dir alle die Feerey zu beschreiben in der ich itzt existire, müſste ich mehr Poet seyn als ich bin. Doch was soll ich dir schreiben daſs du falls Schwedenborg kein Betrüger ist alles nicht schon vollkommen muſst geahndet gesehen und gehört haben. Wenigstens haben wirs an all den Gebräuchen und Zauberformeln nicht fehlen lassen mit denen man abwesende Geister in seinen Zirkel zu bannen pflegt; wenn du nicht gehört hast, ists deine Schuld.

Mit dem Englischen gehts vortreflich. Die Frau von Stein findt meine Methode besser als die deinige. Ich lasse sie nichts aufschreiben als die kleinen Bindewörter die oft wieder kommen; die andern soll sie a force de lire unvermerkt gewohnen, wie man seine Muttersprache lernt. Auch bin ich unerbittlich ihr kein Wort wiederzusagen was den Tag schon vorgekommen und was mich freut ist, daſs sie es entweder ganz gewiſs wiederfindt oder wenigstens auf keine falsche Bedeutung räth, sondern in dem Fall lieber sagt, daſs sies nicht wisse, bis es ihr das drittemal doch wieder einfällt. — Nur find ich daſs sich ein Frauenzimmer fürs Englische ganz verderben kann, wenn sie mit Ossianen anfängt. Es geht ihr sodann mit der Sprache wie mir und Lindau mit dem menschlichen Leben.

Lieber Bruder, du hast entweder selbst meine Brieftasche oder Philipp hat sie gefunden; schicke mir sie doch. Wenigstens dein Gedicht, das ich hineingelegt hatte — alles, denn ich weiſs selbst nicht mehr was drin ist. Schick doch auch sonst was mit für Frau v. Stein, etwa d. Jungs Autobiographie von der ich ihr erzehlt habe. Ich komm in der That hieher wie ein Bettelmönch, bringe nichts mit als meine hohe Person mit einer groſsen Empfänglichkeit; habe aber doch sobald ich allein bin groſse Unbehäglichkeiten über den Spruch daſs Geben seeliger sey als Nehmen.

Dein Bote gieng obschon er alle Kräfte anwandte die ihm Weib und Kinder übrig gelassen mit der Geschwindigkeit eines Mauleseltreibers; ich

*) Der Brief ist auf dem der Frau v. Stein gehörigen Gute Kochberg im Jahr 1776 (Oktober) geschrieben. Drei Seiten in 4°. Die punktierten Stellen sind in der Handschrift abgerissen.

wäre eben so geschwind und ungefähr in eben der Gemüthsfassung mit bloſsen Knieen auf Erbsen nach—gerutscht; und doch war eben der Merkurius den andern Morgen als ich ihn wollte ruffen lassen, dir Frau v. Stein Brief und Zeichnungen zuzuschicken, (obschon ichs ihm Abends vorher hate notifiziren lassen) über alle Berge. Wofür du ihn sermoniren kannst damit ers ein andermal in ähnlichen Fällen nicht wieder so macht.

I beg thee to see frequently the spouse of the lady. I have a pressentiment thou willst thank me of having given thee a counsel . . . .
needful at least [Dieses mit Bleistift korrigiert: needful. At . .] . . . . .
it is only given . . . .

Von hier an mit Bleistift:
thou kno . . . .
imagine all . . . .
suffers constantly . . . .
She must sea . . . .
much deli . . . .
tranquillity of mind . . . .

Auf der vierten Seite des Blattes: Zeichnungen, u. zwar einige Köpfe.

21. An den Vater.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Dorpat. d. 6-ten Jenner 1780.

Mein theuerster Herr Papa!

Eben komme von Herr Grafen Manteuffel wo wir mit dem Dorpatschen Bruder und seinem Weibgen und Kindern zu Mittag gegessen. Die Post geht in einigen Sekunden und dieser Brief ist dringender als je einer war, um Ihnen zu berichten, daſs, da ich itzt schon den halben Weg gemacht und noch die Versäumniſs bey des Herrn Assessor Bergs Sohn nachzuholen seyn wird, ich mit einer guten Gelegenheit gerade nach Petersburg zu gehen denke, um wenigstens die Lage der Sachen einmahl in der Nähe zu übersehen. Darf ich Sie nun wohl theurester Herr Papa! um aller Güte und Liebe willen die Sie noch für mich haben, bitten, daſs Sie sogleich sich aufs Schloſs verfügen und ein gutes Wort für mich bey Sr. Erl. dem Hn. General-Gouverneur einlegen, ihm meinen Entschluſs melden, und wie unentbehrlich und für mein ganzes Glück entscheidend wohl jetzt ein Paar Worte Empfehlung von seiner Hand mir in Petersburg an den Herrn geh. Rath Betzkoi seyn werden, wo meine natürliche Schüchternheit, die Unbekanntschaft mit der Sprache, folglich auch mit den Sitten, mir tausend Hindernisse in den Weg legen, gesetzt auch daſs ich von keinem Mitkompetenten, welche zu befürchten hätte. Se. Erl. wissen besser, als ich es nöthig habe zu sagen, wieviel bey der Schätzung der Kenntnisse und Brauchbarkeit eines jungen Menschen auf den ersten Debüt ankommt und auf die Gelegenheit die man ihm macht, sie zu zeigen. Nicht die vollkommene Erfüllung dessen was man sich von ihm versprochen, sondern nur die Fähigkeit, sich diesem Ideal durch eigenen Fleiſs künftig bis zur Vollkommenheit nähern zu können, ist das was man zu seiner höchsten Empfehlung sagen kann. Geschichte, und Philosophie die den Staatsmann; Mathematick und Bekanntschaft mit den Erfahrungen der alten und neuen groſsen Feldherrn, die sie in ihren Tagbüchern hinterlassen, die den künftigen Kriegshelden, bilden — hoffe ich im Stande zu seyn, mit den dazu gehörigen alten und neuen Sprachen zu dociren: vielleicht können Sr. Erlaucht schon aus der übersetzten Schrift beurtheilen, mit welchem Glück in Ansehung Vortrages und Methode . . . Eben kommen Freunde mich zu bewillkommen. Verzeyhen Sie theurester Vater das ich bey der Eilfertigkeit der Post mit abbrechen muſs, eh ich Ihnen

noch gesagt, mit welchen tausend Seegenswünschen und Grüfsen Ihre sämtlichen lieben Kinder in Neu- [von hier an am Rande der vierten Seite:] hausen und Dorpat Ihnen beyderseits die Hände küssen. Ich hoffe das nächstemahl mehr und umständlicher zu schreiben, der Bruder hat Moritzens geschrieben, dafs sie auch herüber kommen. Was für Grüfse hätt ich Ihnen nicht noch von den Herrn Pastor Frank und Pastor Safs zu überschicken die mich wie Bruder Schmidt mit Freundschaft überhäuft haben. Auch Herr Graf Manteufel empfielt sich nebst seiner vortrefflichen Gemalinn. [Auf dem zweiten Bogen:] Wollten Sie die Gütigkeit haben, gegenwärtige Punkte zu Sr. Erl. mitzunehmen, um mit ihm darüber zu sprechen. Sollte er aber sie selbst zu sehen verlangen, bitte sie doch von Bruder Carl gütigst abschreiben zu lassen, weil ich dis hier nur in der Eil entworfen und es mir unmöglich ist, ins Reine zu bringen, weil die Post abgeht.

Noch eins mein theurester Vater! Die Hauptsache zu meiner Reise ist Geld — ich habe mirs zum Gesetz gemacht, Ihnen damit nicht beschwerlich zu fallen; eins aber können Sie thun und um diese Väterliche Barmherzigkeit mufs ich Sie ansprechen; dafs Sie so gütig sind und bey Hartknoch mit ein gut Wort für mich reden und für mich, wenn ers fordert kaviren. Ich hab ihm geschrieben, was ich brauche und wie bald ich ihm die Summe wiedergeben kann, ich mag nun in Petersburg bleiben oder zurückkommen, im ersten Fall wird es nicht schwer halten, ihn höchstens in 3, im letzten Fall, höchstens in 4 Monathen völlig zu befriedigen da ich Monathlich auf 30 Thlr. Alb. stehe. Sobald ich Hartknochs Brief erhalte, schick ich ihm die Obligation; werde also demselben und ein Paar Zeilen von Ihrer Hand mit der ungeduldigsten Erwartung entgegensehen, da ich ohne diese nicht aus dem Fleck kann — und nicht immer die Gelegenheit sich so findet, dafs die mich zu sehen neugierigen Geschwister und Freunde mich von einem Ort zum andern schiefsen. Lassen Sie uns also bester Vater! die Sache sattsam und gründlich angreiffen und nicht länger auf Luft und Schatten einer ungewissen Zukunft bauen, da das Gegenwärtige so nicht wiederkommt. Das Künftige was meinem Herzen näher läge, wird schon von selbst kommen, wenn es kommen will und kommen kann, welches mein Herzens Bruder Pegau der so gern sich mit Träumen abspeist, die er freylich nach seinem Gefallen einrichtet, so schwer begreiffen kann.

Hauptsächlich aber dafs man eine Zeit lang gearbeitet und sich bey den Planen anderer Leute versucht haben mufs, eh man selbst Plane machen kann. Verzeyhen Sie meine Eile und Feder und erfreuen mich, wenn Ihnen mein Glück und Ihre Zufriedenheit lieb ist, baldmöglichst mit einigen gütigen Zeilen Ihrer Hand über diese wichtigen Punkte meiner Reise und meiner Bestimmung. Nach tausend Handküssen von uns sämtlichst an Ihnen und meine theureste Mutter

Ihr gehorsamster Sohn
J. M. R. Lenz.

Am Rande der zweiten Seite des ersten Bogens: Ich lege das vom Hn. Gen. Gouverneur verlangte Blatt bey, worüber mir mit umlauffender Post aus Ihrer Gütigkeit nur mit zwo Zeilen Antwort bitte, wenigstens sobald es seyn kann, weil die Reise nun mehr als zu sehr pressirt. Ich werde noch acht Tage hier bleiben um die Briefe aus Riga zu erwarten. Theurster Papa! bedenken Sie gütigst, dafs dieser Schritt für mein ganzes künftiges Leben entscheidet und alle übrige Aussichten schwankend und unsicher sind, auch immer bey dieser bestehen können.

Am Rande der zweiten Seite des zweiten Bogens: Hartknoch giebt gewifs wenn Sie bürgen wo nicht alles wenigstens soviel er kann: $^3/_4$: die Hälfte wenigstens . . . . Hier ist alles abgebrannt.

Am Rande der vierten Seite des zweiten Bogens: Tausend Grüfse von Oldekops u. allen Freunden an Sie, Mama auch Bruder Carl . . . . . . Die gutkranke Schmidtin wird Ihnen mit der Post geschrieben haben.

22. An den Bruder.*)

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

St. Petersburg d. 28-ten März 1780.

Lieber Bruder!

Dein anhaltendes Stillschweigen macht mich nur immer dreister und weil der der einen Finger hat, nach Petersbg. Methode die Hand nehmen mufs, wenn er sich und andere nicht in Verlegenheit setzen will, so schicke dir noch einen Beytrag zu meiner nothwendigen auswärtigen Correspondenz, welcher sie aber auch wohl auf immer beschliefsen wird. Wohin dieser Brief geht, wirst du leicht errathen und was er mich gekostet, wird dir dein Herz sagen**). Es hält schwer sich in abgerissene Verhältnisse hineinzusetzen, wenn einen die gegenwärtigen bis an die Seele einengen. Ich habe Unrecht, dafs ich diesen Brief nothwendig nenne, denn wegen der Personen die er angeht, ist er nur billig und schön, auch wohl nicht unerwartet, da ich ein 4 Jahr kontinuirlich das Haus, an dem (sic!) ich dir die Adresse gebe, wie ein Naturalisirter Strasburgischer Freund besucht und es von keinem Landsmann, der es gekannt, noch ohne diese Höflichkeit geblieben. Auch hab ich ihm die Flüchtigen Aufsätze in gewisse Art dedicirt, die in der Schweitz herauskamen. Die Adresse des Briefes ist: A Mons. Brion, Etudiant en Philosophie a Strasbourg, zu erfragen und abzugeben in dem Hause des Herrn geh. Rath Schöll in der Schlossergasse. Das Porto wirst du noch dismal so gütig seyn, auf deine Hörner zu nehmen — und mir mit dem für den vorigen zu berechnen.

Gestern macht ich mit einem aus Kamtschatka hieher zurückgekommenen kommandirenden Major Böhm einen Besuch bey dem bekannten Herrn Prof. Pallas, der mich sehr glücklich gemacht hat. Ich hoffe noch besser und näher mit ihm bekannt zu werden, obschon seine Wohnung so entlegen ist. Das einzige was mich abhalten könnte, wäre die Furcht, mit zu einer Bereisung der dortigen Gegenden (so vortheilhaft auch sonst die Bedingungen seyn mögen) angetreten zu werden. Es giebt gewisse Anträge die sich mit guter Art nicht ablehnen lassen — und das Beyspiel fast sämtlicher hiesigen Professoren u. Adjunkten der Akademie, Güldenstedt, Georgi, Pallas u. s. w. — würde Aufmunterung oder Versuchung genug seyn — Gott lenke meine Wege nach seinem Rath! Pallas versichert, dafs es ihm unter den Ostiaken besser gefallen als in Petersburg. Doch sag hievon niemand — es ist [weiter am Rande dieser zweiten Seite:] eine Grille, die von hundert Personen auf eine so schiefe Art ausgelegt werden könnte dafs mir angst und bange werden würde. — Es ist indessen gut, alle Ressourcen von Petersburg zu kennen.

Lieber Bruder! wenn du doch einen der Liphardschen Häuser sprichst, lass gelegentlich was durchschwitzen, von dem befremdlichen, mit Petersburg nicht allein, sondern mit allem was in der ganzen Welt Handlung heifsen kann, so barbaro modo unkundigen Betragen des Bar. Gustav Schulz gegen unsern liebenswürdigen Brauer. Er schreibt ihm einen Brief, als ob er ihn an seinen Domestiken schriebe, den er in Petersburg zur Bestellung seiner Brandweinslieferungen besoldet. Nun kannst du dir vorstellen, was das in einem der ersten Handlungshäuser in Petersb. für Eindruck macht***). . . . . Sey doch auch so gut wenn du Papa schreibst, ihn zu bitten, gelegentlich was einfliefsen zu lassen, für all die Freundschaft und Güte die mir Brauers (u. Pflugs) hierzukommen lassen. Sie verdienen es doch wahrhaftig. Wäre es auch möglich dafs du an Hr. Major Igelstrohm, der dich jedesmal grüfsen läfst, für alles was er mir erzeigt hat, ein Paar Worte auf der Post schriebst würd ich es als ein Zeichen deines brüderlichen Herzens erkennen. Auch an Past. Wolf könnt eine Erinnerung in deinem Briefe nicht schaden,

*) 4 Seiten in 4°.

**) Es handelt sich um einen Brief an Friederike Brion.

***) Es folgt die hier ausgelassene genaue Schilderung des Mifsverständnisses.

der mich so oft invitirt und so oft deiner gedacht hat, auch mich nach dich fragt. Von Papa selbst könnt ein Brief der so eingerichtet wäre daſs ich ihn allen Gönnern und Freunden vorlesen könnte mir sehr beförderlich werden. Bitt ihn doch daſs er sich in demselben aber des allzuängstlichthuns enthalte, weil es in aller Absicht mehr schadet als nutzt und auf seinen Karakter ein häslich falsches Licht wirft. Mit Klagen ist hier gerade alles zu verschlimmern und niemals was auszurichten, welches ich wohl erfahren — besonders wenn man weiſs, oder zu wissen glaubt, daſs der Klagende keine Ursache dazu hat. Besonders da er noch keine Ausgaben hier für mich gehabt hat, und mit Gottes Hülfe (wozu er aber doch wenigstens soviel beytragen muſs, daſs er mich mit seinem Ansehen unterstützt und nicht thut, als ob ich ein geborener Knecht wäre) es doch in Kurzem zur Entscheidung kommen muſs. Auf die Art schadet er mir mehr, da jedermann aufmerksam werden würde, warum er mir unfreundlicher als andern Geschwistern begegnet.

Die Versäumnis dieser Stücke hat mir bisher schon viel geschadet — viel bey allen. — Ich werde ihm nächstens selbst drüber schreiben. Ueberhaupt macht es eine unfreundliche Miene, daſs ich von meinem Vater hier keinen Brief vorweisen kann — weil in den seinigen von Versinken in Schulden, Gefängniſs Verfaulen in der Policey u. s. f. die Rede ist — Ausdrücke die hier häslich könnten angesehen werden.

Schreib es Papa aber auf keine Art die ihn aufbringen oder auch nur verdrieſslich machen könnte, wenn du seine Ruhe und mein Leben lieb hast. Ich mag mich darüber selbst nicht beschweren, weil ich fürchte es mit zu viel Heftigkeit zu thun.

23. An den Bruder *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Cronstadt. d. 20-ten May 1780.

Lieber Bruder!

Du wirst mir verzeyhen daſs ich diese Antwort des Obristen Ribas an dich, so wie die an Papa solang aufgehalten und noch mehr daſs ich beyde erbrochen habe. Es ist unmöglich dir die gegenwärtige Lage meiner Umstände zu sagen, ich bitte dich also dein Urtheil darüber zurückzuhalten. Ich wollte dir den Brief gar nicht schicken, ich fürchtete aber du würdest den Obristen einer Unhöflichkeit fähig halten, welches sein Fehler nun wohl gewiſs nicht ist. Die Ursache des Briefes mochte wohl mit in der Offerte liegen, deren ich letzthin in einem Briefe an dich gedacht, und um derentwillen ich jetzt hier bin. Soviel kann und darf ich dir nur sagen, alles ist am Rande der letzten Gährung. Drey Aussichten unter denen ich nur eine wählen kann — u. bey welchen allen vorsichtig verfahren werden muſs. Ich habe deinen Brief an eine bewuſste Dame der Frau Obristin K. gegeben und sie kann eine sehr wirksame Mittelsperson zu meinem Glück werden.

Alles geht und muſs gehen und eine dieser Offerten der andern durchhelfen, wenn es mir nur an dem Nothwendigsten nicht fehlt, am Gelde. Denk in welcher verzweiffelten Situation mich dieser Mangel trift, da er mich zwingt, eben da unthätig zu seyn, wo oft ein Schritt alles entschieden haben würde. Meine Freunde können mich länger nicht unterstützen, sie haben das letzte gethan mich zu beschämen. Wär es möglich daſs du nur 25 Rubel Vorschuſs noch mir — und zwar aufs baldigste auftreiben könntest. Stelle dir vor, welch eine Quaal mein ganzes verhunztes Leben mir bereiten würde, wenn alles sich vereinigte mir aus der Schmach eines verunglückten Gesuchs

*) 4 Seiten in 4⁰.

herauszuhelfen und ich blofs aus Ohnmacht oder Mifstrauen meiner Verwandten die wenigen Schritte die man mir übrig lassen mufste, nicht thun konnte. Du hast gut rathen, wie Papa, von augenblicklichem Annehmen der ersten besten Information oder was anders, beste theureste, ihr bedenkt nicht dafs ich damit alles andere verderbe. Informire wie ein Schulmeister und hoffe dann noch jemals wieder zu gefallen. Und ohne zu gefallen, ists doch unmöglich zu einem honetten Platz zu kommen, wo du auch mit einiger Ehre arbeiten kannst. Also glaub doch nicht, dafs der Vorschufs vergebens ist, denn ich versichere dich, dafs das Gefallen von dem ich rede, nicht durch Müfsiggang sondern durch Arbeit — erhalten wird — mit dem einzigen Unterschied, dafs man dafür keine Bezahlung verlangen darf. Schreyt nur nicht, lieben! was denn da herauskommen soll wenn man nichts verdient etc. Es heifst hier mehr als jemals, wer seine Hand an den Pflug setzt und zurückzieht — entweder ich mufs auf der Bahn fortfahren, oder ich hätte sie nie betreten sollen. Ich bitte dich, schick diesen Brief Papa, mag auch da herauskommen, was wolle. Er wird wenigstens soviel Zutrauen zu mir haben, dafs ich weder Verschwender noch Müfsiggänger genug sey, auf dieser Laufbahn fortzugehen, wenn ich nicht wüfste, dafs sie zum Ziel führen würde. Die Stetigkeit mit der ich auf dem Antrag im Landkorps beharrt bin, hat mir weder geschadet, noch wird sie mir in der Zukunft schaden, da wenigstens jetzt ganz Petersbg. überzeugt ist, dafs das Fehlschlagen desselben mir bey dem Zusammenstofs von Umständen nicht zur Unehre gereichet. Mündlich könnt ich dir 1000 Sachen mehr drüber sagen, wenigstens ich habe mich über den Obristen nicht zu beklagen, obschon er mich 100 Rbl. gekostet — vorjetzt nicht mehr, denn littera scripta . . . es giebt Körbe selbst, die uns mehr helfen als Bewilligungen — der einzige Fehler auf seiner Seite — (wenn es sein Fehler ist) wäre der, dafs er mir sie nicht eher gegeben.

Gott warum machen doch 40 Meilen solchen Unterscheid — Ich kann und darf jetzt nichts sagen, als schick mir itzt so schnell als möglich 25 Rb. und ich bin auf immer geholfen, und du und Behrens in Riga bekommt euer Geld vor dem Winter wieder. Kannst du nicht, so kann Papa vielleicht; bitt ihn seinen Sohn aus dem Schiffbruch seiner Ehre und seines Glücks zu retten. Noch einmal, dis ist die letzte Foderung, die ich an Papa und dich thue. Und meine Gründe dazu zu sagen ist — unmöglich. Ich denke du wirst den Sinn dieser Worte leicht einsehen, sobald du nur ein wenig die gegenwärtige Lage der öffentlichen und besondern Angelegenheiten eines jeden allhier — überdenkst und wie die erstern auf das Schicksal des allerletzten Bürgers mitwirken müssen. Gottlob dafs alles itzo ruhig und glücklich ist — auch das ein Beweifs der allenthalben hindringenden Weifsheit unserer höchsten Gesetzgeberinn — und dafs ein jeder gleichsam wieder wie von forne zu leben und zu wirken anfangen kann. Du wirst aus dem Datum sehen, wie lange des Obristen Briefe bey mir gelegen. Schreib mir deine Meynung darüber nicht — und bitte Papa, dafs er sie mir auch nicht schreibt.

Man kann und darf niemals von Handlungen oder Sachen urtheilen, wenn man die kleinsten Ursachen derselben nicht weifs; und das Muthmafsen kann oft unwiederbringlich weiter fehl führen, als die vorsetzlichste Mifsdeutung.

Soviel mufs ich dir sagen dafs weder beym hiesigen Landkorps alles vorbei ist, da es sich noch immer an dem stöfst dafs man keine neue Stelle kreiren will, noch auch sonst es an Versorgungen fehlet. Das Seekorps in Cronstadt ist von nicht wenigerer Wichtigkeit als das Landkadetten Korps und meine Beförderung an demselben oder in einem andern Fach hängt lediglich von der Rückkunft der Monarchinn ab. Du wirst aus beygelegtem Briefe an den Herrn Kammerhern Igelstrohm mehr ersehen.

Hier folgt auch ein Briefchen an Moritzsche und Schmidsche den ich aufs schleunigste zu befördern und zu unterstützen bitte.

Dein Weibgen und deine Kinder aufs zärtlichste umarmend als

dein getreuer Bruder
J. M. R. Lenz.

Mit nächster Post schreibe an Papa, vorher aber mufs — aufs schleunigste NB — Nachricht von dir haben, ob der Herr G. Gouverneur Braun mit der Monarchinn gereist oder ob er in Riga, und sie vielleicht auf der Rückreise wieder wo sehen werde; imgleichen ob General Berg mit gewesen und ob du ihm mein Exposé zugeschickt. [Am Rande hier eingefügt: Dies kann nicht schaden, Igelstrohm mag sagen was er will. Es hätte mir schon viel genutzt.] Lieber Bruder, Eure Aengstlichkeit und Mifstrauen in mich schadet mir unaussprechlich, ich darf — gewisse Sachen nicht schreiben, die Euch über meine Handlungen mehr Licht geben würden: da ist Zutrauen nothwendig. Und auch das, dafs du nicht grad jeden fragst. Der Rath einer gewissen Person, die du mir empfalst hat mir geschadet. Antworte doch bald ich bitte dich.

Am Rande der ersten Seite: Noch einmal lieber Bruder, sage Igolstr. nichts von dem, was ich von dir zu wissen begehre und glaube mir doch, dafs ich nicht ganz mit der Stange im Nebel herumfahre. Es hat Ursachen die ich dir nicht sagen kann schriftlich. Antworte mir aber ja aufs schleunigste, damit ich Papa schreiben kann und andern Personen, an die es schon lang nöthig war.

24. An den Bruder *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Liebster Bruder!

Eben komme ich dazu, an dich zu schreiben, mehr um dich und meine Freunde über mein Schicksal zu orientiren, als um ausführliche Nachrichten zu geben, die du jetzt nicht von mir erwarten wirst. Ich habe das Glück gehabt, durch die Gnade des Hofes und meines theuresten Grofsfürsten dem Hause des H. Vizepräsidenten v. Böhmer vorgestellt zu werden, mit welchem sich jetzt der Ambassador v. Portugall verbindet, welcher eine der Fräuleins heurathet. Auch bin ich einer Englischen Dame von der Verwandtschaft des Hr. Kabinetssekr. vorgestellt worden, die eine Gesellschaftsdame des Englischen Ministers ist. So fangen sich meine Bekanntschaften an ein wenig zu bilden, und auszubreiten, welches mir zu einer Zeit, da ich mir ein Publikum von verfeinertem Geschmack erwerben möchte, keine geringe Aufmunterung für mich ist.

Beruhige also meine Freunde über den Zwischenstillstand, den mein Schicksal schien genommen zu haben — weil man, um sich Bekanntschaft zu erwerben — bey der ädlern Klasse von Menschen sich mehr leidend und ruhig, als unzeitig wirksam verhalten mufs. Herr Baron v. Maltiz hat mich bey der Garde anzubringen versprochen, wo eine Kadettenschule — für meine Kenntnisse eben so viel Hebung verspricht, als der Dienst selbst für meine Gymnastick und die Gesundheit meines Körpers. Ich hoffe als endlich mentem sanam in corpore sano zu erhalten, welches Hr. Pastor Oldekopp zu sagen bitte. Dabey aber von Herzen wünschte — u. s. f. dafs mir einmal ein einfältiger Dienst geleistet würde.

Dank also mit mir der Vorsicht für die Gnade der besten Fürstin, die wenn sie gleich so unendlich über mich erhaben ist sich in den Flüssen mahlt, die sie

mit Glanz erfüllt
Shksp.

und hilf mir bethen, dafs meine Führung derselben nicht ganz unwürdig sey. Uebrigens wünsche deinem und Hr. Past. Oldekopps Garten bey herannahenden Frühling noch mehr Reiz für Euren Geschmack als der Häuserbau geben konnte, wider den ich sonst nichts habe, als dafs er ein wenig steinern

---

*) Zwei Seiten in 4[0] aus Petersburg.

ist — und diese Eigenschaften auch unserm Zutrauen mittheilt. Indessen „ein jeder bey seinem Geschmack“ wird wohl auch ein deutsches Sprichwort bleiben, und so bin ich aus Geschmack

dein treuer Bruder
J. M. R. Lenz.

D. 10-ten Apr. 81.

Am Rande der ersten Seite: Die Bekanntschaft des Hr. Obristen v. Benkendorf in dem Hause S. Excell. des General Bauer würde mich gereizt haben, Papa die Bitte zu thun, die du mir einmal anriethest — wenn es nicht so schwer hielte, ihn um einen Brief zu bitten. Die würdige alte Dame en question ist dieses Frühjahr schwer krank gewesen. Danke Bruder Schmidt bald für den Gouv. von Novogorod... [Am Rande der zweiten Seite: es ist einer der vorzüglichsten Menschen, der Gouver. Sievers. Er wohnte beym General B.]

Ist es denn nicht möglich, dafs ich durch den Derptschen Fuhrmann Remmert Samuel, der in 8 Tagen hieher kommt, meine Sachen und Bücher, die bey Engelhardt, oder jetzt vermutlich bei Bürgerm. Vitl oder Hr. Haase in Walk stehn, erhalte. Ich denke doch, dafs ich sie brauche!

25. An den Vater.*)

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Theuerster und Verehrungswürdigster Vater!

Ihre geneigte Zuschrift habe schon durch verschiedene Gelegenheiten beantwortet, aber noch nicht die mindeste erfreuliche Nachricht von Ihrem uns allen so theuren Befinden weder durch meine lieben Geschwister noch durch sonst einen Freund erhalten können. Wie glücklich wäre ich, wenn der Herr Pastor Gerzinsky mein würdiger Seelsorger und Beichtvater, der mir diesen Einschlag in seinen Brief erlaubt, ein Bewegungsgrund mehr wäre, mich aus der quälenden Unruhe dieser Unwissenheit durch einige gütige Zeilen zu reifsen. Sie haben die Güte gehabt, mich an den Herrn Past. Brunner und an dessen Verwandte und Freunde, die Herrn Mahler und Kaufmann zu adressiren, welche, da Me Exter ihre Behausung verändert, jetzt meine Nachbarn sind. Darf ich es aber wagen, theurester Vater! Da Sie die Güte gehabt, mir vierteljährig aus Ihrer Väterlichen Milde eine kleine Zulage von 25 Rubeln zu versprechen (welche ich schon einmal durch den H. Past. Brunner erhalten) Sie gehorsamst zu ersuchen, selbige diesesmal an meinen Beichtvater, den Herr Past Gerzinsky zu adressiren. Die Ursachen, so mich dazu nöthigen, sind folgende. Erstlich hat dieser würdiger Mann, [Auf dem Rande der Seite hier eingefügt: der auf der Nachbarschaft des H. Brunners wohnt u. mit ihm ein Herz und eine Seele ist] sowohl als der Herr Past. Brunner, sich viele Mühe gegeben, meinem lieben Bruder in Derpt Subscribenten zu seinen geistlichen Reden zu verschaffen, unter welchen sich sogar verschiedene einsichtsvolle Personen von dem hiesigen Russischen Adel befinden. Mit vieler Beschämung mufs ich Ihnen hier den Namen eines Major von Tshagin nennen, welcher so wie verschiedene hiesige vornehme Russen sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten und da er Sprache und Sitten genau kennt, mir vielen Eiffer bezeugt hat, diese Reden zu lesen. Dieser würdige Gönner, der mich schon mehrere Jahre lang unverdienter Weise mit Rath und That unterstützt hat, steht durch seine Schwester in Verwandschaft mit ihrer Erlaucht der Direcktrice der Akademie der Wissenschaften. Der wenige Unterricht, den ich seinen Kindern gegeben, hat ihn zu meinem Freunde und Beschützer gemacht und ich weifs das Viele Gute das dieser Menschenfreund mir, besonders als ich mit Sprache und Sitten allhier noch völlig unbekannt war, durch nichts als ein eyfriges Gebeth für

*) Am Schlufs: Moskau den 18-ten November 1785. 3 Seiten in Folio.

sein Wohlseyn zu erwiedern; besonders da sein Beyspiel mehrere ädle Russen veranlaſst hat, sich meiner nicht bloſs als eines Fremden, sondern mit Patriotischer Wärme anzunehmen. [Unten am Rande ist hier folgendes eingefügt: Unter diesen muſs ich besonders zwei junge Verwandte des Grafen von Foritsch zählen, welche, da sie schon einige Jahre vor mir in dieser Anstalt gebildet worden mit dem Sohn der Me. Exter eine ädle Freundschaft errichtet und deren Onkel in eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats eine wichtige Rolle gespielt. Im gleichen einen teutschen Obristen, der von Petersburg hieher gekommen und seinen Reisegesellschafter bei uns eingeführt.] Die zweite Ursache ist, daſs Herr Recktor Lau (ein ehemaliger Universitätsfreund des Bruder in Derpt) bei der deutschen Schule, die unter der Aufsicht des Herrn Past. Gerzinsky steht, das fürtreffliche Elementarwerk des Herrn Basedow mit Kupfern besitzt, und mir dasselbige erst kürzlich, da wir das Glück hatten daſs Sr. Durchl. der Graf v. Anhalt, der Mäzen aller Erziehungsanstalten in Ruſsland, hier durchgiengen, nicht allein sehen lassen sondern auch sich willig findet, mir dasselbe um einen billigen Preiſs ganz abzustehen. Könnte ich, theurester Vater! Ihr gütiges Geschenk wohl besser anwenden, als durch den Ankauf eines Buchs, das mir gleichsam erst jetzt meine erste Moralische Existenz bei einer Erziehungsanstalt giebt, da es nicht blos für Eléven, sondern hauptsächlich für diejenigen verfasset ist, die sich mit der Bildung derselben beschäftigen. Kann ich der rechtschaffenen Dame in deren Anstalt ich mich befinde, und die mir erst kürzlich von neuem versprochen für meine Equipage Sorge zu tragen, dieser Dame, deren Vorsorge für 90 Elèven und 19 Lehrer, ihr noch Zeit übrig läſst für mich so freundschaftlich zu sorgen als etwa meine Schwester Moritzin thun würde, meine Achtung und Erkenntlichkeit besser bezeugen, als wenn ich ihr dieses Buch anbiethe und die Erklärung desselben bei einigen unserer jüngsten und liebenswürdigsten Pensionärs deren Eltern uns mit Gewogenheit überhäuffen, selbst übernehme. Ich bin so glücklich gegenwärtig einige um mich zu haben, deren Eltern mit Personen, die die höchsten Würden in unserm Senat einnehmen in Verwandtschaft stehen welchen ich mich sonst auf keine Weise nützlich zu machen oder zu empfehlen weiſs. Zugleich halte es für meine Pflicht, da ich nicht im Vermögen bin, Me. Exter Geschenke zu machen, ihr für alles Gute das sie mir seit vier fünf Jahren in Moskau erwiesen, wenigstens meine Bereitwilligkeit zu zeigen, auch mein Scherflein zu dem Allgemeinen Besten, für welches ihre Anstalt eingerichtet ist, auf eine oder die andere Art beizutragen. Wollte Gott, es könnte ein Senfkörnlein sein, unserm jungen Adel bei seinen anderweitigen liebenswürdigen Eigenschaften, ein wenig Liebe zum Detail alles Dessen was zum Menschlichen Leben gehört einzuflöſsen und ihnen zu fühlen zu geben, daſs der allergeringste Mensch, wenn wir seine Fähigkeiten recht zu lenken wissen, wenn wir wissen, wie wir ihn beschäftigen dürfen und sollen, uns unaussprechlich nützlich sein kann. Ich habe das unnennbare Vergnügen, diese Gesinnungen schon hier an einem jungen v. Wiäsemsky und andern vornehmen jungen Herrschaften von seinem Alter (worunter sich auch ein junger Fürst Gagarin befindet) zu entdecken: es fehlt nur noch an der Kenntniſs der Mittel, sie dermaleinst, zur Hoffnung unsers gemeinschaftlichen Vaterlands, in Ausübung zu setzen.

Ist es wahr, theurester Vater! daſs Sie die Güte für mich gehabt, durch Herrn Hartknoch von hier eine Russische Bibel nach Riga zu verschreiben. Ich hatte eine herzliche Freude darüber, weil ich überzeugt war, daſs Sie in derselben Ihr Bild finden würden; so wie es so viele ädle Russen, die auch an meinem Schicksal einen Menschenfreundlichen Anteil zu nehmen würdigen, darinne finden. Darf ich doch bitten Herrn Hartknoch gelegentlich gütigst zu fragen, ob er nicht einen Herrn von Töllner, Preuſsischen Offizier, kennt, welcher mir von Ihnen und dem Bruder in Dörpt zu meinem Troste sehr vieles erzehlt hat. Er rühmte mir ein gewisses Buch, dessen ich hier habhaft zu werden wünschte. Es heiſst: Lebensläuffe in auf und absteigender Linie, von einem deutschen Plutarch, der aller Aufmerksamkeit und Nach-

eiferung würdig ist. Ein solcher Maler der Seelen und Sitten wäre hier am rechten Ort, wo sich täglich in der Nähe und Ferne so vieler Stoff dazu anbietet. Ein Moralischer Chevalier de Luc würde den Reichtum der Karaktere allhier, mit dem Geschmack und der Kürze behandeln müssen, mit welcher jener den Reichtum der Schöpfung in den Schweizergebirgen behandelt hat.

Wollte Gott, theurester Vater! ich könnte Ihren Seegen zu irgend einer Art von fixer Existenz in dieser Mütterlichen Stadt herüberholen! Die Würde welche Sie bekleiden, wird durch Ihre Person erst interessant und erregt die sympathetischen Empfindungen aller derer, so sich in ähnlichen Verhältnissen befinden. Sprechen Sie wenigstens schriftlich ein Wort des Trostes über mich, werden Sie zum andernmal ein schöpferischer Vater meiner Ruhe und meines Glücks, zu dem ich in der Güte so vieler um mich verdienter Edlen einige Anstalten zu entdecken hoffe. Ich habe das Glück gehabt, Sr. Excellenz dem Herrn Curator Cheraskoff besonders empfolen zu seyn und beschäftige mich gegenwärtig mit einem Aufsatz über einige Schönheiten seiner Gedichte, insofern sie auf die Erziehung der Russischen Jugend Einflüsse haben. Herr Hofrath Schade, der bey der Kaiserl. Commission zur Untersuchung hiesiger Schulanstalten war, ein Mann von lebenslänglicher Erfahrung über diesen Gegenstand, hat mich dazu gütigst aufgemuntert. Vielleicht bin ich so glücklich, da die hiesige käis. Universität sich unsrer Anstalt mit besonderm Eiffer annimt, wenigstens dem Namen nach mit einige Ansprüche auf ein Art von Bürgerrecht bei derselben zu erhalten. Was meinen Muth und Zutrauen auf die allesbelebende Vorsicht unaussprechlich stärkt, ist der huldreiche Blick den der oberste Befehlshaber unserer Stadt auch auf unsere Anstalt zu werfen scheint. Soll ich Ihnen sagen, daſs ich das Glück gehabt vor Sr. Durchl. dem Grafen Anhalt selbst vorgelassen zu werden und daſs dieser herablassende Menschenfreundliche Herr sich fast eine Viertelstunde mit mir zu unterhalten die Gnade für uns hatte? Welch ein Gemählde in einer solchen Gallerie als sich mir hier von allen Seiten aufthut um mein Auge — und vielleicht bald — auch meinen furchtsamen Pinsel zu üben!

Herr Major Hüne — und andere Freunde, denen mich der Bruder aus Derpt empfohlen, befinden sich gesund und munter. Darf ich bitten, meiner theuresten Frau Mutter und sämtlichen geliebtesten Geschwistern und Freunden tausend warme Grüſse zum Neuen-Jahr zu sagen, Zeit, Raum und Umstände erlauben mir diesesmahl nicht ein mehreres. Ihrer geneigten Fürbitte bey dem höchsten Geber aller Weiſsheit und Gaben, den ich für die Erhaltung Ihrer uns allen so theuren Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit unablässig anflehe, empfehle auch in diesem Jahr Meines theuresten und verehrungswürdigsten Vaters

gehorsamsten Sohn
Jacob Michael Reinhold Lenz.

Moskau den 18-ten November 1785.

Auf der vierten Seite die Adresse:

Sr. Magnifizenz
Herrn Herrn Christian David Lenz.
Generalsuperintendenten des Herzogthums
Liefland, und geistlichem Präsidenten im
Käiserlichen Ober-Consistorium zu
Riga in Liefland

unter gütigem Einschluſs.

B. Briefe an Lenz.

1. Von Herder *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Mit Schimpf u. Schande, lieber Lenz, schicke ich Euch — so spät — und doch nur einige Bogen Deiner Komödie **) — und noch ohne Geld. An demselben Tage, da sie mir kamen, kam Dein Brief, daſs die la Roche v. Rochau werden sollte u. Du siehst selbst, Bruder, die Ändrung ist nicht möglich. Welcher Wahn oder Argwohn ists auch ändern zu wollen, als einer so weit hergesuchten Ursach. Wie die la Roche erscheint, ists ja wie ein Engel u. was gehört der andre hieher —? Nothfalls laſs mich zeugen u. es bei ihr verantworten: das ganze Ding müſst umgedruckt werden u. welcher Kerl thut das? Dazu hab ichs (um nicht neu Gerede zu erwecken) durch einen andern (Zimmermann) besorget: daher die Trödelei, darüber ich mich genug geärgert haben. Der Kerl von Buchh. wollts nicht vor der Messe erscheinen lassen u. dazu hatte er wohl Recht: im Grunde war mir das auch lieb, mit den letzten Bogen sollst Du gewiſs das Geld haben, den Bogen 2 Duk. so hab ichs ihm gegeben. Ich ärgere mich, daſs ich in der ersten Kommission so lässig bestehe, liegt aber nicht an mir. Dank für Deine Kantate ***) u. für Dein Wort über meine Apokalypse. Jedes Wort von Dir ist mir wahrhaftig Laut des Geistes, Zittern des groſsen Sensoriums auf Einer Seite. Auch Deine unorthodoxe Kantate hat uns enzückt. Mein Weib liebt Dich 3-fach als Bruder u. mein Kleiner grinzt den Namen Lenz, wenn ich ihm Dein Schattenbild zeige, mit einem so feinen Ton aus, wie Du seyn muſst.

Die Zurückziehung aus Gött. ist wahre Gotteserrettung. Den Tag, da die zweite Antwort aus London kam (mich ging die Sache von Anfang nicht an u. ich wünschte, daſs sie zurückginge) kam mir Göthens Brief aus Weimar zur dortigen Gener.-Superint. Der Herzog hat feierlich bei mir angefragt, ich sage Ja u. nun stockts wieder — stockts! Gott wird mir helfen.

Und Du, was zitterst Du, wie ein Irrlicht zu erlöschen. In Dir ist wahrlich Funke Gottes, der nie verlöscht u. verlöschen muſs. Glaube!

Ach u. schriebst Du mir doch manchmal ein Wort, was Du machtest, würcktest, tichtetest, sorgtest. Wie gern wollt' ich Dir näher leben. Auch sehn wir uns einmal wahrlich!

Ehgestern ging ich an meine Urkunde in Druck u. Nebel; am Tage da dein Brief kam. Er schoſs einen Stral hindurch! Gebe Gott daſs ich thue, was ich thun soll.

Hast du die Meinungen des Layen geschrieben? Ich bitte Dich um Deines Herzens willen, sag mirs.

Gott mit Uns dort am Ufer des Rheins u. hier am Bach Krith, wo die Raben mich hacken statt mich zu ernähren. Schadt aber nichts und wird helfen. H.

9. Mz. [1776 r.].

2. Von demselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Hier, mein lieber L. sind Deine Soldaten mit dem Refrain 15. Dukaten. Eben schreibt mir Zimmermann, Dein groſser Freund, was Du mir eben in dem heutigen Briefe †) auch schreibst, daſs Reich sie zur Michaelsmesse sparen soll. Er wirds thun, glaub'ich, wenn er sich nur nicht vor Nachdruck fürchtet,

---

*) Antwort auf einen in dem Buche: „Aus Herders Nachlaſs", I, unter Nr. 8, S. 236 veröffentlichten Brief von Lenz.

**) „Die Soldaten".

***) „Die Auferstehung" (Gedichte von I. M. R. Lenz, herausg. von Weinhold, Nr. 37).

†) Siehe „Aus Herders Nachlaſs" I Nr. 9.

der seinem Vordruck zuvorkommt: die Leute sind ja vor einander nicht sicher. Halt also Deine Ex. wenigstens ein. [Am Rande: Die anderen Ex. mit der Fuhrpost.]

Aber bist Du nicht zu sorgfältig und selbstquälend? Ziehst Spinnweb von Beziehungen im Kopfe herum, die niemand vielleicht als Du siehest u. wenn sie dann auch jemand sähe — Herostrat mufs die Hand nicht zurückziehen, wenns nun brennen will. Und dann brennts ihm doch wohl zum Possen.

Sei muthig u. hülle Dich in Deinen abgeschabten Mantel: alles geht vorüber u. dem Muthigen mehr vorüber als dem Sorgsamen. Ich höre, dafs die Wolken nicht gedruckt oder unterdrückt werden sollen; gut, aber ich wollt doch Ein Ex. haben. — Sei frohen Herzens, wie es auch gehe; gnug, Du hast sie nicht heraus wollen u. Deine Pflicht ist erfüllet. Das Übrige ist nun Schicksal.

Wie mich der stumme Wink Deines Briefes freut u. betrübet — was redst Du vom Verschwinden! Du mufst noch Morgenstern werden u. Gott loben. Deine Briefe sind mir, wie die Herzensbeicht eines Mädchens nach dem ersten Fehltritt, heilig! O dafs ich näher an dir seyn könnte.

Mit Weimar stockts wieder (doch das unter uns) ich mufs nach Ostern erst hin — denke! — Probpredigen. Nicht für den Herzog, versteht sich, sondern für die Stadtphilister und mich ahndets, ich komme nicht los. Da werd' ich sie alle sehen.

Mein Paradies ist fertig — es geht zur Katastrophe — wollt' es würd' Ostern fertig, oder läge schon da! — Tausendmal wohl, lieber Junge, Gott mit Dir. H.

Dafs die Wolcken Dein sind, weifs niemand: das Gerücht geht, es ist Goethe. Wir umarmen Dich beide. — Stella ist ein liebes Mädchen und Zug für Zug eine wahre Person. Das Stück hat Flügel der griechischen Aurora.

Mz. [1776].

3. Von demselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Hier, liebster Lenz, hast Du einige Flicke in den Merkur. Verrathe mich nicht oder entschuldige mich wenigstens bei Wieland, dafs ich an Ihn nicht schreibe, u. wähle vorsichtig aus — Eins oder Keins. Ich will keinen neuen Hundelärm haben u. Euer Merkur soll ihn nicht durch mich haben. Also wählt vorsichtig — so immer ein Flick zum Einschieben — bald schick' ich was Anders.

Dein Brief lieber Lenz u. Dein Epilogus galeatus zur Urkunde hat mich u. Dich noch näher gebunden — Du bist der Erste Mensch, für den ich schreibe, und kannst Du herrlich durchblicken, entschuldigen, überblicken, rathen. Schicke mir doch das Stück, oder mach' aus, dafs der Merk. von diesem Jahr an mich geschickt wird ich will auch unter den Abonnenten seyn — und Du arbeite fleifsig dazu, lieber Junge.

Mit dem Zögern in Weimar gehts doch entsetzlich. Ich sitz hier freilich nicht auf St. Lorenz Kohlen, u. doch unsanft, denn das Geträtsch ist überall hier herum und ich sitze. Frage Du doch bei, dafs das Ding so oder so ausgeht, nur dafs was gethan wird. Soll ich predigen, wohlan —

Und nun noch Eins, lieber Lenz. Da das Glück nicht wollte, dafs ich Dich in Weimar vielleicht finde, so beschwör ich Dich, komm zu mir!!! wenn Du von dort zeuchst. Ich will Dir die Reis' ersetzen. Ich wollt gern zu Dir halbenwegs kommen, aber dann sieht Dich nicht mein Weib, u. sie will Dich so gerne sehn u. was ist im Wirthshaus? Komm her, ich bitt u. flehe Dich, wenn Du nicht so lang in Weimar bleibst, bis wir erscheinen. Oder bleib immer da, da wir dann herrlich singen wollen Hallelujah. Noch-

mals gesagt, dafs ich die Fabeln*) dir vertraue. Leb wohl, lieber Lenz bester Junge. Grüfs Göthen.

[Mai 1776.]

4. Von demselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Lieber Lenz,

Da bin ich hier**) u. freue mich Dich zu sehen. Sonntag über 8 Tage werde ich vermuthlich, was Du zu wissen verlangst, zuerst predigen.

Den Engländer gab mir Boje: „er könne es wegen des Endes nicht einrücken". Vorigen Sommer hatte sich in Bückeburg die Kehle jemand abgeschnitten, dafs nur noch einige Fasern hingen: sie wurde zugenäht: er rifs sie sich 2 mal auf: es wurde eine Maschiene gemacht, dafs er den Kopf nicht regen konnte, und in 14 Tagen war der Mensch besser. Er lebt noch u. befindet sich wohl u. freut sich, dafs ihm das Kehlabschneiden nicht geglückt sei: so hätts Tot***) auch werden sollen. Aber er ist tot wie sein Name anzeigt.

Den Engel von dem Du schreibst u. um den Du lebst, habe ich nur eine Viertheilstunde, zerstreut und verwirrt, gesehen — Diana im Chor der Nympfen u. Dryaden.

Lebe wohl. Weib u. Kinder grüfsen Dich. Mir ist wie allen Neuangekommenen, selbst im Elysium seyn mufs. Ich habe Kaufmann hier gefunden, der morgen reist u. Dich sehr grüfset.

Dienstag. H.

5. Von demselben.

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Wenn Ihr nichts befsers habt, und einmal euer üppiges Fleisch kreuzig[en] wollt, liebes Brüderlein, so kömmt heute auf den Mittag und efst eine Suppe mit mir. Vielleicht kömmt Göthe auch.

[Weimar 1776].

6. Von Wieland.

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Lieber Schatz, was du gern hättest kan ich dir izt nicht schicken. Dafür schick ich dir den Etat de France in 4. Octavbänd[en], woraus du viel detail lernen kanst. Hab Sorge zu den Büchern! Das Siecle de Louis XIV verlang von der Herzogin-Mutter; sie wird dirs gern geben; oder von Kalb. Cura ut valeas. Hab uns lieb, und mach dafs du bald wieder hier existirst. Du kanst hier so gut einsam leben als in Berka, wenn du nur ein für allemal ein wenig arrangirt bist — Wozu alles was dich lieb hat, herzl. gern behülflich seyn wird. Adieu.

27. August [1776]. Wieland.

7. Von Merck †).

Nach dem Manuskript in der Stadtbibliothek zu Riga.

Ich danke Ihnen lieber guter Mann für Ihren treugemeynten Brief herzlich. Wir wollen also mit einander beginnen, u. es soll uns beyde nicht

*) Siehe: „Aus Herders Nachlafs" I S. 241—242.

**) In Weimar, wohin Herder am 1. Oktober 1776 kam. Vergl. Haim, „Herder", II, 1.

***) Robert Hot, der Held des „Engländers" von Lenz.

†) Johann Heinrich Merck (1771—91), der bekannte Freund Goethes u. teilweise Prototyp des Mephistopheles.

reuen. Lassen Sie sichs nicht leid seyn, dafs die Welt Ihren Namen weifs. Sie haben mehr Freunde als Sie glauben, und wer Ihre Bücher goutirt, ist ein guter Mensch. Denn den flachen Köpfen u. Herzen sind sie so unausstehlich. Und der guten Menschen giebts doch viel, und der unverdorbenen, besonders unter den Weiblein. Hätten Sie nicht geschrieben, so wüfste z. E. unser Einer nicht zu seinem Troste, dafs ein so guter Mensch mehr lebt, wie Sie, ob ich gleich glaube dafs der Poeten mehr sind, die nicht schreiben, als die da schreiben, u. dafs von jedes Menschen Empfindung so viel verraucht, bifs's aufs Papier kommt und dabel wird, dafs nichts übrig bleibt als caput mortuum. Selbst Goethe mahlt offt mit Wasserfarbe Geschichte der Menschheit, wenigstens an manchen Stellen, um sein fascikel voll zu machen. Das weis er auch selbst, und ich habs ihm auch gesagt. Mit ihm hab'ich offt Ihre Liebes-Gedichte gelesen, u. gefunden was das ist, wahre Leidenschaft. Sie waren dem äufsern Schnitt des todten Buchstabens nach Menantisch, Talandrisch*) u. Gottschedisch, dafür hätte sie gewifs Ramler gebrandmarkt. Aber innen wehte der grofse Wind heraus, der uns mitschaudern machte. — Von meinen Lumpereyen hab'ich jezt nichts zum Absenden, weil ich so schreibe dafs's kein Mensch lesen kann, und zum Copiren hab'ich keine Zeit eben. Dafür schick'ich Ihnen Herders Rhapsodie. Sie ist von dem grosen Gebrauch sehr schadhaft geworden, bitte sie wohl in acht zu nehmen. Er hat sie gleich nach Empfang des Reinhards geschrieben. Ich hab den zweiten Th. begonnen, von dem nächstens. Etwas Rhypographisches auch von oder nach Swift. Die Romanzen führt Goethe alle in Einem Bande mit sich. Ich habe keine weiteren Abschrifften, u. die ersten Aufsäze sind mir alle verlohren gegangen. Ich hab ihm aber darum geschrieben. Von Herdern hab'ich noch viel Gedichte, die ich Ihnen alle nach u. nach sub Rosa mittheilen kann. — Wann ich künfftig was schnizele sollen Sies sehen; ich denke es wird mir doch aufmunterung u. Trost seyn, wenns in Ihnen wiederhallt. — Könnten Sie uns nicht einmal besuchen, besonders wenn Claudius hier wird seyn? Bleiben Sie ja ich bitte Sie in Deutschland. Vor unser Einem ist in Rufsland kein Heil u. Seegen. Wir haben keine Körper, um in jenem Lande zu genie fsen mit vielem huren, spielen, fressen u. sauffen. Und unsere Seelen, so wie alle Arten überhaupt, die auf etwas mehr als dem Miste thierischer Bedürfnisse wühlen, kann man dort ganz entbehren. — Ich lebe hier, wenn Goethe in Weimar bleiben solte, freylich auch auf einem verwünschten Sandfleck, wo nie was gescheutes keimen kann u. wird. Aber die liebe Noth ist das beste täglich Brod. Die hat mir noch beständig mein Dach geflickt, u. wirds auch so fort flicken. Lebten wir im Ueberflufs, so würden wir Gens aisés, u. ennuyirten uns, hätten aufser unsern eigen, noch standsmäfsige Obstruction. — Aufserdem bin ich zu verschiedene malen von Madame fortuna tüchtig gewamset worden, wofür ihr aber mit Yorik herzlichen Dank sage. Ich gäbe meine jezige Existenz nicht um aller Welt Güter willen weg, u. wenn ich noch einmal in Mutter Leibe zurückgehen, u. die Reihe von mir selbst unabhängiger [am Rande hinzugeschrieben: mich angehender] Begebenheiten wählen sollte, so solt's in Gottes Namen nicht anders seyn, als es gewesen ist.

Von Goethen hab'ich allerley hübsche u. gute Sachen. Haben Sie das Stück von Wieland Goethe u. die jüngste Niobe Tochter? wo nicht will ichs schicken. Sie schreiben jezt dort farcen (sub Rosa) die sie Matinées nennen, haben Sie nichts davon? Eine schöne Zeichnung von Krause hab'ich auch wo er sitzt, u. den Faust vorliefst, der Herzog u. alle andern um ihn herum. Ich denke unter der Addresse de Mlle. König u. der Frau Geh. Räthin Hesse könnten wir immer einander schreiben, ohne dafs es Postgeld verursacht.

Leben Sie wohl u. gedenken Sie meiner offt z. E. wenn etwas von Ihnen nach Weimar geht, könnts nicht vorher ein bifschen hier anhalten? Ihre Posten hat mir Goethe nie wollen mittheilen.

---

*) Mercks Bemerkung zielt auf Gottscheds Lieblingsschüler: Erdmann Neumeister (Menantes) u. Bose (Talander).

So eben scheint die liebe Sonne u. ich denke es ist besser Gottes Angesicht schauen als schreiben.

Leben Sie wohl u. halten Sie Ihr Versprechen nächstens zu schreiben. Ihr ganz eigener

Merck

d. 8-ten Mart. 1776.

8. Von demselben.

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Darmstadt d. 17-ten Mart. 1776.

Nur ein paar Worte Freude u. Danksagung trefflicher Mann über die gute Nachricht von Ihrer baldigen Ankunfft. War das nicht ein herrlicher Einfall von Ihnen an mich zu schreiben, so dafs wir einander nun als gute alte Bekannte umarmen können. Wo Sie hinreisen, möge Segen u. Glück Ihnen folgen, nur wünsche ich nicht dafs Sie in die grofse Weltwirthschafft geworffen werden, wo alle Eigenthümlichkeit des Menschen verlohren geht. Selbst die Lage in Str., worüber Sie in anderem Betracht Ursache haben, mifsvergnügt zu seyn, machte Sie doch mit zum Dichter, der sich Drang fühlte Menschen zu bilden, u. mit Geistern, mit Unbekannten zu reden, weil alles um Ihn her tod war.

Iezo hab ich keine Zeit was abzuschreiben, kaum noch so viel Ihnen zu sagen dafs ich Sie mit der wärmsten Umarmung erwarte. Mein Haus ist der nächste Nachbar am Post Haus, also sehn Sie's ganz als das Ihrige, u. Gott gebe, auf etwas mehr, als kurze Zeit an.

I. H. M.

9. Von Kayser *).

Nach der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Riga.

Herrn Lenz
abzugeben bey M. Röderer an der neuen Kirch zu
frey Basel Strasburg.

Ich hab Deine Manus. ewiglieber Freund durch Schlossern erhalten und was kann was darf ich sagen? wie will ich was sagen? Du mir die Sachen schenken mir das Glück das ich noch vor einem Jahr kaum wähnen dürfte — dafs Glück Dein Freund zu seyn, vor der Welt mich nennen zu dürfen? — Herausgeber Deiner Sachen. — — Warrlich warrlich ich mufs schweigen! Ich kann nichts sagen — fühle mich! —

Du weifst Theurer wie Du in meinem Herzen stehst, aber darf, kann ich das wollen, dafs Du mir die Sachen gibst? — —

Die Wolken sind untertrückt. Verlafs Dich auf mein Blut wen's nöthig ist, ists Dein! Diese flüchtige Aufsäzze hoff ich noch auf Ostern herauszubringen. Doch allenfals schreib mirs, wer Dir Anträge gethan hat, wenn ja mein Buchhändler Mäuse machen solte.

Schreib mir's gewifs. Papier, Druck etc. wird werden, wie Petrarch? Koreektur ich selbst!! Nur bitt ich Dich um alles berichtige mir folgendes:

1) Im Matz Höcker von der Stelle: D'Bücher nu' und die Geselschaften heuer bis zu dieser: Sagt man sie sollen Schuld dran seyn.

2) Diese Stelle ebenda: Und die Moral Aestetik u. Tatik. Ist Tatik recht? Ich versteh das Wort nicht.

3) In den beiden Reden über die deutsche Sprache, all die französischen Stellen sauber u. korekt geschrieben.

Du siehst selbst Schaz dafs das nöthig ist, wenn ich was guts liefern will. Thu's also!

---

*) Ein Züricher Komponist, Freund Lavaters und Herausgeber einiger Werke von Lenz („Flüchtige Aufsätze.“).

Was anlangt den innern Werth der Stücke selbst, so schweig ich. Von Dir Dir! Dessen Werth ich kaum (wie Goethe auch nicht) kaum in den Augenblicken der trunkensten Phantasey aussprechen kan! — laſs mich. Ich weiſs was die Welt an Dir hat. Fluch ihr! weil sie fähig ist Dich zu verkennen. Lieber laſs Dir genügen an uns Deinen Treuen! O unser hiesiger kleiner Hauf, der Gott in Menschengestalt unser Lavater — da bist Du oft mitten inne. Wir wissen was Du bist! Amen!

Das Drama ist ein Meisterstück. Aber die Musik war nicht dabey. Sende sie mir lieber — ob ich gleich nicht weiſs ob sie mit darzu kan gedruckt werden. Die Vertheidigung der Wolken wird hier unter uns circulieren. Schlosser schrieb drunter: Helas tai toi Jean Jaq. ils ne t'entendront pas — und das ist herrlich wahr! Darf ich mich unterstehen Dir aufzutragen eine Empfehlung vor meines Goethes herrliche Schwester zu bringen? O! O! Kl.*) dankt Dir 1000 mal für ....**) Petrarch. Er hat an Petrarch diesen Winter sein ganzes Labsal gefunden ....**) die Canzonette sorella übersezt die Du einmal sehen solst. Steiner wird Dir Expl. zugeschickt haben. Er grüſst Dich und ist Dein wie ich! Kaufm. macht mir viel Freude denn er ist eine kostbare Seele. Lavater wird immer mehr mein! O was er von seinen Feinden gepeinigt wird! Gut u. wohl Dir daſs Du's nicht so weiſst. Du würdest Höllenangst für ihn leiden wie wir alle. Ich will was für ihn thun u. wär's mein Blut und Leben, das ich ihm willig darbringe weil er ein Heiliger ist. Harre es wird werden!!

Leb wohl ewiglieber Bruder

K.

Zürich 3 Merz 76.

C. Abhandlungen von Lenz.

I.

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin***).

d. 2-ten Decbr. 1772.

Anmerkungen über die Recension eines neu herausgekommenen französischen Trauerspiels.

Legitimumque sonum digitis callemus et aure. Horat.

Hochzuehrende Herren!
Werthe Mitbrüder!

Sie haben mich zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft erhoben. Ich danke Ihnen dafür als ein Biedermann, ohne Wortgepränge. Mein Ehrgeitz war von jeher, geliebt zu werden. Wenn dieses der Ihrige gleichfalls ist, so bezahle ich Ihnen meine Schuld mit wenig Worten, denen ich gern mein Siegel unterdrücken wollte, wenn ich und meine Ahnen in der Diplomatick eine Rubrick ausfüllten. Sie haben mir durch Ihre Bestallung zu erkennen gegeben, daſs Sie mich liebten und ich antworte Ihnen mit schaamvollem Erröthen und deutlicher Stimme: ich liebe Sie.

---

*) Klinger.

**) Eine durch das Siegel ausgerissene Stelle.

***) Drei Bogen in Folio. Eine in der Strafsburger Literarischen Gesellschaft gehaltene Rede. Den Anfang (bis zu den Worten „Was kann ich dafür“ S. 545) und das Ende (S. 548) hat Erich Schmidt in seiner nicht in den Handel gekommenen Ausgabe des „Pandaemonium germanicum“ veröffentlicht.

Nehmen Sie in Ihren Straus eine ausländische Pflanze auf, die von den Tränen des Himmels in kaltem Boden genährt ward und bis jetzt unter anhaltenden Windstöſsen mit niederhangenden Blättern und wenigem Geruche der kommenden Zeit entgegentrauert, gefaſst, entweder von gütigern Sonnen entwickelt zu werden, oder vor der Reife geknickt, am Busen ihrer Freunde zu sterben.

Worin ich der Societät Dienste erweisen kann, sey es nun ein unmerklich kleines Feld von Kenntnissen oder Gefühlen, das ich zu bauen suche, wie jener genügsame Landmann von dem Horatz sagt: Paterna rura bobus exercet suis — oder sey es auch bloſs mein guter Wille — so will ich gern alles hergeben was ich habe, um wenn es mit dem Ihrigen verbunden wird, irgend einen angenehmen Geruch hervorzubringen.

Man hat uns in dem Journal Enciclopedique*) ein neues Phänomen des Geschmacks angekündigt, ein Trauerspiel eines Herrn Ducis betittelt Juliette und Romeo, ein Trauerspiel das innerhalb drey Monathen fünfzehnmal war vorgestellt und vielleicht eben so oft in gedruckten Blättern war beurtheilt worden, als ein Mitarbeiter des benannten Journals uns dasselbe im Skelet lieferte und ganz durchdrungen von seinen Schönheiten, es jetzt dem Christlichen Leser überlieſs, darüber zu urtheilen.

Wenn ich die Stimme irgend eines Journalisten hätte, der wie Mars im Homer schreyt, wenn es noth thut: so würde ich gewiſs dieses Compliment des Herrn Kunstrichters an die Leser mit einem stummen Gegencompliment beantworten. Da aber meine Stimme so schwach ist, daſs weder zu befürchten, sie werde die Kunstrichter Galliens zum Krieg aufreitzen, noch auch den in der That kühnen Flug eines sich hervorthuenden französischen Genies hemmen oder unterdrücken: so kann ich frey reden, wie ich denke, eben so frey als ein Redner im Schlaraffenlande, welcher weiſs, daſs seine Worte sobald sie in die Luft kommen gefrieren und erst in späten Sommern, die er nie vielleicht erleben wird, aufthauen und hörbar werden.

Der Gallier Fontenelle hat in seinen philosophischen Gesprächen mit einer französischen Dame, einstweilen einen sehr schweren Gedanken, dessen eigentlicher Gehalt ungefähr dieser war: der Künstler solle billig von der Natur lernen, die gröſsten Materialien aufzunehmen und die in die leichteste und ungezwungenste Form zusammenzusetzen — das heiſst mit andern Worten, groſse Zwecke durch die einfältigsten Mittel ausführen — und das deucht mich, sollte auch für den dramatischen Schriftsteller eine goldne Regel seyn.

Von einer Seite hat Herr Ducis groſs Lob verdient. Sein Plan ist kühn genug, (obwohl die Materialien dazu aus fremden Goldgruben herausgehoben worden) die Ausführung dieses Plans ist französisch — ob schön — ob vollkommen schön, das wollen wir untersuchen.

Nicht aus dem Shakespear hat er seinen Plan entlehnt, wie eine französische Critik laut unserm Recensenten sagt: sondern aus dem Dante. Was kann ich dafür, daſs er sein Stück Romeo und Juliette nennt, er sollte es Montaigu und Capulet genannt haben, denn das sind die Hauptpersohnen in demselben und der Hauptzweck des Dichters war nicht wie beym Shakespear die zärtlichen Verirrungen und Unglücksfälle einer verbothenen Liebe zu zeigen, sondern uns die Folgen des Bürgerkriegs und aufgereitzter Leidenschaften des Hasses und der Rache darzustellen.

Dies ist also der Gesichtspunkt, aus welchem wir dieses Gemählde jetst beurtheilen wollen, so unpartheyisch, als ob es ein Deutscher — als ob wir selbst es gemahlt hätten. Was soll ich aber sagen? Der Dichter hat selbst keinen fixirten Gesichtspunkt gehabt: sein Tittel zeigt es und das Ungefähr, das ihm bey Entwerfung der Hauptcharaktere des Montaigu und des Capulet den Pinsel geführt.

Montaigu war der beleidigte Theil, seine Seele athmete Rache. Er

*) VII (1772) S. 94—108.

hatte mit seinen Kindern das Schicksal des Ugolino und immer (ich wollte drauf wetten) hat der Dichter durch sein ganzes Stück die kurze aber nachdrückliche Zeichnung des Dante vor Augen gehabt, da er ihn den Kopf seines Gegners mit den Zähnen fafsen und das Gehirn heraus fressen läfst, nicht anders als wie man Brod in grofsem Hunger verzehrt. — Dieser Charakter scheint, nach den Zügen die der Journalist anzieht (denn das Stück habe ich nicht gelesen) stark genug gezeichnet zu seyn. Aber auch natürlich? — — Nous verrons.

Capulet wieder den er seine ganze Rache ausläfst, ist nicht sein Feind — ist nicht der Ruggieri der Ugolino verhungern liefs und dem Ugolino zur Rache das Hirn aushackte, sondern — es ist der Bruder seines Feindes, des unmenschlichen Rogers. Und warum mufste dann dieser Roger gestorben seyn, gegen den der Stachel der ganzen Leidenschaft des Montaigu gerichtet war, warum mufste sein gutmüthiger Bruder seine Grausamkeit entgelten? Sie werden leicht einsehen, dafs man an einen Dichter, an einen Schöpfer seiner Fabel — eine solche Frage kühnlich thun kann: Jetzt ist dieser beleidigte Montaigu nicht mehr der Rächer seiner Kinder, sondern ein Menschenfeind, der durch sein Unglück rauh gemacht, auch in Steine und Holz beifsen würde, die ihm doch nichts zu Leide gethan. Und ein solcher Charackter kann nicht die Hälfte so sehr interressiren, als der, den Dante uns mit seiner grofsen Meisterhand vor die Augen haftet. Daher thun alle die krausen Ausruffungen des französischen Montaigu, die der Journalist als Meisterstriche anzieht, gar keinen Effekt.

Ta cour, sagt er zum Herzog, tes Capulets, ton aspect m'importune,
Mes transports, grace au ciel, passent mon infortune.

Merken Sie wohl die Ungleichheit, den leichtsinnigen französischen Pinsel. Les Capulets m'importunent, nichts mehr, Herr Montaigu? und gleich drauf: grace au ciel, mes transports passent mon infortune: das haben wir nicht gemerkt. — Doch weg mit der Critik des Details — wir haben mit dem Dessein genug zu thun.

Weiter: er verwünscht sogar den armen Duc Ferdinand: Puisse aussi mon destin s'appesantir sur toi.

Hernach bittet er den Himmel, er möge für die Familie der Capulets eine allgemeine Straffe erfinden — das ist gut, das ist eins von den Saamkörnern, die am Ende in Halmen aufgehen, er zeigt dadurch an, was er im Sinn habe — aber er bittet auch, die Wuth des Himmels möchte durch seine Verzweiflung so entflammt werden, dafs sie seine Macht noch zu übertreffen schiene. Der Gedanke flimmert, wird aber auf einer strengen Wagschaale der Schönheit gewifs zu leicht erfunden werden, denn er enthält, so sehr ihn der Dichter auch zu mildern sucht, doch immer eine Ungereimtheit.

Im vierten Ackt, bezeugt sich Montaigu auf einmal friedliebend und die Ursache: parce qu'en retrouvant un fils, sa haine s'est dissipée. Aber wo fand er seinen Sohn, in der Parthey der Capulets, mit deren Tochter man ihn obenein vermählen wollte. Alles gut — ich weifs dafs dieses eine Maske von ihm war — aber wie kam es denn, dafs Herr Capulet so leichtgläubig war und ihm diese jählinge Metamorphose so auf sein ehrliches Gesicht weg glaubte. Capulet, der eben damals seinen Sohn durch den Sohn des Montaigu verlohren hatte und gewifs nicht weniger Grimm und Groll im Busen gesammlet trug und wieder ihn auszulassen suchte, als jener wieder seinen Bruder Roger? Doch von diesem Capulet wollen wir mehr reden, denn er ist in der That in diesem Stück piscis, in quem desinit mulier formosa superne.

Weiter, Montaigu, als er mit seinem Sohn allein gelassen worden, demaskirt sich — und zeigt uns ein Gesicht, das in der That fürchterlich ist. Diese Scene mufs erschütternd seyn. Er verlangt von seinem Sohn, er solle seine Geliebte umbringen um den Tod seiner Brüder zu rächen — und als Romeo ihm vorstellt, wie ungeheuer selbst der Gedanke sey — warum er sich nicht an Roger gerächt: il n'avoit point d'enfans. — Dies ist ein Zug aus Shakespeare: beyseite gesetzt, dafs es für einen Franzosen schon rühm-

lich ist, ihn bloſs gefühlt zu haben, so ist auch dieser Zug hier freilich nicht an seiner unrechten Stelle — aber daſs gegen alles dieses nichts einzuwenden, daſs mit dieser guten Feder aus dem Pfauenschweif die Herr Ducis aufgehoben, alles übrige bedeckt sey — das lassen Sie uns noch nicht ohne schärfere Untersuchung zugeben.

Ich bedaure daſs ich das Stück selber nicht gelesen: mein Urtheil bleibt deshalb immer noch etwas unzuversichtlich, ich bleibe bloſs bey dem Skelet stehen, das uns der Herr Journalist aufgestellt: hat er dabey was versehen, so muſs man uns kein übereiltes Urtheil beymessen.

Herr Ducis hat hier freilich den Montaigu ganz ausgemahlt, er erscheint in eben dem Licht als Ugolino, er dürstet, hungert Rache und ist in dieser Absicht nach Verona gekommen. Er macht vorher immer den Geheimniſsvollen mit seinem Schmerz, sagt nur, indem er auf seine Brust zeigt: c'est la, que ma douleur repose, jamais jamais mortel n'en connaitra la cause. Er droht schon dunkel: tu dois tout craindre, et je puis tout oser. Act. II. Er hat alle Saamkörner ausgestreut, zu dem Erfolge der jetzt hervorsprieſst: jetzt statt der Freude, seinen für verlohren geachteten Sohn wiederzufinden, die doch auch das wildeste Gemüth besänftigt, statt gerührt zu werden, von der übertriebenen Gutherzigkeit des Capulet, der ihm auf die Frage: si son coeur s'etoit dompté, so unmenschlich groſsmüthig antwortet: j'ai triomphé de moi, mais je n'ai rien fait pour toi, en te pardonnant — u. weiter „ich lebe, mein Sohn ist nicht mehr, du hast deinen wiedergefunden, der meinige fodert meine Rache — u. meine Rache stirbt: mein Haſs verlöscht, ich wollte dir vorhin als Feind nach dem Leben, jetzt könnte ich als Freund das Meinige dafür aufopfern“ — der ihn sogar in seinem Hause als unumschränkten Herrn schalten und walten läſst — — statt durch alles dieses erweicht zu werden: muthet er Seinem verliebten Sohn zu, die Tochter seines ausgesöhnten Feindes, der durch den Tod seines Sohns für das Verbrechen seines Bruders schon viel zu sehr bestraft war — eigenhändig umzubringen — — überlegen Sie dieses, wenden Sie es auf welche Seite Sie wollen, Montaigu ist ein Ungeheuer auſser der menschlichen Natur — Humano capiti cervix equina juncta — und Dante hätte gewiſs nicht das Herz gehabt, eine solche Figur in der Hölle erscheinen zu lassen, viel weniger auf einem Theater, das uns Menschen liefern soll.

Nun laſsen Sie uns die andere Hauptfigur dieses Stüks ein wenig näher beäugen, wie unser Freund Joung sagt — und ich fürchte wir werden sie im Gegentheil eben so ausschweiffend finden. Es ist aber einmahl der Fehler der Nation, daſs sie immer auf die Extrème fuſset, alle Ihre Produckte outrirt und nur das übertriebene für groſs und gut hält, sollte es gleich wie eine zu hoch gespannte Sayte nur ein kreischendes Gezwitscher statt eines Thons angeben. So ungeheuer der Montaigu an Wuth und Rache ist, so ungeheuer ist Herr Capulet an Sanftmuth und Versöhnlichkeit. Nur ein Pröbchen — denn meine Zeit ist verfloſsen und ich wollte Ihnen diese in einer Stunde hingeschriebenen Anmerkungen, doch gern ganz geben. Romeo — giebt sich ihm in einer wahren Raserey (denn eine vernünftige Ursache kann ich dazu nicht finden) im dritten Akt nicht allein als den Liebhaber der Julie — die er doch an den Grafen Paris verheyrathen wollte — nicht allein als einen Sohn des Montaigu, mit dem er doch eben einen Kampf auf Tod und Leben ausgekämpft — sondern auch als den Mörder seines einzigen Sohnes Thebaldo — u. noch dazu der einzigen Stütze seiner Familie, den Juliette nennt sich im 5-ten Ackt le seul rejetton de la famille des Capulets — kurz als seinen allerärgsten Feind auf den Erdboden ihm zu erkennen: und was thut der pflegmatische Capulet? Er will ihn umbringen, das ist wahr, aber mag die ganze Welt entscheiden, ob es ihm ein Ernst damit ist. Seine Tochter entwafnet ihn, hernach kommt der Herzog und will ihm kondoliren, der Henker, da muſs er fort, es wäre wieder die Ethikette, den Herzog einen Augenblick warten zu laſsen, um seinen Feind umzubringen: er geht also geschwind ab, schlägt die Fäuste zusammen und sagt zum Romeo, der mit

geöfneter Brust seinen rächenden Dolch erwartet: Wart wart! ich will dich schon kriegen.

Weiter im 4-ten Ackt kommt der Herzog mit Friedensvorschlägen. Capulet ist gewiſs nicht der letzte der sich erbitten läſst, noch dazu, er giebt dem Mörder seines Sohnes noch seine einzige Tochter obenein zur Frau, er bestraft ihn wie Gellerts Vater seinen ungerathenen Sohn, den die Galeere nicht hatte bessern können: er gab ihm eine Frau. Und das war eben der Capulet, der von Stahl und Eisen war als der damals noch verdienstvolle Romeo, sein Liebling mit dem Graf Paris um die Wette um Julietten buhlte. Nun hören Sie die Antwort die er seinem ärgsten Feinde, dem Vater des Mörders seines Sohnes giebt: Je vis — le sang qui me reste*).

Ich sage nichts weiter — die Zeit ist verstrichen. Es ist nicht zu leugnen, daſs in den angeführten Stellen des französischen Recensenten nicht auch Schönheiten hervorblitzen. Die Stelle aus dem Dante ist ziemlich glücklich franzisirt. Der Abschied der sterbenden Julie ist schön — und ich habe das Trauerspiel noch nicht gelesen.

Auch bloſs nach dem Skelet, verdient Herr Ducis Lob, daſs er sich von der gewöhnlichen Bahn seiner Coäven entfernt und mit englischer Kühnheit einen wahren tragischen Plan zum Fonds seines Trauerspiels aufgenommen hat.

Wieviel Gewinnst er daraus gezogen, kann ich noch nicht entscheiden, ich habe nur sagen wollen, daſs die erste Zeichnung seiner beyden Hauptcharaktere sehr schülerhaft, — oder meisterhaft, weil doch heut zu Tage alle Meister so zeichnen, c'est à dire unnatürlich ist. Und hiemit habe ich schon viel — vielleicht zu viel gesagt — und wie mein Herr Journalist, schweige — pour que nos lecteurs puissent prononcer**).

II.

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Meine Lebensregeln***).

1. Welche Ehen sind denn moralisch gut?

Die im höchsten Grad, wo wahre Sympathie der Gemüther lange in den reinsten Flammen gebrannt und in beyden Subjekten ein unwiederstehlich Verlangen hervorgebracht, sich auf ewig mit einander zu vereinigen. Die Kennzeichen ob dieses Verlangen ächt dauerhaft und unzerstörlich sey, kann bloſs die Zeit und Wiederwärtigkeit an die Hand geben und bewähren. Das ist aber eines, das selten auch beym ersten Anfange der Liebe trügt, wenn diese Liebe anstatt unsere Begierden zu empören und zu reitzen sie vielmehr unterdrückt und also bis auf eine glückliche Zukunft in Geduld und ungeschwächt erhält. Die im mindern Grade moralisch guten Ehen sind die wo wahre freundschaftliche Zuneigung vorwaltet mit der aufrichtigen Absicht, seinem Gegenstande und sich das Leben so angenehm und glückseelig zu machen als möglich und diese Ehen können auch diejenigen schlieſsen, die leider zwar schon den edelsten Theil ihrer Geister verschwendet, aber doch noch genug übrig haben um sanfte Freundschaft und Hülfleistung zu empfinden und bey denen Vernunft und Ruhe die Stelle von Feuer und Lebhaftigkeit vertritt. Wer in keinem Verstande eine solche moralisch gute Ehe zu schlieſsen hoffen kann, entweder weil die Ursachen in ihm oder auſser ihm in den zu wählenden Gegenständen liegen, thut besser er bleibt ledig und sammlet seine Geister in einem reinen Gefäſs zu Gott, der schon für die

*) Lenz führt hier nur die ersten und letzten Worte eines elfzeiligen Zitates an, das im „Journal Encyclopédique“ VII (1772) p. 104 steht.

**) Das sind die Worte, mit denen die Rezension im „Journal Encyclopédique“ VII (1772) p. 108 schlieſst.

***) Zwanzig sehr klein und undeutlich geschriebene Seiten in folio. Eine Überschrift fehlt, aber im Texte gebraucht Lenz die Bezeichnung, die wir dieser Abhandlung gegeben. Wir veröffentlichen sie auszugsweise. Die Numerierung der Fragen fehlt bei Lenz.

Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bey andern Individuen wird zu sorgen wissen.

2. Allein die ächte Liebe selber geht sehr leicht in ungeduldiges Verlangen nach der Vereinigung über und kann gar leicht sich einen Weg bis zur Wollust bahnen, welches sind die Mittel diesem zuvorzukommen?

Vors erste beständige Gegenwart und Spannung aller unsrer Kräfte zu Gott, der höchsten Quelle alles Guten und aller Glückseeligkeit, vors zweyte Vermeidung gewisser moralischer Unvollkommenheiten, die jederzeit aus einem lebhaften Gefühl eine sich wieder Vernunft, Ordnung und Gott empörende Leidenschaft machen. Diese sind Unmäſsigkeit in Befriedigung andrer thierischen Begierden des Hungers, des Durstes, Unmäſsigkeit und Zügellosigkeit bey Befriedigung einer sonst sehr menschlichen Begierde, der nach Freude Lustigkeit und Vergnügen, welche alsdann in Wildheit und Raserey ausartet, Unmäſsigkeit bey einer andern menschlichen Begierde die sonst auch sehr edel ist, der Begierde zu gefallen, da diese in Buhlerey ausartet, welche besonders für den Mann nicht allein unmoralisch, sondern auch entehrend ist, indem er sich dadurch um den ganzen Werth seines Geschlechts tändelt — — noch sind einige subtilere — — als die zu groſse Nachhängung verliebter Vorstellungen in der Einsamkeit, gegen welche man sich mit Vernunft und allezeit thätiger Wirksamkeit wafnen muſs, da sie eigentlich nur in der Faulheit unserer Seele mit dem Durst nach Vergnügen immer vergesellschaftet, ihren Grund hat — — ferner vor allen Dingen Eiffersucht, die nichts als Neid, Miſstrauen oft nur gar Scheuigkeit und Furcht zum Grunde hat.

3. Welches ist das vornehmste Verwahrungsmittel gegen die Wohllust?

Daſs wir unsere Phantasey von allen wohllüstigen Vorstellungen befreyen und wenn sich eine einmahl hineinschleicht, sie sogleich zu vergessen und durch Vorstellungen andrer Art und wichtigern Gehalts auszulöschen suchen: lieber aber einschlaffen oder nichts denken, als böse Bilder und Irrlichter verfolgen die uns zuletzt in Sümpfe leiten. Haben also diejenigen Schriftsteller nicht wenig zu verantworten die den keuschen Schleyer vor dem Angesicht eines Geheimnisses wegreiſsen, das fürs menschliche Geschlecht die höchste Glückseeligkeit, aber auch das höchste Elend aufbehält, je nachdem es sich zu demselben initiiren läſst oder ruchloſs mit frevelnder Kühnheit sich ohne Regel und Ordnung hineinwagt. Seit dem die Schaamhaftigkeit aus unsern Büchern und Gesellschaften entflohn ist, giebts auch keine wahre Freude und Glückseeligkeit auf dem Erdboden mehr. Es zeigt eine groſse Armuth an Scherz und Witz an wenn man Sachen zu ihrem Gegenstande macht, die nicht ernsthaft und wichtig genug können behandelt werden, die Adam und Heva schon aus Furcht vor Gott mit Blättern bedeckten, und die ewig bedeckt bleiben sollten, wenn wir nicht mit aller galanten Galanterie zum Vieh herabarten wollen, das sich ohne Ordnung und Regel bespringt wo es sich antrift und in heiſser Brunst seine Geister verhaucht eh sie noch Zeit haben, sich zu Verrichtungen eines Geistes zu entwickeln. So geht es ja jetzt schon dem gröſsten Hauffen der menschlichen Thiere gleichfalls.

4. Und wenn wir mit Persohnen zusammen sind die uns dazu versuchen, was für ein Rath ist da zu geben?

Daſs man diese Persohnen nicht durch Raisonnement sondern durch That aus ihrem Taumel zu bringen suche, Ihnen zeige daſs man sie liebe nach dem Grad als sie Liebe verdienen, nach ihrem Werth, daſs man aber mit nichten willens sey die von Gott zu unsrer und ihrer Glückseeligkeit vestgesetzte Ordnung zu unterbrechen und sich und sie um Gemüthsruhe und Vollkommenheit für ein augenblickliches Vergnügen zu betrügen.

5. Welches ist die Hauptsumm und Inhalt aller dieser Maximen?

Die rechte Maaſse und Ordnung in allen unsern Handlungen, zu welcher unsere Kräfte allein durch die in unsrer Seele beständig lebhafte Idee vom alles erfüllenden Gott können disponirt werden, oder durch die Gegenwärtigkeit zu Gott.

6. Welches ist die zweite Hauptlehre die wir aus dem Beyspiel Christi und seinen in Reden geäußerten Gesinnungen für unsere moralische Vollkommenheit abziehn?

Demuth, aber nicht die der Mienen, der Gebehrden, der Worte, sondern des Herzens, seyd von Herzen demüthig, daß wir aller Eitelkeit, Eigendünkel und Hochmuth nun und in Ewigkeit Abschied geben, da sie zu nichts dienen als uns zu martern unglücklich zu machen und noch obenein unsern Wachsthum an wahrem Werth zu hindern. Ich möchte diese häßlichen Gemüthsbewegungen — und wehe dem bey welchem sie zur Leidenschaft angewachsen, so definiren, eine Begierde, mehr vor den Leuten zu scheinen, als man ist, oder noch kürzer, eine Begierde sich über alle Nebenmenschen auch ohne sein Verdienst und Würdigkeit erhoben zu sehen. Eine Begierde viel zu seyn und auch das was wir sind zu scheinen, ist uns natürlich und nicht allein edel, sondern auch der höchste Sporn zur Vollkommenheit. Aber wie leicht artet der in Eigendünkel und von da in Hochmut aus, wie leicht bilden wir uns ein mehr zu seyn als wir sind und suchen daher auch mehr zu scheinen. Der Weise also, besonders aber der Christ, um diese Anhöhe zu vermeiden, welche so schwindlicht ist und vielen schon Hals und Bein gekostet hat, wendet lieber um und bergab und sucht weniger zu scheinen als er ist. Und in Wahrheit, nach dem Maaß als er in dieser edlen Bemühung fortfährt, den nichtigen Schimmer zu entfernen den Schmeicheley und seine eigene Eitelkeit um ihn her woben, nach dem Maaß wird er fortfahren immer mehr zu seyn und sein Licht wird zwar nicht scheinen und blenden, aber wärmen Zeitgenossen- und Nachkommenschaft von nun an bis in Ewigkeit. So gieng Christus uns vor, erniedrigte sich selbst bis zur Knechtsgestalt, bis zum Räubertod, je mehr er war, desto mehr must' er seinen Glanz verbergen um seine Wärme wirksam und fühlbar zu machen und Gott und Zeit haben ihn erhöht und alle Generationen bethen ihn an, als ihren Seeligmacher, als ihr Heil. So müssen wir dem vollkommensten der Menschen nachahmen, je mehr wir sind, für desto minder uns ausgeben, ja auch für desto minder uns selber halten, weil wir zu dem letzten noch immer Ursach genug finden werden, da der Weg nach Vollkommenheit durch Aeonen geht und wir höchstens nur Jahre lang drauf gezogen: und das ist und bleibt immer uns selbst auch heilsamer, weil wir dadurch glücklich den Schwindel und Taumel vermeiden, der uns wenn wir oft der Sonne schon ziemlich nah, wieder wie Dädalus Ikarus meerherab führt. Hirmit kann der edle Stolz gar wohl bestehen der nichts ist, oder so lang er edel bleibt, nichts seyn sollte, als das rechtmäßige und gegründte Vertrauen in unsere Kräfte wenn wir ihrer nöthig haben und freilich müssen wir unsre Kräfte zu dem Ende geprüft und kennen gelernt haben, damit wir im erforderlichen Fall weder zaghaft noch vermessen seyn. Doch bey alledem ist es immer besser in Berechnung der Kräfte und der von uns erforderten Wirksamkeit wir subtrahiren auch in unserer eignen Meinung von den erstern ein wenig, denn das thut keinen Schaden, leisten sie hernach mehr als wir selber uns davon versprochen, desto besser für uns und andere, leisten sie aber minder als wir selbst erwartet ja noch minder als wir andern zu erwarten gegeben, so ruht Schande auf uns die wir mit langem Bestreben oft nicht auszutilgen vermögen. Ueberhaupt ist der sicherste Rath, die treflichste Maxime, die hier zu geben, man enthalte sich alles Urtheils und Recension seines eignen Werths im Detail gänzlich und gehe nur fort nach dem einmal entworfnen Plan, gegenwärtig vor Gott und überlasse Zeit und Zuschauern, vor allen Dingen aber dem beständigen unveränderlichen und unpartheischen Zuschauer aus den Wolken unsern Werth und seine Grade zu beurtheilen. Aber mit seinem Nachbar mache mans so nicht. Hier muß der Nächste mehr geliebt werden als wir selber. Ich kann den Nachbar sehn, ich kann seinen ganzen Werth abmessen aber mich selber seh ich nicht und meinen Werth weiß ich nicht. Auch werd ich weit mehr für mich selbst dabey gewinnen wenn ich meines Nächsten Werth untersuche und aufs richtigste mir selbst festzusetzen suche, als wenn ich meinen eignen mir vormesse und mich damit auf-

blähe und unfruchtbar mache. Der Baum ist nicht gemacht von seinen eignen Früchten zu essen, wenn er sie getragen und abgeschüttelt hat, steh er da und überlasse sich der Barmherzigkeit des Himmels, die ihn anderwärts wird zu belohnen wissen. So sagt auch Christus, ich suche nicht meine Ehre, es ist aber ein andrer der sie suchet.

7. Welches ist aber die schlimste Art von Hoffart? und von der die Drohung vorzüglich gilt: wer sich selbst erhöht soll erniedrigt werden?

Da wir nicht allein uns über andere wegsetzen und also unsern Werth übermäſsig erhöhen, sondern auch andere unter uns hinunter setzen und ihren Werth unchristlich schmälern und erniedrigen um den unsrigen besser gelten zu machen. Auf diese Art wird aus dem Hoffärtigen es sey nun im bürgerlichen oder Schriftsteller- und Gelehrtenverhältniſs zugleich ein Unterdrücker, ein Tyrann, von Neid getrieben und von allen Furien begleitet. Am schlimmsten sind die Wirkungen dieser Hoffarth bey Leuten die auf einen besondern Eiffer in der Religion, auf eine besondre Frömmigkeit Anspruch machen und alles um sich herum verdammen, verketzern und verbrennen.

8. Welches ist die dritte moralische Pflicht die uns Christus durch sein Beyspiel und Lehre hauptsächlich eingeschärft hat?

Uneigennützigkeit, oder die Gleichgültigkeit gegen die Reichthümer und irrdischen Güter insofern sie mit geistlichen Vortheilen und Vorzügen in Vergleichung gestellt werden. Denn es ist nicht zu leugnen daſs sie als eine Wohlthat Gottes anzusehen für die wir ihm Dank wissen müssen indem sie uns Mittel an die Hand geben unsere und unserer Nebenmenschen Glückseeligkeit leichter zu befördern wenn wir sie als gute Haushalter verwalten. Allein die zu groſse Anhänglichkeit an diese Mittel macht daſs wir drüber den Zweck aus dem Gesicht verlieren den wir dadurch erreichen sollen und dies heiſst Geitz.

9. Welches ist die Norm und Vorschrift Christi in Ansehung des Erwerbes zeitlicher Güter?

Daſs wir unser täglich Brod suchen sollen, das heiſst alles was zu unserer Nahrung auch Erquickung, Wohlstand, Zierde und Bequemlichkeit dienen kann, aber ohne Sorge dafür, unsre Sorge muſs auf das Ziel gerichtet seyn nicht auf die Mittel die in der von Gott etablirten groſsen Weltordnung uns ohnehin allenthalben schon zur Hand stehen werden. Dieses Ziel ist aber nicht allein unsere Existenz fortzusetzen, sondern auch sie in ihrem ganzen Umfang und Vollkommenheit der Vorstellungen und Empfindungen, des Genusses und der Thätigkeit fortzusetzen in so hohem Grad als möglich.

10. Sind uns denn aber alle Mittel erlaubt die zum diesem Entzweck führen?

Mit nichten, nur diejenigen sind erlaubt wodurch der Fortsetzung der Existenz aller unsrer Mitgeschöpfe nicht der geringste Eintrag geschieht, sondern diese vielmehr befördert und erhöhet wird. So geht in der Welt alles in einem beständigen Tausch fort, da jedes Glied des ungeheuren Ganzen mit angestrengten Kräften das andere unterstützt und zur Fortdauer und Vervollkommung seiner Existenz beyträgt. Wer dieses mit der mindesten Rücksicht auf sich selbst und mit dem vollkommensten Vertrauen auf Gott und seine groſse Weltordnung thut, der ist der rechtschaffenste Weltbürger, das gesundeste Glied dieses groſsen Körpers, wenn gleich der Erfolg seinen Bemühungen nicht entsprechen sollte, Gott richtet ihn nach seiner Absicht und nach der Anstrengung seiner Kräfte, nicht nach seinem Schicksal. Der Müſsiggänger aber ist Gott und dem gemeinen Wesen immer Verantwortung schuldig, obschon er das Gesetz nicht übertritt und durch rechtmäſsige Mittel seine eigene Existenz fortsetzt — weil er nichts zur Fortsetzung der Existenz seiner Mitgeschöpfe beyträgt. So ein Bettler der bettelt um betteln ohne Absicht.

11. Welches ist die sicherste Regel nach welche wir in Erwerb zeitlicher Güter niemandem Eintrag thun werden, da doch die Fälle so viel und mancherley und verworren sind daſs man mit dem besten Herzen doch unwissend leicht jemand unrecht thun könnte?

Uns in die Stelle des andern zu setzen von dem wir etwas fodern und genau abzuwägen, wie wir in dem Verhältniſs des andern diese oder jene Foderung anhören und empfinden würden. Wir haben Maaſs und Gewicht in uns, ein feines zartes Gefühl, daſs wir nur aufrichtig befragen dürfen. Und dies ist nicht bloſs der Fall bey Geld und Gut sondern auch bey allen andern Vortheilen die uns andere verschaffen sollen. Also alles was ihr wollt daſs euch die Leute thun sollen thut ihr ihnen auch. Und ist in diesem Verhältniſs der Dieb am Strick nichts strafwürdiger in den Augen Gottes als der Usurpateur, oder der Verläumder der einem andern seine Ehre nimmt um die seinige dadurch in ein höher Licht zu setzen. — Ein groſses Hülfsmittel zu dieser moralischen Pflicht ist überhaupt Mäſsigung in allen unsern Pretensionen bis auf die Pretensionen unsers Körpers hinunter, der sich sollte genügen laſsen wenn er Nahrung und Kleidung hat, sie mag übrigens so schlecht seyn als sie wolle, und das übrige was ihm Gott zufallen läſst als eine Gnade mit dankbarer Emfindung erkennen aber nie mit Unmäſsigkeit genieſsen.

12. Was schreibt uns Christi Beyspiel und Lehre vor wenn wir beleidigt und in unserem Recht gekränkt werden?

Zu vergeben mit freyem groſsem Herzen ohne die geringste Tücke oder Haſs wieder den Beleidiger zurückzubehalten.

Sollen wir also feige Memmen seyn die sich alle Rechte als Menschen nehmen lassen, unfähig sie zu vertheidigen oder gefühllose kalte hölzerne Bilder die keine Beleidigung empfinden können?

Weder eins noch anders, empfindlich und thätig sollen wir seyn, beides sind edle Instinkte der Natur die sie allgütig in uns gelegt um unsere Existenz zu erhalten. Wir müssen fähig seyn die allergeringste Beleidigung in ihrer ganzen Gröſse zu fühlen und sie auch von uns abzulehnen wenn es ohne Schaden unsrer Nebenmenschen geschehen kann, ist das aber, so thun wir moralisch besser wenn wir uns als andere zum Ziel einer Beleidigung darstellen. Wie aber müssen wir empfangene Beleidigungen rächen, auch um ihre Straffe nicht anhalten, wohl aber darum daſs sie wenn es möglich wieder gut gemacht werden uns so gut wie allen andern Menschen Genugthuung geschehe und Ordnung und Friede in der ganzen Welt etablirt und erhalten werde, wenn aber dieses nicht erhalten werden kann, so vergesse man alles und laſs es ungeahndet, denn es ist eine feine Linie, die Gerechtigkeit und Rache scheidet und Rache ist den Christen ganz und auf ewig verbothen, darum hat Christus das sehr weiſslich zur Bedingung (im V. Unser) gemacht unter der Gott uns unsere Sünden vergeben wolle und verrathen die Theologen, die den Zorn Gottes über unsre Sünden als Rache, die bis in Ewigkeit fortgeht, nicht als Eiffer für unsre Beſsrung, schildern, daſs sie selbst ein sehr rachgieriges und gar nicht christliches Herz haben. Eben dieses will Christus auch durch alle seine zu weit getrieben zu seyn scheinende Forderungen in der Bergpredigt sagen: wenn dir jemand einen Backenstreich giebt, so halte ihm den andern auch dar, wenn deine Ehre und die Gerechtigkeit nicht drunter leiden, so leid du es daſs er dir den zweiten auch giebt, ohne dich dafür zu rächen.

13. Welches ist die sicherste Regel bey Befriedigung unsrer sinnlichen Begierden?

Alles fähig zu seyn zu genieſsen und mit dem höchstmöglichen Vergnügen zu genieſsen, das die Sache zu geben vermag, aber auch alles fähig seyn zu entbehren bis auf das was unsre Existenz fortsetzt Brod und Wasser: wie weit wir aber bey jedem Fall in diesem Genuſs oder in dieser Enthaltsamkeit gehn sollen ist zu casuell um es unter eine Regel zu bringen und muſs dabey jedesmal unsere Vernunft in ihrer ganzen Gegenwärtigkeit uns leiten. Doch wüſst ich auch eine Regel die Christus uns selber gegeben hat und zwar im h. Abendmahl, daſs wir uns so oft wir essen und trinken, Christi erinnern, ihn als den Weg zu Gott und Gott selbst vor Augen haben, denn so, sagt Paulus, Ihr eſst oder trinket so thut alles zur Ehre Gottes und Christus: solches thut zu meinem Gedächtniſs — alsdann werden wir nie zu

weit gehen, denn Christi Vorbild ist das gröfste und richtigste Maafs und Verhältnifs.

14. Ist es recht sich an gewisse Arten Speisen Getränke und andrer sinnlichen Kützelungen wie Taback, Opium, Brandtewein, Bäder etc. zù gewöhnen?

Nein — es ist wieder die christliche Freiheit, macht uns zu Sklaven unser Sinnen und unglücklich sintemal wir höhere und edlere Vortheile oft dergleichen sinnlichen Vortheilen aufzuopfern uns genöthigt sehen und diese kleinen Befriedigungen unsrer Conkupiscenz dieselbe abstümpfen und zerstören und zu edlen und grofsen Entschlüssen unfähig machen. Doch mufs ich alle diese Dinge brauchen können wenn ich will und die Vernunft es erlaubt. Just diese kleinen gering scheinenden Bedürfnisse sind die unsichtbaren Seile an welchen wir edle und freye Menschen, die wie die Vögel unterm Himmel das was sie brauchen allenthalben finden, wie Sklaven und Kettenhunde herumgeschleppt werden wohin andre Leute wollen nicht wohin wir wollen.

15. Welches ist also die kürzeste sicherste unumstöfslichste Lebensregel eines Christen, die auf alle Fälle, Zeiten und Umstände pafst und bey der er nie irre gehen kann?

Gegenwärtig zu Gott zu seyn im Geist (weil dieses die Nachfolge Christi in sich schliefst).

Dieses schliefst in sich den körperlichen Genufs immer mehr einzuschränken damit wir zu edlen grofsen Entschlüssen munter und fähig bleiben, die körperliche Begier nie in uns aufsteigen zu lassen aufser in der Ehe wo sie eine Folge der innigsten Liebe ist, damit unsre Liebe geistiger, unsere Empfindungen edler höher wärmer und stärker seyn — Hochmut und Geitz fallen ohnehin ganz weg: der Hochmuth ist ein falsches Selbstgefühl und Geitz eine Schwäche und Furcht die bey einem grofsen und starken Geist niemals statt haben können, weil er weifs dafs er ebenso ein Geschöpf Gottes ist, ebenso ganz von seiner Gnade abhängt und lebt als der schlechteste Wurm oder Kröte, also wenn er ein edleres besseres Geschöpf wird es nur der gröfsern Gnade Gottes zu danken hat und ihm deshalb auch die Pflicht der gröfseren Demuth obliegt. Denn Demuth ist das einzige Mittel besser, gröfser und glückseeliger zu werden . . . .

16. Was ist unsere Bestimmung?

Das ewige Leben, die Erkenntnifs Gottes und Jesu Christi als des Ursprungs aller Form und Verhältnisse — dafs wir alle diese Verhältnisse durcherkennen, durchfühlen und durchhandeln wie Christus und seine Apostel auch schon einige Propheten Wunder und Thaten dem menschlichen Geschlecht dem Ganzen zum Besten gethan nicht um blofs dumme Aufmerksamkeit und Bewundrung zu erregen, doch um auch beyläuffig Winke von seiner Gottheit zu geben . . . Dafs wir also vorzüglich unsrem Geist die thätige Kraft in uns bilden, nicht die leidende — höchstens empfindende und geniefsende Materie denn das thut das Thier auch von dem wir doch um eine so herrliche Stuffe erhöht sind um zur Gottheit emporzusteigen. Also thun ist unsere Hauptbestimmung, nicht blofs Eindrücke empfangen sowohl körperliche als geistliche durch die Thüren der Seele die Sinne — thun, handeln, thätig seyn mit Geist und Leib wo es am meisten nützlich seyn, Heil bringen kann zur Ehre Gottes und der Menschen und so von Form zu Form übergehen ins ewige Leben. Denn ich weifs dafs Gott meine Seele nicht in der Tieffe des Grabes lafsen wird, sondern sie wird mit meinem Fleisch umgeben Gott schauen, Gott in allen seinen Wirkungen und in den ewigen Verhältnissen derselben. Die thätige Kraft in uns ist unser Geist, die also unaufhörlich zu üben zu bilden und zu vervollkommnen ist unsere Beschäftigung, Handeln und Geniefsen, dafs heifst leben . . . .

17. Welches sind die Hauptregeln unsrer täglichen Diät oder des Genusses?

1. Nie zu essen oder zu trinken als wenn mich hungert oder dürstet.

2. Allemal das schlechtere Gericht dem bessern vorzuziehen denn das macht den Geist stark und verhindert die Unmäfsigkeit.

3. Sobald ich genöthigt werde, keinen Mundvoll anzurühren.

4. Starke Getränke nur zur Stärkung trinken und allemal bey einem bleiben, nie mehrere unter einander mischen, als Caffee und Liqueur, Weine verschiedner Art. Denn der Geist in uns giebt unserem Cörper Wärme genug, er braucht nur durch ein gelindes körperliches Feuer gewärmt nicht aber erhitzt zu werden.

5. Allemal mit Appetit aufstehen, Hunger und Durst nur stillen nicht befriedigen, starke Getränke nicht zu stark in mir werden lassen.

6. Alle diese Regeln mit Evangelischer Freiheit beobachten nicht mit ängstlichem Zwang. Ich brauche nur alle meine Kräfte zu Gott gespannt zu haben und zu bedenken, daſs ich höhere Kräfte habe als die genieſsenden, welchen diese höchst untergeordnet seyn müssen, oder ihnen sonst höchst schädlich sind.

18. Welches wären einige Cautelen im Umgang mit Frauenzimmern gegen die Verirrungen der Liebe und der Zärtlichkeit?

1. Kein Frauenzimmer jemals anders anzurühren als auf der Hand und auf dem Munde welche unschuldige Ausdrücke der Werthschätzung und Hochachtung sind.

2. Gegen verheyrathetes Frauenzimmer noch zurückhaltender seyn.

3. Sobald sich wollüstige Begierden in mir regen, oder ich merke daſs ich welche in einem Frauenzimmer rege mache, mich von demselben entfernen.

4. Nie auch in Gesellschaft mit der Phantasey weiter gehn als mit den Sinnen.

5. Nie nach einem gewissen Ort den die Natur uns verborgen hat hinsehn.

6. Geschweige ans Knie greiffen oder dergleichen welche Pantomimen nur in einem angesteckten höchstverderbten Lande wie dieses für erlaubt und artig hingehn.

Doch alles dieses findet sich von selbst wenn man die Grundregel wohl gefaſst hat, nicht zu begehren sondern zu lieben und sind da Regeln und Einschränkungen schädlicher als keine, schreibe auch dieses nicht für mich, sondern für andere die einmal dies Papier finden könnten.

Ueberhaupt ists gut das Fleisch zu kasteyen und zu kreutzigen damit der Geist wachsen und sich bilden könne und müssen wir erstere nicht anders pflegen und warten als wenn wir eine merkliche Abnahme unsrer Kräfte spühren, den Verrichtungen unsers Geistes obzuliegen.

III.

Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Ueber die Natur unsers Geistes

eine Predigt
über den Prophetenausspruch: Ich will meinen Geist ausgieſsen
über alles Fleisch

vom Layen.

Ich will mich hier in keine metaphysischen Untersuchungen einlassen, nur das brauchbarste sagen, was unseren Geist in der zu seinem Glück nothwendigen Spannung zu erhalten vermögend ist.

Je mehr ich in mir selbst forsche und über mich nachdenke, desto mehr finde ich Gründe zu zweifeln, ob ich auch wirklich ein selbständiges von Niemand abhangendes Wesen sey, wie ich doch den brennenden Wunsch in mir fühle. Ich weiſs nicht, der Gedanke ein Produckt der Natur zu seyn, das alles nur ihr und dem Zusammenlauf zufälliger Ursachen zu danken haben, das von ihren Einflüssen lediglich abhange und seiner Zerstörung mit völliger Ergebung in ihre höheren Rathschlüsse entgegensehen müsse, hat etwas schröckendes — vernichtendes in sich — ich weiſs nicht wie die Philosophen so ruhig dabey bleiben können.

Und doch ist er wahr! — Aber mein traurendes angsthaftes Gefühl darüber ist eben so wahr. Ich apellire an das ganze menschliche Geschlecht.

ist es nicht das erste aller menschlichen Gefühle, das sich schon in der Windel und in der Wiege äufsert — unabhängig zu seyn.

Wie denn, ich nur ein Ball der Umstände? ich —? ich gehe mein Leben durch und finde diese traurige Wahrheit hundertmal bestättigt. Wie kommt es aber, dafs wenn ich meine Schicksale erzähle, ich alle meinen Witz aufbiete, meine Schicksale so viel ich nur kann, mir unterzuordnen, meiner Klugheit, meiner Würksamkeit, woher kommt denn die Gewissensangst die ich zugleich dabey fühle, du hast vielleicht nicht so viel dazu beygetragen als du dir einbildest — die Mühe mit der ich diese Skrupel zu überwinden, hundert kleine Zwischenfälle zu vergessen suche um mich selbst mit dem stolzen Gedanken zu täuschen, das thatst du, das wirktest du, nicht das wirkte die Natur, oder der Zusammenstofs fremder Kräfte. Dieser Stolz — was ist er? wo wurzelt er?

Sollte er nicht ein Wink von der Natur der menschlichen Seele seyn, dafs sie eine Substanz die nicht selbstständig geboren, aber ein Bestreben ein Trieb in ihr sey sich zur Selbstständigkeit hinaufzuarbeiten, sich gleichsam von dieser grofsen Masse der in einander hangenden Schöpfung abzusondern und ein für sich bestehendes Wesen auszumachen, das sich mit derselben wieder nur soweit vereinigt, als es mit ihrer Selbstständigkeit sich vertragen kann. Wäre also nicht die Gröfse dieses Triebes das Maafs der Gröfse des Geistes — wäre dieses Gefühl über das die Leute so deklamiren dieser Stolz nicht der einzige Keim unsrer immer im Werden begriffenen Seele, die sich über die Welt die sie umgiebt zu erhöhen und einen drüberwaltenden Gott aus sich zu machen bestrebt ist. Können die Helvetiusse und alle Leute die so tief in die Einflüsse der uns umgebenden Natur gedrungen sind, sich selbst dieses Gefühl ableugnen das das aus ihnen gemacht hat was sie geworden sind?

Die allerunabhängigste Handlung unsrer Seele scheint das Denken zu seyn — es war der einzige Rath den die ohnmächtige menschliche Weisheit oder Erfahrenheit bekümmerten Unglücklichen geben konnte, sie sollten über die Natur ihres Unglücks nachdenken, philosophiren — das heifst sich gewissermafsen über ihre Umstände hinaussetzen und den Schwung der Unabhängigkeit geben. So sehr man auch wieder diesen Trost der Stoiker deklamirt hat, so ist er doch nicht so ungegründet, wenn man nur Stärke genug hat die Probe zu machen, welche Stärke eben sich nur in sich selbst vermehren kann. Und die Erfahrung hats zu allen Zeiten bewiesen, dafs es solche Leute gab, bey denen ihr Stolz (gütige Gabe des Himmels) das Gegengewicht gegen die schmerzhaftesten Gefühle hielt. Es mufs also dieses Gefühl das angenehmste beglückendste — und auch unentbehrlichste in der ganzen menschlichen Natur seyn, weil wir im Stande sind, ihm alle mögliche andere angenehme Gefühle aufzuopfern.

Daher die allgemeine Meynung aller Menschen von dem Vorzug des Denkens. Jeder glaubt, sobald er denkt sey er über alles hinausgesetzt, was ihm auch nur immer begegnen mag. Und in der That er ists — er kann freilich die unangenehmen Gefühle seines Zustandes nicht ableugnen, aber er findt eine Kraft in sich ihnen das Gegengewicht zu halten, dieses Gefühl schmeichelt ihm mit einem gröfseren Werth, je heftiger die Schmerzen um ihn wüten und er wird immer mehr Gott in seinen Augen, je weniger die äufserste Wuth seines Schicksals seinen innern Frieden zu stöhren vermögend ist.

Es geht aber hier gemeiniglich ein seltsamer Selbstbetrug bey den meisten Denkern oder Philosophen vor. Sie glauben ihre Independenz auf den höchsten Grad getrieben zu haben, wenn sie ihre Aufmerksamkeit von den sie afficirenden Gegenständen abzuziehen und entweder auf sich selbst oder andere gleichgültige Dinge zu richten vermögend sind. Sie glauben dadurch an Werth gewonnen zu haben, wenn sie ihre Seele stumpf machen und einschläfern, anstatt durch innere Stärke den äufsern unangenehmen Eindrücken das Gegengewicht zu halten. Das Gefühl von Leere in ihrer Seele das daher entsteht, straft sie genug und sie haben beständig alle

Hände voll zu thun, ihrem zu Boden sinkenden Stolz wieder emporzuhelfen. Sie fühlen es dafs sie sich ihren unangenehmen Empfindungen nicht entziehen können ohne Wüste und Leere in der Seele zu haben und der Zustand, der Streit ist marterhafter als die unangenehmen Empfindungen selbst.

Denken heifst nicht vertauben — es heifst, seine unangenehmen Empfindungen mit aller ihrer Gewalt wüthen lassen und Stärke genug in sich fühlen, die Natur dieser Empfindungen zu untersuchen und sich so über sie hinauszusetzen. Diese Empfindungen mit vergangenen zusammenzuhalten, gegeneinander abzuwägen, zu ordnen und zu übersehen. Da erst kann man sagen, man fühle sich — und wenn solch ein Straufs überstanden ist, bekommt der Mensch, oder des Menschen Geist eine Festigkeit die ihm für die Ewigkeit und Unzerstöhrbarkeit seiner Existenz Bürge wird. Glücklich da erst, mit der Ueberzeugung sich selbst dieses Glück zu danken zu haben.

So möcht' ich sagen erschafft sich die Seele selber und somit auch ihren künftigen Zustand. So lernt sie Verhältnifs der Dinge zu sich selber — und zugleich Gebrauch und Anwendung dieser Dinge zur Verbesserung ihres äufseren Zustandes finden. So sondert sie sich aus dem maschinenhaftwirkenden Hauffen der Geschöpfe ab und wird selbst Schöpfer, mischt sich in die Welt nur in sofern als sie es zu ihrer Absicht dienlich erachtet, je gröfser ihre Stärke desto gröfser ihre freywillige Theilnehmung, ihre verhältnifsmäfsige Einmischung, ihr nachmaliger Schöpfungs und Wirkungskreifs. So gründet sich all unsere Selbstständigkeit all unsre Existenz auf die Menge den Umfang die Wahrheit unsrer Gefühle und Erfahrungen, und auf die Stärke mit der wir sie ausgehalten das heifst über sie gedacht haben oder welches einerley ist, uns ihrer bewufst geworden sind.

Unsere Unabhängigkeit zeigt sich aber noch mehr im Handeln als im Denken, denn beym Denken nehm'ich meine Lage mein Verhältnifs und Gefühle wie sie sind, beym Handeln aber verändere ich sie wie es mir gefällt. Um vollkommen selbstständig zu sein, mufs ich also viel gehandelt, das heifst meine Empfindungen und Erfahrungen oft verändert haben. Ist dies nach gewissen Gesetzen der allgemeinen Harmonie geschehen, so nennen wir das gut handeln, im entgegenstehenden Fall böse. Diese Harmonie läfst sich aber eher fühlen als bestimmen. Denn welcher Verstand ist soweit durchgedrungen — und was müfste er für einen Weg gemacht haben, um dahin zu kommen? Böse Handlungen geben sich gleich zu erkennen durch die dadurch verursachten quälenden Gefühle, deren Deutlichkeit der Mensch aufhalten, die er aber nie ganz vertilgen kann.

Christus lebte nach einem Plan um allgemeiner Gesetzgeber zu werden, er lebte um zu leiden und zu sterben. Seine Gefühle müssen unaussprechlich gewesen seyn, er hatte sich in einen Standpunkt gestellt das Elend einer ganzen Welt auf sich zu konzentriren und durchzuschauen. Aber das konnte auch nur ein Gott . . .

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis.